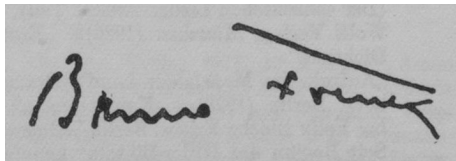


# Bruno Frank

## Werke

### 3. Erzählungen



Herausgegeben von Gerd Leibrock  
Stuttgart 2016



## **Hinweise**

### Zum Inhalt:

Die Sammlung enthält die Erzählungen, die Bruno Frank in Sammelbänden und in Einzelbeiträgen veröffentlicht hat. Die Erzählungen um König Friedrich sind in „Bruno Frank Werke, 5. Friedrich der Große, Erzählungen“ enthalten.

### Zur Anordnung:

Die Erzählungen sind nach dem Erscheinungsdatum der Sammelbände bzw. Einzelbeiträge angeordnet, wobei die Reihenfolge der Erzählungen innerhalb der Sammelbände beibehalten wird.

Korrekturmeldungen bitte an:  
[kontakt@gerd-leibrock-stuttgart.de](mailto:kontakt@gerd-leibrock-stuttgart.de)



# Inhalt

1908–1910 7

Der Stolz des Privatdozenten Kaiser (1908) 7

Herr Komerell und der Papagei (1909) 13

Flüchtlinge (1911) 14

Pantomime (1911) 14

Der Glücksfall (1911) 28

Das Böse (1911) 51

Die Melodie (1911) 59

Die Mutter einer ganzen Stadt (1911) 87

Der Papagei (1911) 93

Ein Abenteuer in Venedig (1911) 103

1912–1915 167

Kuxe ... Kuxe ... (1914) 167

Ah, le misérable! (1914) 167

P. Q., der Kritiker (1914) 172

Frau Ethel Redgrave (1914) 175

Der Himmel der Enttäuschten (1916) 196

Der Himmel der Enttäuschten (1916) 196

Der Schatten (1916) 209

Das Goldbergwerk (1916) 225

La Buena Sombra (1916) 231

Der Marschall (1916) 240

Leidenschaften (1916) 252

1916 263

Schwager Kronos (1916) 263

Gesichter (1920) 276

Der Bräutigam (1920) 276

1921 286

Der Goldene (1921) 286

Bigram (1921) 325

Das Haar (1921) 325

Die Unbekannte (1921)	341
Die Tat (1921)	357
Bigram (1921)	371
1921–1924	400
Der Kaiser (1921)	400
Gespräch auf der Altane (1922)	402
Braucht man mehr zu wissen? (1924)	411
Koptisch muß sein (1923)	412
Mary Queen of Scots (1924)	422
Die Melodie (1924)	423
Hochbahnfahrt (1924)	423
Ein Konzert (1927)	433
Der Engländer (1927)	433
Ein Konzert (1927)	442
1927–1946	451
Nacht in Cannes (1928)	451
Politische Novelle (1928)	462
Der Magier (1929)	546
Die Monduhr (1933)	586
Die Stadt Algier (1934)	622
Blutsprüfung (1935)	629
Der Antiquar (1937)	633
Sechzehntausend Francs (1940)	642
Vier Schlaefer (1942)	693
Faschistenfest (1942)	697
Stadt im alten Galizien (1943)	701
Honour thy Father and thy Mother (1943)	705
The suitcase (1943)	754
Ein Hollywood im 16. Jahrhundert (1944)	767
Chamfort erzählt seinen Tod (1945)	773
Anekdoten aus dem Nachlass (1946)	782
Alphabetisches Register der Titel	785

**1908–1910**

## **Der Stolz des Privatdozenten Kaiser (1908)**

In: Der Schwabenspiegel. Wochenschrift, 1. Jahrgang,  
Nummer 14, 7. Januar 1908, Seite 103-104.

Herr Emmanuel Kaiser, Privatdozent an der philosophischen Fakultät, der heuer zum fünften Male über die französische Literatur „Von der großen Revolution bis zur Gegenwart“ las, war entschlossen, das, was er Gegenwart nannte, wiederum nur ganz knapp zu berücksichtigen. Einmal enthielt sein Manuskriptheft nichts Ausführliches über diesen Gegenstand, und zweitens näherte sich das Winterhalbjahr seinem Ende. Allein es gab noch einen dritten Grund, und diesen legte Herr Kaiser seiner Zuhörerschaft heute mit Freimut dar; es war der Montag, an dem er ihn darzulegen pflegte.

„Die Leichtfertigkeit,“ sagte er, „die unsern westlichen Nachbarn von jeher im Blute steckte, die aber, durch edlere Instinkte gebändigt, in ihrem Schrifttum sich nicht breit machen durfte, hat unter dem Regime der jüngsten Generation wahre Orgien gefeiert. Ein einziges Problem, das Problem der Beziehungen zwischen Mann und Weib, trat ganz und gar in den Vordergrund; ja es waren überhaupt keine Probleme mehr, denen man nachging, obgleich jenes nie erschöpfte Thema deren in unserer sozial so komplizierten Epoche eine erneute Fülle bietet. Nein, man ging nicht auf Probleme aus, meine Damen und Herren, sondern auf etwas ganz Anderes! – Hand in Hand mit der Unreinheit zeigte sich eine Unfähigkeit, Zusammenhänge zu erkennen; man sah den einzelnen »interessanten« Menschen, die einzelne »iutessante« Ehe, aber man war nicht imstande, das Typische in den Erscheinungen zu erkennen und zu gestalten. Daß schriftstellerische Begabung unter der jungen Generation vorhanden war, läßt sich nicht leugnen; in den psy-

chologischen Analysen eines Paul Bourget finden wir Feingefühl und Seelenkenntnis; in den dekadenten Frauenschilderungen eines Marcel Prévost herrscht eine gewisse Grazie, und daß im markantesten, etwas älteren, Vertreter der Gruppe, daß in Guy de Maupassant eine Gewalt der Sprache lebendig war, allerdings, wie wir sehen werden, eine mehr blendende als erleuchtende – das müssen wir schon dem Zeugnis seines Lehrmeisters, des ehrlichen und strengen Flaubert, glauben. Werfen Sie nun mit mir einen Blick auf Maupassants Schaffen; dies wird vollkommenen genügen, um Ihnen von dem Schaffen der ganzen Generation ein Bild zu geben.“

Als der Privatdozent bei dieser Stelle seines Manuskripts, einer zum Atemholen geeigneten Stelle, angelangt war, hob er sein Gesicht (das wohlgeformte, aber nicht sonderlich ausdrucksvolle Gesicht eines fünfunddreißigjährigen Mannes) gegen sein recht zahlreiches, zum nicht geringen Teil weibliches Auditorium. Er blickte über die Bankreihen hinweg auf die weiße Hinterwand des Saales; dann ließ er seine Augen, dem langen Mittelgange folgend, zum Katheder zurückkehren. Schon wollte er sich den eng und grober beschriebenen Blättern wieder zuwenden, als sein Blick dicht, ganz dicht zu Füßen des Katheders auf etwas Helles und Glänzendes traf.

Sieh da, dachte Herr Kaiser, eine Nadel! Und was für eine zierliche Nadel, eigentlich könnte man sie einen Haarkamm nennen. Sie gehört natürlich der Studentin, die hier links vom Katheder ihr Jackett aufzuhängen pflegt; sonst kommt ja niemand so nahe hier vorbei. Ich habe keine Ahnung, wie das Fräulein aussieht; übrigens geht mich das nichts an ...

Dieses Selbstgespräch wurde außerordentlich rasch geführt. Herr Kaiser gönnte sich noch einen Blick auf das Jackett. Es war ein zierliches, graues Mäntelchen, mit silbergrauer Seide gefüttert, und hing seit Semesterbeginn zweimal in der Woche von vier bis fünf an dieser Stelle; die Kombination von Jäckchen



und Haarpfeil ergab einen erfreulichen Eindruck von Wohlhabenheit und Geschmack.

Herrn Kaiser erwuchs die Notwendigkeit, in seinem Manuskript fortzufahren. „Maupassant,“ so las er, „bleibt der typische Vertreter des Salonschriftstellertums. Seine viel gepriesene Kürze ist freilich virtuos, aber im Grunde doch eben nichts Anderes als der Lakonismus des plaudernden Renés, der wenig zu sagen hat und deshalb so tun muß, als sei er – knapp. Die Ueberlegenheit und Sicherheit in der Schilderung, die von manchen gerühmt wird, stellt sich dem tieferdringenden Blick dar als ein vollkommener Mangel an Interessen. Nehmen wir eine seiner sogenannten Bauernnovellen zur Hand, eine seiner Reisebeschreibungen oder ein paar seiner Skizzen aus dem großen Kriege, – wir gewinnen zuletzt doch immer das Bild eines Menschen, dem es mit alldem durchaus nicht ernst ist, und der bei sich selber spricht: Diese Dummköpfe von Lesern glauben, meine Objektivität verberge ein mitfühlendes, aber keusches Herz; sie merken nicht, daß ich überhaupt nur an einer einzigen Sache lebendigen Anteil nehme. – Dieser Dichter, meine Damen und Herren, hat von jeher gewirkt und wirkt noch immer als das, was er gewesen ist, als ein unreiner Geist.“

Es war nicht zu leugnen: Herr Kaiser hatte diesen Abschnitt weit hastiger verlesen, als es seine Art war. Er wünschte sich fortwährend den nächsten Atempunkt herbei, um das glänzende Ding am Boden betrachten zu können.

Wenn man die Nabel eingehender prüfte, bemerkte man, daß das Silberweiß der beiden Zacken gar kein Silberweiß war, sondern die etwas mattere Farbe von Platina. Gegen die Schmalseite zu ging diese helle Tönung unmerklich, in zarten Abschattungen, in ein tiefes Altgold über.

Herr Kaiser war mit Phantasie nicht allzu verschwenderisch ausgestattet, aber in diesem Moment schuf sich ein inneres Auge zu dem Kleinod auf der staubigen Diele die Gestalt einer Frau und eine Bewegung dieser Frau.

Er glaubte, ein Mädchen vor sich zu sehen, das mit einer starken und doch weichen Bewegung den matt leuchtenden Pfeil aus den reichen, dunklen Haaren zog, so daß ihr Gesicht – und auch dies sah Herr Kaiser deutlich – in der Umrahmung der gelösten Fülle bleicher und feiner erschien.

Man weiß, wie unbegreiflich schnell sich Gedankenglieder zu einer Kette aneinander hängen. Freilich sagte der nächste Satz in Herrn Kaisers Manuskript, „Maupassant habe die französische, er habe die europäische Frau in den Schmutz gezogen,“ und dies war auch Herrn Kaisers eigentliche Meinung. Aber es ist nicht möglich, so etwas auszusprechen, wenn man sich im selben Augenblick, völlig wider Willen, an drei junge und graziöse Mädchen erinnert, ferner an zwei Pariser Studienfreunde aus dem Philologenjahr, ferner an sich selbst im Alter von zweiundzwanzig, ferner an ein kleines Studentenzimmer in der Rue de Vaugirard, das von einer blauen Papierlaterne schwach und geheimnisvoll erleuchtet wird. Wenn man sich an Frühlingsfahrten auf den kleinen, schnellen Seinebooten erinnert, bei denen man fast aufs Haar das gleiche erlebte, wie der junge Mann in Maupassants Erzählung »Au printemps«. Und wenn man endlich an die sehr jugendlichen, aber so von Herzen ehrlich gemeinten, schwärmerischen Tiraden denkt, in denen man damals die Schönheit der ganzen Welt aufzufangen glaubte, und mit denen man im Grunde doch nur nach dem Herzen einer einzigen kleinen Pariserin, eines ganz bescheidenen Bürgermädchens, zielte.

Herr Kaiser sprach wieder, aber er sprach nicht mehr nach dem Manuskript. Er gebrauchte vielmehr gemäßigte und schon fast entschuldigende Worte, die nicht sehr viel sagten. Und er gab sich dabei Gedanken hin, die in Melancholie ausmündeten. Denn während er versuchte, sich die Bilder jener beiden Freunde in den alten Farben zu malen, geschah es ihm, das er sich von ihrer augenblicklichen Gestalt und Denkweise durchaus nicht losmachen konnte. Er wußte allzugenu, wie diese

beiden jetzt aussahen, und wie weit sie jetzt von aller Schwärmererei entfernt waren; er erkannte plötzlich, hier auf seinem Katheder, den ganzen grausamen Gegensatz. Und während er langsam weiter sprach, fragte er sich nun unaufhörlich: Und ich? – Gewiß, was Herr Kaiser da überlegte, war nichts Außergewöhnliches; es dämmerte ihm nur die Erkenntnis, daß man etwas *Großes* verliert, wenn man mit der Jugend zugleich *allen* Leichtsinn und – *alle* Empfindsamkeit verliert.

Die Augen der Buddhisten saugen Erleuchtung aus dem glänzenden Stirnknauf der Buddhastatuen; die Augen des Herrn Kaiser hafteten fest an der Nadel und es gewann auf diesem Wege, in einer fast unbegreiflichen Weise, eine neue Denkart über ihn Macht. Eine neue Anschauung, die sich von der herrschenden Meinung über den Dichter Maupassant zwar noch viel weiter entfernte als die frühere, die Herr Kaiser aber für den Augenblick weit mehr vom Herzen kam, ja eigentlich nichts Anderes war, als der Ausdruck für seine eigene Gemütsverfassung.

„Freilich, meine Damen und Herren,“ sagte er – und er sagte es ziemlich leise – müssen wir Eines immer und immer wieder bedenken: um den Dichter war französische Luft, war die Luft von Paris. Maupassant kam vom Lande, er kam von irgend einem Edelsitz in der Normandie. Glauben Sie mir, meine Damen und Herren, jenes schwelgerische Aufgehen in sehr subtilen Reizen, jene Neigung für die vornehme, wenn auch nicht reine Frau, und vor allem die zärtliche Ironie, jawohl die zärtliche Ironie, die Maupassant für diese Frauen hat, das alles sind, im Grunde und recht betrachtet, Anzeichen dafür, daß zwischen ihm und der Welt, die er malt, ein gewaltiger – Abstand lag. Dieser Dichter hatte ein Gefühl, das uns allen nicht fremd ist oder einmal nicht fremd sein wird, das Gefühl des Zugastseins: wir waren alle während unserer jungen Jahre Gäste in einer Welt, die wir dann verließen, um vernünftig zu werden.“

Diesen Worten des Herrn Kaiser lag, wie sich versteht, die frohe Ueberzeugung zu Grunde, daß es in diesem Punkte bei ihm selbst ganz anders bestellt sei. Das Auditorium war unruhig und erstaunt, und niemand verstand viel von der Sache. Herr Kaiser aber fuhr fort:

„Wenn Maupassant, meine Damen und Herren, von einer reizenden Frau erzählt, und, nachdem er sie uns lieb gemacht hat, am Ende sogar brutal wird und sagt: Sie war nur eine Kokette und höchstens noch eine Gans, – so ist auch das nichts Anderes als ein Versuch, sich zu betragen wie Einer, der dazu gehört: objektiv, ruhig, überlegen. Es ist ein Versuch, aber ein verfehlter Versuch, denn in derartigen Worten liegt wiederum nichts Anderes als das sentimentale Bedauern darüber, daß all diese kostbare und gehütete Schönheit in ein paar Jahren vorbei sein wird, und – daß sie dennoch der Inhalt eines Lebens war. Es ist, meine Damen und Herren, das gleiche Gefühl, dem der alte François Villon Ausdruck gegeben hat: „Wo ist der Schnee vom vorigen Jahr?“ „Sagt mir, in welchem Land ist jetzt Flora, die herrliche Römerin, wo ist Xantho, die schöner war, als je eine Frau – mais où sont les neiges d’antan?“

Als Herr Kaiser dies mit bewegter Stimme gesagt hatte, wurde draußen die Stundenglocke geläutet. Und das war gut so. Denn wer möchte behaupten, daß sich die von der Haarnadel hervorgerufenen Aeußerungen zuletzt noch durch wissenschaftliche Klarheit ausgezeichnet hätten?

Eine knochige und ältliche Amerikanerin bahnte sich, den Mittelgang herauf, einen Weg zu ihrem Haarpfeil, den auch sie während der ganzen Zeit nicht aus den Augen gelassen hatte.

Herr Kaiser aber ging mit lebhafteren Schritten als gewöhnlich durch die krummen Gassen zu seinem Wirtshaus. Er war ein Mann, der sich selbst auf das Sorgfältigste zu beobachten pflegte, und er fühlte eine bedeutende Genugtuung über das, was während der letzten Stunde in ihm vorgegangen war.

Er gestand sich mit hoher Freude, daß er für seine Person wirklich noch fähig sei, jugendlich zu empfinden, und er bedachte nicht, daß, in der Wissenschaft wenigstens, sein ganzer Haß der sentimentalen Aufbauschung banaler und allgemeiner Ideen galt.

## **Herr Komerell und der Papagei (1909)**

Vorabdruck von „Der Papagei“ (1911) in: Arena, 5. Jahrgang, Heft 2, 1909/1910, Seite 180-184.

Text: siehe Der Papagei (1911), Seite 93.

## **Flüchtlinge (1911)**

## **Pantomime (1911)**

Die Märznacht war empfindlich kühl, und als das verschlungen dahinwandelnde Paar den Fuß des Eisenbahndammes erreichte, begann ein feiner Regen niederzugehen. Gleichwohl machten die jungen Leute an dieser Stelle im Freien Rast; auf einer der Bänke, die vor dem Wetterschutzhaus dort angebracht sind, fielen sie nieder, unfähig offenbar, auch nur die zwei Schritte ins Innere des Hüttchens noch zu tun, und die Neigung ihrer Häupter im Kuß war so schwer und unbeweglich, daß es für einen Vorübergehenden hätte den Anschein haben können, als seien die Gesichter im Schlaf gegeneinander gesunken.

Niemand aber ging vorüber, und kein lautes Geräusch drang zu ihnen her als einmal die Meldeglocke eines mäßig entfernten Signalapparates. Auch sie selbst blieben ohne ein Wort und ohne eine Bewegung, und erst nach langer Zeit löste sich der junge Mann ein wenig aus der festen Umarmung und sah beim ungewissen Schimmer der trüben Nacht aus großer Nähe in das Gesicht seiner Geliebten, auf dem, unter blondem, dickem Haar, Regenwasser und Tränen herabströmten.

Von den Kirchtürmen der Stadt, die weit unten lag, schlug es halb zehn. Mit einem Male brachen irgendwo an einem unbewölkten Ort die Strahlen des fast vollen Mondes hervor und beleuchteten für den zärtlich spähenden Blick stärker einen etwas gewöhnlichen, doch frischen und verlockenden Mund, eine kleine Nase von sanfter, uncharakteristischer Bildung und zwei gewölbte und gerötete Lider. Im ganzen war es das unauffällige Gesicht eines etwa vierundzwanzigjährigen Mädchens, mit noch glatter Stirn und unbeschädigtem Teint an den Wangen, darin kaum ein Zug auf künftige Veränderungen hindeutete, abgesehen vielleicht von zwei kurzen, scharfen Kerben un-

terhalb der Augen, die – aber nur ein sehr pessimistischer Beobachter hätte das vorausgesagt – sicherlich bestimmt waren, dereinst bei der vierzigjährigen, fünfzigjährigen Frau zu abscheulich klaffenden Gruben zu werden.

Dieses Antlitz betrachtete der junge Mensch so fest und gesammelt, daß sich aus dem seinen, das schmal, blaß und noch ganz knabenhaft war, der Ausdruck von Zärtlichkeit beinahe verlor. Es war, als gälte es für ihn, sich einen Anblick einzuprägen, den er auf eine endlose Zeit fortan würde zu entbehren haben. Plötzlich hob sich die Brust des Mädchens in einem schweren Atemzug, ihren Lippen entglitt ein Seufzer, und ihn streifte der Hauch. Unter dieser streichelnden Berührung ging eine Veränderung mit ihm vor; er biß die Zähne aufeinander, so daß an den Wangen die Muskeln hervortraten, seine Augen erweiterten sich, und unter dem benähten Stoff seines Mantels erzitterte sein Körper. Er näherte sich ihrem leicht geöffneten Munde, so weit das möglich war, ohne ihn zu berühren, und sog, während in seinen Zügen ein äußerstes, kaum noch erträgliches Entzücken sich ausprägte, den nun wieder regelmäßigen Atem des Mädchens in sich hinein.

In Alexanders vierzehntem Jahr wurde eines Morgens sein Vater tot am Schreibtisch des Gutsinspektors gefunden, mit vertrocknetem Blut an Schläfe und Hemdkragen und in den zornig verkrampften Fingern der linken Hand einen Geschäftsbrief, von dem nur der blaue Firmaüberdruck sichtbar war. Alexanders Mutter war längst tot, und wenige Tage vor der Versteigerung des Gutshofes nahm ihn ein Verwandter mit sich fort, ein bereits grauhaariger, unverheirateter Herr, der in einer kleinen thüringischen Residenz als hoher Beamter in den Diensten des Herzogs stand.

Bei ihm verbrachte Alexander das Ende seiner Knabenzeit, und wenn er den Kopf von den Schularbeiten hob und durch das Fenster seiner langen, lichtarmen Stube einen Blick über

die Dächer hinaus schickte, so verspürte er, obgleich von Monat zu Monat schwächer, fernher einen ländlichen Hauch, in dem sich der Geruch fruchtbarer Erde kräftig vermischte mit den gutmütigen Ausströmungen der großen Haustiere und mit dem Duft von frisch gemähtem Heu. Er fand sein Genügen in den träumerischen Grübeleien, die schon auf den Feldern und Abhängen des Gutshofes ihren Anfang genommen hatten, und in seinen Büchern, von denen er mit Entschiedenheit die historischen bevorzugte. Eine lange Zeit hindurch, zum Beispiel, beschäftigte ihn auf das Lebhafteste eine begeistert abgefaßte Biographie des preußischen Staatsmannes Freiherrn von Stein (mit dem er übrigens vom Vater her auf verwickelte Weise verwandt war), wobei ihm aber aus dem Werke nicht so sehr das Bild eines bedeutenden Menschen fesselnd entgegentrat, als vielmehr gewisse unklare, doch großartige Begriffe flammengleich entgegenschlugen.

Diese Begriffe, ja vielleicht nur die Worte zu diesen Begriffen – das Wort „Mannesmut“, das Wort „Menschenliebe“, das Wort „Gerechtigkeit“ –, erfüllten seine Brust, machten ihm die Stube zu eng, erbrausten in seinem Blut. Noch auf der Universität, die er jung, kaum achtzehnjährig, bezog, bildete zunächst, mit der Erinnerung an seine Kindheit, diese berauschte Hingabe an allgemeine Ideen seine ganze Freude. Schließlich aber, nach Verlauf seines ersten Halbjahrs, begann er immerhin, hier und dort Bekanntschaften zu schließen, im Hörsaal, im Restaurant, auf der Reitbahn.

Eines Sonntags im November ließ er sich von drei jungen Leuten dazu überreden, gemeinsam mit ihnen den Nachmittag auf einem öffentlichen Ball zu verbringen, der irgendwo in der Umgebung stattfand, und von dem sie sich und ihm viel Amusement versprochen. Man bestieg eine Dampftrambahn, verließ sie wieder in einer Gegend, die halb noch Vorstadt, halb schon Dorf zu sein schien, und betrat den Wirtshaussaal. Der Saal war mit roten Papierblumen und grünem Papiergras höchst



lächerlich hergeputzt, und mitten in jedem Walzer klatschte ein befrackter Mensch in die Hände, um alle Paare aufzuhalten und seine Groschen einzusammeln. Alexanders Begleiter, die sich für sein Vergnügen ein wenig verantwortlich fühlten, bezeichneten ihm eine angeblich sehr hübsche junge Dame in einer weißen Bluse, die, ohne alle männliche Gesellschaft, irgendwo an der gegenüberliegenden Breitseite des Saales saß.

Um ihnen gefällig zu sein, stand Alexander auf und bewegte sich vorsichtig auf dem leeren Parkett hinüber, ein wenig unbehaglich unter den vielen Blicken. Angelangt, vollführte er eine kleine Verbeugung, legte, da eben die Musik einsetzte, den Arm um das Mädchen und machte, ohne noch ihr Gesicht recht gesehen zu haben, die ersten Walzerschritte. Da aber traf ihn von der Seite ihr Atem, ganz leicht, als ein streichelnder Hauch ... Innehaltend lehnte er sich ein wenig zurück, er schloß die Augen und öffnete den Mund wie jemand, der vergeblich versucht, um Hilfe zu rufen. Im Atem des Mädchens war ein Duft wie von sommerlicher Erde und von köstlichem frischem Heu. Alexander schlug einen Blick der Liebe und der unbedingten Hingebung zu ihr auf, und sie starrte ihn verwundert an.

Er handelte wie unter dem Zwang einer starken Faust. Zuerst war Fräulein Clara nicht weit davon entfernt, über sein so unerklärlich verwandeltes Wesen zu lachen, aber als er mit Festigkeit verlangte, sie möge sich nun sogleich von ihm nach Hause führen lassen, fügte sie sich dennoch – mit Erstaunen und Neugier. Durch die spärlichen Kiefernwäldchen des Weichbildes gingen sie ziemlich schweigsam miteinander der Stadt zu, und als sie ankamen, war es erst früher Abend. Da aber, in der schon dunkeln Hauseinfahrt, ehe man sich trennte, wurde es deutlich, daß Alexander auf dem Spaziergang seine Ruhe noch nicht wieder gewonnen hatte. Er ließ sich auf die Kniee nieder, erfaßte Fräulein Claras vom Wegstaub beschmutzten Rock und preßte seinen Kopf in das Tuch, unter

Stöhnen und so heftig, daß Fräulein Clara hörte, wie oben in der Gegend ihrer Taille ein Band zerriß.

Dieses mit Entschiedenheit begonnene Abenteuer nahm den geradesten Verlauf. Am nächsten Morgen begab sich Alexander, im Gehrock wie zu einer feierlichen Angelegenheit, nach dem Logis eines ihm flüchtig bekannten jungen Offiziers und erkundigte sich bei dem verblüfften Herrn mit ruhigen Fragen darüber, „wie man so etwas am besten arrangiere“. Er handelte unter der Faust ... Und schon am dritten Tag danach bezog Fräulein Clara eine kleine Wohnung, die Alexander ermittelt hatte, und die im englischen Geschmack nicht übel möbliert war. Mit einer gewissen Wehmut verließ sie ihr altes Zimmer, denn, – obgleich sie diesen Grund wohl selbst nicht kannte, – seine niedrige Decke und seine etwas dumpfige Luft erinnerten sie ein wenig an das Häuschen der Eltern in ihrem schlesischen Dorf ... Gegen die hell lackierten Möbel, zwischen die sie versetzt wurde, faßte sie sich gleich beim Einzug eine Art von Widerwillen, und nie fühlte sie sich in der Folge ganz heimisch unter ihnen. Im ganzen jedoch war sie Alexander dankbar, und bald begann sie, ihn zu lieben. Dies war natürlich.

Es war natürlich, daß dieses große, im Denken und allen Bewegungen langsame Geschöpf einem solchen Ansturm wich, daß ihr Blut – das Blut schlesischer Kättersleute – an der Raselei dieses bedenkenlosen Knaben sich schließlich entzündete. Denn was Alexander selbst anging, so gestalteten sich die nun folgenden Monate für ihn einfach so, daß er an keine Studien jemals mehr dachte, auch von den erhabenen Begriffsspielen, an denen er Freude gefunden, sich völlig abwendete, daß er ohne jede Überlegung Schulden nach Schulden auf sich nahm und überhaupt widerstandslos in seiner sinnlichen und zugleich sublimen Leidenschaft sich versinken ließ.

Er vernachlässigte alles in dieser Zeit, sogar seine notwendigste Korrespondenz, und weil auch sonst Anzeichen einer veränderten Lebensführung nach außen drangen, beunruhigte

man sich endlich an der Stelle, wo Alexanders Gegenwart und Zukunft bedacht wurde, – beunruhigte sich, informierte sich und erhielt empörende Gewißheit ... Als Alexander eines Morgens, es war in den letzten Tagen des März, vor dem Bett seiner schlafenden Freundin stand und, beim gelben Schimmer der geschlossenen Gardinen, mit dem Ausdruck einer verlorenen Zärtlichkeit ihren Mund betrachtete, ihre schmale Stirn und sogar die starken Linien unter ihren Augen, klingelte es zweimal an der Türe, und wie er hinausging, wurde ihm ein eingeschriebener Brief des Geheimrats übergeben.

Es war ein längeres und überaus scharf gehaltenes Schreiben, und der Geheimrat zeigte sich darin von allem unterrichtet, bis herunter zum genauen Mietspreis der Wohnung und zu den Namen der Gläubiger. Mit einem, wie es wenigstens Alexander vorkam, deutlichen Unterton von Schadenfreude war allen von seiner Seite möglichen Einwendungen von vornherein begegnet, sogar der einer projektierten Heirat, – „womit Du mir, während Du diese Zeilen liesest, doch ohne Zweifel zu kommen beabsichtigst.“ Zum Schluß war Alexander nackt diktatorisch angewiesen, für immer seinen Koffer zu packen und sofort, ohne etwa auf den Beginn der Osterferien zu warten, nach Hause abzureisen.

Alexander trat zurück in das Schlafzimmer, aber der von den gelben Vorhängen noch immer in matter Beleuchtung gehaltene Raum war verwandelt für ihn. Aus der süßen Dämmerung zärtlicher Versunkenheit sah er sich auf die glühende Landstraße des Lebens hinausgestellt und hatte sich für die eine oder für die andere Wegrichtung ins Endlose unverzüglich zu entscheiden ...

Das Mädchen schlug die Augen auf, und ihr erster Blick war nicht unsicher und abweisend wie sonst der Blick Eines, der aus dem Schlafe erwacht, sondern sogleich voll Liebe auf Alexander gerichtet. Er nahm dies wahr, in diesem Augenblick ergriff es ihn auf das Stärkste, und er brach in Tränen aus. Oh-

ne auch nur einen ordentlichen Satz auszusprechen, tat er ihr alles zu wissen, durch abgerissene Worte und durch stummes Ja auf ahnungsvolle Fragen. Dann saßen sie ohne Rat und Trost beieinander und ließen die Viertelstunden vergehen.

Kein Zweifel, daß Fräulein Clara noch ein halbes Jahr zuvor für eine Situation wie die, in der sie sich nun selbst befand, nichts als Spott übrig gehabt hätte. Aber in der gleichmäßig warmen Luft von Alexanders Neigung hatte sich ihr Herz verweichlicht, ihrem Blick war, wie es in steter Hitze der Fall zu sein pflegt, die Klarheit verloren gegangen, und wenn sie vor dem durchaus nichts Anderes gewesen war als ein gleichmütiges Arbeitsgeschöpf, so war sie nun nichts Anderes als die untätige Geliebte eines jungen Herrn und unfähig, eine Veränderung in diesem Zustand sich als möglich vorzustellen. So konnte es geschehen, daß, von einer gewissen Minute an, ihre verzweifelten Gedanken genau neben denen Alexanders hinliefen ... Der Geheimrat wollte ihnen nichts übrig lassen als die Trennung, – das war gewiß. Die Trennung aber ließ sich nicht ertragen, – das war gleichfalls gewiß. Was also blieb? Das Schweigen währte sehr lange. Und dann trat, in dem gleichen Moment, in ihrer beider Blick ein gewisser verträumter, starrer und entsetzter Ausdruck, und einige geflüsterte Worte ließen jeden im andern die eigene Regung erkennen. Nun erst brachen auch aus den Augen des Mädchens Tränen hervor, und wohl ohne selbst zu wissen, warum sie es tat, begann sie Alexanders Hand mit hastigen Küssen zu bedecken.

Was war von ihnen beschlossen worden? Aber der Ausdruck „beschließen“ hat hier keine Stelle. Ein verborgenes Gesetz schien bestimmt zu haben, daß Alexander und seine Geliebte eine gewisse Schar junger Leute vervollständigen sollten, paarweise über den Erdball verteilter törichter junger Leute, die, wie in jedem Monat so auch in diesem Monat März, arme Nummern einer vorgezeichneten Zahl, ihr Leben fortgeworfen hatten ... Und als Werkzeug ihrer Tat hatten sie einen Eisen-

bahnzug zu benutzen, den Zug D 25, der abends, nicht lange vor halb elf, aus der Richtung von Frankfurt her eintrifft ...

Sie verließen ihre Wohnung erst gegen neun Uhr, erreichten auf einem weiten Umweg den Bahndamm und warteten, einem feinen, kalten Regen zum Troß, auf einer Bank irgendwo im Freien. Sie warteten, und da auf Erden die Dinge nun einmal so liegen, daß bei jedem Birneneinkauf die Leute mehr zu sagen wissen als in einer ernsthaften Angelegenheit, da sich auch, im Besonderen, der bevorstehende eigene Tod weniger zum Gegenstand einer Konversation eignet als irgendein Ding auf der Welt, so sprachen sie nicht miteinander, sondern hatten ihr Genüge daran, sich durch ihre warme gegenseitige Nähe über die eisige Gräßlichkeit des Vorhabens hinwegzubringen, einander zu liebkosen und zu küssen. Unzählige Male trank Alexander den Atem seiner Geliebten ...

Es schlug zehn Uhr, sie vernahmen ein verwirrendes Getöse vieler Glocken, das kein Ende zu nehmen schien. Der Wind kam nun in einzelnen starken Stößen daher, und hinter ihnen raschelten die Halme, die am Abhang des Dammes wuchsen. Als die letzte Turmglocke, eine Glocke mit raschem hellem hartem Schlag, verspätet schwieg, trat für einen Augenblick vollkommene Stille ein. Plötzlich aber gellte ein Pfiff über sie hin, der langausgezogene Pfiff einer Lokomotive, der an den Hügeln widerhallte und klagend erstarb. Und als wäre nichts auf der Welt außer ihnen und ihrem Unglück, sanken sie in eine wilde und traurige Umarmung.

Sie schrakten auf, als die Uhren das Viertel schlugen. Jeder dieser einzelnen Schläge klang wie ein Befehl, – wie ein ungeduldiger, wenn er hell und hart war, wie ein nachdrücklicher, wenn er dumpf und voll war. Als die letzte Uhr verspätet ihr scharfes Kommando hören ließ, erhoben sie sich und suchten Arm in Arm einen Pfad zu den Gleisen hinauf. Aber da sie unachtsam waren, gelangten sie seitlich zu einem Viadukt, der unter dem Damm hinüberführte, durchschritten ihn und

erstiegen von drüben den Abhang. Es war ein schmales, kaum ausgetretenes Weglein, das schräg hinaufführte; Fräulein Clara ging voran, sie schlenkerte mit ihrem Handtäschchen. Der Regen hatte aufgehört, vor dem Wind war man auf dieser Seite ganz geschützt.

Alexander sah aufmerksam zu Boden, wo im Mondlicht jedes Hälmdchen zu erkennen war.

„Der letzte Weg,“ sagte er zu sich selbst, als müsse er sich daran erinnern.

„Nur der letzte mit irdischem Gras,“ dachte er dann. Bei dieser Wendung wurden seine Augen feucht.

Es trennten ihn nur noch wenige Schritte von der Höhe. Aufschauend erblickte er Clara, wie sie, angelangt, sich zögernd nach ihm umwendete. Er stieg vollends hinauf; oben lagen die vier Schienen naß und glänzend da.

Dem Ungeheuern gegenüber versagt das Gefühl. Sie standen ein wenig voneinander entfernt, hefteten beide grübelnd den Blick auf die erste Schiene und vermochten, beinahe ruhig zu denken, daß es nun Zeit sei. Denn ganz aus der Ferne ließ sich ein sanftes Brausen hören.

Eine Wolke schien über den Mond zu gehen, und der Schimmer auf dem Eisen erlosch. Sie konnten den Ausdruck ihrer Gesichter nicht mehr unterscheiden, ein unerklärlich starker dunkler Zwang aber hielt sie davon zurück, auf einander zuzueilen und sich noch einmal in die Arme zu schließen. Und wiederum einer genau gleichzeitigen inneren Bewegung folgend knieten sie blinden Auges und hastig nieder und streckten sich, die Brust auf der Erde, über die Schienen aus. Am Boden war das Brausen schrecklich vernehmbar.

Alexander, stumpf verträumt, als läge er an einem Sommertag friedlich im Grünen und hätte ein wenig geschlafen, überlegte langsam, ob er wohl Claras Schulter mit seinem ausgestreckten Arm würde berühren können. Er wandte sich zu ihr

hin, um es festzustellen, aber der Abstand war beträchtlicher, als er angenommen hatte. Er sah, obwohl undeutlich, wie Claras Hand irgendwo zwischen den Schienen sich krampfhaft zusammenzog und sich – kein Zweifel – in den Kies hineinkrallte; in der andern hielt sie, doch das konnte Alexander nicht sehen, noch immer ihr gesticktes Handtäschchen.

Er streckte seine Rechte aus und fühlte sich sogleich erfaßt. An Claras Fingern klebte feuchte Erde, sie waren eiskalt, sie zitterten, und mit einem Male begannen Zuckungen darin, deren erste Alexander wie ein elektrischer Schlag durchfuhr. Sein Denken war plötzlich von jedem Druck befreit, und jetzt erst vernahm er mit wachem, entsetztem Ohr das sich nähernde Lärmen der Schnellzugslokomotive ...

Da also lagen sie quer über die Eisenbänder, fest vereinigt durch die Kette ihrer Hände, zwei unbesieglich Liebende, von der Welle der *einen* großen Empfindung hierher gespült, vom gemeinsam ersehnten Tode durch Minuten getrennt.

Aber in diesen Minuten ließ der Druck ihrer Hände nach ... Es lockerte sich die Kette. Ein Augenblick kam, da sie sich selbst zerstörte, da sich, – dies war es, was geschah – ihre Hände voneinander losrissen und einander zurückschleuderten.

Unter dem Stampfen und Zischen der Lokomotive raste auch in ihnen selbst etwas Neues und Mächtiges seinen Weg, ähnlich vielleicht in ihnen beiden, aber ganz und gar unähnlich dem, was sie hierher auf das Gleis geschleudert hatte. In ihnen beiden stürzten die Gedanken einander nach, wie Wasser über Felsen stürzt, und wenn die Herzen einen neuen Schlag getan hatten, waren die Gedanken des vorigen Herzschlages schäumend vernichtet ...

„Die Maschine stampft und zischt, – es wird ein furchtbarer Tod sein. Von dorthier kommt der Zug, und er zermalmt Clara zuerst. Er sollte lieber mich zuerst zermalmen, aber schließlich – es handelt sich ja nur um einen Augenblick.“

„Die Maschine stampft und zischt, es wird ein furchtbarer Tod sein. Von hierher kommt der Zug, und mich zermalmt er zuerst. Alexander lebt länger als ich.““

„Wir haben es so schnell beschlossen, noch gestern abend wußten wir nichts davon. War ich es? Habe ich sie in den Tod hineingelockt? Aber lieben wir uns denn nicht und tun das Rechte?“

„Alexander hat mich in den Tod gelockt. Er ganz allein hat es gewollt. Da ist es schon ... Nein, noch nicht ... Wenn ich aufstehen könnte und fortlaufen! Wenn ich das nur könnte ...““

„Habe ich sie denn geliebt? Habe ich sie denn wirklich geliebt...? Wie das donnert und braust!

„Wie das donnert und braust! Nie habe ich ihn geliebt – ein grüner Junge ... Aber er hat mich beschwätzt. O weh, es wird mir hier über die Brust gehen ...““

„Hier wird es mir durch die Lunge schneiden. Ach, auch morgen ist der weite Raum voll von Luft, aber ich werde sie nicht mehr atmen können ... Es war nur ihr Hauch, nur ihr Hauch ... Ich kenne sie ja gar nicht. Wie lange liege ich denn hier mit dem Mädchen, es muß schon eine halbe Stunde sein – Unsinn, es sind natürlich nur ein paar Minuten. Nun kommt es. Da ist es. Ich will das Gesicht fest auf die Erde drücken ...“

„Da, da ist es ... Nein, noch nicht ... Ich muß mindestens eine Stunde hier liegen. Himmel, was brauchte ich den Menschen kennen zu lernen! Wäre ich damals nicht zum Tanzen gegangen ... Ich wollte gleich nicht und habe es der Johanna auch gesagt. Da ... Ich kann nicht mehr aufstehen, sonst faßt es mich so und zermalmt mich nur halb. Er rührt sich nicht, der ...““

„Wie sinnlos ist das alles! O Welt, – o Menschenliebe, – o Gerechtigkeit, Gerechtigkeit... Weg mit dir, du lächerliches Geschöpf!“



„„Er mit seinen englischen Möbeln! O mein altes Zimmer, – und die Hausfrau weckt mich um halb sieben und bringt mir Kaffee. Er rührt sich nicht, er hat kein Mitleid, da ist es ... Weg mit dir, weg ...““

Dies aber war der Augenblick, da sie die Hände losrissen; noch bei keinem von ihnen waren vierzig Herzschläge vergangen, seitdem sie einander erfaßt hatten.

„„Hilfe! Das ist die Hölle, und mich packt es zuerst. O gut, daß es wenigstens auch ihn trifft, den Schuft ... Der heiße Dampf ... das schreckliche Licht ...““

„Das ist furchtbar, das war sie nicht wert ...“

„„O Gott ... O Gott! Vater in deine Hände ... Ich bin klein, mein Herz mach rein ... Du Schuft!““

„Nur tapfer jetzt! Ich kann nicht ... Armselige du! ... Für dich ...“

„„Da da da – du Schuft, du Schuft, du Schuft ...““

Dann also waren sie beide tot.

Alexander richtete sich vom Boden auf. Zuerst stützte er sich auf sein linkes Knie und blieb eine Weile in dieser Haltung, dann erhob er sich vollends und stand zwischen den Schienen. Seine Empfindung war zunächst nicht anders, als befände sich eine ungeheure leere Glaskugel statt des Kopfes auf seinen Schultern.

„Ich bin kein Geist,“ dachte er langsam. Er hatte das sichere Bewußtsein, daß einem Geist anders zu Mut sein müsse.

Übrigens ließ sich nun auch, mehrere Schritte entfernt, im Halbdunkel eine unzweifelhaft menschliche, eine weibliche Gestalt deutlich erkennen. Über den Bahndamm hin zog Rauch ... Der Zug war also hier gefahren, er war vorübergefahren ... Der D-Zug war auf dem andern Gleis dahergekommen und war weiter gefahren in die Nacht. Da zog der Rauch ...

Was war das aber? Man hatte den Tod erlitten und man lebte noch. Man? Er! Er lebte noch, vor ihm lag das ungeheure Leben. Er war keineswegs hierher auf den Damm gebannt, es gab noch Städte, Menschen, Bücher, Ideen ... Was für ein Wort war in ihm aufgestiegen – vorhin – damals – vor sehr langer Zeit, als er noch sterben wollte? Gerechtigkeit ... Ach was, Gerechtigkeit, – das hieß alles, was das Herz schlagen ließ.

Allein er hatte sterben wollen. Es bestand also ein Hindernis, weiter zu leben? Es bestand ein Grund? Alexander kam auf den Einfall, sich dem Mädchen dort vor ihm zu nähern, aber eine Schüchternheit, ganz ähnlich der, die einen jungen Bummelverhindert, eine unbekannte Schöne anzusprechen, hielt ihn davon zurück. Übrigens schweiften seine Gedanken gleich wieder ab.

Der Mond stand hoch und sah klein aus; blasse Sterne kamen an manchen Orten des Himmels hervor, – morgen würde es schönes Wetter sein ... Und der ganze, weite Raum war voll von Luft, voll guter Luft, die man atmen, tief einatmen konnte mit gesunden, frischen Lungen. Mit ruhigem Vergnügen spürte Alexander, wie der Wind von entfernten Wiesen oder Äckern den herben Geruch der frühlinghaften Erde zu ihm heraufbrachte.

Er war glücklich, frei und allein, er freute sich darauf, diesen Damm zu verlassen und in die *Welt* hinunter zu eilen, und, vorkostend, zögerte er noch einige Augenblicke. Drüben bewegte sich die Gestalt und schien sich langsam zu entfernen.

Fräulein Clara hatte sich umgedreht und ging die Schienen entlang, wobei sie mehrmals absichtlich mit ihrem Schuh gegen das Metall stieß. Niemanden gab es, der ihr Gesicht beobachten konnte, aber in diesen Minuten hätten die Linien unter jedem Auge einen deutlichen Begriff gegeben von den häßlichen Gruben, die bei der vierzigjährigen Frau an dieser Stelle sich nun mit Bestimmtheit finden würden. In ihrem Innern herrschte ein ungezügelter, ganz wütender Widerwille gegen

die schändliche Albernheit dieses Studenten. Es kam ihr nicht einmal in den Sinn, daß ja auch er bereit gewesen war zu sterben ... Schließlich blieb sie stehen, rümpfte im Dunkeln die Nase, schnitt andere verächtliche Grimassen und war nahe daran auszuspucken. Da hörte sie ein dumpfes Geräusch wie von weiten Sprüngen, die sich entfernten, hörte es zweimal, dreimal, und gewahrte, sich umwendend, daß der schwarze Fleck von Alexanders Gestalt verschwunden war.

Sie horchte ihm nach, wie er den Abhang hinuntereilte, nicht auf dem kleinen schrägen Pfad offenbar, sondern einfach quer hinab. Dann warf sie den Kopf zurück und lachte laut auf; aber der blecherne Ton in der nun wieder stillen Halbfinsternis erschreckte sie. Schließlich fielen ihr drei Hundertmarkscheine ein, die sie in der vergangenen Woche von Alexander zum Geburtstage bekommen hatte, und die zu Hause in der linken oberen Schublade ihres Schreibtisches eingeschlossen lagen. Erschrocken suchte sie nach dem Schlüssel ... Er befand sich an seinem Ort, in dem Täschchen, das ihr während der ganzen Zeit keinen Augenblick aus der Hand gekommen war ...

Alexander aber hatte springend den Fuß des Damms erreicht, er riß sich den nassen Mantel ab und rannte auf den matterhellten Wegen in großen Sätzen vorwärts. Zu dem Zustand seines Innern paßte kein gemessenes Gehen, paßten einzig atemlose Sprünge. In den Handgelenken und im Halse spürte er den Puls, und es war ihm lieb, ihn zu spüren, ja er hätte gewünscht, daß an allen Stellen seines Körpers ihm sein Leben sich pochend bestätige. Was Heimreise, was Schulden, was peinliche Aussprache! Wenn er jetzt dem Geheimrat um den Hals fiele und um Verzeihung bäte und dabei lachte, so könnte der Geheimrat nicht widerstehen. Er rannte.

Ein verschlungen dahinwandelndes Paar, das ihm entgegenkam, sah er zu spät, um noch auszuweichen, und er raste mitten hindurch. Sie fuhren erschrocken voneinander, wie aufgescheucht aus tiefen Gedanken. Flüchtig bemerkte er es. Und

flüchtig fragte er sich im Weiterlaufen: „Was haben die vor?“ Dann stand er am obern Rand der Weinberge und erblickte unter sich mit ihren Lichtern die Stadt. Die Lichter zogen in langen Reihen dahin; sie waren zu strahlenden Massen vereinigt dort, wo die großen Plätze lagen, es zuckte darin und flimmerte. Ein letzter oder vorletzter Straßenbahnwagen, der fast ohne Aufenthalt dem Depot zurollte, klingelte laut ... Da aber tat Alexander den Mund auf. „Gute Nacht, Herr Schaffner,“ rief er und lachte sinnlos und streckte seine Arme aus über die Stadt.

## **Der Glücksfall (1911)**

Dem Verfasser nachstehenden Berichtes bleibt keine Wahl; er muß gleich zu Beginn durch die Mitteilung von jenem außerordentlichen Schicksalswechsel befremden, der im Februar des Jahres 1905 einen erfurter Notariatschreiber betraf. Dieser von Haus aus arme und in seiner Stellung schlecht bezahlte Mensch gewann als Teilhaber am Lose 74 386 der Braunschweigischen Klassenlotterie ein Sechstel des auf die Nummer entfallenden Hauptgewinnes – fünfundvierzigtausend Mark in bar.

Gewiß mag es als ein starkes Stück erscheinen, wenn eine Behauptung wie diese so ohne weiteres mit dem Anspruch auf Glaubwürdigkeit hingestellt wird. Aber, und das möge der Leser bedenken, es erstreckt sich im Laufe des allgemeinen Geschehens die Nezessitation und zahlenmäßige Logik keineswegs nur auf Dinge wie die Kukuruzernte in Ungarn oder die Selbstmorde an den höheren Schulen in Preußen, vielmehr umfaßt die Notwendigkeit, als eine strenge aber gerechte Mutter, alles und alles Geschehen in gleicher Art, weshalb denn auch eine, wiewohl begrenzte, so doch von Anbeginn festgelegte Zahl Notariatsgehilfen mit hundertzwanzig Mark Monatsgehalt zu ihrer Zeit das große Los gewinnen müssen ... Diese Zeit war wieder erfüllt, und es traf für dieses Mal den Herrn Franz

Matuteit, Schreiber im Bureau des Rechtsanwaltes und Notars Dr. August Heintze, Erfurt ...

Herr Matuteit war nichts als ein kleiner Angestellter wie sechshundert andere auch – mittelgroß übrigens, siebenundzwanzigjährig, mit Haaren von einem unsympathischen Schwarz –, und er bewohnte in der gleichgültigen Stadt ein ungemein gleichgültiges Zimmer. Ebenfalls jeder beschreibenswerten Eigenart entbehrten die Geschäftsräumlichkeiten des Rechtsanwalts Heintze, wo er seit vier Jahren mit Kopieren und dem Ausfüllen stets gleicher Vordrucke beschäftigt war; als ein blindes und sinnlos emsiges Rädchen arbeitete er dort, welches von dem durchdachten und komplizierten Mechanismus, daran es mitwirkt, nichts weiß noch begreift. Durch ein stets schlecht gelüftetes gemeinsames Zimmer war Herr Matuteit vereinigt mit drei anderen dürftig gekleideten und meist unrasierten jungen Leuten, in deren Gesellschaft er des Sonntags zu seiner Erholung Radfahrausflüge zu unternehmen pflegte ...

Auf die Seele dieses Menschen nun wurde im Februar des Jahres 1905 die Last eines ungeheueren, plötzlichen Glückes gelegt. Dieser gedrückten und namenlosen Existenz, diesem ärmlichen Nichts ohne Zukunft öffneten sich von einer Stunde zur anderen alle Himmel und süßen Höllen; aus kahlem, gleichmäßig grauem Gestein sozusagen brach für ihn, mit einem Male, der volle, breite, rauschende Strom des großen und herrlichen Lebens ... Und nicht genug, daß sich ihm selber ein Schicksal anbot, auf seine mageren Schultern senkte sich der Herrschermantel dessen, der über ein fremdes Dasein zu verfügen hat ... Haß würde fortan seine Schritte umdampfen. Es ist zu erwähnen, daß jener Kollege des Herrn Matuteit, der ihn zum Ankauf des kostbaren Papiere bestimmt, ja es ihm selbst überbracht hatte, daß dieser Herr – sein Name war Karl Schober – sich auch seinerseits im Besitz eines solchen Staatsloses befand und nichts darauf gewann. Für den Fall aber, der nun

eingetreten, war irgendeine besondere Vereinbarung zwischen ihnen nicht getroffen worden ...

„Es ist ja doch nichts. Da hast du mich hineingeritten, Schober,“ sagte Herr Matuteit und öffnete die Ziehungsliste. Es war im Bureau während der Frühstückspause.

Er nahm sein Los aus der Briefftasche. Er überlas die Nummer und suchte dann nach ihr mit leise sich bewegenden Lippen. Er stutzte, er verglich, er fing an zu zittern, er ward blaß und griff hastig nach der Seitenlehne seines Drehstuhls. Dann, mit Anstrengung, beugte er sich nochmals über die Papiere und, plötzlich aufstehend, zerknitterte er sie in der Faust, riß einen Hut vom Haken und stürzte ab ...

Schließlich fand er sich wieder, wie er, fast allein in dieser Vormittagsstunde, über den Domplatz rannte, barhaupt, stolpernd über seine Schuhnestel, die er frühmorgens in der halbdunklen Stube schlecht gebunden hatte, und die jetzt beide aufgingen.

Er beschloß, sich nach Hause zu wenden ... Sein Inneres war ganz erfüllt von einer ungekannten Art schwerer, süßer Trunkenheit, er schwankte und sah einem Nachtschwärmer ähnlich, der bei lichtigem Tage heimkommt.

Eine lange Zeit saß er dann, kerzengerade emporgerichtet, auf dem einzigen Rohrstuhl, den sein Zimmer enthielt, in Abwehr gegen eine unbestimmte Angst und vergeblich bemüht, klar zu denken. Endlich, mühsam, rückte er an den Tisch, suchte ein Briefblatt und schrieb, – doch es war nicht seine geläufige, saubere Schrift, die auf dem Papier erschien, – schrieb an den Rechtsanwalt, seinen Brotherrn, ein paar Zeilen, welche die Kündigung enthielten. Das allein war es, was ihm für den Augenblick von Wichtigkeit zu sein schien, nur diese Kündigung in schlichten Worten, – obgleich er sich im Verlauf von vier Jahren, hoffnungslos phantasierend, wohl ein dutzendmal ausgedacht hatte, welche unerfreuliche Wahrheiten er diesem chikanösen Vorgesetzten sagen wollte, wenn er ihn eines Tages

nicht mehr nötig hätte. Er bat das kleine Mädchen seiner Hauswirtin, ihm den Brief zu besorgen, schloß seine Tür ab, streckte sich auf dem Bette aus und fiel in einen tiefen Schlaf.

Als er aufwachte, herrschte abendliches Dunkel, und beim Schein eines Streichhölzchens zeigte ihm der Wecker, daß es ein wenig später als acht Uhr war. Wie er eben im Begriffe stand, die Erdöllampe anzuzünden und auch bereits den Docht in Brand gesetzt hatte, kamen draußen polternde, rasche Schritte die Treppe herauf. Jemand klopfte.

„Mach auf, Matuteit,“ sagte die zitternde Stimme des Herrn Schober, „mach auf, du!“ Er war offenbar gleich vom Bureau aus hergelaufen.

„Nein,“ sagte Matuteit und vergaß den Zylinder auf die Lampe zu stellen, „ich bin krank — nein — nein — nein.“ Der Andere fuhr eine Weile fort zu poltern, schien sich dann mit einem Male zu besinnen und tastete die Stiegen wieder hinunter.

Herr Matuteit aber, nun völlig wach und zum ersten Male ganz munter seit der Nachricht die alles veränderte, hielt seine Hände erhoben, biß sich auf die Lippen und hatte das Bedürfnis, ein unerhörtes Wort zu finden, ein Wort, das sein Glück ganz umschlösse, etwas wie ein Zuruf an das große Leben, das er nun mit seinen beiden Händen zu umfassen vorhatte; die Petroleumlampe qualmte dazu als ein stinkendes kleines Wehefeuer. Doch dabei blieb es, nichts fiel ihm ein. Er ließ kleinlaut die Arme sinken, brachte das Licht in Ordnung und machte sich fertig auszugehen. Seine weiße Gehrockweste, die auf einem Stuhle gehangen, zeigte sich über und über besät von winzigen Rußteilchen, und er mußte erst sorgfältig den Schmutz herunterblasen, ehe er das Prunkstück anlegen konnte.

Draußen war ein wunderbar milder Februarabend, voll schon von der Ahnung einer schöneren kommenden Zeit. An Herrn Matuteit strichen ein paar Mädchen vorüber ... es kam eine Dame vorbei ... An einer Ecke glänzten matt die verhüll-

ten Scheiben eines vornehmen Restaurants. Er fühlte einen Schwindel nach dem andern. War nicht dies alles nun für ihn bestimmt, – hatte er überhaupt noch Anderes zu tun, als nach all dem die Hände auszustrecken? Was in aller Welt hinderte ihn, zu dieser Schönen hinzutreten, lächelnd, lächelnd ... „Mein Fräulein, würden Sie es übel vermerken, wenn ich Sie bäte, mit mir zu soupieren?“ So macht man es. Aber da fiel ihm ein, daß er ja heute noch arm war, heute noch, daß er nichts in der Tasche hatte als den Rest seines Salairs vom vorigen Monat, und man schrieb den zweiundzwanzigsten ...

Was weiter also?, denkt an dieser Stelle der und jener. So wird denn Herr Matuteit diesen letzten Abend noch in der Stadt umhergehen als Einer, der lächelnd verzichtet, weil er es sich wahrhaftig leisten kann, zu verzichten, – nicht anders fast denn ein verummter Prinz in seinem unscheinbaren Röckchen! Einen süßen, vielleicht ein wenig schmerzlichen Reiz wird er darin zu finden wissen, heute noch beiseite geschoben, heute noch so ganz und gar nicht beachtet zu werden, er, dem die Antwarschaft darauf zusteht, über so viele und so vieles zu verfügen ... Aber ach, Herr Matuteit ärgerte sich ganz einfach darüber, daß er heute noch nicht die Taschen voll hatte, und er beschloß, nachdem er in seiner gewohnten Bierwirtschaft ganz verdrossen zu Abend gespeist, Ersatzes halber die Nacht wenigstens recht weich und vornehm zu schlafen. Im besten Hotel würde er sich ein Zimmer mieten, mit Plüschmöbeln, im ersten Stock. Andern Tages aber, ganz früh, würde er sein Geld abholen, und davon bezahlte er wohl ein Nachtquartier ohne Not, sollte er denken! Doch als er eine Stunde darauf sich bei dem Portier dort meldete, musterte ihn der mit einem einzigen Blick, sagte kurz: „Nichts mehr frei“ und verschwand in seiner Zelle.

Dies war der erste Abend, nun ja. Es läßt sich begreifen, wenn im ersten Taumel der vom Glück dermaßen Überrumpelte sogleich, augenblicklich, so viel als immer möglich von seinen Herrlichkeiten zu erraffen beehrte. Schon am nächsten



Morgen aber, gleich als er das Geld abhob, beschloß er, planmäßig auf die Jagd zu gehen nach seiner Seele ...

Nicht mit diesen Worten freilich beschloß er es, – ihm selber trat sicherlich nur der Gedanke ins Bewußtsein, daß man sich jetzt, Ende Februar, Ausgang des Karnevals, bekanntermaßen nirgends so gut unterhalte als in München, und daß es darum gelte, so rasch als angängig nach Süden zu eilen ... Dies verschlägt nichts.

Wird der Leser den Kopf schütteln? Wird er der Meinung Ausdruck verleihen, der Bericht sei ungenau, ja widerspreche der Wahrheit? Anders sei die Art, wie Notariatsgehilfen nach dergleichen Glücksschlägen sich verhielten: sie legten das Geld sorgfältig an, das ihnen zugefallen, sie heirateten, sie dächten daran, ihre Söhne dermaleinst studieren und selber Notare werden zu lassen? Was für Einwände!

Unter den Notariatsgehilfen, welchen, durch die Jahrzehnte vereinzelt, ein solches Glück begegnet, wird, – versprengt durch die Jahrhunderte, ja verstreut von Stern zu Stern, wenn es denn sein muß! – je und je einer sein, der so, so und nicht anders auf dieses Glück reagiert ...

„Ich werde genießen, alles genießen, die ganze Welt werde ich genießen,“ sagte Herr Matuteit zu sich selber, während er in seinem bestellten und ganz bezahlten Coupé erster Klasse vom Schnellzug über die Berge geführt wurde. Und er versuchte, – bemüht, seine Minuten, die Minuten eines Glücklichen, würdig auszufüllen, – sich an den Bildern des vorbeigleitenden schönen Landes zu erfreuen, das, noch mit unbelebt braunen Farben zwar, doch unter einer frühlingshaft durchsichtigen Luft sich ausbreitete. Um irgendetwas zu tun, öffnete er die Fenster, und als etwas so Zartes und Rührendes traf ihn der Anhauch des jungen Jahres, daß sich in seiner Brust einen Augenblick lang etwas bewegte. „Und ich bin so gut daran, ich habe jetzt so viel Geld,“ dachte er noch, während er sich auf der einen Polsterbank ausstreckte, und war schon eingeschlafen.

Vielleicht wäre es interessant, wenn berichtet würde, wie Herr Matuteit, in München angelangt, seine ersten Tage ausfüllte. Wie er sich in einem vornehmen, mit allem Komfort unserer mechanisierenden Zeit eingerichteten Gasthof standesgemäß unterbrachte, und wie er dann unbehaglich in seinen drei Zimmern umherirrte, deren jedes einen Telephonapparat sowie fließendes kaltes und warmes Wasser aufwies. Wie er den feierlich in Schwarz gekleideten Herren unten im Hotelbureau bald nach seiner Ankunft die Summe von vierzigtausend Mark in Banknoten zur Aufbewahrung übergab, weshalb diese Herren zunächst mit jedem Tag seine Entlarvung als Dieb oder Defraudant gewärtigten und ganz erstaunt waren, als man ihn ruhig wohnen ließ ... Möglicherweise auch unterhielte es einen Leser, von den verschiedenen Einkäufen zu hören, die Herr Matuteit in den Modegeschäften der Residenz unternahm, von der Wäsche beispielsweise, von all der weißen Herrenwäsche zu erfahren, die er allenthalben einhandelte, wo er vorüberkam, so daß er zur Verblüffung des Inhabers, in einem Geschäft der Theatinerstraße sogar zweimal am gleichen Tage erschien, um große Stöße des, wie ihm wohl schien, gesellschaftlich legitimierenden Leinenzeuges zu erstehen ... Es müßte weiter, wäre in dieser Beziehung Vollständigkeit anzustreben, von der Menge französischen und wiener Schuhwerks die Rede sein, das ihm ununterbrochen von allen Ecken der Stadt ins Hotel geschickt wurde, von den Halbschuhen und Stiefeln verschiedener Farben, in Lack, Chevreau und in Boxcalf ... Krawatten wären zu erwähnen, ein Heer, Westen aller Formen, Handschuhe, Hüte, und lächerlicherweise vier Paar Hosenträger, die zur Sättigung seiner dahin gerichteten Leidenschaft eben genügten. Es ließe sich, als eine ganz auffallende Tatsache, auch anmerken, daß Herr Matuteit bei all dem nicht auf den Gedanken kam, sich als zu den Hauptstücken seiner neuen Garderobe, etwa bei einem Schneidermeister das Maß zu fünf oder sechs eleganten Anzügen abnehmen zu lassen, vielleicht deshalb

nicht, weil ihm seine Lage noch immer viel zu neu und zu unglaublich vorkam, als daß er es gewagt hätte, auch nur auf acht Tage hinaus zu verfügen, – während er sich allerdings an einem Dienstagabend, fünf Minuten ehe das betreffende Konfektionshaus seine Türen verschloß, von einem widerwilligen und pressierten Kommis einen miserabel sitzenden fertigen Frackanzug verkaufen ließ, um so angetan am Mittwoch eines jener Ballfeste, die auch in Erfurt berühmt sind, würdig ausgestattet besuchen zu können ...

Dies alles sei aber mit keinem Sterbenswörtchen erwähnt in einem Bericht, dessen einzige Aufgabe es ist, darzustellen, wie Herr Matuteit, Gewinner des Braunschweigischen Staatsloses 74 386, der Jagd auf seine Seele oblag.

„Hier bin ich nun ganz für mich allein!“ sprach er in jenen Tagen öfters zu sich selbst. „Allein und keinem verantwortlich, reich und in Deutschlands frohester Stadt, wohlgekleidet und jung ... Ich öffne dem Glück und den Abenteuern beide Arme, – nun, bitte, kommt!“

Allein es kam nichts, und Herr Matuteit verbrachte die schon ganz frühlingsmäßigen Tage beinahe in einem Zustande der Grämlichkeit und vielfach in Halbschlaf auf seinem Bett ...

„Ich bin das Glücklichein noch nicht gewohnt,“ dachte er trostbedürftig, sortierte zum Zeitvertreib seine Hemden und erwartete sich große Dinge von dem Festabend.

Aber wie das nun zugeht, auch auf diesem Balle blieb Herr Matuteit ganze Stunden in neidischer Verdrossenheit allein und trug seinen neuen Frack fast traurig in stillere Winkel. Er fand schließlich irgendwo ein Tischchen, von dem die Gäste aufgestanden waren, bestellte eine Flasche Champagner und blieb da sitzen.

Bald erschien, in einem mit blauem Flitterwerk besetzten Kleid, eine großgewachsene und sehr magere Dame, das Gesicht, obgleich es ein Uhr in der Nacht war, noch von der Larve bedeckt, und setzte sich unter neckischen Worten zu ihm her.

Sie trank von seinem Champagner und tat erst überhaupt sehr aufgeräumt, besann sich aber plötzlich, nach einem Blick auf Matuteits unfrohes Gesicht, und begann zu seufzen. Bald ergab sich, als eine schöne Übereinstimmung, daß sie beide die Art von niedriger Ausgelassenheit, wie dieser Ball sie repräsentierte, im Grunde gering genug achteten und einzig deshalb zum Schein an ihr teilnahmen, weil man sich durch allzu große Zurückhaltung gesellschaftlich schadet. Und dem durfte sich zumal die hochgewachsene Dame am allerwenigsten aussetzen, umgeben wie sie war von offenen und heimlichen Feinden, die ihr seit langem schon ihre Besitztümer und ihren adeligen Namen neideten, und die es neuerdings wirklich dahin gebracht hatten, daß verwickelte Prozesse den Glanz ihrer Existenz in Frage stellten, – für kurze Zeit freilich nur, denn am Ausgang konnte kein Verständiger zweifeln ... Seinerseits fühlte sich Herr Matuteit im Laufe der Unterhaltung bewogen, Farbe zu bekennen, und er tat dies mit leidlicher Form, indem er sich als einen Großingenieur zu erkennen gab, der seit fünf Jahren in Ostindien den Bau neuer Eisenbahnlinien geleitet habe, und der sich nun, mit Erstaunen und Widerwillen, den schalen Vergnügungen Europas zum ersten Male wieder gegenübersehe.

Schließlich aber wurde es ihm unmöglich, die Unterhaltung in solcher Weise fortzuführen; er besann sich darauf, wie schlecht es ihm, dem Begünstigten, anstehe, in gespielter Gleichgültigkeit hier die schönsten Stunden zu versäumen. Allerdings war er in der Schule der Wohlgestelltheit noch nicht weit genug vorgerückt, um ohne Gewissensbisse in seiner kaum angebrochenen Flasche einen Rest stehen zu lassen, er goß deshalb der Dame ein und trank selbst fleißig, bis nichts mehr vorhanden war. Er nahm kurzen Abschied von der ihm wahlverwandten Seele, legte für den Kellner ein Zwanzigmarkstück hin und begab sich, ein klein wenig unsicher auf den Beinen freilich, die Treppe hinunter. Er fühlte sich jetzt ganz munter und unternehmungslustig, und da bei seinem Eintreten

in den Saal durch übermütige Trompetensignale eben eine Française angekündigt wurde und die Reihen sich bereits formierten, ergriff auch er sich von ungefähr ein junges Mädchen und trat mit ihr an. Alles ging gut. Herr Matuteit war ein ziemlich mittelmäßiger Tänzer, und die kleine Münchnerin lachte heimlich ein bischen über ihn, aber er fühlte sich frei und vergnügt ... Nur stieg, mit den Takten der Musik, sein Frohsinn und sein Freiheitsgefühl allzusehr an, und schließlich, im Verlauf jener Tour, bei der die Tradition der münchener öffentlichen Bälle den beteiligten Herren einen rasenden Kreislauf mit ihren Damen auf den Armen vorschreibt, bei dieser Tour erlaubte sich Herr Matuteit, betört, ein Wort – eine Bewegung – einen Griff, der ihm von seiner Partnerin zwei zornige Ohrfeigen einbrachte und mit dem achtungsgebietenden jungen Herrn, der gegenüber getanzt hatte, einen äußerst peinlichen Auftritt. Herr Matuteit schämte sich so heftig, daß er, buchstäblich gesprochen, nicht mehr aus seinen Augen zu sehen vermochte, und verließ einfach den Saal und das ganze Fest. Als er drunten aus dem Torbogen der Einfahrt hinaustrat, war er nahe daran zu weinen ... Noch immer in vollkommener Verstörung langte er zu Hause an und entflamte mechanisch in seinen Zimmern alle elektrischen Lampen. Ratlos schritt er durch die geöffneten Türen auf und ab, wobei die Enden seiner weißen Halsbinde, die sich aufgelöst hatte, rhythmisch daherbaumelten.

Wird man, so muß an dieser Stelle gefragt werden, der Behauptung Glauben schenken, daß für Herrn Matuteit, ihn, der so viel Geld sein eigen nannte, und dem auf der weiten Welt keine Pflicht oder Widerwärtigkeit auch nur von ferne drohte, daß für ihn ein Vorfrühling in dieser Stadt, ein köstlicher Vorfrühling in dieser köstlichen Stadt statt ununterbrochener Herzenslust nichts als Bitternisse brachte? Man würde es, ohne allen Zweifel, könnte hier ganz chronikmäßig und Schritt vor Schritt berichtet werden, wie all die verschiedenen Reize und Freuden des Daseins, denen Herr Matuteit bittend und mit dem

redlichsten Willen, aber freilich recht ungeübt sich näherte, ihn mit einer Art von geflissentlicher Bosheit zurückstießen. Doch es wäre zu weitläufig, wollte der Bericht hier wirklich eine Aufzählung bieten; andeutende Einzelheiten müssen genügen, willkürlich ausgewählte Beispiele für die Demütigungen, denen Herr Matuteit ausgesetzt war bei seinen Versuchen, sich dem wahrhaft lebenswerten Leben anzunähern.

Er pflegte also, denn länger vermochte er leider nicht liegen zu bleiben, gegen zehn Uhr am Morgen sein Hotel zu verlassen und in den Straßen umherzustreifen. Neuerdings hatte er es ja nicht mehr so gut, mit Fug und Grund die Wäsche- und Hutläden durchwandern zu können; er war längst und im Überfluß mit allem versehen und mußte sich, wollte er nicht völlig aus der Übung kommen, durch den gelegentlichen Einkauf kostbarer und nutzloser Gegenstände entschädigen. Besonders stach unter diesen ein außerordentlich massives, goldenes Herrenarmband hervor, welches, mit Diamanten und Rubinen überreich besetzt, das auffällige, aber nicht besonders geschmackvolle Mittelstück einer vielbegafften Juwelierauslage darstellte.

Hätte er nun bei Anlässen wie dieser auch nur über die Natur des Protzen von durchschnittlicher Art verfügt, so wäre es Herm Matuteit leicht geworden, aus seinem Einkauf etwas Verblüffendes und Großartiges zu machen, eine Art von Staatsaktion, die Gelegenheit bot, sich wenigstens in der Devotion und äußersten Beflissenheit des Geschäftseigentümers und seiner Leute zu erwärmen und zu spreizen. Allein Herr Matuteit betrat gedrückten Ansehens einen solchen Laden, verlangte mit leiser Stimme und ohne den Blick von der Glasplatte des Verkaufstisches zu erheben „das goldene Armband mit den Edelsteinen aus dem Schaufenster“, legte eine Anzahl brauner Banknoten vor den ihn bedienenden jungen Menschen nieder und ließ, als er die Türe hinter sich zuzog, Leute zurück, welchen das Erschütternde des soeben abgewickelten Geschäftes noch nicht einmal zum Bewußtsein gekommen war. Nebenbei

bemerkt, vermochten ihm, der so lange in einem ärmlichen ja schäbigen Aufzug dahergegangen, Herrlichkeiten, wie das beschriebene Armband gar kein aufrichtiges Vergnügen zu gewähren. Mit nicht ganz sauberem Gewissen trug er es ein paar Tage an sich herum, bald sehr unregelmäßig, dann niemals mehr. Hier darf, als allgemeine Betrachtung, eingeschaltet werden, daß die Elastizität der menschlichen Seele begrenzt und eine ungeheuere plötzliche Dehnung nicht die Sache ist, die sie am besten verträge.

Natürlich, – und hiermit seien eine Anzahl weiterer Bemühungen des Herrn Matuteit gestreift, den Wundern des freien Lebens beizukommen, – natürlich war sein Wünschen nicht zum Wenigsten darauf gerichtet, auch an der Tafel der Liebesfreuden nunmehr, da es ihm anstand, sein Teil zu genießen. Den Gedanken freilich, Abenteuer in der großen Welt zu suchen, der ihm zunächst nicht fremd gewesen war, gab er sehr bald wieder auf, nämlich schon am ersten Abend im Vestibül des Hotels, als, allein oder am Arm ihrer Herren, in Pelz und in Seide vornehme Frauen an ihm vorüberwandeln, von denen allen ihm keine einen Blick gönnte, nicht Eine den Traum vom Schatten eines einzigen Blicks ... Nein, hier gab es keine Hoffnungen für ihn, das war deutlich. Aber halbe Stunden lang hatte er sodann in den Cafés, über eine Zeitung wegschielend, nach Beachtung umhergefleht, vergebens auch hier, obgleich im ganzen Umkreis offen und reichlich kokettiert wurde. Nichts fiel für ihn ab, und es kam ihm vor, als ob er ganz allein in einer Luft von leichtsinniger Zärtlichkeit unbemerkt und einsam seines Weges zu gehen habe. Wochen hindurch bildete er sich ein, an nichts Anderem könne das liegen, als an jener Eigenschaft, um derentwillen er einst schon von seinen Schulkameraden verspottet worden war, daran nämlich, daß seine beiden Ohren in warmer Zimmerluft regelmäßig zu erglühen begannen und nach kurzer Zeit feuerrot waren. Eine Zeitlang hatte er fast nichts mehr im Sinn als seine vermaledeiten Ohren

und verfiel sogar eines Abends auf den sonderbaren und sinnlosen Gedanken, sie vor dem Schlafengehen mit einer kühlenden weißen Creme zu bestreichen.

Einmal aber, – obgleich er es bei sich selbst anders ausdrückte, – einmal glaubte er, es sei ihm, gewissermaßen im letzten Moment, doch noch gelungen, das vor ihm fliehende Leben an den nachflatternden Haaren zu erfassen. Das war in einer von Studenten und Anfängern in allen Künsten besuchten Kneipe, wo Herr Matuteit in unbemerkter Trübsal nicht weniger als vier Stunden verbracht hatte, und wo er des Morgens um halb drei noch immer saß, halbtot vor Hitze und Qualm. Dort geschah es, daß ein junger Mensch, angehender Maler von bereits beachtetem Talent, wie man hören konnte, hoch und schön gewachsen, liebenswürdig und souverän von Betragen und in diesem Kreise ganz offenbar eine Art von Liebling und Prinz, – daß dieser Herr, als gerade von einer Atelierfestlichkeit des nächsten Abends die Rede war, auf Matuteit einen mitleidigen Blick von flüchtiger Herzlichkeit warf und ihn kurzerhand aufforderte, auch seinerseits zu erscheinen. Man wird nicht fehlgehen mit der Annahme, daß es dem jungen Mann bei dieser Einladung in erster Linie darauf ankam, sich und den Anderen zu beweisen, wie frei und ohne Rücksicht er zu verfügen imstande sei, auch etwa da, wo es sich um die Wohnung eines Dritten handele ... Und obendrein befand er sich in jener angeregten und menschenfreundlichen Stimmung, die von ein paar im Kreise von Anhängern und Bewunderern verbrachten Stunden so leicht erzeugt wird. Aber für Herrn Matuteit war die Einladung darum nicht von geringerer Bedeutung, und bleich und mit unruhig schlagenden Herzen stieg er am folgenden Abend die vier Treppen des ihm bezeichneten Hauses empor.

Ist es nötig zu erklären, warum er sich auch im Verlauf dieser zwangsfreien Festlichkeit in den Wänden des phantastisch hergeputzten Ateliers nicht einen Augenblick lang wohl fühlte?



Die Gründe liegen zu Tage. Denn wie wäre er imstande gewesen, in dieser jugendlichen Gesellschaft, die durch verschlungene Bande zusammengeknüpft war, – gemeinschaftliche Freunde, frühere Feste, Sommerausflüge, tolle Streiche, vielleicht auch durch gemeinsames Arbeiten, – die sogar eine Art von besonderer Sprechweise, einen nur unter komplizierten Voraussetzungen verständlichen Jargon in sich entwickelt hatte, wie wäre er imstande gewesen, in solchem Kreise eins zwei drei Wurzel zu fassen und sich heimisch zu machen, zumal da auch sein Gönner, der ihn hierhergebracht, sich heute nicht im Entferntesten um ihn bekümmerte.

Bemerkenswert ist aber Eines. Als Herr Matuteit nach allerlei ungeschickten Versuchen sich einzumischen, wieder allein in einer Ecke saß, da ging ihm, ganz unvermittelt, eine Ahnung davon auf, daß er so wenig als hierher unter die jungen Künstler überhaupt auf der Welt irgendwohin gehörte ... Diese Einsicht bot sich ihm bildlich dar; er sah sich selber, eine magere Figur, einsam auf weitem Felde stehen und fühlte einen kalten Wind blasen. Er erschrak sehr dabei. Doch dann erhob er sich, ging zu den Anderen und bot mit lauter Stimme Champagner an, Champagner nach Bedarf, den man mit Körben aus einem benachbarten Restaurant holen und den er bezahlen könne ...

Selbst dies Mittel aber, Champagner, viel Champagner zu bezahlen, auf das er sich schon fast gewohnheitsmäßig zurückzog, verfing hier nicht für länger als eine Viertelstunde, und nach Verlauf dieser Frist lag und saß man trinkend auf den Teppichen und tuchbehängten Kisten umher, ohne dem Spender noch einen Gedanken zu schenken. Ja, als er es sich bekommen ließ, einem dunkelhaarigen Mädchen, das mit seinem ganz roten, in großen Falten geschnittenen Kleide sehr hübsch und eigentümlich aussah, schüchtern ein Kompliment zu sagen, blickte sie ihn zuerst erstaunt, dann aber unendlich geringschätzig an und rückte ein bißchen von ihm fort.

„Ein wild gewordener Friseur,“ hörte er irgendwo eine Stimme sagen, und obgleich dazu keinerlei Notwendigkeit vorlag, bezog er das Wort auf sich. Da kroch er, mehr als daß er ging, zur Tür und tastete sich die Treppen hinunter. Natürlich war das Haus verschlossen, und weil ihm nichts unmöglicher schien, als noch einmal zurückzukehren, wartete er im kalten Flur auf einen, der käme und ihn hinausließe ... Es dauerte nicht so lange damit, als er gefürchtet hatte. Oben ging die Tür, Abschiedsrufe wurden laut, dann blieben die Stimmen zweier Männer übrig, welche die Treppe herunterstiegen. An der einen, dunkleren, erkannte er den Gastgeber, der zweite jedoch war niemand als der junge Prinz und Liebling, welchem Herr Matuteit diesen Abend verdankte.

Die beiden blieben, unten angekommen, noch einen Augenblick im finstern Hausflur stehen, und Herr Matuteit, der sich, an die Wand gedrückt, verlegen still hielt, hörte, was sie miteinander sprachen.

„Du hättest gut länger bleiben können, Georg,“ sagte die dunklere Stimme, „mußt du wirklich jetzt noch hinlaufen zu *ihr*? Im Ernst gesprochen, mein Lieber, du ruinierst dich.“

„Ich kann nicht so weise und bedächtig sein,“ – dies sprach die Stimme des Prinzen, – „jede Stunde, verzeih mir, ist finster und verloren, in der ich diese Frau nicht genieße ...“

Aber mit einem Ton von leichtem Lachen, das nicht fröhlich klang, sagte der Andere: „Du bist stürmisch, Georg ... Ganz unbefleckt genießt sich nur das Herz ... Nun, gute Nach!!“

Er schloß das Tor auf. Mit verzerrtem Gesicht und ohne einen Laut schlüpfte Herr Matuteit an ihnen vorbei und lief die Straße hinauf.

Nach dem, was berichtet worden, ist es wohl klar, daß, wollte Herr Matuteit von seinen Plänen in Beziehung auf die Frauen nicht gleich ganz abstehen, ihm kaum viel mehr noch offenstand als die nächtliche Welt jener unsauberen Winkelrendezvous, die unschwer zu erkundschaften sind. Aber ach, die kurze

Zeit, die er unter veränderten Umständen durchlebt hatte, durchlebt in einem, wenn auch vergeblichem Bestreben, Fuß zu fassen im Bereich des feineren Genießens, sie hatte genügt, ihm das Gefallen an den Orten plumper Ausschweifung völlig zu verderben. Mit wirklichem Ekel sah er sich hier eingereicht in ein Stammpublikum von unreifen Burschen auf der einen und von zerknittert aussehenden, stumpfsinnigen Männern auf der anderen Seite, und er brachte es nicht fertig, resolut unter diesen ältlichen, billig gekleideten Frauen zu wählen, von denen keine oder fast keine es der Mühe wert fand, irgend eine Spur von Laune oder Frische vorzutäuschen. Hier, wo er vielleicht einen Monat zuvor ehrlich hätte schwelgen können, war heute auch sein Platz nicht mehr.

Herr Matuteit versuchte, sich die Bildersammlungen anzuschauen, er saß bei zwei, bei drei Konzerten mit dem Schläfe kämpfend in der vordersten Reihe, er empfand ein mattes Vergnügen bei Theatervorstellungen und hörte inzwischen nicht auf, getrieben von einer Art dumpf quälenden Fiebers, sein Geld in den Kaufläden zu verschwenden.

Gesagt werden muß, daß seine besondere Art zu wirtschaften sich mit der Zeit doch recht bemerkbar machte. Er selber zwar, er für seine Person schien gegen jede Anfechtung der Vernunft gefeit, aber jeder Andere, wäre er in diesen paar Wochen vier- oder fünfmal gezwungen gewesen, jene Herren des Hotelbureaus zu bemühen, die das hinterlegte Gut betreuten, jeder Andere wäre stutzig geworden; Einer von diesen Herren, ein freundlicher Blonder von nicht gar zu internationalen Sitten, der möglicherweise eine Art von Sympathie für den schüchternen, stillen Gast empfand, hatte sich übrigens eines Tages die Frage gestattet, ob Herr Matuteit es nicht am Ende doch vorzöge, seine Gelder in nutzbringender Weise durch eine Bank verwahren zu lassen, allein nichts hatte er zur Antwort bekommen als ein aus Verlegenheit und abweisendem Hochmut sonderbar gemischtes Lächeln.

An einem der Tage zu Anfang April, – denn soweit war man inzwischen vorgeschritten, – erhielt Herr Matuteit einen Brief seines ehemaligen Kollegen, des Herrn Schober, der, nach langem Suchen offenbar, seinen Aufenthalt endlich erkundschaftet hatte. Dieses Schreiben, mit der sehr deutlichen Aufschrift: An Herrn Franz Matuteit, Bureaugehilfen aus Erfurt, erblickte der Adressat um ein Uhr mittags, als er zum Diner aus der Stadt zurückkehrte, im Glaskasten der Hotelvorhalle, wo es der allgemeinen Besichtigung ausgestellt war. Er ließ es sich hastig geben, nahm in einem Korbstuhle Platz und las unter den, wie ihm schien, spöttischen Blicken des umherverteilten Personals. Das Schriftstück enthielt nichts oder so gut wie nichts als Beschimpfungen und, zum Ausklang, die sehr energische Aufforderung, Matuteit möge dem Absender unverzüglich die Hälfte des gewonnenen Geldes zukommen lassen, „soweit es noch nicht verludert sei“. Für den Fall der Nichtbeachtung dieses Verlangens wurden mit starken Ausdrücken die Strafen des zeitlichen und selbst des ewigen Lebens auf den „Dieb und Räuber“ herabgerufen ...

Jede Lust zu essen war Herrn Matuteit bei solcher Lektüre abhanden gekommen, er begab sich in sein Appartement hinauf und verblieb in einer schwermütigen, peinigenen Dumpfheit auf der Chaiselongue. Als es in seinem Gehirn wieder etwas lichter wurde, formte sich eine einfache Frage dort: habe ich denn auch wirklich so viel von meinem Geld, daß es sich lohnt, den armen Schober so bitter zu kränken?

Und mit verwirrtem Haar richtete er sich auf, lief ins Bureau hinunter, ließ sich abermals einen Teil des ihm Zustehenden herausgeben und machte sich bereit, an Herrn Schober eine größere Summe zu schicken. Erst beabsichtigte er, ihm fünftausend Mark zuzuwenden, dann schien ihm das zu viel, und er nahm einen Schein von den fünfem weg, alsbald aber schämte er sich und fügte, zur Sühne wahrscheinlich, gleich drei weitere hinzu. Und kaum hatte er den Wertbrief zur Besorgung aus der

Hand gegeben, so sagte er sich, daß mit einer solchen halben Maßregel nun erst recht nichts erreicht, auf keinen Fall Schobers Zorn gestillt sei. Nur wußte er im Grunde nicht deutlich, ob ihm überhaupt etwas daran lag, diesen Zorn zu stillen ...

Er verließ das Hotel und ging die Straße hinunter. An der Ecke, dort, wo die Bäume der kleinen städtischen Anlage anfangen, sah er, obwohl gesenkten Blicks dahinschreitend, eine Frau aus dem Volke stehen, die ihr Kindchen auf dem Arm trug. Erst ging er vorüber, kehrte jedoch um, machte, immer mit niedergeschlagenen Augen, vor ihr Halt, griff in die Hosentasche, zog die gefüllte Hand heraus und reichte ihr alles hin, Silber, Nickel und Gold zueinander gehäuft. Und ehe er von der Frau noch ein Wort vernommen hatte, ging er weiter. Nach hundert Schritten nahm er seinen Hut ab, als wäre ihm heiß, und sagte laut und stöhnend: „Lieber Gott!“

Das Wetter war andauernd ganz herrlich; in all der Zeit war kein einziges Mal Regen oder gar Schnee gefallen, und, so beschloß Herr Matuteit denn endlich, ein paar seiner Stunden auf einen Ausflug in die Umgegend zu verwenden, die man ihm so sehr gerühmt hatte. Vielleicht wäre es, um sich mit den schönen Isar-Ufern vertraut zu machen, zweckmäßig gewesen, eine Fußwanderung zu unternehmen, – auch vom Sitze eines mäßig dahinrollenden Landauers hätte er Gelegenheit gehabt, sich umzuschauen, doch er befahl auf halb drei Uhr ein Mietautomobil vor das Hotel und sah so zunächst wenig auf der Fahrt, die links am Flusse hinaufging.

Es traf ihn aber doch, – und sonderbar erinnerte ihn das an eine Bahnreise vor vielen, o, vielen Wochen, – als das Fahrzeug einen Berg hinaufstrebend seine Geschwindigkeit verringerte, der süß streichelnde Anhauch der durchsichtigen Lenzluft ... Zwar sagte er sich nicht mehr dabei, als daß an Tagen wie dieser es dem Gebildeten anstehe, das frische Grün im Walde zu betrachten und dem Gesang der Vögel zu lauschen,

aber jedenfalls ließ er, auf der Höhe angelangt, den Chauffeur Halt machen und warten, stieg aus dem Wagen und schlug einen kleinen Pfad ein, der abzweigend von der Straße ins Waldinnere hineinführte. Hier war nun frischer, würziger Geruch, mildleuchtende Sonne auf jungem Grün und reines Himmelsblau zwischen verschlungenen Ästen ... Unter dem glänzenden Blätterdach irgendwo rief auch wirklich ein Vogel, und ein anderer erwiderte ihm mit helleren Tönen.

Herr Matuteit ließ sich auf einem umgehauenen Baumstamm nieder und wartete. Er wartete hier im Walde auf seine Seele, er befand sich, will man den Ausdruck verzeihen, als Jäger auf dem Anstand nach seiner Seele. Doch die ganze Pracht von Duft und Vogelsingen und Laubgold war weit entfernt von ihm, und er wurde ihrer nicht froh, obgleich er ja zu nichts Anderem auf der Welt war, als um ihre Schönheit in sich aufzunehmen ... Sein Kopf war leer und benommen zugleich, als er zu seinem Automobil zurücksuchte. Er befahl dem Chauffeur, auf der Stelle umzukehren und im Tempo sein Bestes zu tun, daß man so rasch als möglich wieder zwischen die Häuser käme.

Am Hofgartentor ließ er sich absetzen, und da es kaum fünf Uhr war und ein so schöner, warmer Tag, fand er noch alle Tische von plaudernden und teetrinkenden Leuten besetzt. Er wählte einen Platz aus, grüßte flüchtig, ohne zu sehen, wer neben ihm saß, und starrte dann beharrlich vor sich nieder. Ein Stuhl wurde gerückt, ein Herr verabschiedete sich von einer Dame und ging. Wenige Minuten darauf hörte sich Franz Matuteit mit dem Dokortitel angerufen und sah, aufblickend, in das sehr verblühte Gesicht einer mageren und, wie selbst beim Sitzen erkennbar, sehr großgewachsenen weiblichen Person. Die Stimme hatte ihm schon zuvor bekannt geklungen, aber die Züge erkannte er nicht wieder ...

Es handelte sich, und dies wurde ihm alsbald nicht ohne Dringlichkeit ins Gedächtnis gerufen, um jene vom, Unglück

verfolgte adelige Dame, mit der er sich seinerzeit eine Stunde lang oder länger im Tone degoutierter Weltläufigkeit unterhalten hatte. Er besann sich ganz wohl darauf, und es war nur sonderbar, daß sein erster Gedanke bei diesem unerwarteten Wiedersehen einem Zwanzigmarkstück galt, das er an eben jenem Ballabend, vom Tische aufstehend, für den Kellner zurückgelassen hatte. In ihm setzte sich, während sein Blick auf einer nicht sehr sauberen und auch zerrissenen Halskrause haftete, die Vermutung, nein die Überzeugung fest, daß jenes Zwanzigmarkstück nie und nimmer in die Hände dessen gelangt war, für den er es bestimmt hatte ...

Inzwischen war die Dame bereits zur Erörterung sehr beträchtlicher Angelegenheiten fortgeschritten, nämlich ihrer eigenen, und sprach nun in beweglichen Ausdrücken, wobei es ihr auf Wiederholungen nicht ankam, von dem neuesten Unglück, das sie betroffen, der unerhörten Forderung eines parteiischen Richters, welcher zur Fortführung ihrer Prozesse eine Kaution von nicht weniger als achtzehntausend Mark zu verlangen sich nicht geschämt hatte ... Herr Matuteit hörte zu wie von Träumen befangen; ihr Reden ließ seiner Einbildung die Kraft, allerlei vergangene Situationen wieder heraufzuführen. Er sah sich sitzen und stehende Blicke ausschicken nach jungen Frauen, die von seinem Dasein so wenig Kenntnis nahmen, als ginge er zur gleichen Stunde in einer entfernten Straße ..., er sah sich eine Stiege hinunterschleichen und warten in einem kalten und dunkeln Flur ..., eindringlicher aber erstand in ihm die Viertelstunde, die er heute nachmittag im Walde hoch über der Isar verbracht hatte, – da es ihm nicht gelungen war, sich an der schönen Welt zu freuen, die ihn umgab, da ihn, allem Besitz zum Trotze, die Hoffnung verlassen hatte ... Und kein Zweifel – die Art, wie er sich nun der Dame gegenüber verhielt, die aufgeregt und lauernd auf ihn einsprach, sie stand in einem sehr genauen Zusammenhang mit diesen bitteren Reminiszenzen. Ohne alle Umschweife und ehe sie selbst noch dazu ge-

langt war, die Bitte mit klaren Worten auszusprechen, versprach er der Dame die achtzehntausend Mark.

Sie starrte ihn an, verstummt. Es war ihr ganz unmöglich, an einen schlichten Erfolg ihres lamentierenden Schwatzens zu glauben, und sie schwankte, ob in dem Menschen, der ihr, ihr!, mit ruhiger Stirn eine solche Summe zusagte, ein Narr gesehen werden müsse oder ein überlegener Kopf, der sich kräftig über sie lustig machte ... Doch Herr Matuteit erhob sich und setzte seinen Hut auf.

„Ich will das Geld gleich holen,“ sagte er, „kommen Sie mit in mein Hotel.“ Und schwermütigen Gesichts ging er neben ihr her, die vor Schrecken unfähig war, ein Wort hervorzubringen.

Er geleitete sie zum Hotel, er bat sie, einstweilen auf einem der Rohrsessel Platz zu nehmen, und begab sich selbst hinüber in das Bureau. Einer der Herren im Gehrock – es war nicht der blonde, freundliche – ward bemüht und übergab ihm gegen Quittung die gewünschte Summe. „Bleiben noch siebentausend Mark,“ sagte er. „Jawohl,“ erwiderte Herr Matuteit und ging zurück in die Vorhalle ... Und ohne ein Wort dabei zu verlieren, zählte er der Dame auf die steinerne Platte des Tischchens, das neben ihrem Sessel stand, achtzehn Tausendmarkscheine hin. „So,“ sagte er nur, als er fertig war, – denn sonst hatte er durchaus nichts zu bemerken. Es war ihm aber, nur hätte er wiederum nicht vermocht dies zu äußern, völlig zumute wie nach einer Erlösung. Ja, es war schön, aus der Starrheit dessen, der genießen und nur genießen soll, befreit zu werden, es war schön, Schaden zu erleiden, heimlich verlacht zu werden, ein Opfer zu sein ...

Doch es liegt außerhalb der Aufgabe dessen, der diesen Bericht abstattet, die Vorgänge in Herrn Matuteits Innerem nach eigenen Mutmaßungen zu erläutern, es müßte schon genug sein festzustellen, daß Herr Matuteit sich durch seine unkluge, ja tolle Großmutshandlung auf eine unbestimmte Weise erleichtert fühlte. Und höchstens darf hinzugefügt werden, daß er am



Abend dieses Tages, als am ersten und vielleicht einzigen von allen, von seiner ermüdenden Jagd, der Jagd auf seine Seele, nicht ganz mit leeren Händen nach Hause kam ...

Die große Dame steht in der Hotelhalle zwischen dem Steinischchen und ihrem Stuhl, die Geldscheine in zitternden Händen und kämpft mit nervösem Schluchzen, – eine von ihrem Erfolg überwältigte Gaunerin. „Eine Quittung ...“ sagt sie. „Ja,“ entgegnet Herr Matuteit mit gleichgültiger Stimme, „dort ist Schreibzeug.“ Und auf zartblauem, mit aufgesetztem Wapen und dem Namen des Hotels geschmücktem Briefpapier schreibt die Dame etwas nieder, was einer Empfangsbestätigung und einem Versprechen der Rückgabe von weitem ähnlich sieht. Einen Augenblick, vor der Unterschrift, stutzt sie. Aber dann, mit einem geringschätzigen Blick auf ihn, der abgewendet steht, wirft sie den Kopf zurück und schreibt mit großen Buchstaben: Adelheid von Kinsky. Sie hat sich gefaßt ... Matuteit nimmt das Blatt an sich, er fragt nicht einmal nach ihrer Wohnung, die sie vergessen hat zu notieren ...

Auch an dieser Stelle wiederum, davon ist der Verfasser des Berichts ganz überzeugt, wird es einen Leser geben, welcher die zuletzt vorgeführten Fakta mit Ausdrücken wie „sinnlos“ oder „unmöglich“ zu verwerfen sich gestattet. Er sollte lieber erwägen, ob Geschehnisse nicht eher Mitleid als Verachtung verdienen, die, einzig ihrer Seltsamkeit halber, Jahrhunderte und vielleicht Jahrtausende lang frierend an den Pforten zur Welt der Erscheinung haben warten müssen und nun froh sind, endlich endlich, in der Realität unter Dach und Fach zu kommen ...

Jener etwas linkische junge Mann in stets zu neuen Kleidern, den man während des Sommers 1905 in den Speisesälen und Konversationsräumen so vieler süddeutscher Gasthöfe vom ersten Rang bemerken konnte, war kein Anderer als Franz Matuteit. Gleich am Morgen nach der letzten großen Aktion hatte er sich, von einer eigentümlichen Unruhe erfaßt, auf Reisen

gemacht, aber infolge seiner kleinbürgerlichen Unbeherztheit und Enge der Phantasie hatte er das Gebiet seiner Querfahrten nicht über Süddeutschland hinaus erweitert, wo er sich nun einmal befand. Dem unruhigen Hin- und Herziehen genauer zu folgen, wäre ganz ohne Reiz und auch unnütz, denn leicht muß es dem bis hierher aufmerksamen Leser werden, sich Herrn Matuteits ferneres Treiben und Leiden ungefähr aus eigenen Mitteln auszumalen.

Er fuhr – um doch das eine und andere anzuführen – einigermaßen planlos auf dem Bodensee umher, stand an Schiffsgeländern und Landungsbrücken und saß in schattigen Uferanlagen, ohne mehr zu sehen als Wasser, viel Wasser; er versuchte, wie ihm irgendwo ein schöngestiger Coupégefährte geraten hatte, in einem Gasthaus zu Blaubeuren, nachdem er zuvor den Blautopf besichtigt, die „Historie von der schönen Lau“ zu lesen, ohne daß es ihm zu Anderem diene als zu einem gesünderen Nachtschlaf; er stand im Schloßhof zu Heidelberg, im Augsburgerischen Fuggerhaus, oben auf dem Kranz des Straßburger Münsters ... Genug, genug ...!

Im September war sein Geld erschöpft, er besaß noch ein paar hundert Mark. Zu diesem Zeitpunkt gerade war es, daß er in Frankfurt, diesmal auf Geheiß eines Hotelportiers, einer Theateraufführung anwohnte, welcher durch die Mitwirkung einer berühmten auswärtigen Schauspielerin, wie jener Angestellte behauptete, ein besonderer Glanz erteilt ward. Man gab das Bühnenstück „Iphigenie auf Tauris“, und im Verlauf eben dieser Vorstellung fiel Herrn Matuteit ein gewisser Vers besonders auf, den er schon einmal, und zwar abends spät in einem dunkeln, kalten Hausflur, hatte aussprechen hören. „Ganz unbefleckt genießt sich nur das Herz“ — um diese Worte handelte es sich ...

Jede etwaige Hoffnung, über die weitem Schicksale des Herrn Franz Matuteit etwas zu erfahren, enttäuscht der Bericht. Und zwar bedeutet die Weigerung des Verfassers, sich in die-

ser Richtung näher auszulassen nichts Anderes als ein Kompliment vor dem Leser. Ein doppeltes! Zum Ersten vor seinem Geschmack, – denn hier, eben hier, gerade an diesem Punkte begänne ja im Bericht das stofflich Interessante, möglicherweise Sensationelle, unter allen Umständen also Verwerfliche ...

Zum Zweiten vor seiner kombinierenden Vernunft. Bequem freilich wäre es, nun einfach zu vernehmen, daß Herr Matuteit im Herbst des Jahres 1905 wieder zu seiner schlichten Tätigkeit in Erfurt zurückgekehrt sei, oder etwa, daß er moralisch Schiffbruch gelitten und so den Fluch der Götter erfüllt habe, oder auch, daß er, an seinen Ausgang zurückgeworfen, nicht mehr habe weiter leben wollen ... Allein nachdem der Bericht eine Fülle von Einzelheiten über den Fall, als da sind: Zeit, Lokalitäten, sowie innere und äußere Vorgänge, vor dem Leser ausgeschüttet hat, kann es diesem, zeigt er sich mit den großen Zusammenhängen nur einigermaßen vertraut, nicht schwer fallen, der Begebenheit ihre Stelle im allgemeinen Getriebe der Welt selbst zuzuweisen und so dem Bericht sein ordentliches Schwanzstück anzufügen.

## **Das Böse (1911)**

Herr Antonio hatte den schönen, goldfarbenen Abend zu einer Spazierfahrt in den Cascine benutzt, dreimal war er die große Allee hinauf und hinuntergefahren, sanft gewiegt vom langsamen Trab der Pferde, allein, und zu so vorgerückter Stunde nicht mehr genötigt, viel zu grüßen. Schließlich hatte er seinen Wagen fortgeschickt, war zuerst am Fluß entlang und dann durch die Via Tornabuoni spaziert und tauchte nun, nicht weit vom Dom, in das Gewirr der kleinen Gassen, die schon beinahe finster waren.

„Guten Abend, schöner Herr,“ sagte ein altes Weib, das irgendwo auf einer Türschwelle saß; im Schein der Laterne sah Herr Antonio, daß ihre Haare schmutzig waren, und daß ihr graubraunes Kleid von der Schulter bis gegen die Brust hin

einen großen Riß hatte. „Guten Abend, Mama,“ sagte Herr Antonio, hob sein elegantes graues Hütchen vom Kopfe und verbeugte sich höflich. „Ist's erlaubt?“ fügte er noch hinzu, indem er ihr einige Münzen übergab, verbeugte sich aufs Neue und ging fröhlichen Schrittes weiter.

Ach, es war ihm gut zumute. Und das ohne einen besonderen Grund, nur einfach weil er jung war, sich ansehnlich und kräftig fühlte und, von keiner einzigen Sorge bedrückt, gänzlich freien Gemütes durch einen warmen Florentiner Abend ziellos hinschlendern durfte. Er begrüßte noch andere Personen auf seinem zufälligen Wege. Ein junges Mädchen zuerst, die, reizend wie alle Frauen in solcher Umrahmung, aus ihrem Fenster herabsah, – froh und verlegen zog sie sich hinter den Vorhang zurück, um im nächsten Augenblick wieder zu erscheinen und dem sich Entfernenden angestrengt durch die dunkelnde Gasse nachzuspähen ... Dann einen kleinen, ziemlich vollkommen aussehenden Infanteriesoldaten, – ja ihn hielt er sogar an, bot ihm auf das liebenswürdigste sein Zigarrenetui hin und ärgerte sich nicht einmal, als der schmierige Mensch lange zwischen den Importen umhertastete, schließlich gleich zwei von ihnen nahm und ohne viel zu danken seines Weges weiter-trottete.

„Ein Sozialist, ohne Zweifel,“ dachte Herr Antonio; „bei Gott, diese Leute haben recht.“

Und nachdem er einen Blick auf seine Uhr geworfen hatte, bog er mit rascherer Gangart in eine Seitengasse ein, die nach der Richtung der belebten Straßen zurückführen mußte. Es war eine lange, ganz schmale Gasse, und matt erhellt lag sie vor Herrn Antonio da. Die Häuser zu beiden Seiten hatten ein besonders ärmliches Aussehen, manchen fehlte die Tür, viele Fensterscheiben waren zerbrochen, – und da auch nirgends Menschen umhersaßen oder gingen, sagte er sich, daß er eines der verfallenden und halb verlassenen Quartiere durchkreuze, die es in seiner Vaterstadt so gut gibt wie überall in italieni-

schen Städten. Der Gedanke machte ihm keineswegs zu schaffen, er schwang sein Spazierstöckchen im Takt einer Melodie, die er innerlich sang, ohne die Lippen zu bewegen, und eilte fröhlich dahin.

Tritte hallten ihm entgegen, rasche, ungleichmäßige Tritte, und als sie näherkamen, mischten sich quiekende Laute hinein, wie sie ein trotziges oder gequältes Tier von sich gibt.

An Herrn Antonio lief ein Mensch vorüber, irgendein Kerl ohne Hut und ohne Kragen und schlurfend bei jedem Schritt. Das Gesicht hätte Herr Antonio kaum zu erkennen vermocht, auch wenn er es versucht hätte, doch seine Blicke wurden von etwas Anderem angezogen.

In der rechten Hand trug der Mensch ein lebendiges Wesen, ein zappelndes Geschöpf, einen kleinen Hund dem Anschein nach. Er hielt ihn am Fell gepackt und ließ ihn, nach taktmäßigen Pausen, mit großer Heftigkeit gegen die Mauer anschlagen. Das Quieken des Tierchens war ein Schmerzgeheul, und es mußte auch wirklich ein schlimmes Gefühl sein, immer von neuem gegen die scharfen Kanten und Vorsprünge geschleudert zu werden.

„Geht das mich etwas an?“ versuchte Herr Antonio zu denken und trat im Weiterschreiten stark auf, um die Klagelaute nicht mehr zu hören.

„Der Stimme nach war es ein ganz junger Hund, ein kleiner ...“ sagte er dann zu sich, blieb stehen und horchte auf das ersterbende Geräusch, während die Ahnung von etwas Schlimmem verfinsternd durch sein Gemüt zog. Es war an der Stelle, wo die lange Gasse ein Ende hat und der Weg zur linken Hand sich im scharfen Knie fortsetzt.

Aus der Ferne ließ sich nun nichts mehr vernehmen. Herr Antonio starrte auf das Bildnis eines Apostels in seiner Nische, von dem nur der nackte Hals durch die unten brennende rote Lampe geheimnisvoll und schrecklich beleuchtet war ... Seine Augen irrten ab, sprangen von einer dunkeln Stelle des Ge-

mäuers zu einer hellen und wieder zu dem roten Halse zurück ... Plötzlich überfiel ihn ein Zittern, durch seinen ganzen Körper machte sich ein Kältegefühl bemerkbar, er sagte zu sich selbst: nun werden meine Lippen weiß. Und mit einem so heftigen Ruck, daß sein graues Hütchen weit nach hinten glitt, wandte er sich um und lief – lief den Weg zurück, den er gekommen war.

„Ein ganz junges Tier,“ dachte er immerfort, „ganz jung ... Offenbar hat es seinen Herrn verloren und ist nun dem nächsten Besten nachgelaufen, voll Vertrauen, weil es die Menschen bisher immer gut behandelt haben. Der aber packt es beim Fell und schlägt es im Laufen gegen die Mauer ... Er wird das Ärgste mit ihm tun, Gott im Himmel ...“

Herr Antonio spähte, vorbeihastend, in alle geöffneten Tore ... Wenn der Mensch dort oben nach rechts oder nach links gelaufen war, dann entrann er! Aber das durfte nicht sein. Das wollte auch Gott nicht, der diese Ahnung, diese Gewißheit von etwas Entsetzlichem hatte entstehen lassen. Und wie überhaupt konnte ein Verbrechen begangen werden an einem solchen Abend – alle Sterne standen am Himmel, und die Luft war weich ...

Er nahm den Hut in die linke Hand; mit der rechten bewegte er in kurzen Rucken sein Stöckchen heftig auf und ab, als sei er bereit und begierig, eine Züchtigung zu erteilen.

Wahrhaftig, er wollte den Burschen züchtigen, die gemeine Freude sollte dem vergehen. „Ich bin nicht umsonst jeden Morgen zwei Stunden auf dem Fechtboden,“ fügte er bei sich hinzu und straffte, im Hinstürmen, die Muskeln seines rechten Arms.

Das Hündchen aber, – ja, er würde es auf den Arm heben, es nach Hause tragen, ihm ein schönes Bett zurechtmachen. Er würde von der Chaiselongue die seidene Decke für das Bettchen nehmen ... So ein armes Geschöpf! Und er glaubte, es wieder schreien zu hören vor Schmerzen und vor Angst ...

Er hörte es wirklich. Aus einem Torweg drangen seine wilden, hohen Schreie heraus zugleich mit einem schwach flackernden, rötlichen Lichtschein ... Herr Antonio sprang vor, er gelangte in einen kleinen, gepflasterten Hof, blickte um sich und sah ...

In der Ecke zur Linken saßen zwei Männer bei einem eisernen Gestell, einer Art Dreifuß, einem metallenen Behältnis, darin es von Kohlen flammte. Zwei haarige Hände, vom Feuer hell beleuchtet, hielten gewaltsam den braunen Kopf eines kleinen Hundes fest, zwei andere Hände, mehr im Schatten, bewegten eine dünne eiserne Stange, deren Spitze glühte. Die glühende Spitze war dem Tier in das eine Auge gebohrt und drehte sich langsam ... Dies war es, was Antonio sah.

Er sank gegen die Mauer, aller Speichel vertrocknete in seinem Mund, und es war ihm, als entzündeten sich seine Augen. Die Beiden waren beschäftigt, sie bemerkten ihn nicht; so blieb er, gelähmt, einige Sekunden im Schatten der Einfahrt.

In diesen Sekunden, – während das Feuer einmal die vor Lust zitternden Kinnladen des Peinigers erhellte, einmal ganz stark wiederum die Fäuste des Handlangers, und einmal, bei einer heftigen Zuckung, des Opfers arme Augenhöhle, darin das Eisen stak, – in diesen Sekunden durchlebte Antonio mehr als in den letzten zehn Jahren seines amüsant verbrachten Lebens. Er stürzte, haltlos preisgegeben, von Wesensstufe zu Wesensstufe: vom Rächer zum Richter, vom Richter zum Heiligen und wieder zum Rächer. Ja – rächen!

Er riß seinen Revolver aus der Hosentasche und tat einen einzigen Sprung.

Der Helfershelfer schrie auf, und das Tier entfiel seinen Händen, – jammernd suchte es zu entlaufen, stieß gegen den Ofen und blieb, die Spitze noch im Auge, heulend liegen.

Der Quäler selbst hielt sein Instrument mechanisch fest; ihm floß Geifer vom Mund, vielleicht von der genossenen Lust her,

vielleicht schon ein Geifer der Angst vor der erhobenen Waffe. Eingekeilt zwischen Mauer und Feuergestell hockte er da ...

Antonio hielt seinen Blick starr in diese Ecke gerichtet, – aufschreckend aber vernahm er das Winseln des Hündchens zu seinen Füßen und, ohne das Gesicht des Andern auch nur für einen Moment mit den Augen loszulassen, raffte er das Tier, das halbbetäubt sich wand, am Nackenfell herauf, setzte ihm den Revolver an das Ohr und schoß.

Die Leiche fiel schwer nieder; sie kam unmittelbar vor Antonio zu liegen. Sein Blut tropfte auf ihren Schädel, – denn von der Kugel, die, erlösend, den Kopf des kleinen Hundes durchbohrt hatte, war auch Antonios linke Hand getroffen worden, und das oberste Glied des kleinen Fingers war fortgerissen. Er bemerkte das nicht, das Glühen und Wühlen des Wundschmerzes war verloren an seinem Körper, den ein ungeheurer Affekt steifte. All sein Leben war in den Augen gesammelt, die den Blick des Verbrechers festzuhalten suchten, und in einer Stelle des Gehirns, wo der Gedanke an das Abscheuliche schwerfällig sich bewegte.

Der Helfershelfer war im Knall und leichten Dampf des Revolverschusses entsprungen.

Ein schwächerer Schein drang von dem nicht angefachten Feuer durch das kleine Gelatinefenster heraus. Und Antonio ahnte es vielleicht mehr, als daß er es sah, welch mächtige gelbe Zähne der Mensch hinter dem Ofen besaß, welch roten, rauhhäutigen nackten Hals und, über all dem, welch armselig schweißige Stirn von Zweifingerbreite ...

„Was soll ich mit ihm tun, Madonna, was soll ich mit diesem Menschen tun?“ dachte Antonio, – und bald dachte er es voll Verzweiflung. Er hielt den Revolver in der erhobenen rechten Hand; sein Arm würde müde werden ...

Eine Glutwelle stieg ihm plötzlich ins Gehirn, – vielleicht kam sie von der Wunde, – hinter seinen Schläfen, unter seinen Augen brannte wütende Hitze, und ein so maßloses Rachege-



lüst erfüllte ihn, daß er, mitten in der Erregung, zu sich selber sagte, hier müsse mehr in Aufruhr sein als ein persönliches Gefühl ...

„Alle muß ich rächen,“ dachte er, „alle wollen, daß ich sie räche ...“ Doch er war keineswegs imstande, sich über diesen Gedanken klar zu werden.

In ihm wechselte jetzt das Begehren, furchtbar zu strafen, mit Stößen eines nie gekannten schwächenden Mitleids ...

„Die Augen ausbrennen, die Augen ausbrennen! Einem so guten Tier, einem jungen Tier mit weichem Maul ...“

Denn aus irgend einem Grunde erfüllte ihn gerade der Gedanke an ein weiches, nasses Tiermaul mit einer völlig unerträglichen Rührung.

„Scheusal!“ schrie er, vom nächsten Augenblick zur Wut zurückgerissen, „Scheusal!“

Er zitterte heftig, und mit der ganzen Kraft seiner Lippen spie er dem Andem ins Gesicht.

Doch er stand noch immer von ihm entfernt ... Und das Feuer brannte sehr dunkel, und war es erloschen, so beherrschte er ihn nicht mehr mit der Waffe ...

„Auf die Polizei denn mit ihm!“

Aber dort hatte man keine Strafe.

„Einen Schuß also, einen Revolverschuß durch den Schädel dort, der sich eben noch unterscheiden läßt!“

Aber das war nichts, das war keine Strafe, das war lächerlich. Der Tod? Hier taugte nur Eines ...

„Ihn quälen ... ihn quälen ... Das Feuer anfachen, die Stange glühen und sie ihm, ihm selber in sein Auge bohren, damit er's fühlte ...“

Und Antonio, geschüttelt von seiner Wunde und von übermäßigem Racheentzücken, spürte schon den Buben zwischen seinen Knien. Ah, er hatte Riesenkräfte jetzt ...

Aber das war unmöglich, das hieß mit dem Verbrechen selber strafen ... Groß erhob sich in Antonio der Heilige, der er zuvor, gelähmt unter dem Torweg, für den Bruchteil einer Minute gewesen war.

„Ich selbst bin verworfen, wenn ich das will.“

So konnte denn nichts geschehen? Und das Feuer war am Verlöschen ...

Antonio betete, halb von Sinnen. Er rief, in so drangvoller Eile, Gott selber an und keinen Mittler...

„Vater im Himmel,“ dachte er flehend, während unerkant der Schmerz an ihm riß, „Vater im Himmel hilf mir! rate mir! was soll ich tun? Vater, so mächtig kann das Abscheuliche auf Deiner – Deiner Welt ja nicht sein, daß es ganz ohne Kampf siegt ... Vater erleuchte mich ... es wird dunkel, ich kann ihn ja kaum mehr sehen ...“

Ein letzter oder vorletzter Strahl zuckte über den roten Hals. Vor Antonios Ohren erhob sich in lautes Summen. Nicht Luft mehr war um ihn, sondern ein zähes, graues Gewoge, das sich nicht atmen ließ. Der ganze weite Luftraum war verpestet durch die Ausdünstung dieses Niedrigsten, – in ihrer Entrücktheit erzitterten die Sterne vor seinem unentrinnbar ekelhaften Anhauch. Alles erstickte ...

Und im Ansturm des Entsetzens, den Kopf in Glut, fliegende Raserei den ganzen Leib entlang, setzte Antonio sich selbst den Revolver an die Schläfe und drückte ab. Er fiel tot in sich zusammen, und sein Kopf kam auf den weichen Rücken des Hundes zu liegen.

Der Bursche schlich sich aus seinem Winkel heraus. Er stieß, im eiligen Tasten, hart gegen den Vorsprung einer Mauer am Torweg, gab einen Wehlaut von sich, blieb stehen und rieb sich das schmerzende Knie. Dann hinkte er auf die Gasse hinaus und, immer hinkend, ohne sich umzuschauen, lief er davon.

## Die Melodie (1911)

Es war in einer Aufführung der fünften Symphonie von Beethoven, und zwar an der Stelle, da im zweiten Satz, nach so viel finsterner Würde und Getragenheit, jenes sangartige Thema aufklingt, das nichts Andres ist als eine süße kleine Volksliedmelodie. Während dieses Thema zum ersten Mal in seiner ganzen Ausdehnung erklang, diese sieben oder acht Takte einfacher, rührender, ergreifender Musik, verbarg auf einem der billigeren Plätze ein junger Mensch von sechzehn oder siebzehn Jahren sein Gesicht in den Händen und fing an zu weinen. Er weinte so, wie es nicht vorkommt, wenn man nur der Übermacht von etwas sehr Schöнем bezwungen weicht, denn dies sind sanft fließende Tränen; vielmehr sahen die Leute, die hinter ihm in der Reihe saßen, seine Schultern gewaltsam auf und nieder zucken, ja, er vermochte nicht einmal ein Stöhnen ganz zu ersticken, so daß die Nachbarn ihn gestört und indigniert anblickten. Allmählich aber schien er sich zu beruhigen, und wirklich, wie jene Melodie im weiteren Verlauf wieder auftauchte, ein wenig verändert, verziert oder verkürzt, je nach dem, ging ein oder zwei Mal sogar ein schüchternes Lächeln um seinen Mund. Dennoch erhob er sich während der kurzen Pause, die vor dem zweiten Satze eintrat, von seinem Stuhl, drängte sich durch die Reihe und verließ den Saal. Offenbar war er gewillt, auf den Rest der Symphonie und auch auf das Concert von Brahms, das noch angekündigt war, zu verzichten; er ließ sich seinen Hut geben, einen großen grauen Filzhut von kühner Form, der aber nur durch ein simples schwarzes, ringsum überaus ordentlich vernähtes Band geschmückt war, und begab sich die Treppe hinunter.

Es war eine Februarnacht, und zwar eine von den ersten warmen; die Luft war erfüllt vom Rieseln und zögernden Rauschen des Tauwetters und der Boden naß und kotig. Unter solchen Umständen befand man sich am wohlsten in einer der erleuchteten und schön asphaltierten Hauptstraßen, – für einen

Spaziergang im Stadtpark war es durchaus kein Wetter, aber der junge Mensch wendete sich auf dem kürzesten Wege dahin. Und erst dort, in einer abgelegenen Allee, mäßigte er seinen Schritt, er nahm den Hut ab und hob sein Gesicht vom Boden auf zu den Baumkronen, von denen es tropfte, und durch die ein weißlicher Himmel schimmerte.

„Man kann es nicht ertragen,“ sagte er ganz laut vor sich hin und schüttelte den Kopf. Im Augenblick wußte er selbst noch nicht recht, was er meinte, aber als er in einem von den Borkenhäuschen saß, die um den obern See im Kreise herumstehen, wurde er sich darüber klar. Er fand es ganz einfach unpassend, lächerlich, beschämend, in einem abgeschabten Kammgarnröckchen, in Hosen, die zu kurz waren, und überhaupt im Habitus eines siebzehnjährigen Gymnasialschülers die fünfte Symphonie spielen zu hören.

„Man kann es nicht ertragen,“ hatte er gesagt. Die Stimmen von oben mahnen – gut, sie warnen – gut, sie drohen vielleicht – auch gut, dies alles ist noch auszuhalten, es spannt an, es erregt den Willen, es läßt sich vereinigen mit dem Umstand, daß morgen früh um acht Uhr eine Pflicht zu erfüllen sein wird, daß man unter gewöhnlichen Subjekten dasitzen und von gewöhnlichen Subjekten examiniert werden wird, vereinigen mit der Tatsache, daß ringsum das ganze gewöhnliche und gewohnte Leben sich eifrig weiterdreht, – wenn nun aber dies kommt, diese Erlösung, dieser Himmel, diese Ahnung von etwas ganz und gar Außerweltlichem, wenn eine harmonische Folge von sechs oder sieben Takten mit einem Male die Gewißheit verschafft, daß das ganze Treiben, mitsamt allen Mahnungen, Warnungen, Drohungen durchaus nicht so ernst zu nehmen, vielmehr wirklich nur ein Spiel und passe-le-temps sei gegenüber einem Höheren, – so konnte ein schwaches menschliches Herz, ein jugendliches Herz, das voll von heimlichem Groll gegen den Alltag war, den gleichmütigen und überirdischen Tönen nicht wohl mehr Stand halten ...

Lothar stürzte das Gesicht in die Hände. Rings um die Hütte raschelten Wassertropfen im Gesträuch und pochten auf den Boden; er hörte eine Weile zu. Man wird nach Hause gehen müssen, dachte er schließlich, und zuschauen, daß man noch eine Tasse Tee erwischt ... Wieder erhob sich die kleine Melodie in seinem Innern und begann zu klingen. In seiner Brust zog sich etwas zusammen.

„Nein!“ rief er und sprang auf. Er zog sich den Hut in die Stirn, steckte die Hände in die Taschen und lief den nächsten Weg nach Hause.

„Und es waren Hirten in derselbigen Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihrer Herde. Und der Engel des Herrn trat zu ihnen ...“ Herr Schmidt, im Verlauf seiner allabendlichen frommen Verlesungen bei diesem jedermann vertrauten Kapitel angelangt, las monoton und ziemlich flüchtig. Die Mutter und die Mädchen häkelten mit Ruhe fort. Lothar aber, müßig auf seinem Stuhl, hörte die altgewohnten Worte mit einer ganz neuen Anspannung. „Es waren Hirten in derselbigen Gegend auf dem Felde ...“ Er sah eine öde und endlos gedehnte Landschaft, Felsen und dürftiges Gras, großartig in aller Armut, von einem flammenden Nachthimmel überspannt, – ängstlich zusammengeduckt auf engem Fleck die Herde. „Und der Engel des Herrn trat zu ihnen ...“ Lothar atmete schwer, und seine Augen waren wie blind geöffnet. Aber als sie wieder blickten, sah er zuerst einen Kaffeefleck, der vom Frühstück her auf dem Tischtuch zurückgeblieben war – man benutzte für Frühstück und Abendessen dieselbe blauegewürfelte Decke, während mittags weiße Leinwand aufgelegt wurde, – er sah ferner einen Aschenbecher in Gestalt eines ausgehöhlten Apfels, von dem der porzellanene Stiel abgestoßen war, und endlich im von der Lampe hell beschienenen Gesicht seiner Mutter eine kleine, harmlose Warze an der linken Nasenwand ... War nun dies zu ertragen? Konnte man dies

alles vereinigen mit so großen und rührenden Worten – „es waren Hirten in derselbigen Gegend auf dem Felde, die hüteten des Nachts ihrer Herde“? In Lothars Kehle stieg ein wohlbekanntes Schluchzen empor, allein er wurde der Regung eben noch Herr und saß mit ruhigem Gesichte da.

Sein Vater war mit dem Kapitel fertig, legte ein Zeichen ins Buch und schnürte es zu. „Ich soll Zahnarzt werden,“ sagte sich Lothar, und er warf den Kopf zurück. „Ich werde den Leuten Tag für Tag die Zähne abklopfen, heute einem Kleiderhändler und morgen einem kleinen Mädchen, das zuviel Zuckerwerk geschleckt hat, ich habe es durchaus nicht nötig, das alles hier gering zu schätzen und auf meine Empfindungen zu pochen.“

„Was hast du mir schließlich entgegenzuhalten?“ sagte Herr Schmidt und wechselte die Stellung seiner Beine, so daß nun das linke über dem rechten lag. „Wenn du einfach sagst, du magst nicht, so ist das alles weniger als ein Grund ... Es gibt junge Leute – nicht wahr – die sich Mucken in den Kopf setzen, die Schauspieler werden wollen oder Maler oder dergleichen. Ich gestehe gern, daß mir das ebensowenig passen würde, aber auch hiervon ist bei dir nicht die Rede. Du leugnest es selbst gar nicht ab – nicht wahr –, daß ein solider Beruf für dich das Gegebene ist, und da später, wie du weißt, die Fabrik nach dem Vertrag nun einmal an meinen Schwager Max und seine Söhne fällt – nicht wahr –, und da dir ferner bekannt ist, welche vorzügliche Praxis Onkel Pelargus sich in den vielen Jahren erworben hat, so kannst du, sollte ich denken, über den dir bestimmten Weg nicht im Zweifel sein.“

Lothar hatte während dieser Rede seines Vaters innerlich seine Sache bereits aufgegeben. War es überhaupt „seine Sache“? Es war höchst vermutlich um nichts mehr als eine knabenhafte Laune.

Im Zimmer herrschte vollkommene Stille bis auf das langsame und starke Ticken einer großen Wanduhr. Herr Schmidt tat unter Blinzeln einige Züge aus der Zigarre. In Lothars geneigtem Kopf aber klang ganz und gar unvermutet eine Melodie auf, ein kleines, schwermütig zugleich und leichtes Lied ... Was war es? Wie war es gewesen? Er hatte es nicht ausgehalten, er war davongelaufen, weil diese Art von erhabener und spielerischer Schönheit mit gestopften Beinkleidern und mit der Aussicht auf einen Vormittag im Klassenzimmer nicht auszusöhnen war. Lothar schickte sich an, seinem Vater zu erwidern, er räusperte sich ... Aber was wollte er denn sagen? Durchaus nichts hatte er einzuwenden, was irgend ins Gewicht fiel, gegenüber den Tatsachen, daß Doktor Pelargus in der Stadt für den ersten Zahnarzt galt, daß er seinen Neffen sofort nach Beendigung des Studiums als Assistenten zu sich nehmen und ihm später nach und nach seine große Praxis übergeben wollte, daß sich Lothar auf solche Weise die Aussicht in ein geborgenes und sogar luxuriöses Dasein auftrat...

Nichts gab es einzuwenden. Doch schon lag Lothar nicht mehr viel an dieser Unterredung. Er gab seinem Vater eine zerstreute, wenig deutliche Antwort, aus der schließlich auch eine Art von Einverständnis herausgehört werden konnte ... Etwas Wichtigeres war ihm eingefallen, und dies bewegte er in seinem Herzen. Er hatte mit einem Mal für seine Melodie das bezeichnende Wort gefunden, es war ihm beigegeben aus einem der lateinischen Autoren, in denen er, nicht für die Schule, sondern zur eigenen Freude mitunter las. „Tristis in hilaritate, hiaris in tristitia“ – dies war es, und der schöne Ausdruck färbte ihm die Wangen und tönte noch in seinem Innern, während er mit Herrn Schmidt, rechtshin und linkshin grüßend, vom Kontor nach Hause ging.

Niemals – in diesem Punkte war Herrn Schmidt völlig beizupflichten – niemals hatte Lothar die Neigung gezeigt, irgend

etwas Künstlerisches selbst hervorzubringen oder auch nur darzustellen. Zwar saß er mit glühenden Augen und die Nägel in die Faust gekrallt auf seinem Schülerplatz im Theater oder im Konzert, zwar passierte es, daß ihm in der Schule vor Entzücken und vor Scham die Stimme versagte, als er aus Homer einige Verse übersetzen sollte, die von Odysseus' Verlangen nach Ithaka sprachen – „er wollte nur noch den Rauch seiner Hütte sehen ... den Rauch“ wiederholte er, und dann konnte er nicht weitersprechen –, aber seine Enthaltensamkeit auf der andern Seite ging so weit, daß er noch nie im Leben zwei gereimte Zeilen untereinander geschrieben hatte. Mitunter freilich kam ihm eine Ahnung, als könnte ihm selbst allerhand Hübsches einfallen, wenn er's darauf anlegte ... Er verehrte ein junges Mädchen, irgend eine blonde junge Dame aus dem Bekanntenkreis seiner Eltern, die infolge eines Todesfalls gezwungen war, sich zu ihrem Vorteil schwarz zu kleiden. Sie war groß und zeigte, im Gegensatz zu den Backfischen, die er sonst kannte, sehr gute Bewegungen. „Sie schreitet wie eine Göttin,“ meinte Lothar, und ertappte sich eines Abends, träumend über einem algebraischen Problem, die Logarithmentafel in der Hand, wie er in Gedanken damit beschäftigt war, seine Begeisterung in die Form einer schöngereimten Stanze zu bringen. Kaum aber wurde er dessen inne, als ihn ein wahres Fieber der Beschämung ergriff, seine Stirn und seine Hände waren ganz heiß, und er schloß die Augen, um nicht die Tintenspuren in seinem Logarithmenbuch zu sehen, nicht die mißfarbenen Einbände seiner andern Schulbücher, nicht sich selber in der Metallwölbung des Tintenfasses, die sein Gesicht häßlich und lächerlich breit wiedergab. Er erinnerte sich, daß in dem Metrum, welches er hatte mißbrauchen wollen, Goethe die Zueignung zum „Faust“ abgefaßt habe; aber als er bemerkte, daß ihm sogar Goethes Reim „Gestalten“ und „Walten“ untergelaufen war, konnte er zum Glück wieder lachen ... Er nahm mit einer entschlossenen Bewegung seine Arbeit auf und wußte sich



nicht genug zu tun in Eifer und Sorgfalt; er malte seine Wurzelzeichen und Klammern mit der Hingebung eines mittelalterlichen Mönches auf das Papier und fühlte sich noch hungrig nach Pflichten, als er mit allem fertig geworden war. Er holte vom Bücherbrett Sallusts „Jugurthinischen Krieg“, doch da er sich von diesem ungewöhnlichen Autor neuer Verführungen versah, stellte er das Büchlein wieder hin und schlug einen Band Cicero auf, bei dem er davor sicher war.

Lothars Eltern hatten es ihm freigestellt, wo er nach beendetem Examen die Zeit zwischen Schule und Universität, diese ganz und gar pflichtenlosen drei Monate, verbringen wollte. Er wählte sich die Rhön aus, mit deren Bergen er von einer früheren kleinen Reise her flüchtig bekannt war, stieg eines Sommermorgens in Fulda aus der Bahn und wanderte über die Hänge hinauf.

Es ward ihm zwischen den baumlosen Bergflächen, im unaufhörlichen Bergwind, so wohl zu Mute wie lange nicht, und als er nach einem ziemlich planlosen Marsch auf dem Rücken eines weit hinlaufenden Höhenzuges ein Gasthaus antraf, wo der Wirt ein Zimmer herzugeben hatte, nahm er's und packte aus seinem Rucksack die Wäschestücke und die paar Bücher aus, deren er für vier oder fünf Wochen zu bedürfen geglaubt hatte. Aus den vier Wochen wurden acht und zwölf. Lothar bekam nicht genug von dieser Landschaft, aber er gestand sich, daß er vielleicht vom Meer oder von der Heide ebensowenig genug bekommen hätte. Jedenfalls war es ein tiefes Glück, irgendwo an einem Abhang im kargen Gras zu liegen, schräg hinauf auf Brust und Arm gestützt, und zu sehen, wie weiter oben die scharfe Linie des Bergrückens in den blauen oder trüben Himmel hineinschnitt. Ein Glück war es auch, am Morgen, Spätnachmittag oder Abend durch den dicken Nebel zu gehen, der in der Nähe in phantastisch fließenden Schichten am Boden zog und weiterhin zur undurchdringlichen Mauer wurde. Lo-

thar hatte zwar einen kleinen Kompaß an der Uhrkette, aber trotzdem war es leicht, die Richtung zu verlieren. Zwar wußte er, daß die Gegend einsam sei, aber er machte sich dennoch mitunter darauf gefaßt, irgendwo einen gefährlichen Menschen aus dem Grau heraustreten zu sehen, und diese kleine ängstliche Spannung hatte etwas ganz Angenehmes. Sonst aber wurde ihm das Herz weit in der Einsamkeit, und sehr selten und fast nur des Nachts, wenn er in seiner Kammer eingeschlossen lag, passierte es ihm, daß das entfernte Surren einer zahnärztlichen Bohrmaschine die Stille ärgerlich unterbrach ...

Wer Zahnarzt werden will, muß drei Jahre lang studieren, von denen zwei der wissenschaftlichen und eines der praktischen Ausbildung gewidmet sein soll. Da geht es nun vielen jungen Leuten, die ihre praktische Zeit bei einem Zahnarzt oder in einer privaten Anstalt vorwegnehmen, so, daß sie beim Operieren noch keine rechte Ahnung vom Sinn und Grund ihres Tuns haben, und daß sie hernach über den Büchern ihre Handgriffe wieder verlernen. Lothar hingegen, dessen Eltern wohl beraten waren, sollte seine sechs Semester ganz und gar in den Hörsälen und Instituten der Universität verbringen, ein Verfahren, bei dem sich die praktische Tätigkeit mit den übrigen Studien vortrefflich vereinigen, sich in sie einschieben und sozusagen mit ihnen amalgamieren ließ.

Da es also für lange Zeit sein sollte, richtete sich Lothar das Parterrezimmer, welches er in einem Hause nicht weit von der Peterskirche gemietet hatte, recht sorgfältig her; das niedrige und breite Bett trennte er durch einen dunkelgrünen Vorhang vom übrigen Raume ab, der große Schreibtisch kam vor das Mittelfenster zu stehen, so daß sich im Sitzen die Aussicht auf die belebte Gasse und weiterhin auf die Spitze des alten Kirchturms bot, die süßen Öldrucke, die Deckchen und die Nippsachen seiner Quartierwirtin entfernte er und hing an die Wände

ein paar Bilder nach seinem Sinn ... Er war sehr zufrieden mit allem.

Dann galt es Vorlesungen zu belegen, und er wählte für sein erstes Halbjahr aus, was ihm Doktor Pelargus angeraten hatte, „Makroskopische Anatomie, Chemie, Physiologie, zahnmechanischer Kursus“. Als Lothar das Wort „zahnmechanischer Kursus“ in sein Anmeldungsbuch hineinschrieb, schloß er für einen Moment die Augen. Aber es wurde fürs Erste nicht sehr schlimm damit.

Hans Fortenbach sagte: „Ich freue mich schon heute auf die Praxis ... Wenn man nur an die Frauenzimmer denkt ...“

„Wieso?“

„Nun, wieso? Braucht man etwa schüchtern zu sein? Die sind ja kolossal beschäftigt mit ihrer Angst ...“

Lothar lachte ein wenig gezwungen. „Na, das ...“

„Nicht unterschätzen das, bitte, keineswegs unterschätzen ...! Und ein Zahnarzt hat Geheimnisse mit der halben Stadt. Du siehst eine junge Dame mit ihrem Verlobten, die vorne links zwei falsche Zähne hat, – du kannst direkt machen, daß die Sache zurückgeht.“

„Na, pfui Teufel,“ sagte Lothar erstaunt und brachte den Andern bald dazu, sich zu verabschieden. Dann saß er noch eine ganze Weile in dem grünbezogenen Lehnstuhl und überlegte sich, ob das wirklich derselbe junge Mensch gewesen sei, den er kürzlich, abends auf einem Spaziergang, so fein und feurig gefunden hatte ...

Jedenfalls machte er nun ein paar Tage seine Gänge allein ... Man schrieb November, und das Wetter war schon beinahe winterlich. Gegen die Dämmerung hin pflegte er die innere Stadt auf dem kürzesten Wege zu verlassen, kam bei den letzten Häusern zu einer kleinen Brücke, stieg ans Flußbett hinunter und schritt nun, zwischen leicht beeistem Wasser und

hohem Gebüsch, den schmalen Uferweg entlang. Der Himmel entzündete sich, durch die Sträucher kam ein rotes Scheinen, und der Horizont, dem Lothar entgegenschnitt, erstrahlte im blutigsten Purpur. Die Idee der endlos gedehnten Ebene be rauschte ihn. Er dachte: „Hier kann ich weitergehen bis zur Nacht, bis zum Morgen und wieder bis zur Nacht“ – und begriff nicht, wie irgend jemand die Gegend um diese Stadt her nichtssagend oder häßlich finden konnte ... Es wurde kälter; er schlug den Kragen seines weiten Mantels in die Höhe, und sein Schritt wurde, wie das jungen Leuten in kleidsamen, faltenreichen Gewändern zu gehen pflegt, ein wenig kühner und großartiger. Mit einem Male erinnerte ihn die Landschaft ringsum an das unendliche Rußland, welches Napoleon durchzog, – dieses blutige Rot hatte über der Beresina gestrahlt, solche einsamen, eisigen Wege war der geschlagene Kaiser zurückgeeilt, im Schlitten, allein, eng in den Mantel gehüllt ... Es war doch sehr gut, hier ohne Fortenbach zu gehen, und man brauchte durchaus nicht daran zu denken, daß morgen früh zwei Stunden Zahnmechanik zu absolvieren waren, man brauchte nicht –

Lothar, der im Allgemeinen durchaus nicht von untauglichen Händen war, wurde, als man sich den Operationen zu wandte, häufig durch eine Art von nervöser Scheu am richtigen Anfassen gehindert, und er hatte es wirklich Fortenbachs Zureden und ruhiger Sicherheit zu danken, wenn er das mit der Zeit überwand. Freilich überlegte er sich mitunter, ob sich Fortenbach in gleicher Weise um ihn bekümmert hätte, wären ihm nicht von Lothar schon zu Beginn des zweiten Semesters, als sie nach den Osterferien wieder zusammenkamen, gewisse Aussichten eröffnet worden.

Im Atelier von Doktor Pelargus nämlich hatten sich die Dinge so gefügt, daß nunmehr beide Assistenten höchstens noch zwei bis drei Jahre in ihrer abhängigen Stellung verharren wollten, um sich sodann, im Besitz des dort erworbenen Rufes,

selbständig zu machen. Von dem älteren der beiden, einem Doktor Baumbach, hatte das ja schon seit geraumer Zeit für gewiß gegolten, und sein Posten war es, der Lothar in Aussicht gestellt worden war, aber da nun auch sein jüngerer Kollege, ein Herr Rosenfeld, entschlossen schien, es allein zu probieren, ermunterte Doktor Pelargus seinen Neffen, sich unter den Kameraden nach einem brauchbaren jungen Manne umzutun. „Die Finger werden sie sich ablecken,“ hatte er geäußert, und er hatte damit den Ruf seiner Praxis wohl nicht zu hoch eingeschätzt.

Fortenbach war ohne Eltern, ohne alle Beziehungen, fast ohne Vermögen; er nahm die Nachricht mit einer würdig gedämpften Freude auf. Lothar selbst aber fragte sich in der Folgezeit mehr als einmal, ob seine Wahl nicht ein wenig vorschnell gewesen sei ... Er mußte sich gestehen, daß ihm nicht so sehr viel daran lag, diese Kameradschaft ein ganzes Leben lang weiterzuführen. Eben damals fing er an – und hörte sobald nicht wieder auf –, mit einer inbrünstigen Freude sich unter die Figuren der Shakespeareschen Theaterstücke zu mischen, und an den Wesen gemessen, mit denen er da vertraut wurde, erschienen ihm die Personen seines leiblichen Umgangs keineswegs als sehr beträchtlich. Diese Prinzen, diese Ritter, diese Damen und sogar diese Gespenster waren auf eine feinere und freiere Art höflich, sie waren stiller und doch eindringlicher in ihrer Lust, zurückhaltender und doch glaubhafter in ihrer Betrübniß – aber nein, das wußte man doch ... Man war gereift genug, um zu wissen, daß die Welt nicht immer so voll von großen und schönen Eindrücken sein konnte als des Nachts zwischen elf und eins, wenn man neben der angezündeten Petroleumlampe, die Kissen bequem im Nacken übereinandergeschoben, im breiten Bette halb lag, halb lehnte, ein billiges, nicht besonders gut gedrucktes gelbes Heftchen in den Händen, dessen Blätter sich aber unter tiefen Atemzügen der Unsichtbaren lebendig bewegten.

Lothar, der eigentlich von großer und guter Gestalt war, wußte dies leider durch eine wenig stramme, mitunter auffallend nachlässige Haltung zu verbergen; sein Gang auf der Straße war dem eines farbentragenden Studenten so wenig angemessen als nur möglich, und die blaue Mütze nahm sich aus seinem wohlgeformten, aber stets gesenkten Kopfe immer ein bischen sonderbar aus; Als er jedoch aus Anlaß irgendeines unbedeutenden Worthandels dazu kam, sich mit dem Säbel in der Hand einem andern jungen Menschen gegenüberzustellen – wobei die Rede ging, er hätte auf die ganz unberechtigte Herausforderung gar nicht einzugehen brauchen und sei nur zu stolz oder zu nachlässig gewesen, um sich aufzulehnen –, als er diesem jungen Manne dann innerhalb der Kreidelinien gegenüberstand, da teilte er mit einer gewissen gleichgültigen Wucht die artigsten Säbelhiebe aus, schlug dem Gegner beim sechsten Gang unversehens die Parade durch und eine Sehne entzwei und schien selbst erstaunt, als er sich so frühzeitig wieder ankleiden durfte. Fortenbach, der übrigens für seine Person noch nicht in ähnlicher Lage gewesen war, hatte als „Unparteiischer“ fungiert und vortreffliche Figur gemacht; seine blanken hellbraunen Augen blickten kühn und scharf aus dem runden Schädel, und sein kurzer, strammer Leib war die Uner-schrockenheit selbst.

In dieses selbe Semester, das für die beiden schon das fünfte war, und zwar in den Monat März, fiel ein festliches Ereignis im Dasein der „Verbindung“, der sie jetzt als inaktive Mitglieder angehörten: sie feierte in den Räumen eines bekannten Weinrestaurants am Markte ihr fünfundzwanzigjähriges Bestehen.

Aus diesem Anlaß hatten sich, abgesehen von den noch studierenden jungen Leuten, auch eine Anzahl schon im Berufsleben tätiger Herren, zum Teil in Begleitung ihrer Frauen und Töchter, eingefunden, so daß sich nach dem Mittagmahl, bei

dem es, nicht zum Wenigsten dank dem würdigen und munteren Benehmen des Kandidaten Fortenbach, sehr erhebend zugegangen war, innerhalb der Festversammlung wie selbstverständlich eine Zweiteilung vollzog. Die älteren Herrschaften nämlich verblieben noch eine Weile in den reservierten Zimmern der Weinstube, wobei die Herren sich wiederum von ihren Damen absonderten, um den sogenannten altdeutschen Trinksaal mit dem Qualm mittelmäßiger Zigarren und wohlabgewogenen, maßvollen Meinungen zu erfüllen; die jungen Leute hingegen verstreuten sich zwanglos durch die Stadt, um ihre Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen, – die Studenten zwar behandschuht, aber in ungeschützten Gehröcken und Lackstiefeln, die Damen mit Überkleidern und Gummischuhen wohlversehen, was im Hinblick auf das wahrhaft abscheuliche Wetter auch sicherlich vernünftiger war. Auf dieser Wanderung ereignete es sich, daß Lothar, dem die ganze festliche Angelegenheit nicht allzuviel Vergnügen bereitete, und der seit Tagen gewissermaßen damit beschäftigt war, die Existenz von sogenannten Stifzähnen mit dem Vorhandensein eines bestimmten Monologs in dem Drama „König Johann“ innerlich zu vereinigen, daß Lothar gegenüber dem Reichsgerichtsgebäude eine ganz unvermutete Entdeckung machte.

Er sah nämlich zufällig, und wahrscheinlich zum ersten Male auf dem Weg durch die Stadt, von seinen kotbespritzten Lackstiefeln auf und bemerkte, daß die junge Dame, neben der er seit einer Stunde als ein ziemlich wortkarger Gesellschafter einherging, die Augen voll Tränen hatte. Lothar wurde rot, als er das begriff, entschuldigte sein Wesen auf eine eifrige und ungeschickte Art und zeigte durchaus das Bedürfnis, diesem offenbar gekränkten und dazu sehr hübschen Geschöpf etwas Gutes anzutun. Dies vollführte er dadurch, daß er ganz unvermittelt anfang, sich über die Schönheiten des Dramas „König Johann“ mit herzlichen Worten auszusprechen, was von der

Dame wohl ohne jedes Verständnis, aber doch mit großer Freude und Dankbarkeit aufgenommen wurde.

Es stellte sich übrigens, als das Gespräch in ebene Bahnen einlenkte, noch heraus, daß Lothar Fräulein Margot Potters vor sich hatte, die Schwester des Amtsrichters Potters, eine Tochter also des Lederfabrikanten Alfred Potters aus Firma Potters, Alberti & Co., der zu Hause in Lothars Heimatstadt ein Konkurrent seines Vaters, aber mit Herrn Schmidt dennoch gut befreundet war. Lothar, den all diese Beziehungen freilich nicht ganz im richtigen Maße bewegten, fand das Fräulein gleichwohl überaus anziehend mit ihrer schlanken Gestalt, ihren blonden Haaren und ihrer weißen, schmalen Stirn; um dies auszudrücken, befolgte er dann am Abend beim Tanz die Methode, sie fortwährend von Weitem anzustarren, während er selbst mitten im Saale stehen blieb, was zu vielen Zusammenstößen mit den umherwirbelnden Paaren führte. Unmittelbar vor der zweiten Tanzpause aber rief ein Herr im Frack und mit rotem Gesicht vom Musikpodium das Wort „Damenwahl“ herunter, und nun ereignete es sich, das Fräulein Potters sich eilig vom Arm ihres Tänzers losmachte, sich umsah und dann geradewegs auf Lothar zukam.

„Sie abscheulicher Mensch,“ sagte sie lachend und ohne nähere Erklärung und zog ihn stark atmend in den Schwung des Walzers. Lothar, dessen Inneres aufgewühlt war, redete unge-reimtes Zeug, schien aber Fräulein Potters wieder sehr damit zu erfreuen und verstieg sich im Taumel des glücklichen Anbeters so weit, sie beim Ende des Festes, als er ihr draußen den Mantel umlegte, heimlich und feurig zwischen Handschuh und Kleidsaum auf den Arm zu küssen. Er erhielt die Erlaubnis, ihr postlagernd zu schreiben und ertappte sich, wie das in solchen Fällen sein Schicksal zu sein schien, eine halbe Stunde darauf zu Hause über einem Bogen Papier, der rechts am Rande, sauber geschrieben, die vierzehn Reimworte zu einem Sonett enthielt. Er unterließ es aber auch diesmal, die Zeilen auszufüllen.



In die nun folgenden Osterferien, die letzten vor dem Examen, nahm Lothar seinen Freund Fortenbach mit, und der junge Mann wußte sich in der Familie Schmidt nicht weniger vorteilhaft einzuführen als bei Herrn Pelargus und jederlei Bekannten in der Stadt. Selbst auf Fräulein Potters, mit der er in Lothars Gesellschaft einige Male zusammentraf, verfehlte seine sichere, männliche, mitunter ein wenig renommistische Art nicht ganz ihren Eindruck, wohl eben darum, weil Lothar selbst diese Eigenschaften so häufig vermissen ließ. Zwischen den Beiden hatten sich, zunächst durch das Mittel häufig gewechselter Briefe, dann aber besonders seit dem erneuten Zusammentreffen, ganz regelrechte zarte Liebesbeziehungen angeknüpft ... Lothar gefiel Fräulein Potters sehr gut, und sie war auch entschlossen, über ihre Neigung zu ihm zu wachen, aber mitunter fiel ihr das nicht ganz leicht, zumal als dann der Sporn und Reiz der Heimlichkeit zu fehlen anfing, – und was in aller Welt hätten die beiderseitigen Eltern gegen ein so aussichtsreiches und wohlanständiges Bündnis einwenden sollen? Bereits geschah es im Einverständnis und zum stillen Vergnügen der Familien, wenn die jungen Leute in passender Gesellschaft einander trafen, um den oder jenen Ausflug in die hübsche Umgebung der Stadt zu unternehmen.

Mit Lothar jedoch verhielt es sich sonderbar. Ganz außerhalb der Gleise dieser gebilligten und beinahe empfohlenen sanften Neigung hatte sich sein Gefühl in das fremdartige, gefährliche und schöne Gebiet einer heftigen Leidenschaft verloren. Nicht einmal Fräulein Potters selbst hatte wohl einen Begriff davon, mit welcher Hingebung und mit welchem Verlangen die Blicke dieses ruhigen Menschen sich an ihr Haar, an ihre zarten Schläfen und an die weiche Biegung ihres Halses hingen, wenn er im Gehen oder Sitzen unbeachtet zu ihr hinsah; aus den sacht freundlichen, fast ein wenig konventionellen Zärtlichkeiten, die man von Zeit zu Zeit auszutauschen nicht

unterließ, konnte sie es gewiß nicht entnehmen. Lothar besaß zu viel Scheu und Respekt vor den Frauen im Ganzen und im Besonderen vor seiner Dame, um sich stürmisch zu zeigen, – doch er war außer sich vor Entzücken zugleich und tiefer Beschämung darüber, daß er, Lothar Schmidt, der sich studienhalber mit der Ausarbeitung von Themen abgab wie „Die Einwirkung der konzentrierten Säuren auf die Mundhöhle“ oder „Anomalieen der Zähne in Form, Zahl und Stellung“, — daß er von Empfindungen erfüllt war, wie sie die Brust eines Tasso, eines Mortimer, eines Romeo erfüllt hatten. Und – obgleich er hierbei noch im Dunkeln errötete – sprach er doch des Abends in seinem Zimmer Koriolans Worte vor sich hin: „mein süßes Schweigen“, und er meinte Fräulein Margot damit, obgleich sie in Wirklichkeit artig plapperte. In ihrer Gegenwart aber zeigte er wenig Geist und machte es seinem Freunde Fortenbach leicht, sich in das beste Licht zu setzen.

Eines sonnigen Nachmittags war man an einen kleinen See im Walde, nicht weit vor der Stadt, hinausgegangen, zu Viert, denn es befand sich in der Gesellschaft noch ein zweites junges Mädchen, eine Freundin von Margot Potters, die jedoch nicht sonderlich hübsch war und auch beim Sprechen leider mit der Zunge anstieß. Man hatte in dem kleinen Gasthause am Ufer Kaffee und Biskuittorte zu sich genommen und kam nun, schon gegen das Dunkel hin, auf den Einfall, den schönen, recht warmen Aprilabend, noch zu einer Ruderfahrt zu benutzen.

Als man, in der Mitte des kleinen Wassers angelangt, die Ruder ruhen und das Boot schaukeln ließ, kamen die ersten Sterne hervor. Man hörte irgendwoher einen Gesang von Frauenstimmen, im übrigen herrschte Stille, und Lothar, der in der Nähe seines Mädchens saß und sogar den angenehmen, frischen Duft ihrer Kleidung verspürte, war von starken Empfindungen erfüllt. Die unschöne Freundin saß bedrückt auf ihrem Platz, Hans Fortenbach aber, der seit längerer Zeit mit gekreuzten Armen dagesessen hatte, gab diese Haltung auf, nahm eine

weichere und zartere an und begann mit behutsamer Stimme und dennoch kunstreichem Vortrag Verse zu sprechen:

„Oftmals in lauen Sommernächten,  
Wenn um die Rosen buhlt der Wind,  
Dann löst sich scheu am Himmel droben  
In jähem Fall ein irrend Kind.

Es stehen die Menschen staunend stille  
Und blicken stumm und bang empor,  
Bis sich des Sternleins jähes Leuchten  
In die Unendlichkeit verlor,

Und greifen mit der Hand zum Herzen  
Und sinnen einer Sehnsucht nach,  
Die, jäh und leuchtend wie dies Sternlein,  
Durch ihres Lebens Bahnen brach ...“

Es versteht sich, daß er bei den Damen gerührten, dankbaren Beifall emtete, um so mehr, als sein Benehmen es klug im Dunkeln ließ, ob er selbst oder ein Andrer der Urheber dieses gefühlvollen Gedichtes sei.

Lothar jedoch, der, während Fortenbach mit dem rollenden R und der kunstvoll brechenden Stimme hantierte, vor Verlegenheit heimlich die Hände rang, wurde, als Jener fertig war, von einer stillen, trockenen Wut übermannt und sagte leise und scharf: „Das ist ja ganz schlechtes Zeug. Und wo sind im April Rosen?“

Dieses Verhalten mußte ihm gegenüber dem bedeutend schweigenden Fortenbach den Ruf eines erzprosaischen und obendrein neidischen Menschen eintragen, und wirklich konnte er es beim Adieusagen an Margots Art wohl bemerken, daß er heute nicht gut abgeschnitten habe.

Die Studien, denen sich Lothar, zur Hochschule zurückgekehrt, nunmehr, so nahe vor dem Examen, mit verdoppeltem

Eifer hingab, verhinderten ihn gleichwohl nicht, von jedem Tage noch einen guten Teil seiner Liebe und Sehnsucht zu widmen. Er sandte viele und lange Briefe an Fräulein Potters, nicht mehr „X. P. 100 hauptpostlagernd“ adressiert, sondern jetzt an das Elternhaus der jungen Dame, und wirklich vermochte er in diesen Briefeu seine Leidenschaft weit deutlicher zu zeigen, als es ihm mündlich je geglückt war. Übrigens versäumte er niemals, wenn er an Fräulein Margot schrieb, zuvor all seine fachwissenschaftlichen Bücher vom Schreibepult weg und sich aus den Augen zu schaffen; ebenso trieb er es, wenn er ihre Antworten las. Was aber diese Antworten betrifft, so konnte er sich, obwohl er's gern getan hätte, nicht verhehlen, daß sie weit seltener kamen und auch nicht so herzlich gehalten waren als vor den Ferien ...

An einem der heißesten Tage im Juli nahmen die Prüfungen ihren Anfang. Fortenbach bestand alle vier vorgeschriebenen Abschnitte sehr gut, den zweiten aber nur, weil ihm Lothar mit wahrer Tollkühnheit, dem Kustoden zum Trotz, sein Manuskript über „Das Jod und seine Präparate“ zum Abschreiben überließ. Für ihn selber kam der kritische Augenblick am nächsten Tage, dem dritten der Prüfung, an dem „der Kandidat in Gegenwart eines Examinators seine praktischen Kenntnisse in der Anwendung der verschiedenen Zahninstrumente sowie in der Ausführung von Zahnoperationen an einem Lebenden nachzuweisen und dabei mindestens zwei Füllungen und zwei Ausziehungen auszuführen hat.“

Als Lothar bei Gelegenheit der ersten dieser beiden Füllungen den Bohrer zur Hand nahm, ihn in Rotation versetzte und, sich vorbeugend, in den Mund der „unbemittelten“ alten Frau hineinblickte, die als Versuchsperson auf dem verstellbaren Stuhle saß, überkam ihn der Gedanke, Derartiges werde nun für alle Zeit seine Beschäftigung bilden, mit solcher Gewalt, daß er die Augen schließen mußte und taumelte. Er stand da, die linke Hand auf die kühle, große Metallkurbel gestützt, und

war in seinem Innern wieder ganz der halbwüchsige Junge, der da vor Jahren aus einem Konzert weggelaufen war ..., ja er erinnerte sich, während die Frau auf dem Stuhle verwundert ihre Augen aufmachte, an eben diesen Vorgang so genau, als gäbe es auf der Welt nichts Anderes für ihn zu tun. Der prüfende Professor kam auf ihn zu. „Ist Ihnen nicht wohl?“ Er faßte Lothar bei der Schulter. „Danke, ein bißchen Schwindel,“ sagte Lothar und sammelte sich mit Anstrengung.

Der Professor brachte Lothar mit eigner Hand ein Glas Wasser, aber dann, während der Operationen, beobachtete er ihn immerhin mit einigem Mißtrauen. Die erste fiel auch nicht ganz befriedigend aus, und jedenfalls nahm sie zu viel Zeit in Anspruch. Doch der Rest der ihm gestellten Aufgaben glückte besser, und der Tag wurde gerettet ...

Während Fortenbach seiner Militärpflicht schon vor Beginn des Studiums Genüge getan hatte, ergab sich für Lothar die Notwendigkeit, dies jetzt, vom Oktober an, nachzuholen. Man wählte für ihn das in seiner Vaterstadt liegende Infanteriebataillon; er würde auf diese Weise Gelegenheit haben, sich doch auch im Operationszimmer von Doktor Pelargus etwas umzutun. Der Zahnarzt, der anfangs bedenklich geworden, war bald überzeugt, daß er für Jahresfrist im Wesentlichen mit dem einen Assistenten werde auskommen können; denn, während Lothar sich in der noch freien Zeit nicht mehr bei ihm sehen ließ als unbedingt nötig war, zeigte Fortenbach Arbeitseifer, hinreichende Geschicklichkeit und ein sehr angenehmes Verhalten gegenüber den Patienten.

Einstweilen schrieb man noch August. Wer in der Stadt es sich leisten konnte und dabei nicht, gleich der Familie Schmidt, für einen Wechsel zu bequemen Sinnes war, hatte auf dem Lande Quartier genommen. Die Eltern von Margot Potters waren mit der Tochter an einen kleinen Ort hinausgezogen, der eine Bahnstunde entfernt in einer hübschen, waldigen Gegend

lag, und dort wurden sie eines Sonntags von den beiden jungen Männern besucht.

Lothar war ein wenig freier und zuversichtlicher in seinem Benehmen als gewöhnlich, ja nachmittags, auf einem Spaziergang durch den Wald, blieb er, während Fortenbach mit den Eltern vorausging, plötzlich stehen und schlang, mit einem tiefen Atemzug, die Arme um das Mädchen zu einer Liebkosung, wie sie ihr so stürmisch von ihm niemals vorgekommen war.

„Du Geliebte,“ sagte er, „du Geliebte“ – und wurde kaum verlegen, während er es aussprach. Da aber spürte er ihren leisen Widerstand und bemerkte, daß sie selbst geniert und verwirrt aussah. Sie gingen weiter. Vergebens sagte er sich, daß Margot sich nicht viel anders betrage als früher, daß sie ihm so, wie sie sich gab, immer recht gewesen sei, daß ihm dies züchtige Sträuben bei seiner zukünftigen Frau sogar sehr gefalle, – er brachte es nicht fertig, sein Unbehagen zu verscheuchen. Als man sich am Abend verabschiedete, glaubte er zu bemerken, daß Margot für einen Augenblick dem Andern mit listigem Ausdruck zulächle ... Er war auf der Heimfahrt zuerst schweigsam und ablehnend gegen Fortenbach, als er ihn dann aber so würdig und unantastbar gegenüber sitzen sah, schämte er sich seines Verdachts und zeigte sich wieder freundlich. Seine Neigung wurde von da an noch mächtiger in ihm, und eines Morgens, als sein Vater vom Frühstückstisch aufstand, um sich ins Kontor zu begeben, bat er ihn um Gehör und gab seinen Wunsch zu erkennen, sich mit Fräulein Potters förmlich zu verloben.

In den Herbstmonaten gelangte Lothar, wie man vorausgesehen, wenig dazu, sich im Assistentenzimmer von Doktor Pelargus zu betätigen, nach dem ersten Vierteljahr aber wurde sein Dienst ein wenig leichter, und damit kam die böse Zeit für ihn. Auch das militärische Exerzieren und Marschieren strengte

ihn an, gewiß, seine Füße schmerzten ihn häufig, und jeden Augenblick holte er sich eine Erkältung, aber lieber hätte er hier ein Drittel mehr geleistet, um nur für den Operationsstuhl keine Zeit frei zu haben. Vor der endgültigen Gestalt seiner Zukunft schloß er lieber ganz die Augen ... Er las wenig mehr und sah in sich selbst mit seiner Leidenschaft eine zugleich widerwärtige und lächerliche Figur. Dieser Zustand drückte auch auf seine Gesundheit, und er, der sonst im blau und roten Tuch sich hätte recht stattlich ausnehmen können, machte nun mit seiner gebückten Haltung und seinem traurigen Gesichte den Eindruck, als habe man ihn in ein unpassendes Maskenkostüm gesteckt.

Fortenbach inzwischen befestigte sich in der Gunst des Herrn Pelargus und aller Patienten, er betätigte sich mit Erfolg bei den winterlichen Veranstaltungen der „Harmonie“, des „Museums“ und der „Liedertafel“ und bot jedem Beobachter das erfreuende Bild eines jungen Mannes, der „weiß, was er will.“

Fräulein Margot wurde in diesem Jahre sicherlich viel hübscher. Gewisse Unebenheiten und Schärfen, die ihr Gesicht in den Übergangsjahren gezeigt, glichen sich nun, bei der Neunzehnjährigen, aus, ihre Arme und Schultern formten sich schön und frauenhaft, – eine Entwicklung, die man beinahe von einem der bürgerlichen Tanzfeste bis zum andern verfolgen konnte, an denen sie mit ihren Eltern teilnahm. Auf diesen Festen und auch sonst beschäftigte sie sich viel mit Herrn Fortenbach, mehr eigentlich als mit Lothar, der doch so gut wie öffentlich als ihr Verlobter galt. An eine Veränderung in diesen Zukunftsplänen wurde auch wohl von keiner beteiligten Seite gedacht, obschon sich freilich Herr Potters eines Abends, von seiner Zeitung aufblickend, ganz ohne Zusammenhang dahin geäußert hatte, daß ihm ein frischer, arbeitsfroher Mensch, mit dem man auch selbst einen Spaß haben könne, als Schwieger-

sohn immer noch lieber sei als ein trübseliger Sinnierer mit ein bißchen mehr Geld ...

Der Sommer kam, es rückte das Ende von Lothars Dienstzeit heran und damit der Beginn seiner regelmäßigen Berufstätigkeit. Ende August sollte das Bataillon zu den großen Manövern ausrücken, und Lothar, obgleich er sich an die Strapazen des Dienstes noch immer nicht gut gewöhnt hatte, war dennoch fast vergnügt darüber, für einige Wochen der Stadt zu entkommen, dem Bereich der Herren Fortenbach und Pelargus, der quälenden, wenn auch süßen Nähe von Margot Potters. Er nahm sich vor, das Manöver als eine Art von Lustbarkeit oder jedenfalls von innerer Kur zu betrachten, und war gewiß, daß es ihm auf den weiten Märschen und nächtlichen Biwaks leichter gelingen würde, an seine Geliebte ohne einen Zweifel an ihr und ohne ein verächtliches Lächeln für sich selber zu denken.

Was gibt es denn im Grunde so Schlimmes? sprach er ermunternd bei sich. Man ist ein junger Mensch, der etwas gelernt hat, dem eine auskömmliche und ehrenhafte Zukunft offen steht, der ein Mädchen liebt, das sich ihm versprochen hat? Und er war entschlossen und ganz dazu aufgelegt, bei seinem Abschiedsbesuch im Pottersschen Hause, den er jetzt, als am Vorabend des Ausmarschtages, abstaten wollte, einen frischen, sichern, günstigen Eindruck bei dem Mädchen und den Eltern hervorzurufen.

Lothar war die wenig belebte Straße hinuntergegangen, an die der Pottersschen Garten angrenzt, und bog nun um das Gartenhäuschen, das im Winkel zwischen den beiden Gittern sich ausnimmt wie ein Wachturm an der Mauer, – als er unvermutet durch das schon herbstlich gefärbte Laub Margot mit flüsternder Stimme reden hörte. Er blieb stehen. Der Argwohn in seinem Herzen, den er eben noch mühsam genug hinuntergedrängt hatte, erhob sich im Augenblick und gab ein solches Echo ab für das Geflüster, daß er, noch vor seinem nächsten



Atemzug, schon die Liebesworte verstand. Zum Überfluß aber wurde unter dem zärtlichen Reden der Frauenstimme Hans Fortenbachs wohlbekanntes Räuspern vernehmbar, das er auf der Universität zu Erhöhung seiner Würde angenommen hatte, und das er heute gedämpft, doch mit dem deutlichen Ton der Zufriedenheit, hören ließ.

Lothar stand, obgleich ihm diese Entdeckung nur bestätigte, was er lange befürchtet hatte, doch zuerst wie erstarrt da, mit unwillkürlich gefalteten Händen ... Und plötzlich, von unmäßigem Zorn erfaßt, lief er vorwärts, nach der Gartentür zu, mit großen und unsichern Schritten ... An dem Pförtchen aber machte er wieder Halt, er umklammerte mit den Händen zwei der Gitterstäbe, sah vor sich nieder und schüttelte den Kopf. Endlich trat ein trübseliges Lächeln auf sein Gesicht, dessen Züge in den letzten Monaten so viel schärfer geworden waren ... Es war nichts mit ihm, – zwar hatte er sich selbst in diesem Augenblick schon über den Ungetreuen erblickt, eine rächende Waffe in der Hand, aber gleichzeitig sagte eine Stimme irgendwo: In deine Hand gehört ein Plombierbohrer ...

„Armselig,“ sprach er vor sich hin, und er meinte sich selbst damit und nicht die Andern. Dann ging er mit schweren Gliedern den Weg nach seiner Wohnung, dicht an den Hausmauern sich haltend, als wollte er sich verstecken, und er achtete nicht darauf, daß sein Waffenrock am Steinwerk anstriefte und schmutzig wurde.

Die Manöver waren anstrengend in diesem Jahr. Es hatte in der Gegend vierzehn Tage lang fast ununterbrochen geregnet, die Ernte war zum Teil verdorben, die Bevölkerung niedergeschlagen und also ungastlich, die Biwaks kalt, die Märsche schwierig. Dazu kam, daß durch die Anwesenheit einer hohen Person bei den Übungen die Anforderungen erhöht wurden. In Lothars Innerem sah es so aus, daß ihm dergleichen Ungemach wenig anhaben konnte. Er war es zufrieden, von einförmiger

Mühe in einem dumpfen Zustand gehalten zu werden, aus dem das Hervortauschen nur Verzweiflung sein konnte; gewaltsam verschloß er sich gegen jeden Gedanken an ein Später und kam zuletzt wirklich dahin, dies alles: das stundenlange Liegen an öden Wald- oder Feldstellen, dessen Sinn keiner kannte, – den endlosen Marsch auf der durchweichten Straße unter grauem Himmel, – das allabendliche Hinsinken auf ein fremdes Bett oder auf den Boden im Biwak, als eine Wohltat, die einzige für ihn noch mögliche Wohltat, zu betrachten.

Einmal, im Hause eines reichen Bauern, passierte es, daß eine junge Magd, ein hübsches, braunzopfiges Mädchen, an dem blassen Einjährigen Gefallen fand und ihm das, weil nicht viel Zeit war, auch deutlich genug zu erkennen gab. Doch zu ihrer Verwunderung erreichte sie nichts Andres, als daß der Einjährige anfang zu lächeln, und zwar ein Lächeln, das nicht von der guten Art war, ein jammervolles, mißbratenes Lächeln, daß er ihr, ungeschickt und schüchtern wie ein Kind, ein Mal streichelnd über die braune Hand fuhr und sich dann fortwendete. Ein Kamerad von der Kompagnie, Einjähriger wie Lothar, der im gleichen Hause einquartiert war und auf irgendeine Art von dem Vorgang Kenntnis bekam, suchte ihn damit aufzuziehen, doch er gab das vor jenem selben trüben Lächeln wieder auf, – Lothar, der vorher schon wenig mit ihm zu schaffen gehabt, mied ihn nun ganz.

Dagegen faßte er eine Art von Vertrauen zu einem andern jungen Menschen, der bei der Musik als Bläser seine beiden Jahre abdiente. Mit ihm fand er sich eines Tages allein auf Vorposten, zwischen zwei kleinen Hügeln, und geriet unversehens in ein Gespräch über Musik, bei dem er zuerst nicht recht aufmerksam war, aber bald sich ein wenig aufschloß. Nun erinnerte er sich auch des jungen Menschen, von dessen Talent schon, als er noch in die Volksschule ging, daheim in der Stadt viel geredet worden war. Nach den Dienstjahren würde ihn nun

das Stadttheater beim Orchester anstellen als zweiten Geiger, das sei immerhin besser als Signale blasen ...

Sie hatten lange auf ihrem Posten auszuharren, und das Ende war, daß Lothar jenen mit schüchterner Stimme fragte, ob er wohl imstande sei, sich eine gewisse Melodie ins Gedächtnis zu rufen – oh, kein Reiterstück und auch kein Marsch, aber einfach und volksliedmäßig, bloß ein paar Takte, fünf oder sechs ...

Worauf der Andere sein Instrument nahm und, obgleich das natürlich verboten war, die kleine Melodie hören ließ, mit behutsamen Griffen, so leise, daß von den beiden Hügeln, zwischen denen sie saßen, keinerlei Echo zurückkam ...

Am nächsten Tage brach man des Morgens um vier aus dem Biwak auf. Lothar hatte steifgefrorene Glieder und heiße Augen, er war in einem Zustand, der jeden Andern zur Vorsicht bestimmt hätte; anstatt dessen atmete er im Marschieren ohne Zurückhaltung die eisige und stark nebelige Luft ein.

Er kehrte mit einer heftigen Erkältung, ganz heiser und vom Husten geplagt, ans dem Manöver zurück. Nachdem er die Seinen ziemlich flüchtig begrüßt, machte er noch einen Gang vor die Stadt hinaus, kam zum Abendessen nach Hause und begab sich frühzeitig zu Bett.

Als er sich in seinem Schlafzimmer entkleidete, durch dessen offene Fenster die milde, fast laue Luft des wieder schön gewordenen Herbstes hereindrang, fingen mit einem Male seine Glieder an zu zittern, er fühlte einen leichten Schwindel und kalten Schauer, und dann schlugen ihm die Zähne aufeinander. Auch unter den Kissen und Decken wurde es nicht viel besser damit, schlafen konnte er nicht und fand, obgleich ihm das erhitzte und zerwühlte Lager bald fast unerträglich wurde, nicht die Kraft, wie sonst in solchen Fällen aufzustehen, Licht zu machen, sich mit einem Buch, die Decke überm Knie, in den Sessel zu setzen. Als der Tag schon durch die Ritzen des Fen-

sterladens hereinschimmerte, wurde Lothar etwas ruhiger. Und er machte sich klar, daß nun sehr bald der erste Morgen der gefürchteten Zeit komme, der erste Morgen seiner Berufsjahre, die kein Ende haben sollten. Irgend etwas aber schien ihm dennoch anders zu sein, als vorausgesehen worden ... Bin ich im Begriffe, ernstlich krank zu werden? fragte er sich, und es ergriff ihn keinerlei Schrecken bei dem Gedanken. Er legte die Hand auf seine Stirn, die heiß und feucht war ...

In diesem Augenblick fühlte er einen sehr starken Schmerz in seiner rechten Seite, einen kurzen, scharfen Stich, – und da wurde es ihm plötzlich, zum ersten Male klar, daß er hatte krank werden wollen, daß er sich förmlich Mühe gegeben hatte, krank zu werden, er fühlte wieder die kalte und durchnäßte Erde, an die er sich des Nachts fest angedrückt, und in seinem Munde den dicken Nebel, den er mit vollen Zügen eingeatmet hatte. Bei dieser Einsicht und Erinnerung aber wurde es ihm wirklich ein wenig freier und fast glücklich zu Mute – seinem Fieber zum Trotz und den Seitenstichen, die sich nach immer kürzeren Pausen wiederholten.

Als gegen Mittag der Arzt kam, hatten sich bereits Atembeschwerden eingestellt, und es war dem Manne leicht gemacht, die Lungenentzündung festzustellen.

In den Tagen, die nun folgten, erwuchs der Familie Schmidt ebenso sehr Anlaß zu Verwunderung wie zu Besorgnis. Der Kranke fügte sich zwar den Anordnungen willig, aber seine Miene dabei war die eines Menschen, den das alles nichts mehr angeht und höchstens noch belustigt. Wenn zur festgesetzten Zeit, denn im Allgemeinen war er lieber allein, seine Mutter oder eine seiner Schwestern erschien, um ihm das Chinin gegen sein Fieber oder ein andres Medikament zu reichen, so nahm er das Glas mit einem flüchtigen, heitern Aufblicken, leerte es und beugte sich gleich darauf wieder über sein Buch. Denn schon dies war auffällig: Lothar hatte sich vom Bücher-

brett eine ganze Anzahl seiner zerlesenen gelben Bändchen ans Bett geschafft und er hatte das Dienstmädchen noch mit einer langen Liste zum Buchhändler geschickt; die Hefte lagen um ihn her auf der Decke, dem Nachttisch und auf einem hergerückten Stuhl, und abwechselnd las er in<sup>1</sup> ihnen, vom Morgen bis in die Nacht, die Hand in seine schmerzende rechte Seite gestemmt und den Körper nach links aufgestützt, – er las, als habe er nie gelesen und müsse nun alles, alles nachholen, gerade in diesen Tagen, da er gefährlich krank lag, mit einem Fieber, das stetig, wenn auch langsam in die Höhe ging ...

Man war erstaunt, daß Lothar sich niemals nach Fräulein Potters erkundigte, ja an einem Tage, da es mit der Atmung und den Kräften offenkundig schlechter stand, fragte ihn seine Mutter geradezu, ob er kein Verlangen danach trage, seine Braut zu sehen. Er antwortete jedoch, Krankenbetten hätten etwas Unappetitliches, und es sei besser, jungen Damen dergleichen nach Möglichkeit zu ersparen.

Eigentümlich war der Besuch verlaufen, den Hans Fortenbach bei dem kranken Freunde und Kollegen abgestattet hatte. Er war mit seinem gewohnten männlichen Wesen hereingekommen und hatte gleichsam die stärkende und schneidige Luft des Lebens ins Krankenzimmer gebracht – mit „alter Junge!“ und „na, mein Lieber“ –, aber Lothar hatte ihn mit einer so gleichgültigen, abwehrenden Freundlichkeit behandelt, daß Fortenbach zuletzt, ganz und gar unglaublicher Weise, verlegen zu werden und sogar zu stottern anfang und in der Folge keine Lust zu Besuchen mehr zeigte, „um dem Kranken auch diese leichte Erregung zu ersparen.“

Es kamen Minuten, es kamen schon Stunden, da das Fieber Lothars Geist umschleierte, er aber gab sich nicht besiegt und Brutus' Stimme oder die Hamlets oder des Grafen von Kent oder Duncans drangen zu ihm durch den Nebel. Die heftigen

---

<sup>1</sup> Das Wort „in“ fehlt im original.

Schmerzen in seinen Seiten – denn schon waren beide Seiten ergriffen, schon konnte er sich nicht mehr nach rechtshin beugen, sondern mußte sich gerade ausstrecken, mit vielen Kissen im Rücken –, diese Schmerzen waren nichts beim erhabenen Leiden so vieler Fürsten, beim heldenhaften Tod so vieler Helden. Und wenn von Zeit zu Zeit sein Atem schwer ging, so daß er den Kopf vom Buch zurückbeugen mußte, dann ließ sich auch das ertragen, da er im nächsten Augenblick wieder in der reinsten, klarsten Luft so viel leichter atmen durfte. Gewiß, es würde mit ihm zu Ende gehen, aber noch einmal, und nun ganz ohne die Aussicht auf ein zwiespältiges und mit schlechtem Gewissen zu führendes Dasein, bewegte er sich in der Gesellschaft, die zu seinem Herzen paßte. Wahrhaftig, hier waren seine Brüder und seine Schwestern, – wenn sie es auch nur waren, weil Lothar nicht mehr dem Leben zugehörte.

„Das ist nun nicht anders,“ sagte er am achten oder neunten Tage zu dem Sanitätsrat, „die Deichsel am Reisewagen ist talabwärts gekehrt...“

„Es ist nicht anders,“ äußerte sich der Arzt zu Lothars Eltern, „es scheint, er will gar nicht mehr leben. In solchen Fällen hat der Arzt einen sehr schweren Stand.“ Man war bestürzt.

Man war bestürzt und machte mehr als einen Versuch, sich dem Kranken zu nähern, ihn aufzuheitern, ihn zu gewinnen, doch es zeigte sich, daß Lothar der Aufheiterung nicht bedürftig und daß gegen seine freundlich abweisendes Ruhe nicht zu streiten war. So ließ man denn die Versuche, die ohnehin zwar wohlgemeint waren, aber ein wenig matt ausfielen, und allmählich ward es jedem klar, wie wenig man mit diesem Sterbenden doch eigentlich jemals verbunden gewesen war ...

Schlimm wurde der dreizehnte Tag. Das Fieber stieg außerordentlich, und die Atemnot hielt an; mit dem Lesen war es nun zu Ende. Des Nachts aber schlief Lothar einige Stunden hindurch ganz fest. Am nächsten Morgen war die Farbe auf seine Wangen zurückgekommen, und seine Augen schimmer-

ten in einem ruhigen Licht. Seine Mutter blieb bei ihm in der Stube, und heute schien ihm das recht zu sein.

Er sprach, wenn auch mit leiser Stimme, um keinen Husten hervorzurufen, mehr und lebhafter als sonst, – doch langsam, fast ohne daß Frau Schmidt es bemerkte, ging der Glanz der Augen in das Irre über und sein Reden in ein Delirieren. So lag er mehrere Stunden und sprach vor sich hin, mit fröhlicher und oft mit gerührter Miene. Einmal sagte er, nach einer kleinen Pause, und indem er die Arme ein wenig erhob: „Mein süßes Schweigen ...“ Frau Schmidt dachte weder an das Eine noch an das Andere, allein es war gewiß, daß er diesmal mit seinen Worten nicht Fräulein Potters meinte, sondern die Andre, die Römerin, seine Schwester.

Am Abend dieses letzten Tages war er ganz ruhig. Ehe sein Geist in die Starrheit hinüberging, in der dann der Atem aufhörte, wurden seine Züge noch einmal klar und von einem Lächeln erhellt. Leicht möglich, daß er in diesem Augenblick eine gewisse Melodie zu vernehmen glaubte, eine volksliedartige Melodie, nicht mehr als vier oder fünf Takte, überirdisch und gleichmütig, die er nun wohl ertragen, an der er sich nun ganz ohne Bedenken erfreuen konnte, weil ihn kein Vormittag im morgengrauen Schulzimmer und kein allzuschwieriges Leben mehr erwartete.

## **Die Mutter einer ganzen Stadt (1911)**

Wie Frau Cornelius selbst noch bestimmt hatte, wurde nach der Rede des Geistlichen mein Trauergesang für gemischten Chor op. 23 zu Gehör gebracht; damit war die Feier beendet. Meine Töne klangen mir im Ohre nach, und ich stand noch eine Weile am Grab, während um mich her scharrende und patschende Schritte sich entfernten. Eine Hand legte sich auf meine Schulter.

„Wollen Sie mit mir in die Stadt zurückfahren, Brodersen?“

Ich blickte auf.

„Oh,“ sagte ich verwirrt. „Gewiß. Gerne. Danke vielmals, Herr Medizinalrat.“

Er faßte mich leicht beim Arme, wir durchschritten die seitliche Allee, in der weiter oben meine Mutter begraben liegt, und stiegen draußen in den Doktorwagen.

Die Fenster waren heruntergelassen, und über die weiten unbebauten Flächen zu beiden Seiten der Straße blies der Märzwind herein. Ich sah, daß der Medizinalrat den Kopf in die Polster zurückgelehnt und die Augen geschlossen hielt; sein weißer Kinnbart und die weißen Strähnen über seiner Stirn bewegten sich. Den Zylinder hatte er, die Öffnung nach oben, auf den Rücksitz gestellt, und seine Hände lagen flach und schlaff über den Knien, ringlose Hände mit auffallend kurz beschnittenen Fingernägeln und mit dicken grauen Adern. Warum hat er mich eingeladen? dachte ich, nun schläft er.

Meine Gedanken wendeten sich auf die alte Dame, von deren Bestattung wir heimfuhren, und ich empfand, daß sie mir fehlen würde. Freilich war die Zeit schon lange vorüber, da ich mir jede Woche oder jede zweite Woche von ihr hatte aus der Verlegenheit helfen lassen. Aber mit wem würde ich je so gut vierhändig spielen wie mit dieser siebzigjährigen Frau! Und wie traurig, ihr schönes altes Gesicht nun nie wieder zu sehen ... Wirklich, ich wußte, was ich verlor.

„Die Leute wissen ja nicht, was sie verlieren,“ sagte der Medizinalrat plötzlich aus seiner Ecke. „Haben Sie gezählt, Brodersen, wieviele da waren? Es können noch nicht zwei Dutzend gewesen sein.“

„Ja,“ entgegnete ich.

„Es ist ein sonderbares Schicksal für eine Mutter, wenn ihre vielen, vielen Kinder sie alle verleugnen, Brodersen.“

Ich erschrak und sagte in sanftem Ton: „Sprechen Sie von Frau Cornelius, Herr Medizinalrat?“



„In der Tat, mein Lieber,“ – er blickte mich an und hatte die Stirn gefaltet – „von ihr und ihren Kindern. Geschickten Kindern, klugen, starken, oh ... Nun, kein Wunder bei einer solchen Mutter.“

„In der Tat,“ wiederholte ich betreten. Frau Cornelius war vierzig Jahre lang Witwe gewesen und kinderlos gestorben.

Wir fuhren eine schnurgerade Landstraße, immer den Gleisen der elektrischen Bahn entlang. Vor fünf oder sechs Jahren hatte die Stadt, den neuesten Prinzipien gemäß, ihre Friedhöfe weit hinaus verlegt. Nicht früher als eben jetzt kam unser Wagen an den ersten Baulichkeiten vorüber, Lagerhallen zumeist und roten Fabriken.

„Wissen Sie zufällig, Brodersen, wem die Cellulosefabrik da gehört – ja, das Etablissement mit den riesigen Holzstapeln ...? Dem jungen Moorberg, nicht wahr, Kommerzienrat Moorberg? Nun und wie alt ist der junge Moorberg heute? Fünfunddreißig schätze ich. Sehen Sie, das ist so ein Kind. Alles, was hier bei uns im letzten Jahrzehnt in die Höhe gekommen ist, mit Elan in die Höhe gekommen meine ich, nicht so auf die alte, filzige, verhockte Art, – das sind lauter Kinder von Frau Cornelius ... Nun, sagen Sie etwas!“

Ich schwieg in Verwirrung.

Er kehrte sich mir ganz zu und sah mich gütig an. „Wissen Sie wohl, Brodersen, daß Ihre alte Freundin seinerzeit die schönste Frau war, die ... nun also: die schönste Frau. Aber Sie können es ja nicht wissen. Wahrscheinlich haben Sie nie ein Jugendbild von ihr zu Gesicht bekommen?“

„Nein allerdings ...“

„Sie liebte ihre Schönheit nicht, Brodersen. Sie hatte nicht viel Gutes davon gehabt ...“

„Die Ehe war wohl nicht glücklich gewesen?“ fragte ich zaghaft.

„Ganz recht, nicht glücklich. Sie hatte völlig die Lust verloren an diesen Dingen. Und überhaupt war sie vielleicht nur darum in unsere Stadt gezogen, weil wir berühmt waren für unsere Krähwinkelei, weil sie sicher sein konnte, bei uns keine eleganten und geistreichen Männer zu finden, nichts Gefährliches, wissen Sie, Brodersen, keine Löwen. Sie hatte genug.“

Seine Stimme war stärker geworden. Flüchtig versuchte ich mir vorzustellen, wie er selbst in jungen Jahren ausgesehen haben mochte – stattlich zweifelsohne, sehr stattlich –, aber ich hatte keine Zeit, schon waren mir offenbar einige von seinen Worten verloren gegangen.

Er rief jetzt: „Meistens saß sie ja zu Hause und spielte ihren Bach, und fast niemand hatte die Gelegenheit, sich ihr zu nähern, aber alle dachten doch an sie – das ja! Man sah sie wohl einmal ausfahren in ihrer Equipage – es war die erste Equipage bei uns, damals. Und mitunter sah man sie auch gehen, selten freilich, doch es kam vor ...“

„Ach, ihr Gang!“ sagte er nach einer Weile mit wiederum veränderter Stimme. „Und immer hatte sie schwarze Kleider zu ihren blonden Haaren ... Aber was die Leute vollends toll machte, Brodersen: sie trug den Hals bloß, immer bloß, obgleich es gegen die Mode war. Niemand konnte diese Biegung vom Kinn gegen die Brust hin ansehen, ohne zu zittern. Da war ein junger Kerl, irgend ein Student oder Kandidat, oder was er vorstellte, – er kommt eilfertig aus einem Haustor heraus und fällt buchstäblich gegen die Mauer, mit offenem Mund und plötzlich ausgehöhlten Wangen ... Ich habe es selbst gesehen.“

Mir in meiner Wagenecke lief ein Schauer über den Rücken, denn es war mir nicht anders zu Mute, als hörte ich ein Gespenst von einem zweiten schwärmen.

Der alte Herr machte eine Geste zu mir herüber, doch ohne mich anzublicken.

„Die Stadt war ein Nest damals, ein Provinzschlupf, rein gar nichts. Die Leute träge und stumpf an Geist – Pack. Gleichgül-

tig, aus Gewohnheit, brachte eine Generation die andere hervor. Da floh diese Frau zu uns her und verbesserte die ganze matte Rasse.

Sie ging vorüber, und die Männer blieben stehen auf dem Weg zu ihren Geschäften; sie setzten den Weg rascher fort und dachten nicht mehr so ganz ausschließlich an ihre Geschäfte. Sie hatten eine fördernde Unruhe im Blut, sie saßen ein bißchen weniger ängstlich auf ihren Drehstühlen, reckten die Arme, lachten, verspürten leichtsinnige Gefühle von der Herrlichkeit des Daseins und Freude am Risiko, und schlossen ein Geschäft ab, bei dem es gleich einmal um ein paar Tausende ging. Aber das war das Wenigste, nicht wahr?

Man begegnete ihr ja auch sonst. Sie kehrte vielleicht an einem Sommerabend von ihrer Spazierfahrt zurück, und man sah sie aufrecht im Wagen sitzen, mit leuchtenden grauen Augen und ganz ungebeugt unter der Last ihrer goldenen Krone ... Alle aber, die sie so erblickten, wurden ja zu derselben Stunde irgendwo erwartet: die Bürger zu Hause von ihren Frauen und die jungen Leute da und dort. Und alle setzten wiederum ihren Weg rascher fort, mit entzündetem Blut und verändertem Herzen. Die Frauen daheim waren an diesem Abend nicht weniger häßlich als sonst, und die jungen Mädchen gewöhnlich wie immer, aber sie mochten sich verwundern ... Nur hätten sie alle miteinander Unrecht gehabt, stolz zu sein; man trug ein Feuer zu ihnen, das sich anderswo entfacht hatte. Nicht sie wurden umarmt, nicht sie ... Doch was sonst aus langer Weile entstanden war, das entstand jetzt in frischen Impulsen, gesegnet von Ihr ...“

Wir waren mitten in der Stadt. Der Medizinalrat beugte sich zum Fenster hinaus und schrie seinem Kutscher zu: „Durch die Badallee!“

Dies war ein Umweg. „Sehen Sie hin,“ sagte er beinahe heftig zu mir und wies auf die städtischen Gebäude und Anlagen, an denen wir vorbeierollten, „sehen Sie, was da alles steht! Kur-

bad, Kurpark, Großes Kasino, Neues Schauspielhaus. Seit wann ist das alles da? Es sind ihre Kinder, die es hingestellt haben.“

Er hielt einen Augenblick inne. „Ich weiß ganz gut, Brodersen,“ sagte er dann mit einer Art von Lachen, „daß Sie mir jetzt den Ruf ruinieren können. Wenn Sie es so wollen, bin ich in ein paar Stunden erstens ein Narr und zweitens ein ... Aber sehen Sie, was ist in meinen Jahren der gute Ruf! Die Würmer nehmen sogar den, der aus gewissen Gründen ohne Kopf bei ihnen ankommt ... Und übrigens, ich glaube, Sie sind gar nicht so.“

Ich entgegnete etwas.

„Eben, Brodersen, eben. Und da werden Sie vielleicht auch begreifen, warum ich das alles erzähle. Ich habe mich geärgert, – es war doch recht niederschlagend da draußen. Fast kein Mensch außer den Lieferanten.“

„Das ist wahr.“

„Ich meine übrigens auch, jedermann muß einverstanden mit mir sein. Woher stammt denn die so unermeßlich erhöhte Betriebskraft in diesen letzten Jahren, das Verlassen aller kleintlichen Traditionen im Gewerbe und im Handel, der Zug ins Weltbürgerliche? Etwa vom allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwung? Aber das ist ja das Seltsame, daß die Stadt nie teilgenommen hatte an der allgemeinen Entwicklung, daß sie vor fünfzehn Jahren noch ein Stiefkind war, beinahe lächerlich ... Und heute, – sie ist beinahe eine Metropolis. Wo anders als bei uns entsprangen zum Beispiel die Kanalpläne, die für die ganze Provinz und für halb Norddeutschland von so ungeheuerem Nutzen zu sein versprechen. Es ist nicht der Zug der Zeit, es sind die Kinder von Frau Cornelius, die nun erwachsen sind ...“

Er lächelte mich an.

„Das ist nicht alles, Brodersen. Hat man je davon gehört, daß diese Stadt einen „Geist“ hervorgebracht hätte, einen selbständigen Gelehrten meine ich, einen Künstler, einen Autor von Ruf? Ja, Eberhard Hengstenberg war hier ansässig, der alte Silhouettenschneider. Nun, ich habe nichts von ihm gesehen ... Und dann hat ein schwindstüchtiger Schulmeister bei uns gelebt, mit Namen Krummholz, der anno 1747, als das Sterben war, ein Carmen auf die Pest verfaßte, fünfundneunzig lateinische Strophen. Das waren unsere großen Söhne.

Und nun, seit ein paar Jahren! Da haben wir den jungen Tieffenbach. Er ist noch keine dreißig, aber seinen Dichtungen gesteht man heute schon den höchsten Rang zu, überall. Ich will ja nicht tun, als verstünde ich etwas von diesen Dingen, aber er hat Liebeslieder, die wahrhaftig etwas vollkommen Neues sagen ... Und dann Hugo Steinhart, der Seemaler, das ist doch ein Genie, nicht wahr, – ich denke, Sie müssen mir beistimmen ... Ah, wir sind vor Ihrem Hause – Franz!!“

Der Wagen hielt. Ich öffnete den Schlag und schickte mich an zu danken.

„Bitte, gar keine Ursache. Übrigens, daß ich es nicht vergesse, – Ihr Trauerchor draußen hat mir Eindruck gemacht. Wirklich stimmungsvoll, wirklich feierlich ... Wie alt sind Sie jetzt, Brodersen? Neunundzwanzig? „Ah! Auf Wiedersehen also, und empfehlen Sie mich bestens Ihrem Herrn Vater.“

## **Der Papagei (1911)**

Um das Jahr 1860 wohnte Herr Heinrich Komerell, der jüngste Sohn des Medizinalrats Gottfried Komerell, im Hause der Witwe Beyermeister, geborenen Mangold. Frau Beyermeister, eine ältere und unscheinbare Dame, welche zwei Zimmer ihres altertümlichen, solid gebauten Hauses an ihn vermietet hatte, fand ihn sonderbar, aber anständig und lobenswert, die übrige Welt fand ihn sonderbar und unbeträchtlich. Wenn man bedenkt, daß Herr Komerell sich keinerlei Ti-

tel erworben und es sogar verschmäht hatte, sich in Tübingen den Doktor zu holen, daß er auch mit keiner irgendwie nennenswerten Persönlichkeit der Stadt in nähere Berührung kam und im Übrigen mit der Lebenshaltung eines mäßig begüterten Junggesellen sich vollkommen begnügte, so kann es nicht wundernehmen, daß niemand zu wissen begehrte, was er, tagelang in seinen beiden Zimmern sich haltend, eigentlich trieb.

Die Wahrheit ist, daß Herr Komerell in diesen unmodisch und bescheiden eingerichteten, aber ziemlich behaglichen und, vor allem, totenstillen Räumen Zeiten einer vollkommenen Seligkeit verbrachte. Hatte ihn, der schon als Kind überaus empfindlichen Sinnes gewesen, im Hause seines Vaters, welches stattlich am Stuttgarter Marktplatz gelegen war, das stete Geräusch der auf dem Pflaster rollenden Milch- und Obstkarren zu Zeiten in einen Zustand gelinden Wahnsinns versetzt, hatte ihn das hauptstädtische Kommen und Gehen der Leute, ihre lauten Stimmen und ihr geräuschvolles Lachen abgestoßen und gepeinigt, so gab er sich nun hier der Stille dieser kleinen und öden Stadt, dem Frieden dieses dickwandigen, leeren, alten Hauses mit einem außerordentlichen Vergnügen hin.

Sehr häufig, wenn er in der Dämmerung, nachdem er etliche Stunden am Schreibtisch verbracht und den täglichen Spaziergang vollendet, sich am Fenster in einen bequemen Sessel niederließ und auf den menschenleeren Platz oder auf den durchbrochenen Turm der gegenüberliegenden Nikolaikirche hinsah, durch welchen der nahe Abend glänzte, überkam ihn das Bewußtsein dieser Ruhe, die Seligkeit dieser Ungestörtheit, dieser Unabhängigkeit aller Sinne von dem lächerlichen oder armseiligen Treiben der Menschen mit solcher Gewalt, daß er den Tränen nahe war.

Frau Beyermeister, eine etwas beschränkte Dame übrigens, der vom Besitzstand einer einst angesehenen Familie nur das Haus und ein sehr geringes bares Vermögen geblieben war, hatte sich im Laufe von drei Jahren an das ungewöhnliche Ru-

hebedürfnis ihres Mieters durchaus gewöhnt, ging in Filzschuhen einher und verrichtete ihre häuslichen Geschäfte mit der größten Behutsamkeit. Sie ging darin so weit, daß es ihr niemals in den Sinn kam, mit dem jungen Mädchen, das ihr am Vormittag an die Hand ging, in anderm als gedämpftem Tone sich zu unterhalten. Dieses Mädchen – von dem jedoch weiter nicht die Rede sein wird – war eine blonde, große, frische Person und pflegte, wenn sie gegen Mittag ihren Dienst verließ, vor der Haustür einen Augenblick zu verweilen, die Arme in die Höhe zu recken und einen tiefen Seufzer oder auch einen kleinen Schrei der Erleichterung auszustoßen ...

Der zweite und vielleicht der vornehmste Grund für Heinrich Komerells Glückseligkeit war zu suchen in seinem Vertrautsein mit den Werken des Philosophen Arthur Schopenhauer. Seit dem Tage, da er als Fünfzehnjähriger durch irgendeinen Zufall in einem Winkel der Schülerbibliothek seines Gymnasiums in Stuttgart den zweiten Band der „Welt als Wille“ aufgetrieben hatte, eingequetscht zwischen einen illustrierten Xenophon und das Gedichtbuch „Leyer und Schwert“, beschmutzt, ohne Titelblatt, aber teilweise noch unaufgeschnitten, – seit diesem Tage war er „auskömmlich versorgt“, wie er selbst zu sagen pflegte.

„Allabendlich verhängte er nun, in der wohltätigen Stille seines Zimmerchens allein geblieben, sorgfältig alle Ritzen der Türe, die in das Schlafgemach seiner Eltern führte, beschattete meistens auch noch die Erdöllampe, die neben seinem Bette stand, entkleidete sich, und sicher, daß seine Lichtverschwendung nicht entdeckt werden könne, fing er unter einem stets erneuten süßen Schauer an, von diesen Sätzen zu trinken, von diesen Gedanken zu trinken, vom Geist dieses außerordentlichen Menschen zu trinken. Wenn es natürlich auch bezweifelt werden muß, ob ein Knabe imstande war, ein Ideengebäude von solch fremder Großartigkeit ganz und gar auszuschreiten, ohne sich öfters zu verirren, so bleiben gewisse Tatsachen dar-

um nicht weniger bemerkenswert. So war es, um nur ein Beispiel herzusetzen, für Heinrich Komerell, der sich stets sehr lobenswert aufgeführt hatte, gewiß keine Kleinigkeit, um seines Meisters willen sich einem scharfen Tadel und zwei Stunden rektoratlichen Arrestes auszusetzen. Als nämlich Oberpräzeptor Banzhaf eines Morgens in der griechischen Stunde die Bildsäule des Memnon erwähnte, die, wie er sich ausdrückte, „jedemal einen Ton von sich gab, so oft die Sonne darauf schien,“ als er diese Geschichte vorbrachte, hustend, stark Dialekt sprechend und überhaupt auf ziemlich reizlose Weise, da erinnerte sich der Schüler Komerell an eine gewisse Stelle seines heiligen Buches, wo vom Genie und seinen besonderen Eindrücken die Rede ist ... „So schien die Sonne auf viele Säulen, aber nur Memnons Säule klang,“ hieß es dort. Dies wiederholte sich der Schüler Komerell einige Male, und er konnte es nicht verhindern, daß ein vielleicht seliges, vielleicht verachtendes, jedenfalls ungebührliches und strafwürdiges Lächeln seine Lippen auseinanderdrängte.

Bedeutsamer als dergleichen Vorfälle war es, daß der achtzehnjährige Komerell, obgleich Abkömmling einer Familie, deren männliche Angehörige seit vielen Generationen nicht anders denn als Mitglieder eines Kollegiums oder Konsistoriums aus der Welt geschieden waren, daß Heinrich Komerell beim Verlassen der Schule nicht zu bewegen war, ein angemessenes Studium zu wählen, und daß er auf die gütigen Vorhaltungen des Medizinalrates nur mit übertriebenen und ärgerlichen Verwahrungen antwortete und von der Philosophie als von seiner himmlischen Mutter sprach, wobei er übrigens keineswegs ein kriegerisches Wesen zur Schau trug, vielmehr sehr leise sprach und den blassen, dünnlippigen Gelehrtenkopf achtungsvoll und bescheiden zur Seite neigte.

Er lebte dann einige Semester in Tübingen, verbrachte seine Zeit damit, die Wahrheit zu suchen und den Lärm zu fliehen, hielt sich von Professoren und von Altersgenossen mit gleicher



Ausdauer fern und zog sich endlich, ohne, äußerlich wenigstens, das Geringste gewollt oder erreicht zu haben, irgendwohin ins Unterland zurück, nach einem unbeträchtlichen Städtchen, ins Haus der Witwe Beyermeister.

Am Spätnachmittag des achtzehnten September – die Luft war mild und kräftig zugleich und erfüllt von einem besondern rot und goldenen Glanz – vollführte Herr Komerell auf dem gewohnten Wege seinen gewohnten Spaziergang. Herr Komerell sah zufrieden, ja er sah glücklich aus und er dankte vorübergehenden Bauern, die ihn grüßten, mit jener Leutseligkeit, über welche nur der verfügt, dem es gut geht. Es war aber nicht das schöne Wetter und nicht der Reiz der sanften Landschaft, was ihn entzückte – wahrscheinlich bemerkte er nicht allzuviel von diesen Dingen –, sein Geist war vielmehr damit beschäftigt, die Blätter eines Manuskriptes umzuwenden, eines Manuskriptes, abgefaßt in lateinischer Sprache, das den Titel trug: „De Ordine Salutis“, und das zu Haus in der Schreibtischlade eingeschlossen war ...

„Noch zwei, noch drei, es sind noch fünf Monate bis zum 22. Februar,“ sagte Herr Komerell zu sich selbst und lächelte. „Bequem werde ich fertig. Unter den Geburtstagsbriefen wird er das Manuskript finden, ein lateinisches Manuskript – lateinisch in dieser Zeit, von der er sagt, daß sie die Alten vergessen habe, – ein Manuskript über die Heilsordnung, seine Heilsordnung ... Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß er es durchsieht, daß er es wenigstens überfliegt, ehe er auch nur einen von den Briefen vornimmt. Er wird mich lesen, er wird mich denken – ich, mein bißchen Ich wird unter seine ewigen Gedanken dringen. Und dann – er wird mir schreiben, er wird mir einen ausführlichen, ernsthaften Brief senden; hat er nicht an den jungen Bähr geschrieben (und dessen Buch war keineswegs gut, ich will mir das nur gestehen), hat er nicht mit dem Assessor von Doß korrespondiert – oh, ich weiß alles, was Ihn angeht! –, hat

er nicht vor kurzem noch zwei jungen österreichischen Militärschülern freundlich geantwortet, die es gewagt hatten –diese Knaben ...“

Ein leichter Landwagen fuhr an ihm vorbei; plötzlich, ganz und gar unvermutet, tat der Kutscher einen starken Peitschenknall. Herr Komerell zuckte heftig zusammen. „Schuft!“ murmelte er und kehrte um so eiliger nach Hause zurück. Er saß dann an seinem Fenster, blickte auf den Abendhimmel, horchte wohlgefällig auf die wiedergewonnene Stille und überlegte sich seine Arbeit.

„Mit dem Kapitel vom Mitleid mit den Tieren,“ sagte er zu sich selbst, „damit werde ich morgen Vormittag zu Ende kommen. Und, als Krönung dieses Kapitels gewissermaßen, aber auch als Übergang zu meinem Abschnitt von den Heiligen, kann ich nun endlich auch den Brahminen anführen ... Meinen Brahminen, der lieber selbst sterben wollte, als den Tod des häßlichsten, des armseligsten Tieres verschulden, einer Spinne, einer Kröte ... Es ist eine sehr tiefsinnige Anekdote und wunderschön ...“

Von Zeit zu Zeit sah Heinrich Komerell von seinen Papieren auf und blickte in das großgemeißelte, finstere Antlitz Arthur Schopenhauers, welches, von flammend aufgerichteten Haaren umgeben, auf ihn herabsah. Dann wieder zog er sich den etwas weiten Ärmel seines Morgenrocks zurecht und fuhr fort, bedächtig und mit einem fast körperlichen Vergnügen lateinische Worte zu schön fallenden Perioden zusammenzufügen.

„Wenn nun,“ so führte er aus, „wenn nun, wie oben gezeigt worden ist, alle selbstsüchtigen, boshaften oder grausamen Handlungen des Menschen im Prinzip der Individuation ihren Ursprung haben, welches die Einheit des Willens verschleiert und an ihre Stelle eine vorgetäuschte Vielheit der Individuen setzt, so ist es demjenigen, der diese Verschleierung durchschaut hat, nicht mehr möglich, auch nur die geringste jener

Handlungen, sei es gegen ein menschliches, sei es gegen ein tierisches Geschöpf, zu begehen, weil er ...“

In diesem Augenblick drang aus dem Nebengemach, dem gänzlich unbewohnten Nebengemach, ein lauter Schrei, begleitet von einem metallischen Klirren.

Herr Komerell begann heftig zu zittern, ein schwarzer Fleck fiel auf das Wort „tierisches“, er legte die Feder weg und hielt sich krampfhaft an der Seitenbrüstung des Schreibtisches. Er lauschte, und in der Tat, – es geschah, daß der Schrei sich wiederholte. Übrigens war es mehr als ein Schrei, es war ein Geplapper, ein Geplärr, es war die Stimme eines Vogels, es war eine Papageienstimme. In der nächsten Nähe des Herrn Komerell, durch nichts von ihm getrennt als durch eine einzige armselige Wand, befand sich ein Papagei, ein sprechender, lauter, furchtbarer Vogel ...

Herr Komerell erhob sich, wankte vorwärts, riß an dem rot-samtenen Klingelzug, der in einer Ecke des Gemachs prächtig vom Plafond herabhing. Aber dann konnte er es nicht mehr aushalten ... Er öffnete selbst die Türe und stürzte auf den Flur.

Frau Beyermeister erschien, schuldbewußt und bereit zu weinen. Ja, es war ein Papagei, und er befand sich im Besitz einer unverheirateten, älteren Dame, die das leerstehende Zimmer gemietet hatte, gemietet vorläufig auf ein halbes Jahr.

„So, aha, auf ein halbes Jahr ...“ bemerkte Herr Komerell, scheinbar ziemlich ruhig, jedoch mit einem kleinen Zittern in der Stimme.

Frau Beyermeister bekam etwas Sicherheit. „Ach, Herr Komerell,“ sagte sie, „es geht mir ja so schlecht, – mein bißchen Geld, das mir mein Vetter in Stuttgart verwaltet hat, – verloren – alles verloren ...“ Und nun fing sie an zu weinen.

Allein Herr Komerell war krebsrot im Gesicht. „Sie wagen es,“ schrie er mit starker Stimme, „Sie wagen es, mir das zur Nachbarschaft ...! Ja, sind Sie denn verrückt, verrückt, ver-

rückt! Das Weibstück soll sich zum Henker scheeren mit ihrem gottverdammten Vieh ...“

Hier schlug Herrn Komerells Stimme um, er wiederholte noch einmal mit Anstrengung das Wort „Vieh“ und schwieg sodann.

„Es ist so eine nette Frau,“ flüsterte Frau Beyermeister angstvoll, „so anständig und still ... Und der Papagei – ein gutes Tier, Herr Komerell. Hören Sie, was er ruft: »Brot für stummen Mann!« Er hat einem Bettler gehört, einem stummen Bettler, Herr Komerell ...“

Frau Beyermeister begann törichtes Zeug zu reden, aus Verzweiflung. Herr Komerell schwieg, war totenblaß und schickte sich an, in sein Zimmer zurückzukehren.

Sie ging ihm nach. „Nicht wahr,“ sagte sie, 130] „Sie gehen nicht fort, er wird still sein, – wir werden es ihm beibringen. Bitte, gehen Sie nicht fort. Sie sind so ein netter Herr, und ich habe mein Geld verloren ...“

Herr Komerell ließ sich am Schreibtisch nieder, versuchte ruhig zu werden und sogar zu lächeln – der Papagei schwieg jetzt – er erinnerte sich an den großen Gegenstand seiner Arbeit, hatte ein flüchtiges Gefühl der Beschämung und schickte sich an zu schreiben. Da schrie der Papagei. Er rief mit ziemlich guter Aussprache – Heinrich Komerell hörte es nun deutlich –: „Brot für stummen Mann!“

Herr Komerell warf die Feder hin, riß den Hut vom Nagel, verließ das Zimmer, stürzte die Treppe hinab, auf die Gasse, ging geradeaus, irgendwohin, und trieb sich bis zum Abend in allerhand Weinkneipen herum, wo der niegesehene Gast mit den unsicheren Manieren einiges Aufsehen erregte.

„Nein,“ dachte er, als er nach Hause schlich – ein wenig dämmerig, ein wenig scheu –, „aus meinen Zimmern kann ich nicht weg; in allen Winkeln liegen Gedanken von mir herum, ich würde Jahre brauchen, um anderswo wieder das zu werden,

was ich jetzt bin. Und das Buch muß fertig werden – muß. Nein, man wird sich zusammennehmen ...“

Am andern Morgen – es war übrigens der zwanzigste September – schwieg der Vogel, und wirklich, Herr Komerell brachte es fertig, ohne nach dem Nebenzimmer hinzuhorchen, sich ganz und gar seiner Arbeit zu widmen. Einmal freilich machte sich die alte Dame selber bemerkbar, aber das war keineswegs schlimm; sie verabschiedete sich mit einigen Worten von Frau Beyermeister, schloß die Korridor-tür, verließ das Haus ...

Herrn Komerell wurde es behaglicher zu Mute. Er fing an, seine Legende zu erzählen. Die Legende des alten Brahminen, den der Gott am Leben zu lassen verspricht und im ganzen Besitz seiner Weisheit, wenn er sich entschließen will, irgendein Wesen für sich sterben zu lassen, irgendeines – das kleinste Tier, das häßlichste, das verachtetste, eine Kröte, eine Schlange, einen Wurm ... Herr Komerell lächelte, er lächelte zu seinem Meister hinauf und schickte sich an, den letzten Satz seines Kapitels zu formen.

Es sollte ein langer Satz werden von besonderm Glanz, und er mußte sehr vieles ausdrücken. Die Weigerung des Brahminen mußte darin enthalten sein, der am häßlichsten und niederträchtigsten Geschöpf noch etwas Göttliches findet, das nicht vernichtet werden darf, und dann Brahmas Zuruf aus Wolken: „Steig herauf zu mir, immer wirst du leben, denn du lebst in allem, was lebt!“ Auszudrücken galt es in klaren und einfachen Worten, daß der Weiseste der Weisen mitvernichtet wird beim Tod des armseligsten Tieres ... Herr Komerell fühlte, daß er die Worte finden würde ... er setzte die Feder an ...

Und da schrie es, schrie dicht neben ihm, laut und gellend, und zerschnitt seine Gedanken: „Brot für stummen Mann!“

Ein roter Nebel schwamm vor seinen Augen, er warf den Stuhl um, riß die Tür auf und eine zweite, stand vor etwas Vergittertem, sah undeutlich das grün und rote Tier mit seinen

Flügeln schlagen, griff zwischen den Eisen hindurch, spürte einen scharfen Schmerz in der Hand und drückte zu ...

Der Papagei im andern Zimmer lag tot in seinem Käfig, und Herr Komerell saß vor dem lateinischen Manuskript, das betitelt war: „De Ordine Salutis“, schrieb nichts, las nichts, sah nichts und kaute am Federhalter.

Er verbrachte dann, eingeschlossen, eine sehr lange Zeit in seinem Zimmer, schlief viele Stunden, saß im Übrigen da wie betäubt und nahm nichts zu sich außer einigen Haselnüssen, die er in einer Schublade vorfand. Am Abend des nächsten Tages bückte er sich nach etwas Weißem, das durch die Türspalte zu ihm hereingeschoben wurde.

Er zündete mit trägen und gleichgültigen Bewegungen die Lampe an und begann aus heißen Augen auf den „Schwäbischen Merkur“ zu starren. Allmählich kam etwas Leben in ihn, er las geordnet, wendete das Blatt um, überflog die erste Spalte, stockte ... Die Bezeichnung „Frankfurt“ trat ihm vor das Auge, – ein Datum, ein angebeteter Name, – die Worte „Beisetzung“ und „allgemeine Trauer“ ...

Ein leises Stöhnen kam aus seiner Kehle, dann ein wilder, entsetzlicher Schrei, der nicht menschlich klang, er griff in die Luft, verlor das Gleichgewicht und fiel bewußtlos zu Boden.

Nach vier Tagen richtete er an den Medizinalrat Komerell einen Brief des Inhalts, daß er sich, obgleich schon etwas vorgerückten Alters, entschlossen habe, sich doch noch juristischer Studien zu befleißigen und zu Beginn des Wintersemesters aufs Neue die Universität Tübingen zu beziehen. Er hoffe, mit Hilfe eines gereiften Geistes und mit starker Anspannung seiner Kräfte, in einer kürzeren als der gewöhnlichen Zeit die vorgeschriebenen Examina absolvieren zu können.

Herr Medizinalrat Komerell war über diese Sinnesänderung natürlich sehr vergnügt, aber keineswegs besonders verwundert. Für ihn fand der erfolgte Umschwung einfach darin seine Erklärung, daß der praktische Geist, welcher die Familie Komerell seit jeher ausgezeichnet, bei Heinrich etwas später als bei den anderen Kindern sich durchgesetzt habe. Den am zwanzigsten September erfolgten Tod des Philosophen Arthur Schopenhauer, von dem der Medizinalrat als vielseitig interessierter Mann ohne Zweifel Kenntnis genommen, mit dem Entschlusse seines Sohnes in Zusammenhang zu bringen, fiel ihm natürlich nicht ein.

Heinrich Komerell selbst begab sich schon Mitte Oktober nach Tübingen, um das Studium der Rechtswissenschaft zu beginnen. Er nahm zu diesem Zwecke Wohnung bei einem Schlossermeister in der Langen Straße, der über eine scheuerwütige Frau, fünf kleine Kinder und einen wilden Dachshund verfügte.

## **Ein Abenteuer in Venedig (1911)**

Als nach stundenlanger Dauer die Versammlung der Aktionäre ihr Ende erreicht hatte, begab sich Direktor Steingräber so schnell als nur irgend möglich nach Hause und beschloß, noch ehe er seine Wohnung erreichte, sterbensmüde und ziemlich degoutiert wie er war, Berlin und seinen geschäftlichen Posten für einige Wochen zu verlassen und sich nach Süden zu wenden. Den Nachmittag verbrachte er ordnend und vorsorgend an seinem Schreibtisch, später empfing er den Besuch des zu seiner Vertretung berufenen Herrn, gab beim Abendessen seinem Diener die nötigen Befehle und reiste am folgenden Morgen.

Er war allein in seinem Coupé, auf dem Klapptischchen hatte er sich ein paar Bücher zurecht gelegt, und er blickte von seinem Ecksitz aus auf die vorbeieilende herbstliche Landschaft. So –, dachte er wiederholt, so – nun einfach los! –, und er machte dabei stets eine kleine Geste mit dem Arm, in der

Richtung, die der Schnellzug mit großer Geschwindigkeit verfolgte.

Ja, diesmal handelte es sich keineswegs um eine bildende und den Geschmack läuternde Reise, oh, –diesmal galt es einen entschlossenen Bruch mit der gewohnten tätigen und praktischen Existenz, eine wilde Absage – auf Zeit allerdings, ach, auf Zeit! – an all das, womit sonst das Leben ausgefüllt war: an alle Versammlungen, alle Sitzungen und alle Besprechungen vertraulicher Art, an die durchprüfende, die organisierende, die überwachende Tätigkeit, die er jahraus jahrein in den Dienst des von ihm geleiteten industriellen Betriebes stellte.

Zugestanden freilich, daß es nicht die Berufspflichten allein, vielleicht nicht einmal hauptsächlich die Berufspflichten waren, denen er davonfuhr. Hatten ihn nicht vor drei Tagen erst, mitten unter den geladenen Gästen in einem Hause der Hitzigstraße, nach Tisch, als man angeregt und harmlos plauderte, für einen Augenblick in geradezu besorgniserregender Weise seine Kräfte ganz und gar verlassen? Ein fader Geschmack war in seinem Munde, ja vorübergehend wurde es ihm buchstäblich schwarz vor den Augen ... Zugegeben, daß er nicht der Kräftigste war, aber wo in aller Welt war der Kräftige, der zum hundertundsiebenten Male im selben Jahr über die Schauspielerin Frau Eysoldt im gleichen geheimnisdunkeln Tonfall die gleiche Lobpreisung unbeschädigt anzuhören imstande war? Es gab immerhin Grenzen ...

Nun, dem allem würde er für eine Zeit entgehen, so gründlich entgehen, daß –er schwor es sich zu – niemand ohne Not auch nur seine Adresse erfahren sollte. Zunächst freilich kannte er sie selbst noch nicht, seine Adresse ...

Er richtete sich ein wenig auf, nahm eine Eisenbahnkarte zur Hand, die bei den Büchern lag, entfaltete sie auf seinen Knien und sah auf die Festländer, die Inseln und Meere von Europa mit der Nachlässigkeit des unbeschäftigten Reisenden, der für vierundzwanzig Stunden ein freiwilliger Gefangener ist. Dann



beschäftigte er sich im Besonderen mit den starken schwarzen Linien, die auf der Karte unter den Bahnstrecken die wichtigsten bezeichnen. Er fing an, sich hübsche gerade Strecken herauszusuchen. Petersburg–Wien–Venedig – dachte er und fuhr mit dem Zeigefinger quer über Europa hin, wahrhaftig, fast eine gerade Linie ... Wie angenehm für alle, die mit dem Rußland-Expresß von Süden kommen, ja, oder umgekehrt ... Übrigens, Venedig ...

Venedig war natürlich das Rechte für ihn. Mindestens gab es nichts einzuwenden. Man schrieb Oktober ... Eine angenehme Empfindung nahm von Herrn Steingräber Besitz, die von dem Bilde verschlungener Kanäle und Gassen hervorgerufen wurde ... In diesem Gewirr am Wenigsten würde ihn jemand ausfindig machen, um von Geschäften oder von Frau Eysoldt mit ihm zu reden ...

An dieser Gewißheit wurde er freilich irre, als er zum Abendessen in den Speisewagen hinüber kam und auf den ersten Blick eine ganze Anzahl seiner Bekannten entdeckte, alleinreisende Herren und Herren mit ihren Damen ... Man rief Halloh, nahm ihn in die Mitte und erwartete sich etwas von seiner Munterkeit. Die schien aber heute ganz zu fehlen und kam erst ein wenig zurück, als er über die Reiseabsichten der Herrschaften im Klaren war, die sich teils auf die Gegend um den Gardasee, teils auf Florenz, doch in keinem Fall auf Venedig richteten.

Frau Rechtsanwalt Struve sagte: „Was haben Sie selbst denn vor, Direktor?“ Dabei traf ihn ihr eigentümlich listiger Blick von der Seite, und bei diesem ihm wohlvertrauten Blick erinnerte sich Herr Steingräber plötzlich vergangener Situationen. Herrgott, dachte er, das ist ja noch kein halbes Jahr her ... Und er neigte sich liebenswürdig der hübschen Dame zu. Seine Auskunft aber blieb unbestimmt und er empfahl sich bald; man fuhr eben in München ein.

Herr Steingräber ließ sich das Schlafkabinet in Ordnung bringen, begab sich jedoch noch nicht zur Ruhe, sondern befaßte sich, sitzend auf der Kante seines Bettes, mit einem französischen Roman, den er im Lesen Blatt um Blatt weiter aufschnitt. Nach einer kleinen Stunde hatte er genug davon, er legte das Buch weg, oder vielmehr: er warf es mit einer Gebärde des Widerwillens irgendwohin in das Gepäcknetz ...

Genügsam mußte die Welt doch sein! Da fand sie nun seit dreißig, fünfzig oder noch mehr Jahren ihr Amüsement an diesen gedankenlosen und kalten Machwerken. Das große Leben in Paris ...! Das Bois, die Opernloge, Spiel, Ehebrüche, lächerliche Duelle, – ein leichenhaft starrer Turnus von Nichtigkeiten, die in dieser großen, arbeitsamen Stadt Paris möglicherweise das Dasein von ein paar tausend gleichgültigen Leuten ausfüllen, — das ward der Erdkreis nicht müde, in immer neuen Schüsseln aufgetischt zu bekommen. Das war die Herrlichkeit, nach der Alle, die gedrückt oder gehegt ein tätiges Leben führten, mit Sehnsucht die Augen aufhoben ...! Neureuther, der ihm dies Ding hier empfohlen hatte ...!

Er war entkleidet und lag, die Arme unterm Kopf verschränkt, auf dem Gurtenbett, sein Gesicht dem halboffenen Fenster zugewendet, durch das die Abendluft kühler hereindrang.

Neureuther ... heute der erste Ingenieur von Berlin, wie ihn jemand genannt hat, ausgestattet mit einem Gehalt fünfmal zu groß, als daß er es verbrauchen könnte, berühmt als Erfinder, gesellschaftlich auf dem vordersten Platz ... Aber seine freien Stunden? Es muß ihm in der eigenen Gesellschaft doch verdammt wenig gefallen, wenn er ihr die von Raoul, Claire und Gaston vorzieht.

Natürlich kann man es verstehen. Er kommt immer ganz abgehetzt zu sich selber und dann gefällt es ihm da nicht ... Aber was in aller Welt soll zuletzt so ein Treiben? Wenn er seinem

Herrgott dermaleinst Rechenschaft abstaten soll über sein Leben, dann war es eine Kette von Arbeitsstunden und Dinners ...'

Es war sehr hübsch, so zu liegen und ein bischen träge die Gedanken laufen zu lassen. Dergleichen entbehrte man in Berlin, alles hatte dort seinen guten Zweck. Jetzt, während dieser Nachtfahrt, hatte gar nichts einen Zweck, und jede Möglichkeit, sich selbst zu verwenden, war für ihn verloren.

Beim Himmel, er hatte das lange nicht gehabt. Hatte er es jemals gehabt? Wie war er selbst zu Hause in seinem Ich ...? Was fiel ihm denn ein, den Ingenieur Neureuther als nächstes Beispiel zu nehmen für eine turbulente und gedankenlose Art zu leben? Noch einmal gefragt, – wie stand es mit ihm selbst? Wo waren in seinem Dasein die Ruhepunkte, die Stunden vernünftigen Sichbesinnens, in denen er nicht dem Erwerb und nicht der Gesellschaft angehörte, und die ihm das Recht verschafften, auf die Konsumenten der gelbgehefteten französischen Bücher mit bedauernder Mißachtung herabzusehen? Diese ganze Reise, die er recht willkürlich und in einer Zeit sich häufender drängender Geschäfte unternahm, – sie war ja auch nichts Anderes als ein Versuch, mit dem sinnleer gleichförmigen Lebensbetrieb, den er mit allen Übrigen teilte, einmal noch zu brechen, ehe er das Bedürfnis nach einer solchen Flucht überhaupt vollends verlöre ...

Es wurde ihm heiß in dem engen Raum, er warf die Decken von sich und ließ das Fenster ganz herunter. Ah, die Berge ... Es ging aufwärts, – langsam rückten Felsen und Bergwiesen im matten Mondlicht vorüber.

„Neureuther, Neureuther!“ – und der Direktor atmete tief auf, als er wieder lag – ,was für eine Torheit von mir, einen fremden Namen vorzuschieben! Geschäftsstunden und Soupers, das ist auch bei mir das Ergebnis. Das werde auch ich beim großen Rechenschaftsbericht mitzuteilen haben, – jawohl: Rechenschaftsbericht, in solchen Ausdrücken denke ich! – Es ist jämmerlich wenig, es ist nichts. Aber was in aller Welt soll Einer

tun, um sich anzuklammern, um nicht fortgewirbelt zu werden und weiter fort und eines Tages plötzlich alt zu sein? An allen Wänden unseres Hauses sind Türen, aber wir bewohnen das Empfangszimmer und das Arbeitszimmer und betreten kein anderes ...

In Indien leben Männer, die so heilig sind, daß sie freien Fußes über das Wasser gehen, – das ist wahr, es ist eine Tatsache, beobachtet und übereinstimmend berichtet durch viele europäische Reisende, Leute, die sich von Ochsenfleisch ernähren, und die Frauen verführt haben – eine sichere Tatsache. Und ich meinerseits nehme davon Kenntnis, etwa durch Vermittlung eines Artikels im „Berliner Tageblatt“, und ich lebe dann weiter, als sei die Welt ganz unverändert ... Irgendwo wird eine Stadt aus tausendjährigem Schutt gegraben, – die Leichen haben sich in die Lava eingedrückt, und nimmt man nun von den Höhlungen einen Abguß, so zeigen sie noch die Stellungen, in der sie vom Unheil erreicht worden sind, – einen zum Fliehen vorgestreckten Fuß, zur Abwehr emporgewendete Hände. Und der Hofhund liegt da, den Kopf auf den Pfoten, wie schlafend, und die Kette ist noch an seinem Halse ... Ich lese auch das in der Zeitung, falte das Blatt zusammen und gehe in mein Bureau. Wäre es nun so abgeschmackt, dort, in einem stillern Moment, noch an den Hund zu denken oder an die immerhin merkwürdige Tatsache, daß die heiligen Inder die Naturgesetze aufheben und uns Allen mit voller Unschuld den Boden unter unsern Füßen wegziehen? Doch liefere mir ein solcher Gedanke unter, – ich glaube, ich wäre imstande, mich abends nach Geschäftsschluß zu einem tüchtigen Nervenarzt zu begeben, zwecks gründlicher Untersuchung.

Ich wäre imstande' – wiederholte sich Herr Steingräber ein wenig träge, und zog die Decke höher über seine Schultern. ‚Und ehe ich mir derlei Überlegungen gestatten kann wie heute, muß ich mir schon ein Eisenbahnbillet kaufen, das mir ein Recht gibt einen Tag als Gefangener zu verbringen, abge-

schlossen von jeder Möglichkeit, meine Zeit nutzbringend zu verwerten ... Doch die ganze nutzbringende Tätigkeit kommt mir dabei fast so sinnvoll vor, – so sinnvoll vor, – als stünde ich mitten in einer schönen Landschaft, mit einem Tauende in der Hand – Tauende in der Hand, – und nun müßte ich das Tau aufwickeln ... Und ich schritte nun, ohne einen Blick für die Felder und den Wald, in rasendem Marsch um den unsichtbaren Pfosten, an den das Tau vermutlich gebunden ist, in engerem und immer engerem Ring und rascher und immer rascher, bis ich an das nackte, kalte Holz anschlüge ...’

Mit diesem Ideengang war Herr Steingraber unversehens in einen leichten Schlaf und Halbtraum hinübergeglitten und der Ruck, mit dem er zuletzt wider den Pfosten flog und der ihn aufweckte, war das Anhalten des Zuges.

Man war mitten in den Bergen, und durch die klare, kalte, nach Wäldern riechende Luft hörte Herr Steingraber die Maschine schnaufen ... Ein Mann ging am Zug entlang und rief den Namen der Statton aus: „Mátrei, Mátrei, Mátrei“.

„Mátrei ...?“ Herr Steingraber richtete sich ein wenig in die Höhe. –,Ein Ort am Brenner offenbar, denn ich habe noch nicht lange geschlafen. Woher ist mir der Name so vertraut? Man fährt mit Mauleseln in dieser Gegend. Muliwagen ... Muliwagen ... Man sagt Muli für Maulesel ...’

Aber an mehr erinnerte er sich nicht und wunderte sich ohnehin über seine Kenntnisse, denn er war ja niemals hier gewesen.

Er war aber doch hier gewesen, nur vor sehr langer Zeit. Als ein fünfzehnjähriger Knabe hatte er, zusammen mit den Eltern und der Schwester, drei Sommerwochen hier in der Gegend verbracht, an einem kleinen Ort im Stubaital, von wo aus schöne Gelegenheit war zu Ausflügen, sei es in die Berge hinein oder die Brennerstraße hinunter in der Richtung nach Innsbruck oder hinauf gegen Matri. Man hatte sich in einem alten, kleinen und sehr behaglichen Gasthaus einquartiert, und eben

dort befand sich auch ein junges und frisches Servierfräulein, die schönes dunkles Haar besaß und sehr weiße Zähne, und mit der es auf unbestimmt reizende Weise wohl tat sich zu unterhalten. Vor allem hatte sie eine Begabung, das Wort „Muli“ so hübsch und kindlich auszusprechen, daß man unermüdlich versuchen mußte, es wieder und wieder von ihr zu hören.

Von all dem aber wußte der Direktor so gut wie gar nichts mehr, und hätte er sich einmal die Mühe genommen, eine dahingehende Untersuchung in sich anzustellen, so hätte er, nicht ohne Ärger sicherlich, bemerkt, daß seine zusammenhängenden Erinnerungen überhaupt nur bis zu jenem Tage zurückreichten, an dem er, mit dem Eintritt in das große Geschäft seines Vaters, zuerst tätig im Leben Fuß gefaßt hatte.

Etwas Anderes aber, gleichfalls ziemlich Fragwürdiges geschah mit ihm noch während der Minuten, die der Zug vor dem Bahnhof der kleinen Bergstation hielt ... Verse fielen ihm in dieser Stille ein, gereimte Zeilen aus einem Gedichtbuch, dessen Namen ihm nicht einmal gegenwärtig, und das ihm jedenfalls vor sehr langer Zeit in die Hände gekommen war.

Ach, als du jung warst, standen weit und breit  
Viel hundert Seitenpfade dir bereit.

Da rief der Wald, der Fels, das wilde Tal,  
Und du warst jung und hattest noch die Wahl, –

Was gingst du diesen Weg, der staubbedeckt  
Und schnurgerade sich ans Ziel erstreckt ...?

Diese Verse waren es. Der Zug setzte sich nun endlich wieder in Bewegung, und Herr Steingräber begann im Ernst seine Nachtruhe.

Kein Mensch bekümmert sich um den Ausdruck, den das Gesicht eines erwachsenen Mannes beim Einschlafen trägt, und im Besonderen war hier kein Zeuge vorhanden, der beim Schimmer der verhüllten Gaslampe Beobachtungen hätte an-

stellen können. Aber, ohne Beweis sollte man daran glauben, Herrn Steingräbers Gesicht wies heute einen solchen Ausdruck von lächelnder Weichheit auf, wie viele Jahre nicht mehr. Dies ist auch der Augenblick zu bemerken, daß es ein ziemlich regelmäßiges, bartloses Gesicht war, mit nicht sehr hoher, doch breiter Stirne und mit achtbar geschnittenem Mund und Kinn. Das weich liegende Haar zeigte kastanienbraune Farbe und die Haut einen beinahe südlichen Ton, aber die nun geschlossenen Augen waren nicht dunkel, wie zu vermuten wäre, sondern grau oder blau oder beides zusammen, je nach dem sie vom Lichte getroffen wurden ...

Herr Steingraber erwachte inmitten einer sehr veränderten Landschaft von emst geformten, mäßigen Höhenzügen und mattgrün belaubten, kleinen Wäldern; seine innere Verfassung war aber noch ganz die, mit der er eingeschlafen war. Er kleidete sich an, und wie er zwischen zwei Blicken in den runden, eingelassenen Wandspiegel ab und zu durch das Fenster hinaussah, konnte er verfolgen, daß die Berge allmählich zurückwichen und der Zug sich zuletzt in einer Ebene fortbewegte, die gleichförmig mit jenen mattfarbenen Bäumen bepflanzt war. Er beeilte sich, fertig zu werden, und hatte gerade seine Reisetasche verschnürt, als man in die dunkle Halle des Bahnhofs von Verona einlief.

Er verließ den Wagen, gab die Tasche zur Aufbewahrung hin und fuhr in einem schmutzigen Mietswagen in die Stadt. Endlich verschwand das üble Vorstadtgemäuer vor soliden, alten Steinhäusern; in einer belebten Straße ließ er halten, bezahlte und schlenderte weiter durch die mittäglich geschäftige Stadt ... Auf der Piazza Erbe kaufte er sich drei schöne Pfirsiche und sah, während er sie verzehrte, der Prügelei zweier kleiner Knaben zu, die auch sonst bei Vielen Aufmerksamkeit und Gelächter hervorrief. Es kam ihm aber der Eindruck, als schlüge das Paar sich mehr aus Koketterie herum, denn aus wirklicher Wut, und er ging weg. Im Grunde freilich sah es

nirgends auf dem Markte viel anders aus als in der Ecke, wo sich die zwei Knirpse balgten; überall war Geschrei und Gekeif, Gestengetümmel und Gefühlsaufwand ... In eine erstaunlich veränderte Welt führten die zehn oder elf Stunden im Schnellzug.

Er stand nun bei der Säule am Ende des Platzes, die den Löwen des heiligen Marcus trägt, Venedigs Herrschaftszeichen; er blickte hinauf und erinnerte sich dabei an eine frühere Reise, die an der Küste von Dalmatien hinuntergegangen war, und die ihm in jeder bewohnten Meeresbucht wieder und wieder den Löwen gezeigt hatte. Die Regung von Ehrfurcht, die er verspürte, war sonderbar vermischt mit nervöser Vorfreude, – denn heute Abend würde er ja Venedig selbst wieder sehen; und während er seine Hand einen Augenblick lang auf dem kühlen, glatten Marmor der Säule ruhen ließ, ging ihm ein leichter Schauer den Rücken hinunter.

Nicht müde geworden, denn der Tag war keineswegs warm, umschritt er noch einmal den langen Platz, wandte sich dann um ein paar Ecken und gelangte von ungefähr eine sehr enge Gasse hinunter, eine „Via delle quattro spade“.

„Vier Schwerter reichen aus,“ meinte er bei sich, „das ist genug, um den Schlauch hier auf acht Tage hinaus zu schließen,“ und er stellte sich dies Durcheinander von schmalen Gassen, die ein Einziger mit ausgereckten Armen absperren konnte, kriegerisch belebt vor, erfüllt vom Waffenlärm der Capuletti und Montecchi, so voll von Gefahren, daß niemand sich aus seinem Hause wagte ohne ein Gebet zur heiligen Mutter, sie möge ihn die achtzig Schritte bis zur Piazza gnädig geleiten ...

Er betrat ein kleines Gasthaus, das recht napoleonisch „Europa e aquila nera“ hieß, speiste mit Appetit und ließ sich ein Zimmer geben, um zu ruhen. Er schlief aber nicht sogleich ein, sondern blickte unter allerhand lässigen Gedanken zu der gewölbten Decke hinauf, die dem kühlen, schmalen Gemach ein wenig den Charakter eines Sarges verlieh. Er befragte sich,



beiläufig, auch darüber, was denn nun dieser Aufenthalt hier in Verona eigentlich bedeuten solle, warum er nicht, wie er es vorgehabt, mit dem schönen Schnellzug, der bereitstand, die Reise sogleich zu Ende gebracht habe, – und da ergab sich, daß er bei Nacht und Mondlicht in Venedig anzukommen wünschte ... Heimlich vielleicht, doch darum nicht weniger unbedingt war diese romantische Absicht in ihm lebendig und wirksam gewesen. ‚A la bonne heure,‘ sagte er zu sich selbst, ‚ich bin auf dem besten Wege ...‘ Und er schlief ein wenig ein.

Später dann fand er sich, von seiner Erinnerung geführt, dem Römischen Theater gegenüber, überschritt den Platz, ward eingelassen, wies einen Zudringlichen ab, der mit Erläuterungen beginnen wollte, und war ganz allein in der steinernen Weite. Seine Blicke umzogen das riesige Oval ...

„Etwas Großes und doch eigentlich nichts zu sehen“, – der Ausdruck schien ihm gut für das Ganze, doch es war ihm, als habe er diese Worte einmal gelesen ... Und er begann die hohen Stufen hinaufzusteigen, unvergängliche Sitze vermoderter Leiber, die hier stärker gelebt hatten denn irgendwo sonst, gewärmt und erregt von Schaulust und Grausamkeit. Aber es war schwer, diese schweigenden, leeren Blöcke von der bunten und tobenden Menge voll zu denken und die Arena durchzuckt von den Schmerz- und Wutgebärden wilder Tiere und nackter Kämpfer. Es war wohl möglich für einen Augenblick, dann aber übte der Ort wieder einen sehr friedlichen Zauber. Die Steinmassen, die hier zu einem gewaltigen, harmonischen Ganzen vereinigt waren, vereinigt vor Zeiten zu menschlichen oder kaum menschlichen Zwecken, schienen die Freiheit des einfachen, zwecklosen Daseins wieder gewonnen zu haben, führten eine Existenz wie vor zweitausend Jahren in den gelb und grauen Kalksteinbergen, aus denen man sie genommen hatte ...

Während Herr Steingräber auf einer der oberen Stufen saß, den Kopf an die nächste angelehnt, erschienen unter ihm im

Oval der Arena von Zeit zu Zeit schaulustige Besucher, einzeln oder in kleinen Trupps, geleitet von einem uniformierten Führer. Sie machten kaum ein paar Schritte durch den Sand und blieben dann beim Eingang stehen, und Herr Steingraber vermochte bei den meisten bis zu seinem Sitz herauf zu spüren, wie sie mit einem peinlichen Gefühl zu ringen hatten gegenüber dem Großen, an dem eigentlich nichts zu sehen war ... Der Uniformierte klatschte in die Hände, um das Echo deutlich zu machen, und dann verließ man das Theater, um, höchst vermutlich, dem Dom oder dem Grabe der Julia einen Besuch abzustatten ... Schließlich kam niemand mehr.

Im Anhauch der Luft kündigte sich der Abend an, und es fiel Herrn Steingraber ein, daß um diese Stunde die Tore zugeschlossen wurden. Man hatte ihn wohl vergessen. Aber einerlei, der Pförtner wohnte am Eingang und ließ ihn hinaus. Warum übrigens schloß man ab? Um liebende Paare zu verhindern, auf den Stufen ihre Nächte zu verbringen? ‚Das sollte man begünstigen,‘ dachte der Direktor, ‚begünstigen ...‘ Und dann dachte er weiter: ‚Oh, wie ist man allein!‘

Gestützt auf den einen Arm, den Blick über den jenseitigen Rand des Kraters hinweggerichtet, versank er in sich selbst und zog ein träumerisches Resumé seiner Existenz, wie er es weiter im Norden ... dort ... wohl nie und nimmer sich gestattet haben würde ...

Die Sache war die, daß Herr Steingraber einen Freund besessen hatte, – daß er, um es näher zu bezeichnen, einem Manne seines Alters, einem berufslosen, reichen jungen Herrn übrigens, den alle Welt für einen Taugenichts und stumpfen Sportsmann hielt, im Herzen und im Geist so nahe gewesen war, als nur ein Mensch einem andern sein kann, – und daß dieser Andere an einem Pfingstmontag vor nun sieben Jahren auf einer süddeutschen Rennbahn sich die Wirbelsäule gebrochen hatte ... Es war eine echte und ganze Freundschaft gewesen, mit gegenseitiger Billigung, Nachsicht, Hilfsbereitschaft

ohne alle Grenzen, mit gemeinsam durchlachten, durchplauderten, durchsonnenen Nächten, – im Ganzen eine ziemlich auffällige, beinahe anstößige Beziehung für einen Mann des tätigen Lebens ...

Herr Steingräber wechselte die Haltung; der Arm war müde geworden ... ‚Man hat mir, glaube ich, alle meine Sünden nachher leichter vergeben als diese Freundschaft ...‘

Und er führte, während drüben die Stahlfarbe des Himmels zarter und lichter wurde und sich langsam in ein sanftes Rot verwandelte, melancholisch die Frauen an sich vorüber, mit denen er, seit jenem Unglücksfall auf der Rennbahn, sich zu Trost und einigem Ersatz nahe Bekanntschaft geschlossen hatte. Aber er hielt keine dieser wohlgekleideten Figuren in ihrem Vorbeiwandeln lange auf, ein wenig länger höchstens jene mondaine berliner Schönheit, um die er anderthalb Jahre lang von so Vielen beneidet worden war, und in deren Gesellschaft er diese ganze Zeit hindurch die tiefste Langeweile seines Lebens empfunden hatte ...

‚Wie ging das eigentlich zu Ende damals ... Allmählich wohl und ohne eine erkennbare Ursache? Aber nein, es handelte sich ja um Port Said ... Eine Reisebeschreibung war mir in die Hände gefallen, – vielmehr eine naive, farbenreiche Schilderung orientalischer Sitten, und was mich da so besonders fesselte, das war ein ganz entsetztes und ganz entzücktes Kapitel über Port Said ...

Das Ding war in einem miserabeln Deutsch verfaßt, aber das Erzählte wirkte durch sich selbst, – und einen so lebendigen Eindruck bekam ich von der häßlichen Stadt, wo sich die Laster und Seltsamkeiten zweier Welten treffen und sich hinter gleichförmigen, modernen Häuserfronten vereinigen, – daß mir am gleichen Tage das Souper mit der schönen Dame völlig unerträglich wurde, daß ich nicht nur ihre Worte und ihre Mienen höchst einfältig fand, sondern mit demselben Widerwillen den Portier, dann die Kellner und die Gäste im Restaurant be-

trachtete und nicht allein sie, – auch die Gabeln und Messer von hergebrachter Form und das Porzellan aus der Königlichen Manufaktur ... Natürlich lag es gar nicht an Port Said und an den Lastern. Eine heilige Merkwürdigkeit aus Indien, die erschütternden Zahlen einer astronomischen Beobachtung, irgendeine Botschaft aus den Weiten des Daseins hätten gerade an diesem Tage dieselbe Wirkung ausgeübt. Mir kam eben die Existenz eines berliner Industriellen, der sich für die freien Stunden eine auffallende Maitresse hält, plötzlich nicht mehr sehr würdig vor, – sie erschien mir lächerlich eng, eine miserable Ausnutzung der fünfundzwanzig oder dreißig Jahre, die mir etwa noch zur Verfügung standen ... Nun, ich brach das Verhältnis ab, ich zog mich auch vom gesellschaftlichen Umgang fast ganz zurück und verbrachte meine Abende allein bei mir zu Haus. Ich sagte zu mir: die Welt ist ein tausendköpfiges Wesen, ich will im Kreise herumgehen und jeden Kopf in meine Hand nehmen, ihm in die Augen sehen und so vielleicht bis auf den Grund blicken ... Ich war vermutlich ein Narr. Es fiel mir plötzlich ein, Kunstgeschichte zu erlernen, die Malerei einer gewissen Zeit meinem Gedächtnis vertraut zu machen, und eine Woche lang kannte ich alle Fresken Giottos auswendig, mitsamt den Kirchen, wo man sie findet ... Ich fing eines Tages an, Jakob Böhm zu lesen und war verzweifelt, weil ich so gut wie nichts begriff ... Ich hatte emstlich vor, Sanskrit zu lernen. Nun, und die Reise jetzt ...?’

Herr Steingräber hatte lange Zeit ganz unbeweglich dageessen, die Hände seitlich hingestützt; er hatte kaum bemerkt, wie die gelben und grauen Steine mit einem zart lebendigen, roten Schimmer sich verkleideten. Ein leichter Kitzel an seinen Fingern, ein Krabbeln von eiligen kleinen Füßen seinen Handrücken hinauf, brachte ihn an den Ort zurück ... Über die Hand hinweg suchte ein längliches Insekt, ein brauner Käfer seinen Weg, – er wurde ergriffen, sanft von zwei Fingern festgehalten und betrachtet. Es war ein Laufkäfer, einer von der größeren

Sorte, hübsch von Gestalt – mit Rückenschild und zierlich gehörntem Köpfchen –, aber an Farbe mit seinen berühmten, goldglänzenden Vettern nicht zu vergleichen. Für den Augenblick freilich war auch in dem Punkte wenig zu vermissen, denn das Abendlicht, das den tausendjährigen Quadern einen Schein des Lebens verlieh, gab auch den stumpffarbenen Flügeldecken einen warmen Schimmer, so daß sie, klein wie sie waren, doch aussahen wie schöne, glänzende, braunrote Seide ...

Herr Steingraber, plötzlich gerührt und überhaupt in einem sehr empfänglichen Zustand, sagte leise etwas zu dem Käfer, was einer freundlichen Begrüßung gleichkam, setzte ihn dann auf seiner andern Seite nieder, und, nachdem er ihm so die Bergwanderung über zwei Arme und eine breite Brust erspart hatte, folgte er, wie ein Wirt, der unter der Tür steht, seinem Gast mit den Augen ... Der aber lief nun keineswegs geradeaus über den schönen ebenen Steinboden, vielmehr hielt er jeden Moment inne, begab sich an den Rand der Stufe und blickte auf die nächste hinunter. Es war klar, daß er dort hinwollte und sich nur vor dem senkrechten Abgrund fürchtete, – sei es, weil seine Rasse keine Bergsteiger hervorbringt, sei es, weil er sich an einem von seinen Beinchen verletzt hatte. Und verzweifelt setzte er nach jedem Aufenthalt in rascherem Tempo seine Reise fort, seine aussichtslose Reise, die ihn drüben beim Tor zu einem noch weit schrecklicheren Abgrund führen würde, einen Abgrund von gut fünfundzwanzig Metern ... Er würde umkehren und den gleichen Weg noch einmal zurücklegen, – töricht und voll Hoffnung den ganzen Halbkreis zurück bis zum andern Tor und so noch öfter, – denn vermutlich fehlte es ihm an Gedächtnis, und wenn nicht daran, so doch an Philosophie, um sich in eine Ritze zu legen und den Tod zu erwarten.

Herr Steingraber vermochte den Käfer, da es noch nicht ganz dunkel war, eine ziemliche Strecke weit mit den Blicken zu begleiten; er tat es bekümmert. Und mit einem Mal – aber es

war ihm nicht anders zu Mute dabei, als käme er einem Verbrechen auf die Spur – fragte er sich: ‚Wie ist er denn heraufgekommen? Wer hat ihn denn heraufgebracht ...?‘

Es konnte sich nur um ein menschliches Bubenstück handeln, jawohl. Vielleicht hatte ihm der Schuft das eine Beinchen ausgerissen ... Gewiß, es war irgend eine gemeine Seele, zu feige, um bei der Befriedigung ihrer schmähhlichen Leidenschaften die eigene Sicherheit zu gefährden, ein Lustmörder, der es in dieser Minute an dem Gedanken sich wohl sein ließ, wie sein kleiner Gefangener dort oben in der Arena verzweifelte ...!

‚Das geht zu weit,‘ sagte Herr Steingraber zu sich selbst und unterbrach den Ideengang. ‚Ich bin ja nicht nach Italien gefahren, um ein Narr zu werden.‘ Und entschlossen sprang er nacheinander drei der hohen Stufen hinab.

Er blieb stehen, er besann sich und kletterte nicht ohne Mühe zurück. Auf der Stufe, wo er gesessen, wandte er sich nach links hin, schritt behutsam, mit den Blicken am Boden suchend, der nun grau, tot und beinahe im Finstern lag, und fand das Tierchen nahe bei dem großen Absturz. Er hob es auf, er hielt es fest, allem Sträuben zum Trotz, und stieg ohne anzuhalten zur Arena hinunter ... „Adieu, du,“ sagte er, ohne sich im Geringsten mehr zu genieren und sah, niedergebückt, den Kleinen über den Sand hineilen ...

Er fand die Pförtnerwohnung und ward hinausgelassen. Der riesige Platz vor dem Theater war abendlich bewegt, Musik zog eben auf, man saß vor den Cafés. Herr Steingraber blickte auf seine Uhr ... Er rief erschrocken einen Wagen herbei, versprach dem Kutscher ein Trinkgeld und erreichte mit Mühe und Not seinen Abendzug nach Venedig.

Du durchschreitest eine lärmende, schlecht beleuchtete, schmutzige Bahnhofshalle, die sich durch nichts von hundert

anderen unterscheidet, du kommst mit dem Gepäckträger zustande, verlässest den Vorraum, betrittst den freien Platz ...

Lärm? Hotelomnibusse? Ein Zeitungskiosk? – Feierliche Stille vielmehr ... schwarze Kähne auf spiegelndem Wasser ... jenseits Tempelformen, die weiß im Mondlicht glänzen ... Ein Hotel für die Nacht? – Ja dies und dies ... Zwanzig Ruder schläge weit bewegt sich das Boot auf der großen Fläche, dann biegt es in einer sanften, unfühlbaren Kurve nach rechts. Ein schmales Wasser, hohe Mauern zu beiden Seiten deines Weges ... Nun gibt es nichts Anderes mehr auf dieser Welt als stummes Wasser und stumme Mauern.

Es ist ein Labyrinth, du wußtest es gleich. Irgendwo treten die Steine auseinander, – für einen andern kleinen Kanal, einen von den unzähligen anderen, schmal wie der erste, schweigsam wie der erste ... und an seinem Ende wiederum glaubst du die Einmündung eines dritten zu erkennen. Venedig muß ungeheuer groß sein ... Da läuft eine Galerie am Wasser hin, dunkle, weitgezogene Bogen. Ein Schatten beugt sich über die Mauer. Oh ... es gibt Menschen hier ...?

Der Direktor war nicht für die Dauer im Hotel abgestiegen, das verstand sich von selbst bei seinen Zwecken, – und schon am Morgen nach seiner Ankunft machte er sich auf, ein Mietzimmer zu suchen, irgendwo, nur nicht in einer Pension oder in einem für Fremde überhaupt besonders hergerichteten Hause ... Er würde keine Ansprüche machen. Endlich, nach langen Fahrten und Märschen, bei denen er seine Blicke, ohne ihnen eine genußreiche Abschweifung zu gestatten, streng nur auf weiße Vakanzenzettel gerichtet, fand er, was er wollte, nahe bei Santa Maria del Carmine und war recht froh, sich in diesem etwas abgelegenen Viertel unterzubringen. Er traf seine Vereinbarungen mit der Hauswirtin, holte dann selbst seine Handtasche vom Hotel ab und seinen großen Koffer vom Zollamt, verwandte zurückgekehrt eine halbe Stunde darauf, auszupak-

ken und das Mitgebrachte in dem leidlich hellen und geräumigen Zimmer ein wenig zu verteilen, und war eingerichtet für mehrere Wochen ...

Ja, dies war nun Venedig, die seltsamste Stadt, ihm wohlbekannt und dennoch ihm wieder neu – diesmal auf neue Weise neu. Vielleicht war es ein ausgezeichnete Gedanke von ihm gewesen, sich gerade hierher zu machen, um die Art von Dasein, darin es ihm zu eng und dumpf geworden, mit heilsamer Inbrunst zu verleugnen und womöglich ein wenig zu vergessen ... Er war natürlich nicht unwissend genug, um sich etwa einzubilden, diese Stadt sei als ein Idyll geplant, sei als ein Zufluchtsort für müde Seelen hier auf den zahllosen Inseln aufgebaut, mit eisernen Pfählen hier ins Meer gerammt worden. Allerdings hatten Not und Kampf auch diese unvergleichliche Siedelung entstehen lassen, allerdings waren die Enkel, die sie übernahmen, alles eher gewesen als sanfte Träumer und hatten, dem zum Beweise, die Welt erobert ... Doch was verschlug das heute ...

Herr Steingräber vermied es fast ängstlich, sich in der Stadtgegend zu zeigen, die von den Fremden bevorzugt wird. Als er gleichwohl einmal, es war am fünften oder sechsten Tage nach seiner Ankunft, sich eines Einkaufs wegen in die „Merceria“ wagte, ging, zwei Schritte von ihm entfernt, Frau Rechtsanwältin Struve vorüber. Er wendete den Kopf zur Seite und flehte sie innerlich an, sie möge ihn nicht erkennen. Er war in diesem Augenblick weit davon entfernt, sich an gewisse zärtliche Zusammenkünfte mit dieser hübschen Dame zu erinnern, die nun ohne ihren Mann, originell und kokett angezogen, hier in Venedig flanierte ... Lange hatte sie es offenbar nicht ausgehalten am Gardasee ... Nun, Gott sei gelobt, sie war vorüber ...

Am liebsten war ihm Venedig am Abend, zuerst schon, als noch der Mond den kleinen Löwen, die allenthalben über der Tür oder in den Nischen sitzen, die schnurrbärtigen Gesichter



erhellte, – vollends aber, als die Nächte finster wurden, und die Stadt sich als ein ununterscheidbar verworrenes Ineinander von mächtigen Bauten und reglosen Wasserstraßen sich darstellte. Die vielen steilen, kleinen Brücken zumal wurden für Herrn Steingraber mit jedem nächtlichen Streifzug wunderlicher und reizvoller ... sei es, daß er vom Gondelkissen zu ihnen aufschaute und schattenhafte Gestalten über sie weggleiten sah, hastige Nachtwanderer, die, aus dem Dunkel einer Gasse hervoreilend, sich plötzlich hoch hinaufgehoben zeigten, um alsbald jenseits zwischen den Steinen zu verschwinden, – sei es, daß er, selber von Platz zu Platz und aus unbekanntem, engen Straßen in noch unbekanntere, engere hinschlendernd, mit einem Male die Häuser auseinandertreten und im Laternenschein Brückentreppen emporführen sah ... Nicht selten dann, daß, angelehnt an die Balustrade, einen Fuß auf die unterste Stufe gestellt, die Gestalt einer Frau sichtbar wurde, mit bloßem Haar, den Fransenschal um die Schultern, die, unbeweglich ganz und gar, auch beim Erscheinen eines Mannes nicht ihr Gesicht wendete.

„Nicht schlecht,“ dachte Herr Steingraber bei einer solchen Gelegenheit, „nicht ohne eine gewisse Würde, – sympathischer jedenfalls als bei uns zu Lande ... Übrigens möchte ich doch gerne wissen, wo man hier die tizianisch blonden Frauen zu suchen hat, – ich sehe nichts Anderes als braune und schwarze Haare ...“

Er überschritt die Brücke und schaute zurück, allein die Frau hatte sich nicht nach ihm umgewendet. Er ging in die Gasse hinein. Mit einem Male taten sich die Mauern voneinander, leises Stimmengeräusch traf sein Ohr, und wie es ihm einige Male schon auf seinen Wanderungen durch Torbögen, Galerien und enge Durchlässe ergangen war, sah er sich unvermittelt unter den Arkaden der Piazza San Marco, die im schwachen Schein ihrer Gaslaternen mattspiegelnd dalag, und wo zu der

späten Stunde an den kleinen Tischen vor den Kaffeehäusern vereinzelt noch Gäste saßen.

Auch Herr Steingraber nahm Platz, ließ sich einen Becher Limonade kommen und blickte abwechselnd auf die Umrisse der alten Prokurazien, die sich jenseits unsicher zu erkennen gaben, und auf die Figuren der Mädchen im Hut und der Mädchen im venezianischen Schal, die sich langsam aus dem Marmorboden des Platzes vorüberbewegten.

„Bringen Sie mir noch etwas gestoßenen Zucker,“ rief er dem Kellner zu, auf Deutsch, – denn warum sollte man sich dieser gewandten Kreatur gegenüber, die ohne Zweifel sieben Sprachen verstand, eine solche Bequemlichkeit nicht gestatten ...

„Sehr wohl.“ –

„Sie ärgern sich,“ sagte gleich darauf mit leicht österreichischem Akzent ein Herr, der eben an des Direktors Tischchen Platz genommen hatte, „Sie ärgern sich, weil Ihnen die Flaggenstangen die Aussicht auf San Marco zerschneiden ...?“

Er schwieg einen Moment, wie abwartend.

„Das Dekorative ist immer ein Feind des Schönen,“ setzte er schließlich hinzu.

Herr Steingraber wandte langsam sein Gesicht herum.

„Ja,“ sagte er obenhin, und nichts weiter. Zu sich selber sprach er: ‚Nein, er sieht ganz passabel aus. Übrigens kann man die Kirche kaum erkennen und die Fahnenstangen nun vollends nicht ...‘

Auf dem Metallstühlchen zur andern Seite des kleinen Tisches saß ein Herr von vielleicht fünfunddreißig Jahren, dessen ein wenig zu fettes Gesicht starke Augenbrauen aufwies, einen büstenartig geschnittenen Schnurrbart und eine Nase, die, ohne eigentlich gekrümmt zu sein, unterhalb der Mitte plötzlich in scharfem Winkel abbog. Dies verlieh der Nase eine emsthaft-Ähnlichkeit mit einem Geierschnabel und den Zügen des

Herrn ein Gepräge von Stolz und Wagemut. Sein Kinn freilich war unsicher gebildet und klein und trat von der Unterlippe aus fast unmittelbar zurück ..., für den Direktor war diese Einzelheit aber im Augenblick kaum zu erkennen. Dagegen bemerkte er, daß der Fremde in einem gut geschnittenen Anzug von dunkelblauem Stoffe dasaß, daß er einen sympathisch niedrigen, englischen Stehumlegekragen trug und als Krawatte ein breites, dick geküpfertes Band von gestrickter Seide. Zwischen ihm und Herrn Steingräber, auf einem freien Stuhl, lagen ein hellgrauer weicher Filzhut und ein Paar brauner, wildlederner Handschuhe.

„Seit zehn Tagen habe ich bei Gott mit keinem Menschen gesprochen außer mit dem Barbier und mit meiner Frau Benaseni ...“ Der Direktor neigte sich ein wenig vor.

„Sind Sie wirklich ganz und gar dieser Meinung?“ fragte er. „Ich möchte denken, es gäbe hier in Venedig Beispiele vom Gegenteil. Man erstrebte das Dekorative, und es wurde etwas Schönes daraus, wie ...?“

„Sie haben recht,“ rief der fremde Herr mit deutlicher Freude, „Sie haben ganz recht. Wie man so manchmal daherredet! Ich hätte blos an San Marco selber denken müssen. Da ist ja Gold und Marmor zusammengehäuft in allen erdenklichen Stilen – und für wen? No, für wen ...? Für die fremden Gesandten, die zum Dogen herfuhren. Die sollten gleich einen ordentlichen Begriff von Venedig bekommen und recht klein werden ...“

Herrn Steingräber kam die freudige Zustimmung des Herrn eigentlich etwas überraschend, doch liebenswürdig war sie, kein Zweifel ...

„Aber,“ rief Jener nun, „ich merke jetzt erst, daß man überhaupt gar nichts mehr von San Marco sieht ... Vorhin bin ich nur zufällig Ihrem Blick nachgegangen. Übrigens: von Slozek.“

„Er hat es eilig,“ dachte der Direktor, griff an den Hut und nannte seinen Namen. „Erfreut. Ja, die Piazza ist schlecht be-

leuchtet, man rechnet mit dem Mondschein. Praktische Romantik – haha. Ich habe nur einmal ordentliches Licht hier gesehen – Fackellicht, taghell, das war wundervoll, sage ich Ihnen.“

Er machte wieder eine Pause, wie um der Frage Raum zu geben, bei welcher Gelegenheit er diesen Eindruck davongetragen habe.

„... Das war voriges Jahr bei der Grundsteinlegung zum neuen Campanile, ja, jetzt stehen schon mehr als sechs Meter. Der Hof war da, die Königin – eine schöne Frau die Königin –, der König, ganz kleiner Herr, und hinter ihm her seine Offiziere, einer kleiner wie der andere, komischer Anblick, besonders für jemand, der deutsches Militär kennt, – Sie sind Berliner?“

„Ja,“ entgegnete der Direktor, und vielleicht weil die Stimmen verstorbener Erzieher ihn zur Gesittung mahnten, fügte er auch seinerseits einige Fragen hinzu. Es stellte sich heraus, daß Herr von Slozek österreichischer Offizier gewesen war, daß er als Leutnant und zuletzt als Oberleutnant der Artillerie angehört und vor nunmehr zwei Jahren seinen Abschied genommen habe.

„Artillerist ...?“ sagte Herr Steingräber. „In Wien? Da kennen Sie natürlich ...“

„In Graz,“ sagte Herr von Slozek, „hübsche Stadt – Graz.“

Aber der Direktor, der nun eine förmliche Lust zum Plaudern verspürte, nannte die Namen einiger grazer Familien, zu denen er in Beziehungen getreten war, die eines Bankiers, die eines Gerichtspräsidenten ... „Dort sind reizende Töchter im Haus, Herr Oberleutnant ...“

„Ich habe wenig verkehrt, gerade damals, – aus Gründen, aber Sie werden lachen ... Was halten Sie von melancholischen Offizieren? Schließlich habe ich meinen Abschied deswegen genommen, um es nur zu gestehen ... Ich brauche Ihnen bloß zu sagen, daß ich von mütterlicher Seite her mit Lenau verwandt bin,“ schloß er mit einem vollkommen weltmänni-

schen Lachen. Dann aber, wie jemand, der von einer voreiligen Vertraulichkeit ablenken will: „Was halten Sie von der jungen Dame ...? Nein, hier ... schöner Gang, wie?“

„Ich vermisse immer und ewig die tizianisch Rotblonden,“ antwortete Herr Steingräber und gab sein Zigarettenetui hinüber.

„Oh ... danke. Übrigens, die Kellner gähnen schon laut ...“

Sie standen zusammen auf, schritten langsam die Arkaden hinunter und durch den Ausgang unter dem Atrio.

„Die Tizian-Roten sind nicht ausgestorben,“ sagte Herr von Slozek, „sie sind nur selten natürlich, – selten.“

„Warum sind sie denn so selten geworden? Hier auf den Inseln ...“

„Nicht geworden. Sie waren schon damals eine Rarität, ganz sicher, und wahrscheinlich haben sich die Kokotten, die bei den Malern Modell saßen, alle nach den zwei, drei echten Exemplaren gefärbt. Helles Haar ist ja das Höchste hierzulande. Sie müssen, um allerhand zu erleben, nur einmal mit einer hübschen blonden Frau in Italien reisen, – das heißt natürlich in Gegenden, wo wenig Engländer hinkommen ...

„Übrigens,“ rief er und blieb vor einem schreiend gelben Plakat stehen, das, gerade unter eine Ecklaterne, eine riesenhafte, fensterlose Mauer verunzierte, „da haben Sie ja, was Sie suchen. Die Villani singt in ‚Norma‘, – das ist die schönste Rotblonde, die Sie sehen können, echte Venezianerin, garantiert ... Ich gehe bestimmt hin.“

Und mit einer flinken, fast anmutigen Bewegung, wie befeuert von einem plötzlichen Einfall, wandte er sich herum ... „Kommen Sie doch mit!“ sagte er munter.

„Oh ...,“ bemerkte Herr Steingräber zweifelnd.

Aber der Offizier faßte ihn leicht am Arm ... „No was, seien Sie nicht so preußisch steif! Wirklich – ich garantiere Ihnen eine first rate rotblonde beauté.“

„Eine first rate – rotblonde – beauté ...“ dachte Herr Steingräber.

„Und dann überhaupt, – wenn Sie das Fenice-Theater noch gar nicht kennen... Ich war gut und gern meine fünfzig Mal drin, und immer begeistert es mich wieder, wie man da schon anfährt ... Die Freitreppe vom Vestibül herunter geht direkt in den Kanal, Sie legen mit der Gondel an, – vor Ihnen und hinter Ihnen kommen Gondeln mit den schönsten Frauen – großes Décolleté unterm Pelz ... Dieses süße, fette Venezianer Fleisch ...“

„Die Melancholie scheint sich immerhin gebessert zu haben in der Familie – seit Lenau,“ stellte Herr Steingräber bei sich fest. Allein das Bild der farbig belebten Theatertreppe, die zum Wasser hinunterführt, war unstreitig nicht ohne Reiz ... und man trennte sich mit der Verabredung, am folgenden Abend kurz nach acht Uhr wieder zusammenzutreffen.

Am Morgen war Herr Steingräber verdrießlicher Laune. Er ging nicht aus dem Haus, ließ sich um Mittag ein Gabelfrühstück besorgen, das ganz miserabel ausfiel, und lief im Übrigen brummend von einer Ecke zur andern.

Gut, er war nun also hier in Venedig, völlig befreit von den Geschäften seines Alltags, durch nichts verhindert, sich gefangen nehmen und umwandeln zu lassen ... Wie aber verbrachte er seine Tage? Oh, nicht eben ganz schlecht, nicht völlig schlecht, – etwas Besonderes aber kam nicht zustande. Er ging und fuhr ja mit Vergnügen spazieren durch unberühmte Gassen und Kanälchen, er machte ein paar Ausflüge in die Lagune hinaus, nach Burano, nach Chioggia, er las Einiges, er schlief gut und lange, – nichts jedoch stellte sich bei all dem Zeitvertreib ein, was auf eine Veränderung des Gemüts, auf eine, wie Herr Steingräbers Ausdruck hieß, „Erweiterung“ seiner Seele hingedeutet hätte. Es gab wahrhaftig Tage, an denen er der Versuchung schwer widerstand, aus Berlin sich die für ihn ein-

gelaufene Post nachsenden zu lassen und gleichzeitig von seinem Vertreter einen Bericht zu erbitten, – es passierte ihm, daß eine Art von Verlangen ihn ergriff nach seinem mit soliden, schönen Möbeln ausgestatteten Privatbureau, darin er mit soignierten und höflichen Herren angenehme geschäftliche Verhandlungen zu führen pflegte ...

Am meisten aber ärgerte, ja bedrückte den Direktor die Wahrnehmung, die er nun heute an sich machte: er wartete mit Ungeduld auf das abendliche Zusammensein mit dem Oberleutnant, – mit Ungeduld, obgleich er sich fast schon grollte für die ein wenig disziplinierte Bereitwilligkeit, mit der er sich dem fremden Menschen angeschlossen hatte.

„Ein böses Zeichen ... ein sehr böses Zeichen,“ dachte er auf seiner Wanderung durch das Zimmer, und mehrere Male sprach er es sogar laut aus. Allein das verhinderte nicht, daß er schon am frühen Nachmittag immer häufiger die Uhr hervorzog ...

Schließlich, es war gegen vier, machte er sich fertig, stieg die Treppe hinunter und ging davon in der Richtung nach San Marco. Er bog um die nächste Ecke ... und sah sich plötzlich Auge in Auge mit dem Oberleutnant, der mitten in der Gasse stand, breitbeinig und die Hände auf seinen Stock gestützt ... Herr Steingraber war sehr überrascht, aber noch mehr erfreut, und da auch Herr von Slozek durchaus glücklich schien über den Zufall, spazierten sie zusammen weiter.

Als sie auf ihrem Gang plaudernd in die Nähe der Kirche von Santa Maria Formosa kamen, erklärte Herr Steingraber, dies sei eine hübsche Gelegenheit zu einem Besuch bei seiner liebsten venezianer Freundin, der heiligen Barbara, die ja hier wohne ... Sie traten ein, und der Direktor fand seine Freundin ebenso frisch und ebenso achtzehnjährig wieder, wie sie einige Jahre früher gewesen war, wie er sie ein Jahrzehnt zuvor auf einer tollen Fahrt mit seinem nun toten Freunde zum ersten Mal erblickt hatte, und wie er sie – bei diesem Gedanken ver-

weilte er und sprach ihn auch aus – noch bei seinem letzten Besuch in Venedig als alter Herr vielleicht wieder antreffen würde ... nun ja.

Als aber dann der Küster hinzutrat, ein bleicher und schwächerer junger Mensch, dem der Kopf zu tief zwischen den Schultern stak, – um die am Altar angebrachten Reliefs zu erläutern, als er dann, abgewiesen, mit hämischer Eile den Vorhang über das Bild zog, da bedauerte Herr Steingräber sehr, daß sie gekommen waren.

„Widerlicher Patron,“ sagte er halblaut, und warf die Kupfermünzen, die er hatte hervorholen wollen, wieder in seine Tasche zurück.

Herr von Slozek schwieg aufmerksam, und sie verließen die Kirche. Der Direktor war in die schlechteste Laune zurückgeraten, und als sie, ein paar Gassen weiter, beim Colleoni eine Gruppe häßlich gekleideter Reisender stehen sahen, die unverwandt von der verkehrtesten Stelle aus zu dem Reiterbild emporstarrten, sagte er ärgerlich und fast schmerzlich:

„Wie ist es möglich, – wie bringt ein Mensch es fertig, als Fremder unbefangen hier herumzugehen, mit Gedanken, von denen er weiß und wissen muß, daß jeder Fremde vor ihm sie auch gehabt hat ... mit genau denen?“

„No ja,“ bemerkte Herr von Slozek tastend – „ist das schließlich nicht das Natürlichste ...“

„Das Natürlichste ist es freilich, lieber Herr Oberleutnant, aber doch erschreckend ... Es kann ja hingehen, wenn sich die Leute zu Hause aufführen wie alle Welt, wenn sich dort keiner vom andern ein bißchen unterscheidet, aber hier – hier in einer so veränderten, so einzigen Umgebung! Sehen Sie, Herr von Slozek, wenn ich im Wald einem Eichkätzchen begegne, das an seinem Baum hinaufhüpft, dann sehe ich gerne hin und weiß doch schon im voraus, daß es die gleichen Kletterzüge und Sprünge machen wird, wie sein Urgroßvater vor hundert Jahren und wie alle, die seitdem im Walde dahergeturnt sind, – ich



weiß, daß es ein Unsinn wäre, von einem Eichhörnchen-Individuum zu reden, und daß meines im Grunde noch das gleiche ist wie das vor hundert Jahren ... Aber all diese Leute da in den Kirchen von Venedig und Florenz und Rom, vor den Denkmälern, den Bildern und den schiefen Türmen, – daß sich die wirklich nur durch den Westenschnitt von denen unterscheiden sollen, die hundert Jahre früher in Leipzig oder in London herumgelaufen sind ...!“

Sie riefen eine Gondel an und waren bald im großen Kanal. Herr von Slozek hielt seine Augen von der Seite her aufmerksam auf den Direktor gerichtet, – die Bildung seines weichlichen Kinns hatte unbedingt an Bestimmtheit gewonnen.

„Da, sehen Sie, Herr Direktor,“ sagte er plötzlich und deutete mit leichter Bewegung auf eine größere Barke, die neben ihnen herglitt, dicht besetzt mit einer vielköpfigen britischen Familie vom niederschlagendsten Aspekt. Man befand sich der Piazzetta gegenüber. Eine hochaufgeschossene Tochter, deren Kopf von einem auffallend kleinen Hütchen etwas lächerlich bekrönt war, las, der schon beginnenden Dämmerung trotzend, mit gleichmäßiger Stimme aus ihrem Handbuch vor, und jedes ihrer eindringlichen Worte war deutlich zu hören ... „At left,“ las sie, „between the Libreria and the Royal Garden you remark the old Zecca or Mint ...“, und bei jedem Namen drehten sich alle Köpfe taktmäßig in der bezeichneten Richtung.

„Am unbegreiflichsten,“ bemerkte Herr von Slozek mit Energie, „sind doch die Gondolieri dort im Kanal, die immerfort an den Palästen in die Höhe deuten und die Namen nennen, immer mit der gleichen Geste und immer mit der gleichen, geübt zärtlichen Stimme ... Wahrscheinlich haben sie die Bewegung und den Tonfall schon vom Vater und vom Urgroßvater geerbt ... Ja, eigentlich“ – und hier erhob er seine Stimme noch ein wenig mehr und sprach langsamer – „eigentlich ist es immer der gleiche Gondolier?“

Er beobachtete den Direktor gespannt. Das Experiment schien völlig gelungen ...

„Ah ja,“ sagte Herr Steingräber, „der gleiche Gondolier, gut ...“

Herr von Slozek lächelte befriedigt. „Aber schließlich,“ fügte er nach einer Pause hinzu, „geht es uns nicht allen so? Ein Küster in der Kirche, der immer den gleichen grünen Vorhang zur Seite zieht, oder ein deutscher Bauer, der jahraus, jahrein seine Feldarbeit macht ...“

„Wahr,“ sagte der Direktor. „Es geht uns allen so, Sie haben recht ...“

„Sie sind Industrieller,“ fragte Herr von Slozek unvermittelt, – und Herr Steingräber, vielleicht wiederum den Stimmen verstorbener Erzieher folgend oder auch, weil seiner Meinung nach ein Mann von der Geistesart des Herrn von Slozek Ansprüche machen durfte, gab Aufschluß über die Art seiner Tätigkeit.

„Nicht ganz am Platze diese Frage, gerade jetzt,“ meinte er immerhin zu sich selbst – ,nun, der Mann ist ein bischen verwildert ...‘ Und aus seinem Gedankengang heraus fügte er hinzu: „Ja, Sie haben es da gut, Herr von Slozek, Sie reisen, Sie fliegen, Sie sind ganz frei ...“

„Wir sind alle eng gefesselt,“ erwiderte der Oberleutnant mit einer wiederum dunklen und gepreßten Stimme. Man nahm irgendwo in der Eile eine kleine Mahlzeit, bestieg von Neuem die Gondel und landete vor La Fenice. Treppe und Vestibül waren schon leer. In brausenden Stößen drang die Musik heraus

Während des zweiten Aktes, als sie sich unterhielten, erschien mit einer Art von Laufschrift in der Reihe vor ihnen, wo einige Plätze leer waren, ein kleiner, dunkelhaariger Mann mit

feurigen Augen, tat seiner Eile plötzlich Einhalt und schüttelte dem Oberleutnant mit Enthusiasmus die Hand.

„Ja, das ist reizend, sind Sie auch herinnen, Slozek, die Villani anschauen, das ist gescheit... Eine Stimme, eine Stimme – so das gewisse Streichelnde – oh Pardon, Sie sind in Gesellschaft ...“

Herr von Slozek stellte vor.

„Hoherfreut! Hat Sie der Slozek hereingeführt? Ja, auf dem seinen Rat kann man sich verlassen, der kennt sich aus, ob es ein Frauenzimmer ist oder ein Theater ...“

Er sprach wie er ging, hastig und abrupt, übrigens mit stark ungarischer Färbung.

„Ja,“ sagte Herr Steingräber höflich, „ich bin Herrn von Slozek sehr dankbar ... die Villani ist vorzüglich und auch die Andern ...“

„Ja, finden Sie? Auch die Andern? Sie haben recht, nicht übel ... obzwar das Starunwesen ... das Starunwesen ... Wo gehts denn Ihr nachher noch hin?“

Der Direktor hob den Kopf. Herr von Slozek gab etwas zur Antwort.

„Nach Haus? Jetzt das ist originell ... Aber das Licht geht aus, man fangt wieder an ... Ich empfehle mich, Herr Direktor! Rivederla, Slozek, Adieu ...“

Das Licht blieb vorderhand wie es war, und der Direktor, als er zufällig auf das Trittbrettchen am Boden niederblickte, sah, wie sich unter dem Lackleder von Herrn von Slozeks linkem Halbschuh die Zehen nervös bewegten, – ja bei einer besonders heftigen Bewegung des Fußes ließ sich, da der Schuh ein wenig hinuntergezogen wurde, deutlich erkennen, daß der elegante, dunkelblauseidene Strumpf an dieser Stelle ein Loch hatte.

Dieser kleine Mangel rührte den Direktor und stimmte ihn beinahe zärtlich. ‚Ja,‘ dachte er, ‚die eleganten Leute ohne Frau, – mit den vielen Frauen, die keine Löcher zustopfen ...!‘ Und

er hatte Lust, bei sich selbst an der nämlichen Stelle nachzusehen.

„Haben Sie sich geärgert?“ fragte Herr von Slozek mit einer seiner jugendlich raschen Kopfdrehungen. „Ich meine wegen des ‚Ihr‘.“

„Wegen ...? Aber ich bitte Sie ...“

„Oh, ich könnte das sehr gut begreifen. Aber enfin: man muß diesen Ungarn schon etwas nachsehen. Immer noch ein bischen Steppe, ein bischen finnisch-ugrisch ...“

Herr von Slozek lachte sein angenehmes Lachen, es wurde dunkel .....

„Auf die Piazza? Wieder auf die Piazza, Herr Direktor? Wird das ewige Café Florian nicht schließlich ein bißchen fade? Wenn’s Ihnen recht ist, machen wir die paar Schritte bis zum Campo San Bartolommeo. Da ist ein kleines Café, auch mit Tischen vor der Tür, – man hat den netten, lustigen Goldoni gerade vor den Augen und ein ganz hübsches Leben und Treiben ...“

Wirklich standen und wandelten, als sie dort ankamen, noch allerhand Paare und Gruppen umher; ein paar von den Mädchen zeigten feine, blasse Gesichter über ihrem schwarzen Schal, wenn sie im Lichtschein der Laterne vorbeikamen.

„Aber,“ sagte Herr von Slozek plötzlich wie erschrocken, „da habe ich vielleicht eine schöne Dummheit gemacht ... Schleppe ich Sie mit hierher und weiß gar nicht, ob Sie am Ende hernach einen Riesenweg haben ...“

Der Direktor bezeichnete seine Wohnung.

„Ah, das ist vernünftig, Sie reißen aus vor den Hochzeitspärchen ... Und nun wollen Sie gewiß erfahren, wo ich wohne. Wenn ich Ihnen das nur sagen könnte ...!“

„Wieso, Herr von Slozek? Sie wohnen doch vermutlich irgendwo ...?“

„Vermutlich ... haha, verzeihen Sie, daß ich ein bischen lache, Herr Direktor. Nein, ‚vermutlich‘ wohne ich gerade nirgends, aber *zufällig* wohne ich heute Nacht doch irgendwo, – zufällig!“

„Wissen Sie,“ fuhr er in einem zugleich trockenen und betrübten Tone fort, „die Sache ist die: ich bin ein wenig anspruchsvoll in der Beziehung, ja ... Ich glaube, gut die Hälfte von allen Hotelzimmern, die es in Venedig gibt, kenne ich aus eigenem Gebrauch ... Ich brächte es wahrscheinlich nicht fertig, mich so für die Dauer bei Frau Benasseni einzuquartieren, nein ...“

Herr Steingraber sah überrascht auf. Er rief: „Aber woher wissen Sie denn den Namen meiner Quartierwirtin?“

„Nun bitt ich Sie,“ bemerkte Herr von Slozek nach einem kleinen erschrockenen Zögern – und er brachte es wirklich zustande, daß seine Antwort wie ein Vorwurf klang – „Sie haben mir ihn ja vor drei Minuten selber genannt.“

„Ich ...? Aber natürlich ist es so. Was für eine blödsinnige Frage von mir! Verzeihen Sie.“

„Bitte ...,“ sagte Herr von Slozek, und in trübem Tone fuhr er fort zu erzählen ...

„Ja, es ist sonderbar mit mir, Herr Direktor, es sind die Nerven – oder auch etwas mehr als die Nerven ... Sehen Sie, da komme ich also in ein Hotel ... Man gibt mir zwei große Zimmer im ersten Stock, ein bischen teuer vielleicht, aber hübsch – gut, es ist mir recht, und hoffentlich bringe ich es nun fertig, hier einmal länger als vierundzwanzig Stunden zu bleiben! Die Fenster gehen auf den großen Kanal, die Möbel können passieren, es ist sogar eine ordentliche Chaiselongue da und ein tiefer Stuhl zum Lesen – gut und schön ... Und des Abends um halb zehn fängt nebenan ein Schwede an zu schnarchen ... man erkennt die Schweden an ihrem Schnarchen, wissen Sie,“ – und Herr von Slozek beugte sich vor, um seine Worte durch Gesten zu verstärken – „wissen Sie, er schnarcht impertinent, so ein

ziehendes, sattes Schnarchen, das Ihnen Ihren Frieden zersägt und Sie in Gedanken zum Mörder werden läßt...“

„Aber ... haha ...“ Der Direktor lachte ganz leise.

„Ja, Sie lachen, Herr Direktor, – aber anderswo, wenn niemand schnarcht und nicht einmal eine Wasserleitung in der Nähe taktmäßig tropft, dann hat vielleicht die Tapete ein so verwirrend sinnloses Muster, daß es der reine Selbstmord ist, hinzublicken, – und doch *müssen* sie hinblicken, sie müssen sogar das abgedrehte elektrische Licht wieder andrehen, nur um hinzublicken ...“

Er lehnte sich wie erschöpft tiefer in den Schatten zurück ... Er war einen Augenblick lang still; auf dem Platze bewegte sich beinahe niemand mehr.

„Sie denken vielleicht, Herr Direktor, ich habe kein abgehärmtes Neurasthenikergesicht ...? Aber ich sage Ihnen, das täuscht. Augenblicklich wohne ich wieder einmal im Hôtel Britannia, – wer weiß, ob das zwei Tage lang dauert ... Vielleicht hängt dort in meiner Nähe irgendwo eine Wanduhr, und morgen kommt der Direktor auf die Idee, sie aufzuziehen ... Dann ist es aus, – man kann sich ja nicht lächerlich machen und verlangen, eine drei Zimmer weit entfernte Uhr solle aufhören zu ticken. Und doch, gibt es denn etwas Gräßlicheres als das Ticken einer Wanduhr in stiller Nacht? Sie wissen, man hat hier früher eine Todesmarter für Sträflinge gehabt, die bestand darin, daß die Leute unter einer Traufe angefesselt wurden, und daß ihnen von fünf zu fünf Sekunden ein Wassertropfen auf den Schädel fiel ... Alle wurden wahnsinnig ... Wissen Sie das ...?“

Einem schärfern Beobachter als Herrn Steingraber wäre es vielleicht aufgefallen, in welcher ungleichmäßiger Weise der Oberleutnant sich während seiner leidenschaftlichen Auseinandersetzungen des Gebärdenspiels bediente ... Er hob wie flehend seine Hände empor, ballte die Fäuste, öffnete sie wieder, um seine Finger demonstrierend zu spreizen, er zog, – zumal

wenn sein Gesicht eben in den Lichtzirkel der Laterne kam, – seine Stirn kraus oder biß sich in die Lippen oder ließ an seinen Wangen unterhalb der Augen ein krampfhaftes Muskelspiel sichtbar werden ... Doch plötzlich war es dann wieder mit all dem genug: sein Gesicht – im Schatten nun – trug eine verhältnismäßige Ruhe auch bei heftigen Worten, und die Hände lagen friedlich, eine über der andern, auf der Tischkante ... Er bot, bis er sich dann wieder zu erinnern schien und von Neuem begann, durchaus ein ähnliches Bild wie ein Sänger, der sich am Klavier selbst begleitet, plötzlich aber daran vergißt und ohne Begleitung weitersingt ...

Er schwieg, und wie er nun so dasaß, in etwas müder Haltung und die Augen ohne Teilnahme auf einen entfernten Punkt gerichtet, sehr gepflegt, aber nicht mehr ganz jung und ersichtlich, der Geiernase zum Trotz, recht matt und resigniert, da wurde der Direktor, im unbestimmten Gefühl, daß sie beide auf eine gewisse Art doch Kameraden seien, gerührt und zu ihm hingezogen, und er fing an, tröstende und freundschaftliche Worte in sich vorzubereiten ... Im Grunde fand er es auch sehr hübsch, hier draußen so auf einmal einen fremden, merkwürdigen Menschen kennen zu lernen, vielleicht ziemlich genau kennen zu lernen – mit der Aussicht, ihm wohl nie wieder zu begegnen, mit der Möglichkeit demnach, sich auch selbst freier und ohne lästige Vorsicht darzustellen. Es war hübsch, es „erweiterte“, – er hatte dergleichen, genau betrachtet, immer geliebt. Man glitt aneinander vorüber, wie ... nun, wie zwei Schatten an einer Mauer oder ... auf das Bild kam es nicht an ...

Und Herr Steingräber machte sich bereit, etwas besonders Liebenswertes und womöglich Tröstendes zu erwidern ...

Doch es zeigte sich, daß Herrn von Slozeks Gedanken die Enge der venezianischen Hotelzimmer bereits verlassen hatten. Er hob plötzlich die Hand ein wenig gegen das Goldonimonu-

ment, das in der Mitte des Platzes sich nur als eine dunkle Masse noch zu erkennen gab ...

„Ruhm“, sagte er mit bewegter Stimme, „Ruhm! Es ist doch wirklich recht lächerlich, allenthalben Standbilder von vergessenen Leuten aufzurichten.“

Der Direktor war erstaunt. „Oh – Goldoni, Herr Oberleutnant ...“

Aber Herr von Slozek eilte sprunghaft vorwärts ...

„Ich bitte Sie, lieber Direktor, mir zu sagen, von wem die schöne Oper verfaßt ist, die wir heute Abend zusammen gehört haben – ja ‚Norma‘ – musikalisch voller Gedanken, und dazu, als Drama betrachtet, ein Muster des Tragischen, wie jemand gesagt hat, der sich auf dergleichen verstand ...“

Er schien auf eine Frage zu warten, vielleicht um mit einiger Wirkung mitzuteilen, von wem die Äußerung stamme ... Allein der Direktor versäumte zu fragen.

„Also Sie kennen den Komponisten nicht? Sie wissen es nicht? Sehen Sie! Ich werde es Ihnen sagen ... Bellini heißt er, Bellini. Aber Sie werden es auch jetzt nicht behalten. Was ist der Ruhm! Oh über den Künstler der ...“ Hier unterbrach sich Herr von Slozek mit einem Räuspern und begann den Satz von Neuem: „Die Künstler machen sich lächerlich, wenn sie sich einbilden, sie werden mit ihren Werken weiterleben. Da ist es noch solider, Kinder von Fleisch und Blut zu machen, die nachher von Rechtswegen den Namen fortführen. Unsterblichkeit, ach!! Nun – was denken Sie?“ rief er mit plötzlicher Leidenschaft. „Was sagen Sie ...?“

„Dieser Oberleutnant ist ja ein Kind,‘ dachte Herr Steingraber und gab etwas Verbindliches zur Antwort, ‚ein empfindliches, heftiges Kind, dem es augenscheinlich nicht sehr gut geht im Innern ... Angenehm übrigens für mich, hier zu sitzen und dergleichen über ihn denken zu können, ohne daß er es merkt ...‘



Herr Steingräber fühlte vielleicht an diesem Abend zum ersten Mal eine Befriedigung von der Art, die er sich von dieser Reise erhofft hatte ...

„Ganz leer ...“ sprach Herr von Slozek und deutete auf den verödeten Platz. Aber dann lehnte er sich zurück, so daß sein Gesicht im Halbdunkel lag und begann von Neuem zu sprechen.

Nein, – er gebe es zu, er habe sich vorhin von einer Mißstimmung hinreißen lassen, und er habe dem Künstler Unrecht getan. Wenn sich der Künstler auch vielleicht über die Unsterblichkeit seines Werkes täusche .... über die sozusagen materielle Unsterblichkeit, so könne doch niemand wissen, in welcher geheimnisvoller Weise das neue und wahre Bild der Dinge, das er hervorgebracht, ins Unendliche weiter wirke, – ohne daß diese Wirkung vielleicht einen bewußten Abglanz in menschlichen Köpfen hervorbringe ...

Ja ... und dann: war der Künstler denn nicht der Einzige, der sich der *Enge des Daseins* entzog, jener Begrenztheit, die sonst auf den besten Geistern so schwer lastet als ein immerwährender Gram ... Hier sprach Herr von Slozek sehr langsam ... „Ja,“ fügte er hinzu, „die Kunst ist die große Bresche im Gefüge der Kausalität ...“

„Ist das nicht vielleicht Unsinn?“ begann Herr Steingräber zu überlegen, „eine Bresche in der Kausalität ...?“ Doch ihm war keine Zeit gelassen.

„Es ist doch schön,“ – Herr von Slozek sprach mit nachdrücklicher Wärme – „daß es ein Wort gibt wie Unsterblichkeit ... Und noch schöner ist es, einem Menschen zu begegnen, dem gegenüber man es aussprechen, zu dem man auch über etwas Besseres reden kann als über das sogenannte Leben ... Der Tod, der Tod ist ja die große Linse, die heimlich – heimlich doch alle Blicke in sich zieht ...“

„Wahr“, sagte Herr Steingräber. Aber dabei beschäftigte ihn, halb wider Willen, die Frage, warum der Oberleutnant plötzlich

wieder, wie es ihm öfters passiert war, aufgehört hatte, im österreichischen Tonfall zu reden ...

Herr von Slozek, der aus seiner Dunkelheit hervor jeden Zug in des Direktors Gesicht zu erkennen vermochte, deutete sich die kleine Störung vielleicht richtig aus, – jedenfalls fand er sich schon im nächsten Satz zu einem völlig wienerischen Tonfall zurück ...

Nachdem er tief, aber lautlos Atem geholt hatte, fing er zu sprechen an, eindringlich, rasch, abrupt, ohne allzuviel Ordnung in dem, was er vorbrachte, mit augenscheinlicher Leidenschaft, – wie ein Jüngling, der sich das Herz entlädt. Und, einem anfänglichen leichten Widerstreben zum Trotz, fanden seine Worte bald Widerhall bei Herrn Steingraber, sie ergriffen ihn, ausgesprochen von diesem fremden Mann zu nächtllicher Stunde auf einem verödeten Platze in Venedig ... Herr Steingraber saß gesenkten Blickes da, und bei einzelnen Sätzen des Oberleutnants nickte er langsam mit dem Kopfe.

Herr von Slozek sprach. Er sprach wie Einer, der hoffnungslos an den Rätseln des Daseins leidet, von der großen Ziellolosigkeit allen Lebens ... Er versäumte nicht, das Infusorium zu erwähnen, dessen großes Problem es sei, die Reise im Wassertropfen nach rechtshin oder nach linkshin zu unternehmen, noch die mit unbegreiflicher Mannigfaltigkeit bemalten Muscheln, die das Meer fortwährend millionenfach an den Strand wirft, – und er stellte die unerklärte Existenz des Menschen mit dem Dasein dieser so wenig bedeutenden Geschöpfe zusammen ...

Was waren wir? ... Wozu waren wir da? ... Welche unfreundliche Macht nötigte uns, gegen den Widerstand der äußeren Umstände, der körperlichen Gebrechen und der bösen Triebe mit schwerer Arbeit uns von einem Tag auf den andern zu erhalten, nur um morgen wieder auf die gleiche Art zu beginnen? Und das alles zudem mit jener grauenhaften Aussicht vor den Augen ...

Herr von Slozek erwähnte hier das „Land, von des Bezirk kein Wanderer wiederkehrt“ ... Und als er an dieser Stelle seinen Zuhörer eine Kopfbewegung vollführen sah, die als zustimmend nicht gedeutet werden konnte – vielmehr war es eine Bewegung, ähnlich der eines Pferdes, das die Bremsen wegscheuchen will –, fügte er eilends hinzu: „Wie tut es wohl, für solche fremden, ungreifbaren Dinge die Worte unserer Großen vorzufinden ...!“ Und während seine Blicke klar und hart auf Herrn Steingräbers geneigtes Gesicht gerichtet blieben, fuhr er fort, mit weicher, umschleierter Stimme in die Nacht hinein zu sprechen ...

Es erschienen in seiner Rede die Sterne, die längst schon erloschen sind, wenn endlich ihr Licht uns Irdische erreicht ... Es erschienen die wilden Tiere, die rätselhaft in den Wäldern sterben, ohne daß eine Spur von ihnen zurückbleibt ... Von allen Seiten aber und oftmals völlig unvermittelt kehrte der trauervolle Gedanke wieder an unsere persönliche Enge, an die vom Schicksal uns aufgezwungene Gleichgültigkeit gegenüber den zahllosen Erscheinungen des geheimnisreichen Daseins, an unsere armselige Konzentriertheit auf einen kleinen, praktischen Bezirk ...

Es war bei Gott drei Uhr, als sie aufbrachen ... Das Café hinter ihnen war längst geschlossen, und in den Gassen zeigte sich keine Seele.

„Nein, ich begleite Sie,“ sagte Herr von Slozek. „Der Spaziergang wird mir gut tun, – ich bin ein bischen ... sagen wir: bewegt.“ Und er lachte geniert. Dann schwiegen sie beide, vielleicht aus verschiedenen Gründen ... Was Herrn Steingraber anbetrifft, so war er bewegt. Sie überschritten die Rialtobrücke.

Auch hier begegnete ihnen kein Mensch. Nur ganz unten auf der letzten jenseitigen Stufe, im Schatten eines der Verkaufsläden erblickte Herr Steingraber ein Mädchen, ein großes, starkgebautes Geschöpf, das, den warmen Fransenschal um die

Schultern und um die Brust, wer weiß wie viele Stunden schon unbeweglich hier gewartet haben mochte ...

„Ob auch sie nicht nach uns hinsieht ...?“ Und Herr Steingräber drehte sich um. Der Schein der Brückenlaterne fiel auf ihre Züge und auf die des Oberleutnants, der einen Schritt zurückgeblieben war ... Die Beiden tauschten eben einen Blick aus und ein ganz flüchtiges Lächeln ...

„Sieh da,“ – Herr Steingräber hatte sich wieder geradeaus gewendet – „eine zarte Beziehung! Ein Mädchen, das an den Brücken wartet...!“

„Wir Menschen sind seltsam konstruiert,“ sprach Herr von Slozek, der nun wieder an seiner Seite herschritt, „– es ist vieles in uns nebeneinander ...?“ Und er lachte schüchtern und kindlich.

Als sie aber an der ungeheueren, finsternen Backsteinmauer der Frarikirche vorüberkamen, blieb er stehen, erfaßte Herrn Steingräbers Hand und rief, wie jemand, der seine Empfindungen nicht länger mehr zu beherrschen imstande ist, mit innigem, ja dringlichem Tonfall: „Ich bin so froh, Sie kennen gelernt zu haben, mein *lieber* Herr Direktor!“

Und Herr Steingräber, in empfänglicher Verfassung ohnehin, und vollends gerührt durch diesen Ausbruch eines einfachen Gefühls, erwiderte mit herzlichen Worten, ohne etwa für die riesenhaft bedrohlichen Schattenbilder ein Auge zu haben, die von der gebuckelten Nase des Herrn von Slozek an der schwacherhellten Kirchenmauer hervorgerufen wurden.

Der Oberleutnant brachte ihn bis an sein Haus.

Am nächsten Morgen trafen sich die Herren verabredeter Maßen zum zweiten Frühstück. Der übernächste Nachmittag sah sie auf San Michele, der Friedhofsinsel. Herr von Slozek hatte das lebhafteste Verlangen ausgedrückt, wieder einmal einem venezianischen Leichenbegängnis beizuwohnen ... Am Lan-

dungsplatz von San Michele würde man warten, bis ein Kondukt schwarzer Barken erschiene, aus deren vorderster verhüllte Träger den schwarzen Schrein heraushöben ... Es verging eine lange Zeit, ohne daß sich ein Leichenzug gezeigt hätte, und Herr von Slozek füllte einen großen Teil dieser Zeit mit allgemeinen und melancholischen Betrachtungen aus ... Schließlich erfuhren sie bei dem Wächter, daß in Venedig nur am Morgen Tote zur Ruhe bestattet würden.

Im Gegensatz zu dem Oberleutnant, der große Enttäuschung merken ließ, war Herr Steingräber trotzdem nicht unzufrieden mit der unternommenen Fahrt, und vollends geriet er in Entzücken, wie ihnen dann, bei der Rückkehr, Venedig im milden Licht und in den tiefen Farben eines warmen Herbstabends mit seiner vollkommensten Schönheit aus der Lagune entgegenstieg.

Als er sich, in einem Moment, da der Eindruck ihm besonders rein und mächtig schien, zu seinem Begleiter hinwandte, um sein Entzücken zu äußern, sah er diesen ganz ohne Teilnahme dasitzen, seine Taschenuhr in der Hand, die er mit einem ärgerlichen und gewissermaßen ängstlichen Ausdruck betrachtete.

„Diese Gondoliere,“ sagte er verwirrt, als er Herrn Steingräbers Blick bemerkte, „wie die Schnecken ...“

„Aber was haben Sie denn?“ sagte der Direktor lachend ... „Sehen Sie doch dorthin ...!“

„Ja, das hat Größe ...“ Herr von Slozek antwortete mit nicht völlig freier Stimme.

Gerade vor ihnen öffnete sich die von einer müßigen, bunten Menge heiter belebte Piazzetta und ließ zwischen den Säulen am Molo hindurch den Blick frei auf die Kathedrale und auf den Eingang zur Merceria, – dort hinten leuchtete es warm von Bronze und von undeutlichen Malereien auf Goldgrund. Zur Rechten bot, phantastisch zugleich und streng in seinen Formen, der Dogenpalast zwei seiner unvergleichlichen Fronten

ihnen dar, und jede der hundert Säulen ließ sich beim letzten Licht noch in all ihrer Zierlichkeit erkennen ... Die durchsichtige Luft war von einer schimmernden, zarten Röte, – linkshin nur, über der mächtig gewölbten Kuppel von Santa Maria della Salute brannte der Himmel mit tiefen Gluten.

Der Gondelführer hatte seine Bewegungen verlangsamt, um den Fremden Zeit zu lassen ... nun tat er einen Schritt vorwärts auf dem Schiffsschnabel, näherte sich so seinen Passagieren, beugte sich über Herrn von Slozek, der ihm zunächst saß, und begann, ausgestreckten Armes, mit plötzlichem Enthusiasmus irgend etwas Selbstverständliches zu erklären.

Hier aber wurde es Herrn von Slozek unmöglich, länger an sich zu halten ...

„So fahr doch zu, Dummkopf!“ schrie er mit gutem venezianischen Akzent ...

Worauf sich der eingeschüchterte Gondolier verstummt mit beiden Armen in sein Ruder legte.

„Schade,“ sagte Herr Steingraber, der nicht verstanden hatte, „warum kann er nicht langsam fahren und dabei den Mund halten?“

Sie fuhren, in geringer Entfernung vom Ufer, am Hôtel Britannia vorüber ...

„Nun, Herr Oberleutnant, wohnen Sie noch hier drin ...?“

„Leider nein,“ erwiderte Herr von Slozek mit traurigem Lächeln, „heute früh um acht bin ich ausgezogen.“

„Aber was war nun da wieder?“ rief Herr Steingraber beinahe erschrocken. Er hatte leichthin und fast im Scherz gefragt.

„Ja ... neben mir im Zimmer wohnte eine alte Dame. Sie sehen mich fragend an, lieber Direktor? Ach, Sie Glücklicher wissen nicht, was es heißt, eine alte Dame im Zimmer neben sich zu haben? Um acht Uhr früh bin ich ausgezogen ... meine Sachen stehen beim Spediteur.“

„Aber heute Nacht ...?“ Der Stimme des Direktors war das Mitleid anzuhören.

Der Oberleutnant zuckte die Achseln ... „Sagen Sie: morgen früh. Ich bin ja ein rechter Nachtschwärmer ... Nun, es gibt schließlich Hotels genug, in denen man auch um drei, vier Uhr noch ein Bett findet ...“

„Ja aber ...“

Doch Herr von Slozek fuhr mit unbeirrter Stimme fort. „Bloß, – da habe ich dann etwas Merkwürdiges, nein ... Es ist nicht besonders ehrenvoll, darüber zu reden ... Eine wahre Bettangst, das ist's. Ich fürchte mich, merken Sie wohl: ich fürchte mich, irgendwo in einem stillen Haus mit dem halbangekleideten Hausknecht die Stiege hinaufzugehen in ein unbehagliches, steifes Zimmer und mich da hinzulegen ... Es ist eine Angst, allein zu sein ...“

„Eine nervöse Sache ...“

„Ja, – und werden Sie mir glauben, daß zum Beispiel drei Viertel von allen meinen Dummheiten mit Frauen keine andere Ursache haben als eben diese „nervöse Sache“ ...? Sie wissen selbst, daß die sogenannten „Abenteurer“ alles Andere sind nur nicht amüsant ... Aber was wollen sie: unsere Schwächen regieren unser Leben ... Meinen Sie denn, ich hätte jemals eine Karte angerührt, wären nicht solche bösen Nächte zu vertreiben? Das Spiel läßt mich ganz kalt, ne me dit rien, es degoutiert mich nicht selten ... und doch ... was habe ich hier in Venedig schon Karten gedreht! Und das Monströse ist,“ fügte er mit Nachdruck hinzu, „ich gewinne eigentlich immer.“

„Nicht so unangenehm,“ sagte Herr Steingräber.

„Das kommt auf die Umstände an ...! Sie erinnern sich an den kleinen Galap, – vorgestern in der Fenice. Es ist eine wirkliche Schande, was ich dem seit zwei Monaten abgenommen habe. Übrigens – er ist ein Narr, il s'emballe ... Trotzdem fängt es an, mich zu genießen ...“

„Freilich“ – er schlug den Blick auf – „ich verdanke den schlaflosen Nächten ja auch manches Gute ... Der vorgestrigen zum Beispiel,“ fügte er hinzu, erhob sich und ließ mit einer liebenswürdigen Geste dem Direktor den Vortritt, denn die Gondel hatte vor dem Gasthof angelegt, in dessen Restaurant man speisen wollte.

Herr Steingräber schob seinen Arm in den des Offiziers. „Wir lassen uns irgendwo in einem Seitenraum servieren, wie?“ fragte er, während sie auf dem roten Teppich des langen Vestibüls ins Haus hineingingen. „Vermutlich wäre es Ihnen auch nicht lieb, wenn uns irgend ein Bekannter von mir drei Stunden lang mit Kuxen oder Patentgeschichten unterhielte ...?“

„Nein, es ist mir ganz recht neben draußen,“ sagte Herr von Slozek, schien aber die kleinere Tür, die der Kellner bereits vor ihnen öffnete, nicht zu bemerken, sondern überschritt so rasch, daß der Direktor ihm eben nur folgen konnte, die Schwelle des Speisesaals.

„Wie unangenehm, man ist nicht einmal für den Abend angezogen ...“ Herr Steingräber sah über die vielen Tischchen hin, die von Herren im Frack und von Damen in ausgeschnittenen Kleidern besetzt waren. Ein einziger brauner Straßenanzug nur ließ sich bemerken; er gehörte einem dunkelblonden Herrn, der allein vor seinen Tellern saß ...

Doch dieser Herr hörte auf zu essen ... Er stemmte, offenbar in höchstem Erstaunen, beide Hände gegen die Tischplatte und beugte sich dabei zurück. Dann aber sprang er auf, stieß seinen Stuhl zurück und hatte plötzlich Herrn von Slozek, der seinerseits mit einem frohen Ausruf stehen geblieben war, an den Händen erfaßt. Sie tauschten überraschte und sehr herzliche Grüße aus ...

„Ihn hat also das Schicksal ereilt,“ dachte Herr Steingräber, „es scheint ihn aber nicht sehr böse zu machen.“ Und er betrachtete den Fremden.



Es war dem Anschein nach ein Mann Ende der zwanziger Jahre, auffällig groß von Gestalt und sehr schlank, mit einem schmal geschnittenen Gesicht, das keine Spur von Bart aufwies, und dem sogar die Augenbrauen völlig fehlten. Das dunkelblonde Haupthaar lag glatt an über der hohen, ganz schmalen Stirn, ließ aber, so dünn war es, bei der starken Beleuchtung des Saales die Kopfhaut deutlich durchschimmern ... Über seinem dunkelbraunen Sakkoanzug trug der junge Mensch eine lange, dünne, goldene Uhrkette, sie war um seinen Hals geschlungen und fiel bis zur Gegend des Magens herab.

„Aber das ist doch ein Wunder, das ist doch mehr als ein Wunder, sagen Sie selbst!“ rief er, nachdem Herr Steingraber mit ihm bekannt gemacht worden war ... „Vorgestern reise ich von Riga ab und steige in Warschau in den Expresß ... Vor einer halben Stunde komme ich hier in das Hotel, ich lasse mir nicht die Zeit, mich umzukleiden, fange eben an, meine Suppe zu essen ... der erste Mensch, der zur Tür hereinkommt, muß mein Freund von Slozek sein. Merkwürdig, nein merkwürdig!“

Er sprach mit stark baltischem Akzent. Als man dann, angenehm untergebracht in einem kokett hergerichteten Nebenzimmerchen, mit den ersten Gängen des Soupers fertig geworden war, erzählte er in dieser weichlich rollenden, ein wenig selbstgefälligen Sprechweise amüsant und mit liebenswürdiger Frivolität sogleich eine kleine Geschichte ... Er hatte heute im Zug, unmittelbar hinter Wien, eine amerikanische Dame kennen gelernt, eine ganz bewunderswert hübsche amerikanische Dame, ja ... Und für Freundlichkeiten nicht ohne Sinn, offenbar ... Man war sich nahe gekommen während der langen Fahrt, niemand hatte das angenehme Beieinander gestört, die süßesten Ergebnisse schienen bereits gesichert ...

„Was aber passiert da,“ sagt der Balte aufgeregt, „ja was passiert? Sie nimmt plötzlich ihre Tasche, sie grüßt und geht ... Wissen Sie aber auch, wo das war? Nun, soll ich es Ihnen sagen, Herr Direktor? Dir, Slozek? In Pontafel war es ... Gott

strafe mich, es ist dort nichts als ein österreichisches Zollhaus ...“

Und Doktor Paulsien nimmt ein Monocle aus der Tasche, klemmt es ein und beginnt mit dem Ausdruck starren Erstauens die beiden Herren, einen nach dem andern, stumm und hilflos anzustarren. Das wirkt sehr komisch und die beiden Herren lachen ...

„Vielleicht, Paulsien, hat sie Landesverbot in Italien?“

„Wirklich, Herr Doktor, am Ende war es eine internationale Diebin, und sie wartet in Pontafel auf den wiener D-Zug, um zurückzufahren ...“

„Wie nahe hat sie denn bei dir gesessen? Auf deinem Schoß? Sieh nur nach deinem Portefeuille ...!“

Und Doktor Paulsien faßt erschreckt nach seiner linken Brusttasche und nimmt, als er es noch an seinem Platze findet, das kostbare Behältnis sogar heraus, um, in fast übertriebener Sorge, sein Geld nachzuzählen. Ein ganzes Bündel Tausendlirescheine wird sichtbar.

„Oho,“ sagt Herr von Slozek — „alles Gage vom Magistrat? Nicht übel ...“

Und mit ein paar geflüsterten Worten klärt er den Direktor darüber auf, daß sein junger baltischer Freund bei der Rigaer Stadtverwaltung als juristischer Beirat beschäftigt ist. „Die rechte Hand des Bürgermeisters,“ sagt er mit einer Art von respektvoller Grimasse ...

Aber Doktor Paulsien schüttelt sein langes, schmales Haupt. „Nein, kein Gehalt,“ antwortet er treuherzig, „Papa hat mir das alles aufgedrängt ... Mein Junge, hat er mir gesagt, ich sitze da auf meinem Gute und bleibe und bin zufrieden, – meine Ernten waren vortrefflich ... Wenn du nun fort willst und dich ein bißchen ausspannen, – du sollst reichlich haben, was du brauchst ... Mein Vater ist der beste Mensch,“ fügt er hinzu, und bekommt beinahe Tränen in die Augen ...

„Es gibt andere Väter ...“ Herr von Slozek bildet die Laute ganz hinten in der Kehle.

Doch der Balte schlingt ihm tröstend den linken Arm um die Schulter – ohne übrigens ein Hühnerbein, das er zierlich in der rechten Hand hält, auf den Teller zurückzulegen ... „Du leidest noch immer unter diesem Zerwürfnis, Kurt?“ fragt er mit wahrhaft mütterlicher Stimme.

„Viel Empfindung die Beiden, wirklich sehr viel Empfindung,“ denkt Herr Steingraber, und ein wenig geniert erkundigt er sich eifrig nach den Umständen, unter denen die beiden Herren vormals Bekanntschaft geschlossen hatten. Er erfährt, daß das in Wien geschehen war, – Herr von Slozek hatte dort einen Urlaub verbracht, Doktor Paulsien ein Studienjahr, und ...

„Du warst nicht glücklich damals, Kurt ...“

„Nein wirklich, Hugo ...“

„Und das hast du uns büßen lassen, mein Lieber,“ rief der Balte, nun plötzlich im muntersten Ton, und schlug Herrn von Slozek auf die Schulter. „Jede Nacht saßest du über den Karten, mit einem so traurigen Gesicht, als wolltest du à tout prix dich selber ruinieren, – aber du hast *uns* ruiniert, beinahe ruiniert in zwölf oder dreizehn Nächten: Klittering, Rohlmann, mich, Galap ...“

Bei dem letzten Namen aber sprang Herr von Slozek auf. Er streckte den Arm vor, mit weitgespreizten Fingern, er öffnete den Mund ... Allein er sagte nichts, mit völlig verstörter Miene nahm er wieder Platz ...

„Es geht wirklich zu Ende mit mir,“ sprach schließlich seine gebrochene Stimme, und er schüttelte langsam den Kopf hin und her. „Diese Gedankenschwäche, diese Gedankenflucht. .. das ist der Marasmus, es beginnt ...“

Der Balte war tief erschrocken ... „Aber was ist dir, Kurt?“ fragte er „und seine Aussprache war noch weicher und

war noch trüber gefärbt als sonst. „Du erschreckst mich, Kurt ...“

„Dire que j' ai oublié ...“ begann „Herr von Slozek, auf französisch, was den mitleidswürdigen Eindruck von Verstörung erhöhte. „Denke dir, Hugo, ich vergesse, daß Galap hier ist, Viktor Galap hier in Venedig! Ich vergesse, dir das mitzuteilen ...“

Aber nun war die Reihe sich zu erregen an dem Balten. „Galap hier? Wo? Seit wann? Und du sagst mir nichts ...?“

Und man brach eilig auf, um Herrn Galap noch beim Konzert auf der Piazza anzutreffen, wo er jeden Donnerstag – und es war Donnerstag – an einem bestimmten Cafétischchen mit Sicherheit zu finden war.

Er war noch da und alsbald voll Seligkeit. Doktor Paulsien wieder einmal im Leben zu begegnen, schien, so betrug er sich, immer seine strahlendste Hoffnung gewesen zu sein, und es hätte höchstens befremden können, daß diese Begeisterung ihn offenbar nicht dahin vermocht hatte, während der Zeit des Getrenntseins irgend eine Verbindung zu suchen oder aufrecht zu erhalten ... Sehr bald indessen fanden sich beide Parteien aus lautem Enthusiasmus in vollkommene Ruhe zurück. Ja, was Herrn Galap anbetrifft, so bemerkte der Direktor nicht ohne Wohlgefallen, um wieviel zurückhaltender und bescheidener er sich betrug, als sein erstes Auftreten im Theater hätte vermuten lassen. Kein einziges Mal sogar gebrauchte er, wenn er außer seinen Freunden auch den Direktor meinte, die Anrede Ihr ...

Als die Musik verschwunden war und der Platz anfing sich zu leeren, brach man auf und schickte sich an, auf einem kleinen Spaziergang die schöne Nacht noch ein wenig zu genießen. Man ging paarweise, voraus der Direktor mit Herrn von Slozek, hinter ihnen, sogleich in größerem Abstand, die beiden Anderen ...

„Nun, Herr Direktor,“ sagte der Offizier, während sie die Piazzetta überschritten, „wie gefallen Ihnen meine Freunde?“

„O recht gut, recht gut...“

„Sie sind nicht eben glücklich, die beiden ... Paulsien wenigstens nicht, er nicht,“ fügte Herr von Slozek hinzu, – es wurde ja wohl ein wenig viel des unbestimmten Elends.

Doch auf dem Ponte della Paglia blieb er stehen und atmete schwer auf ... Herr Steingräber lehnte sich neben ihn an die Brüstung, und sie blickten auf das dunkelglänzende Wasser des Rio di Palazzo und auf den flachen, gedrungenen Bogen der Seufzerbrücke ...

Herr von Slozek sagte, auf die Balustrade gestützt, während ganz hinten, bei den Markussäulen noch, die Schatten des andern Paares zögerten, verweilten:

„Haben Sie die Gefängnisse gesehen, Herr Direktor? Nein, nicht hier rechts die modernen, in denen zwanzig Meter von uns und von der wundervollen freien Nacht eben jetzt die Gefangenen sitzen, sondern hier, hier“ – er wies nach links hin – „die Kerker unten im Palast, die das Volk in der Revolution zerstört hat, und von denen nur noch drei oder vier als Beispiele da sind ... Nein? Sie haben einen großen und schrecklichen Eindruck versäumt.

Stellen Sie sich einen nackten Steinsarg vor,“ fuhr er mit leiser und scharfer Stimme fort, „einen nackten Sarg, zwei Schritt breit und einen hoch, mit Mauern so dick, so dick ... Stellen Sie sich vor, daß man Sie dort, auf irgend eine anonyme Denunziation, hineinstößt ... ganz plötzlich, ganz heimlich, ohne daß Ihnen irgend ein Mensch sagt, warum das geschieht ... Es ist dunkel dort, Sie sind allein, so elend allein ... Sie schreien ein paar Mal, aber der Schrei geht unter an den starken, unbehauenen Wänden, – Sie hämmern gegen die Steine, aber das gibt kaum einen Laut, und Sie fühlen im Dunkeln, wie Ihr warmes Blut Ihnen von der Faust fließt ...“

„Oh,“ sagte der Direktor ...

„Ja, Sie fühlen es nur, denn Licht haben Sie nicht ... Als ich dort herumgeführt wurde, hatte der Aufseher eine Idee, – vielleicht macht er es auch bei jedem Fremden so: er drehte, als ich mitten in der Zelle stand, plötzlich das elektrische Licht ab ... Ich bekam einen Begriff. Ich erschrak sehr... Denken Sie, denken Sie... Da ist der Gefangene nun ganz allein, er tastet im Dunkeln, um wenigstens einen Sitz zu finden, er findet keinen ... Er will sich Bewegung machen, mit raschen Tritten hin und wieder gehen, denn so kommen trostreiche Gedanken, – aber die Zelle ist viel zu kurz dazu, er rutscht auch aus auf dem schlüpfrigen Boden. Und alles was sich ihm darbietet, ist ein Bett ...

Ja, ein Bett...! In einer Ecke findet er, um des Nachts seinen Kopf darauf zu legen, einen etwas erhöhten, eingemauerten Stein am Boden – oh, keinen barmherzigen Stein, der schräg nach oben liefe, der es ihm erlaubte, sich einen Augenblick lang auf seinem Kopfpolster zu glauben, ... sondern einen ganz unglaublich tückisch behauenen Block, der dort, wo der Arme sich aufstützt, steil und eckig sich erhebt und ihm in den Nacken schneidet ... Das aber ist der erste Abend für den Gefangenen. Unzählige Nächte wird er ohne Hoffnungen daliegen ... das ist es ja, das Schrecknis der Zeit, was sich gar nicht ausdrücken läßt ... er wird daliegen und mitunter, wenn ein Fest beim Dogen gefeiert wird, auf das undeutliche Geräusch leichter und froher Tritte hören, während eine finstere Krankheit schon unterwegs zu ihm ist, irgend eine scheußliche Krankheit, an der er ohne Arzt und Pflege leiden und an der er wahrscheinlich ganz im Stillen verenden wird ...“

Der Offizier atmete stöhnend ...

In diesem Augenblick erschienen Galap und der Balte auf den Stufen der Brückentreppe, und außer sich vor Wut, alles vergessend, schrie Herr von Slozek: „Was kommt Ihr daher? Ich habe zu reden mit dem Direktor, – sperrt Eure Augen auf!“

Aus seiner ergriffenen Versunkenheit auffahrend, starrte der Direktor mit jähem Mißbehagen in das verwandelte Antlitz ... Aber dann glaubte er an die Gereiztheit eines Dichters, der gestört wird, und sprach, jenes Arm in seinem, beruhigend auf Herrn von Slozek ein, während das Paar langsam die Treppe der andern Seite hinabstieg und über die Riva degli Schiavoni voranschritt.

„Sie sind wirklich ein Dichter,“ sagte Herr Steingraber, „ja, Sie sehen das alles mit den Augen eines Dichters an, für den die Vergangenheit so lebendig wird wie das, was er mit seinen Händen fassen kann ...“

Herr von Slozek warf ihm einen schnellen Seitenblick zu. „Es ist unfäßlich,“ sprach er mit leidender Stimme, „wie wir es fertig bringen, neben so unsagbar Schrecklichem dahinzuleben ...“

„In Wirklichkeit ist es ja doch vergangen, lieber Slozek ...“

„Nichts ist vergangen ... Schleier und Schein sind Zeit und Ort, und alles Elend schreit von Ewigkeit zu Ewigkeit ... Und nur darum vermögen wir ja die Erinnerungen an vergangene Schrecknisse so leichten Sinnes zu ertragen, weil der Ring um unsere Seele her so eng ist, so erbärmlich eng ... das ist es.“

„Wir dürsten,“ sagte er dann noch, mit trockener Stimme und langsam, als besänne er sich, „wir dürften nicht ruhig schlafen in unsern Betten, während in Persien irgendwo ein Tier gequält wird, sozusagen ...“

„Ja ...“ antwortete Herr Steingraber ein wenig gedehnt. Herr von Slozek zuckte bei diesem Ja ärgerlich mit der Nase, sagte aber mit Leichtigkeit und lachend:

„Übrigens, – ich weiß ja gar nicht, wo ich für meine Person heute Nacht ein Bett finde, um über dieses Tier in Persien nachzudenken ...“

„Ach Herrgott, das ist ja wahr,“ rief Herr Steingraber. Es war nur für den Augenblick ein kritisches Gelüst in ihm aufge-

stiegen, – noch immer war er benommen von dem, was er gehört hatte ...

Sie stiegen, den Anderen nach, die Treppe hinunter. Doktor Paulsien schwenkte schon von Weitem seinen langen Arm und rief etwas Unverständliches ... Als man beisammen war, faßte er den Offizier an der Achsel: „Weißt du auch, mein Lieber, was Galap und ich beschlossen haben? Nein? Du ahnst nichts?“

„Nichts,“ antwortete Herr von Slozek.

„Daß wir heute Nacht Revanche spielen ... Wenn wir dir fünfzehntausend Lire abgenommen haben, wollen wir es genug sein lassen ... Es ist noch nicht einmal die Hälfte ... Einmal muß es ja wohl sein. Und dann darfst du ins Bett...“

Herr von Slozek lachte. „Ich habe gar kein Bett für heute Nacht ... Aber das mit dem Spiel ist natürlich Unsinn. Wir werden noch länger zusammen sein hier in Venedig. Und übrigens ... es wäre Herrn Steingräber gegenüber mehr als unhöflich. Ein anderes Mal.“

An dieser Stelle griff der Ungar ein. „Warum denn ein andres Mal und nicht heute? Du kannst bei mir schlafen hernach, ich habe einen Schlafdivan, großartig ...“

„Und was den Herrn Direktor anbelangt,“ fuhr Doktor Paulsien auf Baltisch fort, „... vielleicht machen Sie ganz einfach mit? Ein kleines Baccarat ...“

„Kann Ihnen ja überhaupt gar nicht imponieren, als Weltmann ...“ Dies war Galap, – er empfing für seine Bemerkung insgeheim einen unfreundlichen Blick des Oberleutnants.

„Zwar – man weiß wahrhaftig nicht, wo man sich niederlegen soll,“ sprach nun dieser mehr zu sich selbst ... Und lauter, halb klagend, halb im Scherz, sagte er zu dem Direktor: „Das sind so die Versuchungen, sehen Sie!“ Dann setzte er lebhafter hinzu: „Sie können sich gleich einmal von meinem Glück überzeugen ... feststellen, daß ich nicht aufgeschnitten habe.“



Mitzutun – davon rate ich Ihnen geradenwegs ab. .Die beiden Herren da werden später auch ein bischen zomig sein über ihre ‚Revanche‘ ... Was meinen Sie also, Herr Direktor?“

„Nun, ich komme mit. Sie machen mich ja neugierig,“ erwiderte Herr Steingraber, und paarweise, wie zuvor, wandte man sich zum Molo zurück, um dort eine Gondel zu nehmen ...

Die Gondel landete, nach einer vielleicht halbstündigen Fahrt, die ziemlich schweigsam verlief, an einem gleichgültig aussehenden, entweder nicht alten oder oft renovierten Haus, das nach des Direktors flüchtiger Mutmaßung nahe bei San Giobbe und dem Bahnhof gelegen sein mußte. Nachdem von einer alten Frau geöffnet worden war, erstieg man zwei wohlbeleuchtete, mit roten Läufern belegte, schmale Treppen und gelangte durch eine unverschlossene Tür in Herrn Galaps mäÙig großes, trotz der Oktoberwärme schon kräftig geheiztes Wohnzimmer. Auf dem Tisch in der Mitte stand hier, bereits angezündet, eine mit gelber Seide verhängte Lampe, die ihren Schein über eine Garnitur grüner, symmetrisch umherverteilter Plüschmöbel breitete, über einen etwas schiefgezogenen, nicht sehr reichlich gefüllten Blumentisch aus Metall und über zahlreiche Damenphotographien, die sämtlich kunstvolle Frisuren, breite Gesichter und bedeutende Decolletés aufwiesen.

„Man nimmt an Wohnungen, was man bekommen kann, Herr Direktor, haha,“ bemerkte Galap, und dann begab er sich durch das anstoßende Zimmer – sein Schlafzimmer? – nach außen, um eine Erfrischung zu befehlen.

Er kam zurück in Begleitung einer vielleicht fünfzigjährigen Person von robustem Aussehen, die auf einem Tablett eine Flasche, Gläser, sowie eine Schachtel mit Zigaretten vor sich hertrug, und die keineswegs grüÙte ... „Wünschen sonst noch etwas?“ fragte sie, nachdem sie ohne weitere Umstände alles niedergesetzt hatte. Sie fragte auf Deutsch, mit einem Akzent, wie er sich nur in gewissen östlichen Teilen der österreichischen Monarchie erlernt.

„Eine Landsmännin wohl, Herr Galap?“ fragte der Direktor verbindlich, während die Frau sich entfernte und schallend die Tür zuschlug. „Das ist angenehm ...“

Doch Herr Galap antwortete kaum. Er hatte eingeschenkt und beschäftigt sich nun, seine feurigen Augen konzentrierten Blicks gesenkt, mit den Karten, die er „mischte“, „schnitt“, wieder „mischte“ und wieder „schnitt“ ...

„Ich denke das genügt,“ sagte er endlich, – „wollen abheben?“

„Danke,“ sagte der Direktor.

„Wer nimmt zuerst die Bank? Du Slozek? Ist nur eine Anstandspflicht ...“

„Wir müssen Herrn Direktor fragen,“ gab der Balte mit weichen Tönen zu bedenken.

„Danke, danke. Es ist im Wesentlichen ja eine Affaire zwischen Ihnen, meine Herren. Ich bin nur so ein bisschen dabei, als Outsider ...“

Und Herr Steingräber lehnte sich behaglich im Sessel zurück, mit einer Zigarette, die er aus der Schachtel genommen und angezündet hatte ... „Aber pfui,“ dachte er, „wie schmeckt denn das Zeug ... es ist scharf und parfümiert zugleich – nein danke ...“ Er legte die Zigarette verstohlen weg.

In diesem Augenblick erst bemerkte er auch, welch fader, süßlicher Geruch im ganzen Zimmer herrschte. Er hatte ein ganz leichtes Gefühl von Übelkeit zu bekämpfen, trank einen großen Schluck von dem Weißwein, dessen kratzender Geschmack ihn husten machte, und beschloß, sich nicht allzulange aufzuhalten ...

Herr von Slozek nahm die Karten: „Fünfhundert in der Bank.“

„Nun also, – um anzufangen,“ sagte der Direktor, indem er zwei Scheine hinlegte, und dann deckte er die Acht auf.

„Nicht schlecht für den Anfang,“ rief er lachend. „Na, jetzt werde ich vernünftig.“

Herr von Slozek hatte auch drüben verloren.

„Noch einmal fünfhundert,“ gab er an. Doch als die Karten schon nach beiden Seiten hin verteilt waren, hielt er sie fest ...

„Halt,“ sagte er. „Ich erlaube mir eine Gewissensfrage ... Ich möchte den Barbestand der Herren kennen. Hier sind noch fünftausend ...“

Und er schlug auf die Brieftasche, die neben ihm lag. „Verzeihen Sie, Direktor! Nun, Galap?“

Galap sagte: „Dreieinhalb Mille.“

„Hm,“ bemerkte Herr von Slozek. „Du, Paulsien?“

„Zehntausend, warum?“

„Und darf ich mir erlauben ...?“

„Auch ungefähr so viel,“ antwortete Herr Steingräber in schon wieder besserer Laune, „ich habe ja bei meiner Frau Benasseni nicht einmal einen Kasten, den ich ordentlich verschließen kann, und muß also alles herumschleppen, – aber bilden Sie sich nicht ein, daß ich hier ohne mein Hemd weggehen werde ... Man muß aufzuhören verstehen ... Wollen Sie eine Geschichte aus Ostende wissen, die mir selber als ganz jungem Menschen einmal passiert ist ...?“

Aber Herr von Slozek schien nicht dazu aufgelegt, sich Geschichten erzählen zu lassen.

„Bitte nach dem Spiel,“ sagte er kurz, und der Direktor, der ihn ziemlich erstaunt betrachtete, machte zum ersten Mal die Beobachtung, daß Herrn von Slozeks Kinn, dieses unbestimmt zurückweichende Kinn, Kontur und Ausdruck zeigte.

„Nein,“ rief Doktor Paulsien gedehnt, als der Offizier fünfmal seine Bank erneuert und stets verloren hatte, „nein, so etwas erlebe ich bei Gott zum ersten Male mit ihm.“

„Dies irae, dies illa,“ sagte der Direktor und lachte wieder, obgleich mit kürzerem Ton, aber niemand stimmte mit ein. Dies verdroß Herrn Steingräber.

Er dachte: ‚Ich bin mit den Leuten nicht hergekommen, um Geschäfte zu machen, verdammt noch einmal ...‘

Laut bemerkte er: „Messieurs, ich habe da siebenhundertfünfzig Francs gewonnen. Wenn man mir die Bank lassen will, so nehme ich sie mit diesem Betrag.“

Er übernahm die Bank und gewann. Zwar verringerten die drei Herren ihre Einsätze, doch immerhin lagen nach wenigen Schlägen über zweitausend Francs in Gold und Banknoten vor seinem Platz.

„Man sieht ihre blinde Hoheit, die Kausalität, selbst ein wenig am Werk, wie lieber Slozek ...?“ Dies war ein letzter Versuch.

Herr von Slozek schwieg. Sein Kinn hatte einen vollkommen willensstarken Ausdruck angenommen, Muskeln spielten an seinen Wangen, die weniger fett erschienen. Die Nase war ein Geierschnabel, ohne alle Einschränkung ...

‚Nein, mein Lieber, am Spieltisch bist du nicht zu gebrauchen,‘ dachte Herr Steingräber, und er dachte es so intensiv, daß sich bei dem Gedanken seine Lippen bewegten, ‚aber ich will hier nicht Tausende wegtragen ...‘

Er fuhr fort Karten auszuteilen und verlor Schlag auf Schlag, nach beiden Seiten hin. Nun lagen noch dreihundert Lire seines Gewinnes vor ihm.

„Also das hier noch ...“

Gleichgültig und durch die Kartenbilder ein wenig ermüdet, ließ er seine Augen auf die Tischdecke und dann nach abwärts gleiten, dorthin durch Zufall, wo im Licht der Lampe Herrn von Slozeks rechtes Bein aufreizend bequem über dem linken lag. Zuerst sah der Direktor ohne Blick auf den amerikanisch

gekrümmten Lackschuh, der ihn fast berührte, plötzlich aber trat Bewußtsein in sein Auge ...

Waren das noch dieselben dunkelblauseidenen Socken, die Herr von Slozek an jenem Abend im Theater getragen hatte ...? Es schien so. Aber man trug im Grunde seidene Socken nicht so viele Tage ... Unwillkürlich beugte er sich, spähend, ein wenig auf seinem Stuhl zurück ...

Ja, da war auch noch das Loch, das sympathische kleine Loch an der Ferse, das auf Vereinsamung und Unbetreutheit schließen ließ ... Und es war groß geworden, das Loch, es erstreckte sich offenbar über die ganze Ferse, ... denn bei der geringsten Bewegung des Fußes erschien oberhalb des hintern Schuhrandes ein Stückchen Haut ...

„Ob ich am Bahnhof wohl noch eine Gondel finde ...?“ Herr Steingraber ließ mit einer plötzlichen Bewegung die Karten aus der Hand gleiten. Er erhob sich halb und sagte mit einem flüchtigen Lächeln: „Verzeihen Sie, meine Herren, für mich ist Schluß. Sie nehmen mir's wohl nicht weiter übel, wenn ich die Kröten da mitnehme, wie? Ich bin kaput, schläfrig ... Amüsieren Sie sich noch recht gut zusammen!“

Und ohne jemand von den Dreien anzusehen, stand er vollends auf und wandte sich dem Tisch den Rücken zukehrend, zum Kleiderständer. Das Gesicht nach der Wand, legte er seinen Überzieher an und machte dann wieder Kehrt, um sich von den Herren zu verabschieden ...

Aber die drei Herren waren verschwunden ... An ihrer Stelle gewahrte der Direktor drei Tiere, drei reißende, böse Bestien, die, sprungbereit, ihrer Beute gewiß, mit scheußlichem Hohn ihn lautlos betrachteten ... Ob er sich vielleicht einbildete, hier entrinnen zu können ...?

„Du willst also nicht dableiben, mein Junge,“ sagte endlich mit einer heiseren und vergnügten Stimme die eine Bestie, die von dem Direktor immer Herr von Slozek genannt worden war ...

„Er wird müssen, haha,“ rief die zweite, die mit ihrer frech vornübergebeugten, verächtlichen Haltung nun auch einen recht schrecklichen Eindruck machte.

„Ich ...“ sagte der Direktor.

„Du ...!“ schrie der frühere Herr von Slozek, – und er schrie es plärrend, nachäffend, und ließ sogar die Zunge ein wenig heraushängen bei dem einen Wort, das mit Gemeinheit durch und durch getränkt war ...

„Du ...!“ brüllte er noch einmal und machte stiere, glotzende Augen, während er brüllte ...

Aber was nun folgte, war kaum mehr als ein einziger Schlag, war ein fast gleichzeitiges Gewirr von Gesten, ein rasendes, blitzschnelles Ineinander ...

Herr Steingräber nämlich, dem für einen Augenblick nahezu das Bewußtsein geschwunden war, vor Schrecken nicht sowohl, als vor einer ungeheuer plötzlichen, kaum faßbaren Einsicht, – Herr Steingräber bemerkte, zum Denken zurückkehrend, daß das dritte Tier, das kleine glatte widrige mit den glänzenden Augen, im Begriffe war, sich zwischen seinem Rücken und der Wand hindurchzuschleichen ...

Wollte es ihn von hinten fassen, wollte es zur Tür, um den Riegel vorzustößen? Herr Steingräber machte eine Wendung, sah ihm in die Augen ... Es wich ein wenig zurück, blickte sich nach Beistand um ...

Und er, der Denker, der Melancholiker, der Nervenranke, den die Wanduhr störte – Herr Steingräber erinnerte sich unbegreiflich rasch an all das –, er bewegte sich nun vorwärts, er stieß ein abscheuliches Lachen hervor, schob die Ärmel seines Jacketts ein wenig zurück ...

„Komm, mein Jung!“ sagte er, und seine Stimme klang durchaus nicht anders, als habe er sein Dasein in einer hamburger Hafenkneipe verbracht – durchaus nicht anders ...

Und Herr Steingräber kam ... Mit einem Wutschrei stürzte er auf ihn zu und schlug ihm mit beiden Fäusten mitten ins Gesicht. Der Andere taumelte, stolperte zurück ... Herr Steingräber sah das nicht mehr.

Er ward von hinten ergriffen, er schlug wie rasend mit den Füßen aus, um ihn drehte sich das Zimmer, er schloß die Augen ... Irgendwo packte er einen Arm mit beiden Händen und bog ihn, toll vor Zorn und vor Grauen ... Er hörte ein Geräusch wie von zerbrechenden Knochen, er spürte im Nacken einen Schlag, warf sich nach rückwärts ... durch die Tür ... die Stiegen hinunter, blindlings ... Eine Stimme gellte durchs Haus. Türen schlugen krachend zu ...

Unten, schon gegen das Ende der Stufen kam ihm jemand entgegen, – jemand stieg langsam die Treppe herauf.

Es war nicht möglich anzuhalten. Herr Steingräber umfaßte eine weiche Gestalt, wäre fast mit ihr im Arme hingestürzt, sprach „Pardon“ und griff an sein bloßes Haar, um den Hut zu ziehen ... Zerbrochenes Glas klirrte auf den Stufen ...

Ja, es war ein halbnacktes Frauenzimmer gewesen, mit Gläsern und einer Flasche ... O, Gott sei Dank, – es galt nur, an der Kette zu ziehen, das Tor ging auf ... Er war draußen, er rannte durch die Galerie davon ... Hinter ihm, nicht fünf Schritte hinter ihm, stürzte ein schweres Etwas, ein steinernes Etwas von hoch oben auf das Pflaster nieder und zersplitterte knallend ...

Und er rannte, rannte – über eine Brücke, eine Gasse hinunter, über noch eine Brücke ...

Er rannte zuerst aus einfacher Furcht, aus nachträglicher körperlicher Furcht ..., weil ihm die grinsenden Fragen der Drei gräßlich vor den Augen tanzten, – weil er ihm entlaufen wollte, unendlich weit entlaufen, diesem tödlichen Frauenhaus, aus dem ihn ein Anfall von taubblinder Wut wie ein Wunder hatte entrinnen lassen ... Er wollte fliehen, immer fliehen ... er stieß sich wund an den Ecken, er fiel auf einer Brückentreppe,

– die Vorstellung, daß seinem Lauf Grenzen gesteckt seien auf diesen Inseln, daß er nicht das Meer durchrennen könne, um in die feste Ebene hineinzufließen, machte ihn verzweifelt ... Er war rasend vor Angst, so wie er vor Wut rasend gewesen war ... Nahe beim Bahnhof überquerte er, nach irrem Laufen, den Canal Grande, ohne es recht gewahr zu werden.

Aber auch als ihn endlich seine Furcht verließ, als er vielleicht schon wieder imstande gewesen wäre, einem neuen Angriff mit Stärke zu begegnen, auch da verminderte sich sein Verlangen nach Schnelligkeit noch nicht, auch da noch setzte er stürmenden Fußes seinen Weg fort, durch ganz unbekannte Gegenden, wie ihm vorkam, – in Wahrheit zweimal dicht an seiner Wohnung vorübereilend ... Und er war glücklich, als nach dem krummem Hin und Her endlich beim Zattere-Ufer freier Raum für seine erregten Schritte sich auftat ...

Endlich, wider Willen gezwungen vom Blut, das wild in seinem Schädel sauste, hielt er an und nahm dumpf wahr, daß er nicht sicher auf seinen Füßen stand ... Er runzelte die Brauen und blickte, um sich zur Sammlung zu nötigen, starr vor sich hin ...

Das Wasser des Giudecca-Kanals war regungslos, ein paar Barken mit eingezogenen Segeln lagen da und dort am Ufer ...

„Ja,“ dachte er träge, „drüben auf der Giudecca gibt es ein paar Fabriken. Es sind aber nicht viele ... In Venedig lebt man von den Fremden ... Venedig ist eine dunkle Pracht, eine dunkle Pracht ... Und die Venezianer denken: gut also, unsere Stadt ist eine Attraktion für die Fremden. Mögen sie nur kommen und in die Museen und in die Palazzi laufen – merkwürdig, daß sich jemand für das langweilige Zeug interessiert. Aber schließlich, – wenn es uns Vorteile bringt ... Zweifellos, das dachten die Venezianer ...“

Und plötzlich wurde seine Benommenheit zerrissen durch einen Schrei ... In seiner Erinnerung klang jenes fürchterliche „Du“ auf, das plärrende, mit Gemeinheit überfüllte „Du“, das



ihm Einer ins Gesicht gespien, mit dem ihm ein Verworfener die unnütz gewordene, lästige Maske vor die Füße geschleudert hatte ... Da, du Schafskopf, hast du deine Sterne und dein weltumspannendes Gefühl und deine menschliche Enge ... Du bist in einem netten kleinen Venezianer „...“ und rückst du nicht gleich mit deinem Speck heraus, dann schneiden wir dir die Gurgel ab und schmeißen dich in den Kanal ...

Ja, was waren hiernach alle Erlebnisse, was waren nun noch alle Ereignisse der Welt, gegen deren Größe unempfindlich zu sein er sich Schuld gegeben hatte? Was verschlug es jetzt, ob irgendwo eine verschüttete Stadt aus der Lava gegraben wurde ..., ob es in Indien Büßer gab, so heilig, daß sie das Wasser zu beschreiten vermochten, – was frommte es noch, sich der Größe des Meeres und der Gestirne hinzugeben, wenn das alles nicht mehr war als ein Mittel, dessen sich ein Betrüger, irgend ein ganz gewöhnlicher Beutelschneider, mit Geläufigkeit bedienen konnte, um seine Leute zu ködern ... Wenn niedrige, häßlichste Gewinnsucht so weit und groß war, daß alle Träume und Gedanken in ihr Platz fanden und ihr dienten, dann lohnte es sich wahrlich nicht mehr, einen einzigen Blick vom Boden aufzuheben ...

Hätte ihn jemand in dieser Minute danach gefragt, Herr Steingräber hätte sicherlich geleugnet, daß er der Urheber dieser verzweifelten Ideen sei. Er stand da, und die verzweifelten Ideen zogen durch ihn hindurch wie durch ein Tor, und es war ihm zu Mute, als sei ein ganz Anderer gezwungen, so grauenhafte und übrigens unklare Schlüsse zu ziehen ... Es froh Herrn Steingräber sehr.

Ihm fiel ein, was er den Menschen an diesem selben Abend – noch keine drei Stunden war es her – auf dem Ponte della Paglia hatte sagen hören ... Seine Worte über die unterirdischen Kerker waren durchaus dazu angetan zu ergreifen ... Sie waren gut, wahrhaft gut, eine Art von Größe war in ihnen ... Dieser Bube hatte empfunden, was er aussprach, kein Zwei-

fel ... kein noch so geringer Zweifel. Ja ... er hatte bewiesen, daß man dergleichen empfinden kann, empfinden wie ein Dichter und dabei ein Elender sein, ein Räuber, ein Halsabschneider ... Der Mensch hätte Erziehung, hätte Geist genug gehabt, um es selbst auszusprechen ... „Weißt du,“ hätte er Herrn Steingräber zu fragen vermocht, „Weißt du, was ich bin? Materia triumphans. Das bin ich. Ich bin der lebendige Beweis dafür, daß dieses Wesen Mensch, das den Himmel und die Erde umspannt und den Himmel und die Erde ausspricht, daß dieses Wesen zusammengehalten ist durch eine Kruste der niedrigsten Roheit. Daß das Himmelslicht, mit dem wir, aus ganz unbekanntem Gründen, erhellt sind, in einer stinkenden Höhle voll von Unrat brennt...“

Herrn Steingräber schien es, als offenbare sich ihm da, ferner, ein sehr tiefes und furchtbares Geheimnis ... Er hatte sich auf den Heimweg gemacht, doch auf dem langen Campo Margherita, wo sein Haus lag, hielt er noch einmal an und begann dann langsamen Schrittes auf und ab zu gehen ...

Er dachte, stoßweise, und indem er bei jeder neuen Erkenntnis stehen blieb: ‚Das also war die plötzliche Begeisterung für die Villani und für die Gondeltreppe am Theater ... Er wurde lyrisch – ich sollte den Ungarn kennen lernen ... Und wodurch in aller Welt habe ich ihm dann so deutlich verraten, was mich innerlich beschäftigte ...? Ich muß ja kindisch offen gewesen sein. Auf der Fahrt von San Michele her sah er jede Minute auf seine Uhr, – er wollte den Balten nicht versäumen ... Wie lächerlich bin ich sein dupe gewesen ... Doch nein, ich will mich nicht schämen! ... In seiner Rede am Dogenpalast aber schien das Herz der ganzen Welt zu schlagen, – das Herz der ganzen Welt schlug *wirklich* darin ... Und dennoch sprach er einzig und allein, um mich vollends einzufangen. Zu Hause (haha „zu Hause“!) waren schon die Karten für das Baccarat markiert ... oder nein, das lohnte nicht der Mühe ... man würde mich einfach niederschlagen ...‘

„Einfach niederschlagen,“ wiederholte er laut und stand da mit trockenem Munde und starren Augen. Endlich ging er auf sein Haustor zu.

Er fühlte sich matt, wie Einer, der von einem beschwerlichen Marsche zurückkommt, und stieg nicht ohne Mühe die Treppen hinauf.

Aber seine Türe stand weit offen ... „Man ist gleichzeitig auch hier gewesen,“ sagte er sich sofort, ohne alles Erstaunen ...

Und er hob beim Schein des angezündeten Wachsfadens eine Karte auf, die leicht an der Schwelle befestigt war. Diese Karte trug die Zeichnung einer Hand, – die Hand war ungeschickt mit blutroter Tinte bemalt.

„Recht kindliche Allüren,“ sagte er vor sich hin, zündete die Lampe an, und ehe er noch seinem Eigentum einen musternden Blick gönnte, betrachtete er den Fund genauer.

Es war aber wirklich nichts Besonderes. In der linken oberen Ecke standen mit einer Art von Köchinnenhandschrift die Worte: „Rote Faust“ zu lesen, die Rückseite zeigte auf französisch die Anpreisung einer Hautcreme und ließ erkennen, daß man sich zu dem blutigen Momento einer Geschäftsanzeige von Roger & Gallet bedient hatte.

Dann wandte sich Herr Steingräber zu seinem Schrank ... Auch er stand offen, aber nichts fehlte. Nur war an den Westen seiner Anzüge das Innenfutter säuberlich aufgetrennt. Ja, es hatte sich um korrekte Halunken gehandelt, um Halunken übrigens, die noch keinen Fünflireschein erbeutet hatten ... Zeit mußten sie im Überfluß gehabt haben, – ohne auch nur die Hausfrau zu stören, hatten sie das Zimmer einfach aufgeschlossen, mit dem Schlüssel, der draußen unter der Matte lag.

Der Direktor tat einen Schritt zum Schreibtisch hin. Hier waren offenbar die leeren Schubladen hastig herausgezogen oder hastig zurückgestoßen worden, denn das Bildchen im glat-

ten Silberrahmen, von dem Herr Steingräber sich auch auf dieser Reise nicht getrennt hatte, die kleine Photographie seines verstorbenen Freundes, war umgestürzt ... Er nahm sie behutsam auf, um sie an ihren Platz zu stellen. Da aber bemerkte er, daß die Glasdecke zersprungen war, zersprungen vermutlich durch einen Fall auf den spitzen Knauf des Tintenfassens ... Und als der Direktor den Schaden untersuchte, nahm er wahr, daß sein toter Freund lachte, daß er tüchtig und wie in gutmütigem Spott lachte ..., denn der Sprung lief unmittelbar unter der Nase hin.

Da lächelte auch Herr Steingräber, obgleich ein wenig matt, und fuhr streichelnd mit seiner Hand über das Bild hin.

Er entkleidete sich und streckte sich unter den Decken aus, beruhigt offenbar darüber, daß sein Abenteuer sich nicht etwa mit einem zweiten Einbruch erneuern würde ... Ohne dieser Möglichkeit auch nur einen Gedanken zu schenken, fiel er bei unverschlossener Tür in einen tiefen Schlaf ...

Als er aufwacht, ist es halb zehn Uhr. Er besinnt sich einen Augenblick, springt aus dem Bett, sucht das Kursbuch hervor und stellt fest, daß ein für ihn passender Zug kurz nach zwölf Uhr abgeht ...

Wie er, um einzupacken, seinen großen Koffer aufschließt, kommen ihm ein paar gelbgeheftete Bücher in die Hand, die dort, teilweise noch unaufgeschnitten, während der ganzen Zeit gelegen haben ... Er steckt sie in die Handtasche, zu den Gegenständen, deren er auf der Fahrt bis nach Berlin zu bedürfen glaubt. Seine Herreise fällt ihm ein ... Er sieht, während er tief über den großen Koffer geneigt dasteht, mit großer Deutlichkeit das hübsche Gesicht der Frau Struve und ihren eigentümlichen Blick ...

„Das sind ja noch keine sieben Monate her ...“ denkt er erstaunt, richtet sich auf, und beginnt zu pfeifen. Dann beendet er, mit noch rüstigeren Bewegungen, seine Arbeit ...

Eine Gondel wird geholt ... Koffer, Handtasche und Plaid werden die Treppen hinuntergeschafft, aus einem Fenster hoch oben grüßt Frau Benasseni ...

Der Weg zum Bahnhof ist nicht sehr weit, – dort liegt die Frarikirche, da kommt schon das letzte Brückchen vor dem Kanal ... Niemand zeigt sich, niemand überschreitet die kleine Brücke, niemand zeigt den graziösen Schwung des Emporgehobenwerdens und des Hinabsinkens ...

Da ist ein Hund. Ein Hund läuft über die Brücke, er ist ganz allein. Er steigt gemächlich die Stufen hinauf und geht langsam über den hohen Bogen ... Seinen Abstieg zu sehen ist unmöglich, schon durchfährt die Gondel das Brückenjoch, und wenn sie wieder hervortaucht, wird er in der Gasse verschwunden sein ...

Er war so groß wie ein deutscher Schäferhund und auch ebenso struppig, – vielleicht war es ein deutscher Schäferhund. Aber er kannte sich aus, das Terrain erschreckte ihn nicht ... Er überschreitet die Brücke wie jemand, für den das Land keine Wunder birgt ... Er hat in Mecklenburg Hasen gejagt, und vielleicht war das amüsanter als hier zwischen Steinen und Wasser beschäftigungslos einherzutrotten ... Doch wenn sich Menschen darauf kaprizieren, möglichst unbequem und verzwickelt mitten im Wasser zu wohnen, und wenn sein Herr und seine Herrin hinreisen müssen, um sich das anzusehen, – ihn soll es nicht verblüffen. Am Tage und am Abend geht er bereits allein aus und amüsiert sich, so gut es bei der mangelhaften Gesellschaft sich machen läßt. Er wendet nicht mehr den Kopf nach den schwarzen Kästen, die vorüberfahren ..., er läuft seines Wegs. Bei der vierten Türe rechts wird er laut bellen, damit man ihm öffne ... Das Leben ist nur für den kompliziert, der es selbst dazu macht ...

Da ist der große Kanal, da kommt der Bahnhof. Auf den freien Platz vor der Halle brennt die Sonne herunter ... Ge-

tümmel herrscht ... Am Quai stoßen sich die bepackten Wasserdroschken ... Zeitungsjungen brüllen ... Es pfeift ein Zug.

## 1912–1915

### **Kuxe ... Kuxe ... (1914)**

Vorabdruck von „Das Goldbergwerk“ (1916) in:  
Simplicissimus, Jahrgang, Nummer 52, 23. März 1914, Seite  
868-869.

Text: siehe Das Goldbergwerk (1916), Seite 225.

### **Ah, le misérable! (1914)**

In: Forum, 1. Jahrgang, Heft 2, Mai 1914, Seite 102-106.

Ich bin in Barcelona an Land gegangen und reise durch den spanischen Wintertag nach Hause. Catalonien liegt öde und grau im Regen. Der Zug fährt erbärmlich langsam und stößt.

Es gibt Stunden, in denen Mißmut die Beschäftigung mit dem eigenen Ich unratsam macht. Ich wünsche mir ein Buch zur Stelle, ein beliebiges Reclambändchen, aber die Koffer sind vorausgegangen, und die Handtasche enthält nicht Ein bedrucktes Blatt ... Mitunter sieht man in der Ferne, rechts, als einen grauen Streifen das Meer, aber der Anblick unterhält mich wenig.

„Empalme!“ Ich schlage den Mantelkragen hoch und springe auf den Perron. Wahrhaftig, es gibt einen Zeitungsstand. Aber Zeitungen will ich nicht: es macht mir auch Mühe, spanisch zu lesen. Oben hängen in zwei Reihen bunte Broschüren: Nick Carter auf spanisch, Buffalo Bill auf spanisch.

„Haben Sie französische Bücher?“

„Französische?“ sagt der Verkäufer, dumpf nachdenklich – als komme ihm das ein bißchenn unerwartet, hier auf der Strecke zur Grenze. Aber dann zieht er hinter der farbigen Auslage ein gleichfalls farbiges Buch hervor und klopft es ab, „Ei-

ne Peseta zehn ...“ Man ruft zur Abfahrt, ich bezahle und eile zurück. Wieder allein auf meiner schmutzigen Polsterbank, sehe ich erst, was mir verkauft worden ist. Ein Buchtitel, den ich dunkel meine gehört zu haben ... ein sehr berühmter Autor : „...L... de l'Académie Française“.

Absurder Weise lese ich nun gar nicht. Ich habe ein Buch auf dem Schoße, ich habe die Möglichkeit, mir selbst zu entfliehen, auf dem Schoße, – nun scheint es mir mit einem Male ganz behaglich, so allein im Coupé durch das regentrübe Nordspanien zu fahren, heim nach Europa. Auch sieht man ja in der Ferne das Meer ... Freundlich betrachte ich das Geistesgefäß auf meinen Knien aus dem Versöhnlichkeit zu mir aufsteigt.

Schließlich blättere ich ein wenig, Ah, Dialoge ... Dialoge an Sonntagnachmittagen: im Bois de Boulogne; in einer Volksvorstellung der Comédie; in einem altadeligen Hause; in einem Knabeninternat ... Wahrscheinlich alles recht amüsant, wenn auch nicht eben umwälzend. Parerga aus den lässigeren Stunden eines bedeutenden Mannes. Reiselektüre; gut so ...

Zur Linken treten die Pyrenäen ganz dicht an die Linie heran. Man erreicht den Grenzort. Fröhlich besteige ich, mit Sympathie, den hübschen Schnellzug, der bereitsteht.

In einem benachbarten Coupé fragt jemand, im Tone zärtlicher Besorgtheit: „Dites donc, Marcelle, vous êtes *bien* là, dans votre petit coin?“ Eine klingende Frauenstimme antwortet ...

Europa, denke ich mit einer etwas kindischen Gerührtheit, – so wäre man denn in Europa ...

Wir fahren ab, zunächst dicht an der See entlang, auf die kein Regen mehr fällt. Am Fenster mir gegenüber hat ein schlanker, schon ergrauter Herr Platz genommen und liest in der milden Vordämmerung sein Blatt.

Nach einiger Zeit gehe auch ich an die Lektüre, und da die Gespräche untereinander ohne Zusammenhang zu sein scheinen, beginne ich, aufs gerade Wohl mit dem letzten.



Ein hoher, französischer Offizier, so begreife ich, führt im August, am Sonntag, seinen Sohn auf ein elsässisches Schlachtfeld ... „Reichshofen“, sagt er, „Wörth ... Fröschweiler ...“ und erzählt ein wenig durcheinander von seiner Verwundung, seiner Gefangennahme – damals im August.

Schlecht geführt, der Dialog, für einen Akademiker! Und platt gehässig dazu ... Ist es ein neues Buch? Nun, jedenfalls hat man es durch diese illustrierte Ausgabe zu 95 Centimes allerjüngstens populär gemacht. Ein bißchen unwürdig für einen der Unsterblichen, will mir scheinen ..

Und ich lese weiter, wie die Beiden einen vorübergehenden Bauern anhalten:

„Sprechen Sie Französisch?“

Der Bauer: (der ahnt, daß ein Soldat vor ihm steht) „Ja, Herr Offizier.“

Der Vater: (zum Sohne, auf Jenenweisend) „Siehst Du, das ist Einer. Ein Echter.“ (Zum Bauern, dem er tief in die Augen sieht): „Also immer noch?“

Der Bauer : „Immer noch, Herr Offizier.“

Der Vater: „Wackrer Mann!“

Oh, sage ich mir in meiner Ecke, das ist ja lieblich, Das stinkt ja recht lieblich vor innerer Verlogenheit ... Sie sind ja ein ganz verdammter Hetzer, Sie berühmter Herr da ...

Natürlich ist eben Manöverzeit. Man hört Pfeifen und Trommeln ... „Les voilà.“

Und weil der Dramatiker bekanntlich gut daran tut, den wesentlichen Inhalt seiner Gespräche in die Regiebemerkungen zu verlegen, so folgt nun diese Regiebemerkung:

„Man sieht sie auf der Straße daherkommen, Pickelhäuben. ... kleine, flache Trommeln ... hohe Stiefel ... Man erkennt schon ...“

Aber nein:

„... *On distingue déjà les faces bestiales, mâchoires de dogue, poils roux sous les yeux verts* ... Et les fifres ... aigus comme des couteaux qui vont au coeur ...“

Ich habe das Buch sinken lassen und blicke in das dämmernde Rousillon hinaus. Ich bin gar nicht mehr fröhlich ...

So also schreibt unter entwickelten, unter hochoerzogenen Menschen ein Autor, den sie für unvergänglich erklärt haben, und zehntausendweise wird dergleichen heute in ein europäisches Volk geschleudert. Mir traurig, bitter, mir ist hoffnungslos zu Mut ... Nein, ich fahre nicht nach Europa, es gibt kein Europa ...

Die Flamme im Coupé beginnt mit einem Male hell zu leuchten, Mein Reisegefährte, der ein schwarzes, seidenes Käppchen aufgesetzt hat und ebenfalls nicht mehr liest, bietet mir mit einer angenehmen Bewegung sein Blatt hin.

Ich verbeuge mich, verzichtend. Übrigens hat er ein Gesicht, das mir gefällt und wohl tut, ein Anatole France-Gesicht von jenem Ausdruck gütiger und heiterer Geistigkeit, wie er an französischen Gelehrten nicht selten zu treffen ist.

„Sie haben recht“, sagt er und legt seine Zeitung zur Seite, „nicht besonders erfreulich die Lektüre“.

Mit mäßiger Wißbegier tue ich die gebotene Frage. Er antwortet: „Oh, die alten Geschichten, immer die alten Geschichten, Kriegsdrohungen, Alliiertenhetze ... Dummheiten.“ Er schweigt und sieht mich prüfend an. Dann schließt er die Augen, bewegt mit einer ratlosen Geste die flache Hand vor der Stirn hin und her und sagt, so wie etwas, das man ungezählte Male konstatiert hat und noch immer nicht hinnehmen kann: „Daß sie sich nicht schämen, daß sie sich noch immer nicht schämen! Wir und Rußland – diese Leute tun nachgerade, als verstünde sich das von selbst!“

Er ist zu geschmackvoll, um laut werden zu lassen, was er innerlich hinzusetzt: „Wir – Europas Herz und Licht.“ Anstatt

dessen beugt er sich vor und fragt mich freundlich, ohne alle Verlegenheit:

„Sie sind nicht Russe, wie?“

Deutscher.

„Oh“, sagt er, Und dann bricht in einem leidenschaftlichen Strom der Kummer, der Zorn, der Ekel aus ihm hervor ... Er ist kein junger Mann, er trägt die Rosette eines höheren Grades der Ehrenlegion, aber es fehlt nicht viel, und er nähme mich bei der Hand, um mir eindringlicher zu sagen, wie Leute seinesgleichen in Frankreich denken ...

Ich höre zu, ich warte auf den Satz, den ich in Paris hundert Mal habe aussprechen hören: „Ihr und wir – das wäre das Natürliche, das wäre endlich Zivilisation und Friede.“

Sobald er es ausgesprochen hat, nicke ich und sage: Ja, Aber sehen Sie, was ich da lese, ganz zufällig habe ich es gekauft. Es sind Dialoge eines Herrn ...L..., von der Akademie. Ein recht bössartiger Patron, wie mir scheint, ein Hetzer. Auch bei uns wird ja gesündigt, aber das da ist stark. Er muß sehr alt sein, ...L..., er hat wohl den Krieg mitgefochten und kann die Erinnerung nicht verwinden? Dennoch ...

„L ...?“ sagt er höhnisch, „Der ist weiter nicht alt. Er mag ein Bursche von beiläufig zehn Jahren gewesen sein im Moment des Zusammenstoßes. Was hat er da geschrieben, gestatten Sie? Ich verfolge diese nebensächlichere Literatur nicht, auch soweit man sie sanktioniert hat. Aber ich weiß, wie schamlos diese Leute spekulieren. Zeigen Sie es mit ...

Sein schmales Gesicht ist gerötet, und die Hand, die er ausstreckt, scheint mir ein wenig zu zittern.

Hier, sage ich und bezeichne die Stelle mit dem Finger, hier ... faces bestiales ... mâchoires de dogue ...

Er liest, mit hoch gezogenen Brauen, mit zuckenden Lidern; seine Lippen formen die Worte ohne Laut. Dann richtet er sich auf und wendet sich zur Seite. Er blickt, wie vorhin ich, durchs

Fenster auf sein Land, das dunkelnd vorbeifliegt, und leise sagt er, durch die Zähne: „*Ah, le misérable!*“

## **P. Q., der Kritiker (1914)**

In: März. Halbmonatsschrift für deutsche Kultur, 8. Jahrgang, Heft 27, 4. Juli 1914, Seite 34-36.

Der Schriftsteller A. W. U. lag in den letzten Zügen. Eine nicht ganz freiwillige Hungerkur hatte seine ohnehin wenig widerstandsfähige und durch die Gewohnheit allzu heftiger geistiger Bewegung geschwächte Konstitution vollends ruiniert, und die Freunde, welche in diesen Stunden um ihn waren, bedienten sich unwillkürlich bereits der vornehmen und gehaltenen Gebärden, deren man sich in Totenzimmern zu bedienen pflegt.

Herr U. befand sich jedoch bei vollem Bewußtsein, und so lebendig war sein Geist noch immer, daß fast in jeder Minute Anzeichen leidenschaftlichen Erregtseins auf seiner Stirn und in seinen Augen sich bemerkbar machten. Auf einem Tischchen nicht weit vom Bett, der Hand des Sterbenden erreichbar, lag ein blauegebundenes Buch, zu dem seine Blicke in kurzen Pausen zurückkehren.

„Wenn er dich nur herunterreißt ....“

„Es war ein Murmeln, aber inbrünstiger als ein Schrei. Die mageren Hände tasteten zur Seite und strichen liebkosend über die blaue Leinwand.

Das Buch war der Roman „Stumme Kräfte“, die letzte Hervorbringung des scheidenden Autors, nach dem Urteil der Besten ein starkes und reifes Werk, darin ein außerordentliches formales Können scheinbar spielend sich zu erkennen gab und auf würdige Weise die sehr persönliche Anteilnahme des Verfassers an seinem Problem und an seinen Gestalten verhüllte.

„Wenn er dich nur herunterreißt ....“

Einer von den Freunden ließ sich am Bette nieder und nahm tröstend die weiße Hand. „Er wird es“, sagte er voll Ueberzeugung. „Der Schönheiten und Erkenntnisse darin sind zu viele – er *kann* dein Buch nicht loben.“

„Es wäre entsetzlich ....“

Keinem Einsichtigen braucht dargetan zu werden, daß mit alldem niemand anders gemeint war als P. Q., der Gefürchtete! Er, an dessen Feder das Auge aller deutschen Literaten seit so vielen Jahren hängt, von dem gelobt zu werden die ewige Verdammnis bedeutet, und dessen Fluch die Seligkeit ist; er, das Käuzchen im Dichterwalde, bei dessen schönstem Lied die Nacht am dunkelsten wird; er, der in seinen Händen Ruhm und Mißachtung führt, in der linken den Ruhm, die Mißachtung in der rechten; er, der durch sein tückisches Lob vor nunmehr etwa sieben Jahren den hochveranlagten L. Z. vernichtete; der noch vor Jahresfrist, wie es in aller Erinnerung steht, die „Tagebücher“ des hoffnungsvollen E. P. aus heiterem Himmel pries und damit diesen Jüngling in einen vorzeitigen Tod trieb ....

„Sei ruhig – komm, sei ruhig; er wird kein gutes Haar daran lassen. Sieh hier“ – und der Freund schlug das blaugebundene Büchlein auf – „du weißt es ja selbst – hier gleich zu Anfang das Frühstück bei den Eulers! Wie ist das gemacht, wie hört man die Stimmen um die Tafel, wie ist das Durcheinander von Worten und Gesten herausgebracht, wie wundervoll deutlich bleibt dabei alles Einzelne, – wenn er darüber nicht herfiele mit seinem dicksten Knüppel, P. Q. wäre nicht mehr P. Q.“

„Glaubst du – oh ....“

„Ich *weiß* es. Ich brauche ja nur an deinen herrlichen Doktor Raspe zu denken, um das ganz bestimmt zu wissen, an seine milde Ironie, an seine duldsame Weisheit. Wir haben nichts Aehnliches gehabt, seit der alte N. tot ist. Er wird es sittenlos nennen, er wird es affektiert nennen, er kann gar nicht anders.“

„Vielleicht sagt er sogar dekadent“, flüsterte der Kranke, während ein Schein der Freude seine pergamentenen Wangen überzog. Aber dann sank er zurück: „Wenn es ihm gefiele ....“

Er hatte lauter gesprochen. Plötzlich ergriff der junge Lyriker Z. von T. Hut und Stock und verließ das Zimmer. Auf der Straße überzählte er sein Geld, winkte ein Mietsautomobil herbei und fuhr zur Redaktion.

Er fand sich zurecht .... Nein – erst heute würden die eingelaufenen Bücher zur Kritik verschickt werden. Er nahm den Redakteur bei Seite.

„A. W. U. ist im Sterben, Herr Redakteur! Lobt ihn P. Q., so verliert er in dieser letzten Stunde noch den Glauben an sich selber und stirbt einen qualvollen Tod. Das werden auch Sie nicht wollen ....“

„Herr Redakteur! In dem Roman „Stumme Kräfte“ sind zwei miserable Kapitel. Eines ist sogar *ganz* miserabel; es stammt aus der Zeit, da ein Bube A. W. U. dahin vermocht hatte, einer Reichstagsverhandlung beizuwohnen. Ich beschwöre Sie im Namen der Menschlichkeit, lassen Sie diese beiden Kapitel unaufgeschnitten! Wenn P. Q. sie zu Gesicht bekommt, wird er den Roman in den Himmel heben. Um der letzten Stunden eines Todgeweihten willen, Herr Redakteur ....“

„Ich werde die Seiten zukleben lassen, Herr von T.“

Nach drei Tagen brachte man A. W. U. das Blatt. Er war völlig abgezehrt und nur ein ungeheurer Lebenswille schien ihn noch aufrecht zu halten. Seine Hände zitterten so, daß er die Zeitung kaum umzublättern vermochte. Da – seine Züge veränderten sich ....

„Schundschreiber!“ jauchzte er mit seiner letzten Kraft, „dekadenter Schundschreiber ....“

Ein Ausdruck der innigsten Glückseligkeit verklärte ihn, er holte tief Atem und fiel tot zurück.

„Dekadenter Schundschreiber“, sagten auch die Freunde zu einander, „wahrlich, A. W. U. wird unsterblich sein!“ Und sie drückten ihm die Augen zu.

## **Frau Ethel Redgrave (1914)**

In: Der Greif. Cotta'sche Monatsschrift, 1. Jahrgang, Heft 7, April 1914, Seite 49-61.

Es gibt Geschichten, die auf den ersten Blick so sentimental aussehen, daß man nicht recht wagt, sie zu erzählen; gibt man aber seinem männlichen Herzen einen Stoß und erzählt sie dennoch, so bekommen sie ein anderes Gesicht. Eine solche Geschichte ist die von der jungen englischen Dame, die auf der Seefahrt von Palma nach Barcelona sich für ihren weißen Zwergpudel opferte.

Die junge Dame hieß Ethel Anson und stammte aus einer sehr guten und auch wohlhabenden Familie, die in Devonshire zu Hause war. Ihr Vater lebte nicht mehr. Mit neunzehn Jahren, auf ihrem zweiten großen Ball in Exeter, lernte sie Herrn Allan Redgrave kennen, der als Leutnant in der indischen Armee diente und der ein hübscher Junge heißen durfte, trotz seines etwas bleichen Teints und seiner ein wenig zu glänzenden Augen. Sein Urlaub war beinahe abgelaufen, aber die kurze Zeit, die übrig blieb, genügte, um ihn und Ethel zu den zärtlichsten Überzeugungen zu bringen. Sie heirateten, und da Allans Standort zu den gesunden Plätzen des Landes gehörte, hatte er kein Bedenken, seine junge Frau mit sich nach Indien zu nehmen.

Dies war im Jahre 1895. Die beiden Leute führten kurze Zeit ein Leben wie zwei glückliche Kinder. Sie hatten auch einen kleinen Sohn, ein sehr hübsches Wesen, das nur beunruhigender Weise sogleich den matten Teint und die allzu strahlenden Augen seines Vaters zeigte. Da, im Jahre 1897, fiel es dem wilden Stamm der Afridis ein, sich gegen die Herrschaft

des englischen Volkes aufzulehnen, und es traf sich, daß die Abteilung, bei der Ethels Gatte diente, dazu ausersehen ward, mit nach Afghanistan zu marschieren. Frau Redgrave weinte sehr und hatte schlimme Ahnungen, aber das half zu nichts. Und drei Monate nach dem Auszug erhielt sie die Nachricht, daß ihr Gatte in der furchtbaren Schlacht am Khybarpaß gefallen sei. Die Afridis hatten seine Leiche so zugerichtet, daß man sie nicht mehr mit Sicherheit hatte erkennen können. Ein Freund von Allan brachte der Witwe eine silberne Zigarettenschmuckdose, deren Monogramm er für das von Allan hielt; aber die Buchstaben hießen gar nicht A. R., sondern A. B., und wiederum, was hätte es genutzt, wenn es auch die richtigen Buchstaben gewesen wären?

Frau Redgrave weinte drei Wochen lang auf ihrem Liegestuhl, so daß ihr süßes Gesicht beinahe häßlich wurde, dann nahm sie ihren kleinen Frederick, der ein merkwürdig ernstes Baby war und fast niemals schrie, und kehrte mit ihm ins alte Land zurück.

Hier lebte sie nun wieder auf der Besitzung ihrer Mutter, nicht weit von Exeter, aber die Bälle der Stadt besuchte sie nicht mehr. Kaum daß sie noch einige von den Freundinnen ihrer Mädchenjahre sah. Sie lebte ganz für ihre Trauer und für ihr Kind. Als Fred drei Jahre alt geworden war, fing seine Gesundheit an, Grund zur Besorgnis zu geben, und der alte Doktor Todd, der öfters herüber kam, machte mitunter ernsthafte Grimassen, wenn er sich mit Ethels Mutter unter vier Augen besprach. „Er hat es vom Vater,“ sagte er, „böse Geschichte: die Lunge. Na, man soll ja niemals verzweifeln.“ Ethel selber wußte vielleicht nicht, wie ernst es mit ihrem Sohne stand, aber sie war die zärtlichste und liebevollste Mutter von der Welt, ganz so, als wollte sie in ein paar armselige Jahre alle Liebe und Güte zusammendrängen, die sonst ein Mensch in einem ganzen langen Leben zu genießen bekommt. Nun, und er sollte ja außerdem noch all das bekommen, was sie seinem armen



toten Vater nicht hatte geben können. Wäre Freds Anlage im mindesten danach gewesen, so wäre er ein fürchterlich verwöhntes und launenhaftes Kind geworden. Eines Tages, Fred war eben vier Jahre alt, trafen sie auf einem ihrer langsamen Wege eine alte Dame aus der Nachbarschaft, die von ihrem weißen Pudel begleitet spazieren ging. Der Pudel trug seiner Herrin den Regenschirm und die seidene Handtasche nach. Die Damen begrüßten sich und blieben ein wenig stehen, und als Freddy mit seiner allzu schmalen, allzu weißen Kinderhand es schüchtern probierte, den Pudel zu streicheln, wedelte das große wollige Tier sehr freundlich mit seinem Schwanz. Freddy war aufs Äußerste entzückt und sprach mit viel größerer Lebhaftigkeit, als Ethel sie an ihm gewohnt war, das Verlangen aus, ebenfalls solch ein wunderbares kluges Tier zu besitzen. „Ja, mein Kind, das sollst du auch haben,“ sagte Frau Redgrave ganz glücklich; und weil es sich herausstellte, daß in der Grafenschaft keine sehr gute Pudelzucht zu finden war, so küßte sie ihren kleinen Sohn und fuhr nach London.

Von dort kam sie in der Tat mit einem weißen Pudel zurück, aber es war kein großer Hund, wie der, der den Schirm und das Täschchen getragen hatte, sondern ein Zwergpudel mit seidigen, weißen Locken, schlanken Beinen und einem rosigen Schnäuzchen, zwei Jahre alt und artig wie ein Lamm.

Bei dem Hundezüchter, wo er mit zwei Brüdern und drei Schwestern gelebt hatte, hatte der kleine Pudel ganz einfach Bobby geheißen. Aber Fred kümmerte sich darum nicht, sondern nannte das seidige Wesen vom ersten Tage an nicht anders als „Beauty“, und als man ihn sanft überreden wollte, einzusehen, daß das ein etwas lächerlicher Name für einen männlichen Hund sei, schüttelte er den hübschen bleichen Kopf und blieb dabei. Er liebte Beauty vom ersten Tage an mit stillem Fanatismus, so sehr, daß zwar für seine Mama noch ein gutes Stück, aber für die dicke, irische Peggy fast gar keine Liebe mehr übrig blieb. Er sprach mit ihm wie mit einem Menschen

und schlief nur ein, wenn er mit der Hand nach dem Hunde gefühlt hatte, der, auf einem hohen Tisch neben dem weißen Gitterbettchen sein Nachtlager hatte. Und auch während sich Fred am Tage mit seinen ruhigen Spielen beschäftigte oder Bilderbücher ansah, saß Beauty neben ihm, eine schöne, dunkelviolette Schleife in den weißen Schopf gebunden und schaute, unter seinem Stirnhaar hervor, ernsthaft und andächtig zu. Denn gleichsam aus Sympathie für seinen müden kleinen Herrn hatte er sanfte Sitten angenommen, obgleich er bei der Ankunft genau so munter und tolpatschig gewesen war, wie es Hunde von fünf Monaten zu sein pflegen.

Es kam aber ein Tag, an dem Doktor Todd keine hinlängliche Beruhigung mehr darin fand, in Gegenwart der alten Frau Anson seinen würdigen Kopf zu schütteln. Er behorchte aufmerksam den trockenen, leichten Husten, den der kleine Fred vernehmen ließ, legte den Kopf an seinen schmalen Rücken, an dem unter der zarten Haut die Knochen so beängstigend deutlich hervortraten, und blieb ziemlich lange in dieser Stellung. Endlich sagte er zu Ethel, er glaube nicht, daß das Klima von Devonshire für ihren kleinen Sohn das geeignetste sei. Es sei ja gewiß kein schlechtes Klima und besitze auch ganz prächtige Orte für Leute, die mit ihrer Lunge zu schaffen haben, zum Beispiel Torquai. Aber immerhin sei er für eine weitere Reise.

Frau Redgrave war bleich geworden bei seinen Worten. Da sie aber eine mutige Frau war, fing sie durchaus nicht an zu weinen, sondern fragte: „Wohin sollen wir also gehen, Doktor? An die Riviera?“

„O nein,“ sagte Doktor Todd. „Dort ist es abends um vier Uhr kalt wie in Sibirien, und überall haben Sie eine abscheuliche Gesellschaft. Nein, warten Sie ...“

Und dann erklärte er ihr, daß der einzig richtige Ort für sie und ihren Sohn die Insel Mallorca sei, eine schöne Insel in der Gruppe der Balearen, zwischen Frankreich und Spanien gele-

gen, mit dem herrlichsten Klima, und zumal jetzt im Frühjahr das reine Paradies.

Frau Redgrave war sofort überzeugt. Nur war sie in Sorgen wegen eines Arztes. Denn einen englischen Arzt jedenfalls würden sie dort nicht finden?

Aber es zeigte sich, daß Herr Todd gerade daran gedacht hatte. Ja, es gab einen englischen Arzt dort, in La Palma, dem Hauptort der Insel, und was das beste war: Herr Todd kannte ihn, er war sein Studienfreund, und er wußte, was dieser Doktor Barker für ausgezeichnete Bursche war.

Und so fuhren sie denn nach einer Woche ab, zu dritt mit dem Mädchen, oder eigentlich zu viert, denn es verstand sich von selbst, daß Beauty nicht zu Hause bleiben konnte. Als Reisegepäck hatte er ein großes buntes Kissen, das mit den weichsten Daunen gefüllt war, und eine warme, zarte Decke aus Kamelhaar.

Aber auf der Fahrt über den Kanal wurde der kleine Hund seekrank; und mehrere englische Damen, zwei elegante alte Herren aus Paris und der zweite Offizier blieben stehen und sahen zu, wie Fred, dem es gut ging, seinen weißen Freund tröstete, wie er auf ihn einsprach, ihn hinter den Ohren kraute, und wie er ihm mit einem alten schlechten Taschentuch, das Peggy hervorgesucht hatte, das Schnäuzchen abwischte. Dann fuhr man durch Frankreich und verließ schon am übernächsten Tag bei strahlender Sonne und spiegelnder See den Hafen von Marseille.

Diese Fahrt mit den lustigen französischen Seeleuten war ein Vergnügen, und Ethel sah mit einem Lächeln auf ihrem schmalen Gesichte zu, wie Fred anfing, mit dem Hund, der diesmal gesund blieb, zu spielen und herumzulaufen. Aber als es gegen Abend ging, begann er unten in der Kajüte beim Essen zu husten, und mit einem Schreck, bei dem ihr Herzschlag aussetzte, bemerkte Frau Redgrave zum ersten Mal etwas Blut an seinem Spitzentüchlein.

Man brachte ihn zu Bett. Er schlief auch sogleich ein, sehr ermüdet offenbar, und diesmal, ohne nach Beauty gefragt zu haben. Ethel ging nicht schlafen. Sie verbrachte die Nacht auf einem unbequemen Klappstuhl und horchte auf den Atem ihres Sohnes. „Laß ihn mir!“ sagte sie zu Gott. „Er ist ja alles, was mir von meinem Mann und von der ganzen Welt geblieben ist. Laß ihn mir!“ Es war ein recht einfaches Gebet, das sie da sprach, aber es genügte ihr, um die Zeit auszufüllen von acht Uhr am Abend bis zu der Stunde, da das Schiff im hellsten Mailicht in die Bucht von Palma einlief. Übrigens wachte Fred, obwohl er sich umherwarf, nicht ein einziges Mal auf, und Beauty vollends, der auf dem freien oberen Bett liegen durfte, schlief ganz vorzüglich in dieser Nacht.

Doktor Barker, ein grauhaariger Herr mit großen Zähnen und überaus freundlichen Augen, wartete am Kai und nahm zunächst alle Welt zu einem ersten balearischen Frühstück mit in seine Junggesellenwohnung. Dann aber bestieg man einen bequemen Wagen und fuhr vom Meere weg in das schöne, blühende Land.

„O Mutter, was haben unsere Pferde für lange Ohren, sieh mal!“ sagte Fred erstaunt und hob auch Beauty, den er im Arm hielt, ein wenig empor, damit er es sehen könne.

Doktor Barker lachte. „Das sind gar keine Pferde, mein Junge, das sind Maultiere.“

Dies Wort aber schien Peggy ins Herz zu treffen. „Maultiere!“ sagte sie mit einem tiefen Seufzer, und es war, als hätte sie gesagt: Da sind wir nun also unter den Wilden.

„O Doktor Barker, auch vor der Pferdebahn laufen hier Maultiere,“ rief Fred und deutete hin. Aber während der Wagen nun zwischen Ölbäumen, Pinien und immergrünen Eichen die kühnen Windungen der Bergstraße hinauffuhr, von der man bald das Meer sehen konnte, bald die üppigen Täler des Innern, wurde Fred stiller und stiller; bald schloß er die Augen und

lehnte sich zurück. Beauty glitt ihm aus den Händen und suchte sich mit vielen Drehungen einen Platz zwischen all den Füßen.

Das Kloster Valdemosa, das Doktor Barker zum Aufenthalt ausgesucht hatte, war schon lange von seinen Mönchen verlassen, und in der einst berühmten Wallfahrtskirche wurden nur noch für die Dorfbewohner bescheidene Messen gelesen. Aus den Zellen, die alle groß und luftig waren, hatte man Mietswohnungen gemacht, aber die meisten von ihnen standen leer. In der einen, der bescheidensten, wohnte der alte Priester, der hier den stillen Dienst versah, und eine andere hatte ein deutscher Dichter inne, ein sonderbarer Mensch, der am Tage schlief und dessen Lampe die ganze Nacht hindurch brannte. Die Leute in der Gegend meinten, er beschwöre den Teufel. – Das war alles.

„Auf diesen Garten rechne ich besonders,“ sagte Doktor Barker und zeigte lächelnd seine großen Zähne. „Hier trifft ihn kein Hauch von Norden oder Osten. Und nach Süden hin: sehen Sie ...“

Ethel war an die Ballustrade getreten. Ihre Blicke fielen in einen weiten, grünen Abgrund, der im milden Licht des Spätnachmittags dalag wie der Paradiesesgarten. Wenige Wohnstätten schimmerten aus dieser Fülle von Laubwerk und fremdartig dunklem Nadelgehölz. Einzelne Felspartien und die Kehren kunstvoller Straßen traten hervor, in einiger Ferne schimmerte die Luft wunderbar licht. „Dort ist das Meer,“ sagte Doktor Barker. Aber man sah es nicht von hier aus.

In diesem Garten, der seinen einzigen Zugang von Frau Redgraves ebenerdiger Wohnung her hatte, verbrachten sie nun fast ihre ganze Zeit. Peggy besorgte, ohne ein einziges Wort von der Landessprache zu begreifen, das Nötigste in dem kleinen Dorf, und Einiges brachte auch der Doktor bei seinen Besuchen aus der Stadt. Er kam in jeder Woche zweimal herauf und unterhielt sich mit Fred, mit seiner Mama und gelegentlich auch mit Beauty.

Vier- oder fünfmal kam der alte Geistliche aus seinem Zimmerchen herüber, saß völlig stumm und mit rührenden Gebärden da, und verabschiedete sich wieder, verlegen und rot. Der deutsche Dichter vermochte sich zwar zu unterhalten, denn er verfügte über ein Englisch mit sehr korrekter Aussprache, aber er war so nervös, daß es eine Qual war, das mitanzusehen. Er kam auch nur zweimal in der ganzen Zeit.

Und nicht viel öfter in den vielen Wochen machten Fred und seine Mutter kleine Ausfahrten in des Doktors Wagen. Peggy saß dabei neben dem Kutscher, aber Beauty hatte den Rücksitz ganz für sich allein und sah vornehm in die Welt aus seinen hübschen Augen, die nicht rot waren, wie sonst oft bei weißhaarigen Tieren, sondern von schönem dunklem Braun.

„O Mutter, ich will das Meer nicht mehr sehen!“ sagte Fred einmal leise und erklärte sich nicht weiter. Und auch Beauty drehte voller Indignation seinen Kopf landeinwärts.

Gewöhnlich lag der Kranke im Garten auf einem hübschen Liegestuhl aus weichem geflochtenen Rohr und blickte ins Grüne. Er sprach kaum und spielte gar nicht und verlosch langsam wie eine Kerze gegen Morgen. Es blieb unsicher, wieviel er selber wußte. Nichts zeigte, daß er unruhig sei, als etwa, selten einmal, ein Anfall von wilder Zärtlichkeit gegen den Hund. „O Beauty mein, Beauty mein!“ rief er und drückte ihn an sein Gesicht und stöhnte in das weiche Fell. Beauty, wenn er wieder frei war, betrachtete seinen Herrn aus glänzenden braunen Augen und fing dann an, ihm langsam die Hand zu lecken.

Auch Ethel hatte ihre Krisen, aber sie trugen sich in den Nächten zu. Frederick schlief, er schlief mit rasselndem Atem, aber tief, sehr tief, und Ethel kniete vor seinem breiten spanischen Bett, hatte den Kopf auf den Rand gelegt und betete schluchzend jenes Gebet, das wir kennen: „Mein Gott, laß ihn mir, laß ihn mir, ich habe nur noch ihn!“ Aber sie betete es eigentlich schon in der Überzeugung, daß es zu nichts helfe.

Peggy kam oft in ihrer weißen Jacke herein, einen dicken Zopf auf dem Rücken, und bat Frau Redgrave, sich doch hinzulegen, sie könne ja wachen; allein Frau Redgrave hörte sie nicht einmal.

Eines Tages sagte Doktor Barker zu Freds Mama, nun scheine ihm die Hydrämie doch ziemlich weit vorgeschritten zu sein. Und von da an erschien er jeden Morgen. Ja, es kam ein Tag, an dem er seine Maultiere in einen Stall stellen ließ und erklärte, heute gehe er nun lieber gar nicht mehr fort.

Die Türen gegen den sommerlich dunklen Garten waren geöffnet, und Frederick lag im Halbschlummer auf seinem Bett. Frau Redgrave und Peggy gingen mit verweinten Wangen auf den Zehenspitzen hin und wider, wechselten die nassen Tücher für Freds Füße und brachten Champagner, den er nicht mehr trinken wollte. Sein Atem ging mit dem Geräusch von schleifenden Ketten.

Frau Redgrave berührte seine Stirn, die kalt und feucht war. „Er hat doch weniger Fieber, scheint es,“ sagte sie mit einem heiseren Flüstern. Aber Herr Barker, der sonst ein höflicher Mann war, antwortete ihr gar nicht.

Fred erkannte niemand mehr und lag apathisch da. Aber plötzlich fing er an zu sprechen. „Was ist, mein süßer Junge?“ wollte Ethel fragen, aber es kam nur eine Art von ersticktem Wimmern heraus.

„Guter Hund,“ sagte Frederick.

Man brachte Beauty, der sich still wie ein artiges Kind gegen Freds heiße Schulter lehnte und so verblieb. Einmal stieß er Fred mit seiner rosa Schnauze ganz sanft gegen die Wange, und Fred hob auch mit großer Mühe seinen dünnen Arm und legte ihn, ohne die Augen zu öffnen, um Beauty herum.

Sonst veränderte sich nichts mehr, nur der Atem wurde noch lauter. Mit einer Sehnsucht, die mehr war als menschlich und fast mehr als mütterlich, wartete Ethel auf ein einziges Wort,

das ihr gälte, und wahrhaftig, sie hätte es verdient, solch ein Wort. Aber Fred sagte nur noch einmal das Gleiche, nämlich: „Armer kleiner Hund!“ und als sie das hörte, ging sie aus dem Zimmer, weil ihr Schmerz zu groß wurde und weil sie sich vor dem Doktor trotz alledem aufführen wollte wie eine Dame. In den Minuten aber, in denen sie draußen war, ging alles zu Ende. Es war halb drei Uhr in der Nacht.

Doktor Barker hatte viel schlimme Dinge in seinem Leben gesehen und vor allem viel Schmerz. Aber einen Schmerz wie diesen hatte er nicht oft gesehen. Er nahm sich ein Zimmer in dem schlechten Gasthof des Dorfes und blieb bei der Hand; er fürchtete ernstlich, Frau Redgrave werde den Verstand verlieren. Und weil ihm gewisse frühere Fälle in Erinnerung waren, dachte er: ich darf nicht zugeben, daß sie die Leiche mit nach England nimmt. Diese Reise mit dem Sarg wird sie nicht aushalten. Ich werde sie bestimmen müssen, das arme Kerlchen hier zu begraben. Der kleine Friedhof ist ja ein hübscher Platz.

Er machte sich auf verzweifelten Widerstand gefaßt, aber Ethel willigte ein. Ja, sie machte sogar den Abschied kürzer, als irgendein Mensch hätte denken können, und kam in guter Haltung aus dem Zimmer. Sie setzte sich ruhig hin und ließ ihre rechte Hand von den beiden des Doktors nehmen, mit ihrer linken hielt sie Beauty an sich gepreßt.

Man bestattete Fred an einem schönen Ort, an einer Stelle, wo die Mauer eine Bresche gegen das Tal hinunter hat, ganz so, als ob der arme Junge noch etwas hätte sehen können. Und weil natürlich kein anglikanischer Geistlicher aufzutreiben war, betete der alte katholische Priester auf lateinisch und auf mallorkinisch für Freds Heil. Ein ernsthafter Dorfjunge in weißem Chorchemd trug dem Sarg ein riesiges, umflortes Kreuz durch den gewölbten Gang voraus, und der Sarg selber war mit einem weißen Tuch bedeckt.

Nach drei Tagen kam Doktor Barker abermals aus Palma herauf, und da er Ethel diesmal beängstigend steinern fand, wie



sie mit Beauty in die Sofaecke gedrückt dasaß, bekam er aufs neue Furcht um sie und verlangte die Abreise.

Am Abend eines drückend schwülen Augusttags standen sie am Kai und sagten sich Lebewohl.

Die Fahrten der französischen Dampfer fanden während des Hochsommers nicht statt, und so hatte Doktor Barker auf dem spanischen Schiff „Don Ramiro Primero“ Plätze genommen, das nach zwölf Stunden Fahrt am nächsten Morgen in Barcelona anlangen sollte.

Es traf sich gerade, daß der große Kriegsheld Marschall Weyler y Nicolau, Marquis von Tenerifa, der nach seinen Mißerfolgen in Kuba Generalkapitän von Neukastilien geworden war, ebenfalls das Schiff benutzte.

Er hatte seine Vaterstadt Palma besucht, stand nun, mit seiner Hakennase und seinen kalten Augen, einen braunen Mantel über der Zivilkleidung, im Salon des elenden kleinen Dampfers und ließ die Notabeln der Stadt zum Abschied an sich vorübergehen. Er gab jedem die Hand und sah keinen an. Auf dem Verdeck und den Gängen herrschte ein gewaltiges Gedränge, und Ethel und Peggy hatten Mühe, bis zu ihren Kabinen durchzukommen. Peggy hielt den Hund hoch über die Köpfe der Leute empor. Doktor Barker war lange mit dem Gepäck beschäftigt. Dann nahm er einen männlichen Abschied, bei dem fast nichts gesprochen wurde.

Endlich hatten alle Größen von Palma das Schiff verlassen, und unter dem ersten Rollen eines Gewitters fuhr man aus dem Hafen. Es war zehn Uhr am Abend.

„Gute Nacht, Peggy,“ sagte Frau Redgrave, „gehen Sie nur schlafen.“ – „Gute Nacht, gnädige Frau. Soll ich nicht Beauty zu mir nehmen?“ – „Oh, Beauty bleibt bei mir, nicht wahr, Beauty?“ Und während Ethel das sagte, fingen die Tränen an, ihr über die Wangen zu laufen. Peggy ging hinüber in die zweite Kajüte.

Und Frau Redgrave setzte sich mit dem Pudel auf das Gurtenbett, so wie sie in Valdemosa tagelang mit ihm gesessen hatte, und fing an, ihm zu erzählen, was er nun lange schon hätte wissen müssen, wenn er es überhaupt einmal verstanden hätte: daß er das einzige Wesen sei, das ihr kleiner Junge geliebt habe, und daß darum er allein noch etwas von Fred in sich trage, von Fred und also auch von Allan, und daß er alles, alles sei, was sie noch lieb haben könne, und daß er sie niemals verlassen dürfe.

Es war ja offenbar ein wenig lächerlich, solche Dinge diesem kleinen, weißen, zotteligen Knäuel zu erzählen, das da bei ihr saß. Aber wenn Beauty auch nichts verstand, so sah er doch so aus, als ob er alles verstünde, und das ist bekanntlich beinahe ebenso gut. Übrigens merkte er immerhin, daß von ernsten Dingen die Rede war, und für ernste Dinge befand er sich ganz in der richtigen Stimmung. Er war traurig unter seinem seidigen Pelz, seitdem er seinen Herrn nicht mehr sah, und die ausdauernden Liebkosungen dieser schwarzgekleideten Dame konnten ihn auch nicht trösten. Er fing überdies an, sich nicht recht wohl zu fühlen: man hatte die Bucht verlassen, und die See ging hoch.

Plötzlich wurde hart an die Kabinentür gepocht, und ein Kopf mit einer galonierten Mütze sah herein. „Also richtig,“ sagte der erste Offizier in schlechtem Englisch und trat vollends in den Raum, „also hat der Steward doch recht gesehen, Sie haben einen Hund bei sich!“

„Ja, ich habe einen Hund,“ sagte Ethel, „und ich nehme an, daß er hier niemand stört.“

Diese Antwort schien dem Seemann nicht zu gefallen, er sah Ethel böse an. Es war ein Mensch in einer nicht sehr sauberen Uniform, dessen Gesicht mit dem hochgestäubten Schnurrbart und den aufgeblähten Backen in erstaunlicher Weise dem Gesicht eines zornigen Katers glich.

„Aber Sie wissen, daß es gegen das Reglement ist?“

„Ethel antwortete, sie könne das Tier trotzdem nicht gut über Bord werfen. Aber sie sagte das so niedergeschlagen und mit so matter Stimme, daß es nicht klang wie eine Abfertigung und erst recht nicht wie ein Witz.

Ihr Aussehen und ihre Art hätten unter gewöhnlichen Umständen jeden Menschen rühren müssen, aber die Umstände waren eben nicht ganz gewöhnlich. Der Offizier hielt Frau Redgrave für eine Amerikanerin, und die Amerikaner liebte man damals in Spanien nicht besonders. Zudem aber befand sich ja der Kriegsheld General Weyler y Nicolau an Bord, was die Gemüter beträchtlich in Schwung versetzt und zu größeren Taten befähigt hatte.

Aber vielleicht wäre trotzdem alles noch gut gegangen, wenn nicht Beautys Übelbefinden sich plötzlich gesteigert hätte. Er bewies es auf sehr anschauliche Weise.

Der Offizier öffnete die Tür und rief wütend hinaus: „Carlos!“ Carlos kam.

„Toma esto perro!“ Der Steward stürzte sich auf den Hund. Dies war alles sehr schnell vor sich gegangen. Nun aber sprang Ethel auf, ganz verstört von Entsetzen, und stellte sich vor die Tür.

„Sie werden mir meinen Hund nicht fortnehmen, er tut doch nichts Böses!“

„So, er tut nichts?“ Der Offizier lachte grimmig. „Ist das da nichts? Er verunreinigt unser Schiff, Ihr amerikanischer Hund.“

Ethel hielt es nicht für nötig, ihm zu sagen, es sei ein englischer.

„Und noch dazu heute, da Seine Exzellenz an Bord sind!“ pflichtete der Steward unterwürfig bei, in einem Englisch, das viel besser war als das des Offiziers.

„Aber hier in der Kabine, in der Kabine!“ rief Ethel verzweifelt.

„Vorschrift, Dienstvorschrift, gnädige Frau. Vorwärts, Carlos!“

Allein Ethel wich nicht von der Tür. Die drei Leute hatten kaum Raum genug in der engen Kammer. Beauty saß angstvoll dem Steward auf dem Arm und blickte seine Herrin an. Er trug übrigens seit Freds Tod keine Schleife mehr auf dem Köpfchen.

Ethel besann sich. Es war gewiß falsch, sich so aufgeregt zu zeigen. „Aber bei meinem Mädchen in der zweiten Kajüte kann er doch bleiben?“ fragte sie ruhiger.

„Damit sich die Mitreisenden beklagen! Nichts da. Machen wir ein Ende!“

Nun aber schrie Frau Redgrave und rang die Hände. „Sie wollen ihn mir doch nicht ertränken, um aller Barmherzigkeit willen? Sehen Sie, er ist ja alles, was mir bleibt, bedenken Sie.“

Der Offizier lächelte böse. „Nein, wir ertränken ihn nicht, wie können Sie das annehmen! Wir bringen ihn an einen Ort, wo es ihm sehr gut gefallen wird, sehr gut.“

Und nun gingen sie eilig über das dunkle, leere Deck, auf das der Regen niederklatschte. In der Ferne donnerte es noch. Beauty wimmerte leise an der Schulter des Stewards, und Ethel hielt seinen Kopf mit der Hand gefaßt, während sie flehend auf den Offizier einsprach.

„Hier ist es,“ sagte er schließlich. Das war seine ganze Antwort.

„Wo?“

„Hier,“ sagte er noch einmal mit seinem häßlichen Lachen und zeigte auf den Boden. Er nahm Beauty dem Steward ab, und der kniete nun, im Schein einer nahen Öllaterne, auf den schmutzigen und nassen Boden nieder und bemühte sich um einen eisernen Ring, der in das Holz eingelassen war. Endlich bewegte sich die Planke, und man sah in ein tiefes, schwarzes, viereckiges Loch, aus dem ein fauliger Geruch aufstieg. Eine Leiter lehnte am Rand.

„Er wird ganz vorzüglich schlafen hier drin,“ sagte der Offizier. Der Steward meckerte respektvoll. Aber Ethel hatte ihre Entschlossenheit wieder gefunden. Sie sagte kurz: „Wo ist der Kapitän? Ich wünsche den Kapitän zu sprechen.“

„O bitte sehr!“ Der Offizier war karikierend höflich. „Carlos, acompaña la señora al capitán.“ Er reichte ihm Beauty.

Carlos verschwand mit der Behendigkeit eines Affen in dem Loch, kehrte sogleich ohne Beauty zurück, schloß den Deckel und bat Ethel mit einer frechen Verbeugung, ihm zu folgen.

„Auf Wiedersehen, gnädige Frau,“ rief der Offizier und blieb breitbeinig über Beautys Kerker stehen.

Frau Redgrave klopfte an die Tür des Kapitäns. Eine verquollene Stimme ließ sich hören. „Der Kapitän schläft bereits,“ sagte Carlos.

Aber Ethel begann, den Kapitän mit innigen Bitten anzugehen.

„... seien Sie barmherzig, Herr Kapitän,“ sagte sie schließlich, „ich bitte Sie doch sehr. Sie sind ein Gentleman, Herr Kapitän, Sie können nicht wollen, daß eine Dame zur Verzweiflung gebracht wird. Sehen Sie, Beauty ist ja alles, was mir von meinen Lieben erhalten geblieben ist. Er wird sterben, er wird ganz gewiß sterben in diesem barbarischen Gefängnis. Er ist so zart, das ist ja auch natürlich bei so einem kleinen Geschöpf. Immer wird er gleich seekrank. Und wem schadet es denn, wenn er in meiner Kabine ist? Der General sieht es ja nicht, und der Steward bekommt ein Trinkgeld ...“

„Aber der Kapitän versteht kein Wort englisch,“ bemerkte Carlos nun schon zum dritten Male.

„Plötzlich wurde die Tür ein wenig aufgestoßen, und im Spalt erschien undeutlich sichtbar ein bärtiger Kopf, von dem ein starker Weindunst ausging.

„Also was zum Teufel gibt es denn?“ wurde auf Spanisch gefragt.

Carlos antwortete kurz und schmucklos: „Die Dame hat einen Hund, den sie in ihrer Kabine behalten möchte.“

„Das ist verboten!“ schrie der Kapitän wütend und schlug die Türe zu. Und in seiner Kabine äußerte er noch, die Dame möge sich gefälligst zur Hölle scheren, es sei eine Frechheit, die Leute aus solchen Gründen um den Schlaf zu bringen.

Als sie sich Beautys Gefängnis wieder näherten, hörte ihn Ethel schon weinen. Da stürzte sie auf den Offizier zu, faßte mit beiden Händen seinen Oberarm, was eine Dame ja gewöhnlich nicht tut, und flehte ihn noch einmal an: „Sie müssen mir ihn geben, Sie müssen!“

„Bitte, was hat der Kapitän über den Punkt gesagt?“

„Ich konnte mich ihm nicht verständlich machen!“

„Der Kapitän hat Nein gesagt,“ antwortete Carlos an ihrer Stelle.

„So,“ bemerkte der Offizier, „dann tut es mir natürlich sehr leid. Wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf, so bleiben Sie nicht allzu lange hier sitzen!“

Denn Ethel saß bereits auf der Planke, hatte den Kopf nieder gebeugt und antwortete auf das Rufen ihres Hundes. Der Offizier blieb einen Augenblick unschlüssig. Natürlich wäre es ganz leicht für ihn gewesen, der armen Frau den Gefallen zu tun. Und der Offizier war im Grunde kein ärgerer Mensch als das große Dutzend, das die Natur so aus ihrer Fabrik entläßt. Er war auch kein so besonders glühender Patriot, und zudem waren ihm bei Ethels Aussprache zuletzt Zweifel daran aufgestiegen, ob er es wirklich mit einer Amerikanerin zu tun habe. Aber man muß wissen, was für eine ungeheure Verlockung darin liegt, Macht zeigen zu dürfen. Und man muß ferner wissen, was für ein unbeträchtliches, machtloses Wesen der erste Offizier auf einem baufälligen spanischen Küstendampfer ist. Nein, mochte sie in Himmels Namen ein bißchen außer sich

sein, sie würde sich schon wieder beruhigen und in ihr Bett legen ...

„Gute Nacht, gnädige Frau,“ sagte er und führte sogar die Hand an die Tresse seiner Mütze; und dann verschwand er.

Ethel lag flach auf den nicht sehr sauberen Planken, ihren Mund beinahe an das Holz gepreßt, und sagte unaufhörlich zu Beauty, der immer weiter klagte: „Ja, mein Beauty, Mama holt dich schon ... Mama läßt den armen Beauty nicht in dem häßlichen Loch ... Beauty darf gleich heraus ...“

Das dachte sie übrigens auch. Sie würde ganz einfach versuchen, den Deckel an seinem eisernen Ring in die Höhe zu heben, würde hinuntersteigen und Beauty holen. Sie merkte aber, daß noch jemand hinter ihr stand, und sie wartete.

Schließlich beugte sich Carlos, dem die Zeit lange wurde, zu ihr nieder und rief ihr ins Ohr: „Und mein Trinkgeld, gnädige Frau?“

Ethel war trotz ihrer Aufregung erstaunt. „Ein Trinkgeld? Ich glaube, ich verstehe nicht recht.“

Carlos sagte unbeirrt: „Allerdings. Ich habe viel Mühe für Sie gehabt.“

Da aber sah ihn Ethel an mit einem Blick, der beinahe majestätisch war, obgleich sie am Boden hockte und er aufrecht stand, und sagte dies ein Wort zu ihm: „Go!“

Und der Steward ging wirklich davon. Aber was half ihr das, da sich herausstellte, daß der eiserne Ring in der Zwischenzeit mit einem Schloß versehen worden war und sich nicht heben ließ! Auch als sie das erkannt hatte, riß sie noch immer mit ihren schmalen Händen an dem Eisen ...

Das Verlies, über dem sie lag, war von einem hölzernen Überbau bedeckt, der bei schlechtem Wetter die ein- und auszuladenden Waren schützen sollte. Dieser Überbau verhinderte zunächst im ganzen, daß Ethel von dem noch immer stürzenden Regen getroffen wurde. Aber die feuchte und stürmische

Luft durchdrang sie bis ins Innerste, und ihre Füße, die nicht genügend zu schützen waren, wurden in den dünnen Strümpfen dennoch naß.

Sie fühlte das nicht. Nichts von der Körperwelt kam ihr zum Bewußtsein, außer dem Gewein ihres Hundes. Er wird mir sterben, dachte sie, und wirklich, bei seinen Hilferufen hätte man es glauben können. Er bellte nicht, und er heulte auch nicht, sondern er wimmerte mit einer hohen, kraftlosen Stimme, wie ein altes Männchen, dem etwas Furchtbares geschieht.

Ethel sprach unaufhörlich mit ihm, aber plötzlich fiel ihr ein, daß er sie durch das dicke Brett hindurch schwerlich hören könne: mitten in dem Toben des Windes, dem Anklatschen der Wasser, dem Stoßen der Maschine. Und sie begann aus Leibeskräften seinen Namen zu rufen: „Beauty, Beauty!“

Und nun erst erkannte er sie. So oft sie rief, unterbrach er sein Wimmern und ließ ein zweimaliges lautes, hohes Bellen hören. Aber sofort weinte er wieder. Wahrscheinlich dachte er: wenn sie mich ruft, so kann sie mich doch auch herausholen, sie ist doch ein Mensch, sie ist doch allmächtig! Und sein Wimmern war Ethel so unerträglich, daß sie in immer kürzeren und kürzeren Zwischenräumen rief und schon nach einer halben Stunde vollkommen heiser war.

Ihren Platz zu verlassen, daran dachte sie gar nicht. Sie hatte sich zwar einmal erhoben, um wenigstens ihren schweren Mantel zu holen – denn was sie trug, war nur ein dünner, seidener Überwurf –, aber in demselben Augenblick fing Beauty viel schrecklicher an zu jammern. Vielleicht hatte er wirklich gehört, wie sie aufstand, vielleicht war es reiner Zufall, jedenfalls blieb sie, und der Sturm fuhr ihr unter die Kleider, daß sie schauerte.

Nun wäre ja wohl eine solche Hingebung an irgendeinen Hund der Welt lächerlich gewesen, und hätte er einen Charakter besessen wie der berühmte Bary vom Sankt Bernhard, und wäre er fünfmal auf der Internationalen Ausstellung mit dem



ersten Preise gekrönt worden. Aber was da unten wimmerte und nicht schlafen konnte, das war für Frau Ethel Redgrave so viel mehr als ein kleiner weißer Hund! Dies Tier hatte ihr Junge geliebt, es war heute sozusagen der einzig greifbare Beweis für Freds Existenz, die verloschen war; Freds Existenz, die auch noch etwas von Allans Existenz dargestellt hatte. Und dann: es war wirklich genug über die arme Frau hinweggegangen, sie hatte am Ende das Recht, ein wenig ihre gesunden Begriffe zu verlieren ...

Der Sturm drehte sich plötzlich, und nun schlug mit aller Gewalt der Platzregen unter das Dach. Ethel kroch ganz in sich zusammen und zog die Füße an sich, aber ihr Mantel, ihre Kleider, ihr Spitzentuch sogar, das sie über dem Kopf trug, waren bereits völlig durchnäßt.

Und das Eigentümliche war, daß sie bald aufhörte, diesen Zustand als unangenehm zu empfinden. Die Zähne schlugen ihr freilich zusammen, und sie zitterte, aber das war ihr recht so. Es war der armen Frau zu Mut, als vollbringe sie etwas Gutes und Großes, wie sie sich da für das unvernünftige Geschöpf durchweichen ließ. Sie rief mechanisch noch immer seinen Namen, und Beauty antwortete auch noch dann und wann, aber sie wußte das beinahe nicht mehr, sondern verlor sich in einer dumpfen und fiebrigen Träumerei ...

Ihr war, als hole sie vieles nach in dieser Nacht, obgleich sie ja, mit Billigkeit betrachtet, gar nichts versäumt hatte. Als mache sie es gut, daß sie an dem kleinen Frederick in seinen letzten Tagen, wie er starr und apathisch dalag, so wenig mehr hatte tun können. Und – es ist freilich sonderbar, aber sie empfand es nicht anders – ihr war es, als wache sie nun doch noch bei der unaufgefundenen Leiche ihres Gatten, in einer dunklen und stürmischen Nacht, unter irgendeinem Felsenvorsprung am Khybarpaß.

Sie hätte wahrhaftig besser getan, Peggy, die unverwüstlich gesund war, aus der zweiten Kajüte zu holen und sie mit einem

dicken Mantel, einem Regenschirm und vielen Plaids an ihre Stelle zu setzen; aber das kam ihr keinen Augenblick in den Sinn, und nun war es bald schon Morgen. Beauty schlief wahrscheinlich, aber Ethel rief ihn trotzdem noch an, obwohl aus ihrem Rufen längst ein ganz unverständliches Murmeln geworden war ...

Der Regen hatte beinahe aufgehört. Der Himmel und das Meer waren grau und dunstig. Ein Matrose kam, der die Öllaterne auslöschen sollte. Als er die Frau am Boden liegen sah, murmelnd und anzusehen wie ein Haufen nasser Seide, schlug er zuerst ein Kreuz. Dann fragte er sie, die Mütze in der Hand, ob sie nicht lieber aufstehen wolle. Es war ein ordentlicher Bursche. Aber er sprach Spanisch, und auch wenn er Englisch gesprochen hätte, so wäre ihm vermutlich doch keine Antwort zuteil geworden. Alles, was die Frau hervorbrachte, waren zwei Wörter, die sie stets wiederholte: „Armer Beauty!“ Das verstand der Matrose nicht, aber er lief und holte einen Steward aus der ersten Kajüte. Es war nicht Carlos.

Als der „Don Ramiro Primero“ durch den Hafen von Barcelona hindurchsteuerte, lag Ethel, mit Stichen in der Brust und von einem keuchenden Husten geschüttelt, auf ihrem Kajütenbett. Peggy stand ratlos neben ihr, und auf der wollenen Bettdecke saß Beauty, schwarz wie ein Heizer von den Kohlensäcken, auf denen er sich herumgewälzt hatte, aber sonst ganz unbeschädigt.

Auf dem Schiff herrschte einige Erregung. Sogar der Kriegsheld Marquis Weyler y Nicolau ging auf den Zehenspitzen durch den Kajütengang.

Und dann fuhr ein Kutscher mit einer roten baskischen Mütze Frau Redgrave, die immerfort stöhnte, sehr vorsichtig über die Ramblas von Barcelona nach dem Krankenhaus. Peggy hielt ihre Herrin umfaßt, um sie gegen die Stöße des schlechten Pflasters zu schützen, und weinte dazu.

Aber sechs Tage später hatte Peggy nichts weiter mehr zu tun, als mit Beauty in ein Eisenbahnkupee zu steigen, um ihn der alten Frau Anson nach Devonshire zurückzubringen. Sie war auf dieser Reise sehr aufmerksam gegen Beauty und kaufte ihm Milch und Zwieback an vielen Stationen; aber er aß beinahe nichts und wurde diesmal sogar in der Eisenbahn seekrank.

## **Der Himmel der Enttäuschten (1916)**

### **Der Himmel der Enttäuschten (1916)**

Ich hatte, so gut und so billig wie immer, am Boulevard Saint-Michel bei Madame Crochet gegessen, und ein wenig früher als sonst trat ich auf die Straße hinaus. Es war noch fast hell, und der Boulevard mit den vielen schlendernden, plaudernden, lachenden jungen Leuten machte einen fröhlichen Eindruck. Mir aber war es, aus bestimmten Ursachen, nicht sehr fröhlich zu Mut, und ich trat in den Garten des Luxembourg, der dunkler durch das Gitter grüßte. Noch stand kein Wächter am Tor.

Hier war es schon still. Verspätete strebten den Ausgängen zu, und einzelne Pärchen suchten flüsternd entferntere Wege, um dort, vielleicht unaufgescheucht, die tiefere Dämmerung zu erwarten. Plötzlich, ganz in meiner Nähe, wurde Trommeln laut. Aber die Patrouille war mir nicht sichtbar; das Rasseln wurde schwächer, es verlor sich.

Mit abgenommenem Hut ging ich ein wenig hin und her und fühlte den leichten Wind, der die Bäume rauschen ließ, mit Wohlbehagen an meiner Stirn. Ich spazierte einmal um den runden See, wo am Tage die hübschen Jungen ihre Schiffchen schwimmen lassen, und setzte mich dort schließlich nieder, den Blick auf die Fassade des Schlosses gerichtet, über der der Himmel anfang, von den aufstrahlenden Lampen der großen Stadt rötlich zu erschimmern.

Es war ein köstlicher Ort und eine köstliche Stunde, und, wie mir das seit einiger Zeit, aus hinlänglichen Gründen, zu geschehen pflegt, die schöne Stille ließ traurige Gedanken durch mein Herz gehen. Kein Geräusch von Menschen war mehr hörbar; erst nach einer Viertelstunde etwa sah ich im Dämmer an dem andern Ende des Teiches eine Gestalt erschei-

nen, die sich langsam näherte. Ich unterschied einen mittelgroßen Mann in langem, dunklem Überzieher und Zylinder.

Fast genau vor meiner Bank machte er Halt und sah über die Wasserfläche hin. Dann kehrte er sich wie suchend um, trat auf mich zu und nahm in geziemendem Abstand neben mir Platz. Ich dachte flüchtig: Sonderbar, es stehen so viele leere Bänke um den See herum. Aber da der Andere sich still verhielt, vergaß ich seine Gegenwart fast sogleich wieder und verlor mich in die alte dunkle Träumerei.

„Sie seufzen, Herr,“ sagte der Unbekannte neben mir, und wirklich, das mochte ich getan haben, „Sie fühlen Kummer?“

„Vielleicht,“ sagte ich und griff nach meinem Hut.

„Gehen Sie nicht so schnell,“ bat die Stimme mit ihrem ein wenig fremden Französisch. „Man kann so vielen Leuten helfen.“

Ich stand auf, ohne weiter ein Wort zu verlieren und streifte das Gesicht des Mannes mit einem Blick. Aber dieses schmale, hartfaltige Gesicht, so seltsam in der Dämmerung, so seltsam unter dem hohen Hute, mußte ich kennen ...

Und nun war auch er schon aufrecht, faßte meine Hand und rief mich bei einem Namen, der nicht der meine war, den ich aber bei einer bestimmten Gelegenheit einmal geführt hatte. Sogleich erinnerte ich mich an diese Gelegenheit.

„Sie, Herr Steuermann,“ sagte ich, „das ist aber hübsch und merkwürdig!“ Und dann gingen wir zusammen um den kleinen See herum und riefen uns drei Nächte ins Gedächtnis, die wir vor einigen Jahren, nach eben geschlossener Bekanntschaft, im Hafenviertel von Marseille miteinander verbracht hatten.

In der dritten dieser drei amüsanten Nächte waren wir in einer Kneipe an der Rue du Refuge sogar in einen aus heiklen Ursachen entstandenen Krawall verwickelt worden. Man schoß mit Revolvern, und schließlich fanden wir es ratsam, durch allerlei Gäßchen und Gänge in der Richtung auf die Cannebière

davonzulaufen. Herr Barboza – wenn er seinerseits wirklich so hieß – wurde dabei von der genauesten Lokalkennntnis unterstützt.

„Damals wäre Ihnen der Zylinder hinderlich gewesen, aber Sie trugen auch keinen,“ sagte ich.

„Ja, nicht wahr, ich schaue jetzt würdig aus. Sie sehen, ich habe das »Band«.“

„Den Teufel! Als Ausländer ...“

„Unsinn natürlich. Aber ehe ich Ihnen erzähle, was ich treibe – wie geht es denn Ihnen? Sie waren vor drei Jahren auch nicht besonders munter und hoffnungsvoll. Sie arbeiten? Sie verdienen?“

„Mäßig, Herr Steuermann.“

„Aber nicht darum haben Sie geseufzt?“

Ich blickte auf und suchte durch die Dämmerung seine hellen Augen.

„Nein. Aber war es von Ihnen nicht eigentlich eine komische Idee, mich fremden Menschen so zu fragen?“

„Komisch, das kann sein. Ich erzähle Ihnen das alles ... Haben Sie für den Abend etwas vor?“

Ich dachte nach. „Nichts Besonderes, oder ich stelle es zurück. Aber Sie selber? Ein rangierter Bürger mit dem Band!“

Er lachte. „Nichts, nichts. Jetzt bin ich dienstfrei. Sie waren heute mein letzter Versuch.“

„Ihr letzter Versuch?“

„Ja, Sie werden hören ...“

Der Wärter öffnete uns das Tor. Wir überschritten die Straße und wählten vor dem Pantheon-Cafe ein Tischchen, das von lauten Gruppen nicht allzu nahe umgeben war.

„Ich habe Sie abends nie im Luxembourg gesehen,“ sagte er, während wir Platz nahmen.

„Ich esse sonst nicht so früh wie heute. Und Sie, sind Sie denn zu dieser Stunde immer da?“

„Ja,“ antwortete er, und ein eigentümliches Lächeln vertiefte die braunen Falten um seinen Mund. „Die Dämmerung ist meine Stunde. Da öffnet sich denen, die traurig sind, das Herz ...“

Ich sah ihn an, den ehemaligen Steuermann der portugiesischen Kriegsmarine, und versuchte meine Eindrücke zu ordnen. Es war deutlich, daß er mit seinen abendlichen Promenaden im Park sehr bestimmte Ziele verfolgte, daß er so etwas wie einen Beruf mit ihnen ausübte; aber nachdem ich mehrere nicht ganz appetitliche Möglichkeiten innerlich abgewiesen hatte, kam ich zu keinem Schluß.

Der Kellner erschien. Als er mit unserer Bestellung wieder gegangen war, sagte der Portugiese: „Zerbrechen Sie sich bitte nicht den Kopf. Und denken Sie nichts allzu Abscheuliches. Irgendein Handwerk muß der Mensch ja haben. Schreiben Sie immer noch Bücher?“

„Oh ja.“

„Tröstliche hoffentlich; darauf kommt es an, daß man die Menschen tröstet. Alle haben das irgendwie nötig. Und wenn man außerdem sein Brot dabei verdienen kann, nicht wahr ... Ich arbeite im Dienst eines Trostinstituts.“

Vor Verwunderung und mangelndem Verständnis öffnete ich den Mund. Barboza ließ sich Zeit. Sorgfältig nahm er seinen Zylinder ab, wobei ich bemerkte, daß noch immer dort, wo einst die Seemannsmütze gesessen hatte, die tiefgebräunte Haut seiner Stirne heller wurde.

„Sehen Sie, lieber Freund,“ begann er endlich langsam, „es gibt in einer großen Stadt wie Paris Befriedigung für alle Bedürfnisse. Die Befriedigung drängt sich sogar dermaßen auf, daß sie manchmal erst das Bedürfnis hervorbringt. Schauen Sie die Arbeiter an, die unter den Brücken Frühstückspause halten. Was frühstücken sie? Genau dasselbe, was die reichen Leute

frühstücken, Delikatessen sogar, nur eben in einer schlechtern Qualität. Glauben Sie, daß ihr Magen von selbst die Phantasie gehabt hätte, so komplizierte Leckereien zu verlangen? Nun, das ist bloß so ein Beispiel ... Aber haben Sie sich auch einmal klargemacht, daß es für eine bestimmte, ganz bestimmte Art von Bedürfnissen durchaus keine käufliche Stillung gibt? Und gerade für die, die am mächtigsten in den Seelen regieren, die, wenn sie unbefriedigt bleiben, ein Herz am bittersten vergiften ...?“

„Nun?“

„Fragen Sie nicht: nun? Kommen Sie doch von selber darauf. Welche Wunden brennen denn am tiefsten, am längsten?“

„Ich zuckte mit den Achseln. „Oh,“ sagte er, „denken Sie jetzt nicht an Ihren eigenen Kummer (ich weiß, daß Sie einen haben) erinnern Sie sich, verallgemeinern Sie!“

„Wunden der Eitelkeit,“ sagte ich zögernd.

„Ah, sehr gut, sehr gut,“ antwortete er und setzte mit einer raschen, zufriedenen Bewegung den Hut wieder auf. Der Kellner stellte die Gläser vor uns hin.

„Jawohl,“ wiederholte Barboza, „jawohl. Gekränkte Eitelkeit, getäuschter Ehrgeiz, unbelohntes Streben: das sind Wunden, für die es bis jetzt noch keine Heilung gab, bis jetzt noch nicht ...“

„Aber nun haben Sie eine gefunden?“

„Ich, lieber Freund, ich? Aber Sie überschätzen mich. Ich bin nichts als der kleine Diener einer mächtigen Organisation. Mein Institut ... Aber ich werde Ihnen erzählen ...“

Was ich nun vernahm, war in so hohem Maß phantastisch, daß ich mehr als einmal nahe daran war, dem Portugiesen die Hand auf den Arm zu legen, mit der Erklärung, ich sei nicht willens, mich so toll belügen zu lassen. Ich unterließ es immer wieder, weil mich derselbe Klang von Ehrlichkeit, ja – ich wüßte es nicht anders zu benennen – von Kindlichkeit, der



mich schon damals in Marseille an seiner Stimme bezwungen hatte, davon abhielt. Es ist ein Klang, den man an vielen Franzosen, Italienern, Spaniern, auch solchen in wenig Vertrauen erweckenden Umständen, bemerken kann, und der mir mehr als manches Andere eine gewisse Unschuld des Geistes anzuzeigen scheint, die der Romane nicht leicht verliert.

Es gab, wollte ich also dem Steuermann vollen Glauben schenken, hier in Paris, in einem von außen langweiligen Hause einer langweiligen Straße, ein Etablissement, das allen denen, die in ihrem Bedürfnis nach Anerkennung vom Leben enttäuscht worden waren, Tröstung verhieß und verschaffte. Allen ... oder wenigstens denen, die zu den Qualen ihrer Eitelkeit nicht auch noch die Last der Armut zu tragen hatten. „Für diese freilich ...“ sagte Barboza und hob die Hände in einer bedauernden Bewegung.

Aber für jeden Andern war dort Ersatz zu finden. Der manigfachste Ehrgeiz wurde gestillt. Der Politiker, der kein Glück gehabt hatte, der es trotz unendlicher Mühen nicht zum Staatssekretär, nicht zum Deputierten, vielleicht nicht einmal zum Munizipalrat gebracht hatte, der unbekannt und ungenannt seinem Ingrimme lebte – hier fand er einen Saal voll begeisterter Anhänger, die bezwungen seinen Reden lauschten, die auf jede seiner Pointen mit verständnisvollem Beifall oder Lachen antworteten, hier fand er Gegner, die ihn mit ritterlicher Hochschätzung bekämpften, aber auch Störenfriede, die von der enthusiasmierten Menge beinahe gelyncht wurden, – während er, der Redner, lächelnd, mit gekreuzten Armen, in den Tumult blickte ...

Hier fand der hartnäckige, auf kostbarem Papier mehrfach gedruckte, aber von niemand entdeckte Ästhet sein Publikum: sei es, daß er im dunklen Zimmer, nur selbst beleuchtet von zwei Kirchenkerzen, seine Poesien vortrug, sei es, daß die zarten Gebilde seines lyrischen Dramas im intimen Rahmen eines

Bühnchens zum Leben erwachten, vor einer Versammlung, die aus Ergriffenheit nicht atmete ...

Hier konnte sich der Plumpe und Geistlose, der seiner Abmängel wegen niemals dazu gelangt war, in der Gesellschaft ein wenig verwöhnt, ein wenig beachtet oder auch nur mit Freundlichkeit ertragen zu werden, als Mittelpunkt eines glänzenden Kreises fühlen ...

„Eines glänzenden Kreises?“

„Eines glänzenden Kreises,“ antwortete Barboza. „Das Institut ist bewundernswürdig organisiert. Wahrhaftig, ich sage das nicht, weil ich dafür arbeite. Denn,“ fügte er mit einem angenehmen Lachen hinzu, „seit ich Sie wieder erkannt habe, weiß ich ja, daß Sie nie und nimmer zu unsern Klienten gehören werden, aus guten Gründen ...“

„Aus sehr guten Gründen ... Ich hoffe Herr Steuermann, Sie verstehen darunter, daß mir durch meine Eigenschaften die Möglichkeit gegeben ist, ohne solche Surrogate durchs Leben zu kommen ...“

Er sah mich an, vergewisserte sich, daß ich im Scherze rede, und sagte mit hochgezogenen Brauen und achtungsvoller Kopfneigung: „Auch ...“

Wir lachten beide. „Mir scheint übrigens doch,“ sagte ich dann, „daß die Leute, die für Ihr Institut Geld ausgeben, ein klein wenig närrisch sein müssen? Wie wollen sie denn trotz all ihrem Geld zu einer Illusion kommen? Sie *wissen* ja doch ...

„Sie wissen! Oh, liebster Freund, wie sehr unterschätzen Sie die menschliche Natur! Wie wenig werfen Sie in die Wagschale, was Selbstüberwindung kann. Lassen Sie sich sagen, daß von unseren Klienten fast jeder, und das nach ganz wenigen Sitzungen, dahin kommt, unsere Trugwelt für die eigentliche und wahre zu nehmen.“

„Hören Sie ...“

„Ja. Natürlich verliert er nicht sein Gedächtnis, natürlich weiß er noch so dunkel, daß hier eine Verabredung vorliegt. Aber wenn unsere Leute ihre Rollen gut spielen, – und seien Sie gewiß, das tun sie – so wird er bald zur Überzeugung kommen, daß es ihm trotz allem gelungen sei, auf dieses Publikum Eindruck zu machen, daß er dank einem gewiß seltsamen, aber höchst glücklichen Zufall hier, gerade hier vor denjenigen Leuten sich produziere, die ihn auf der ganzen Welt am besten zu würdigen verstehen. Können Sie sich da nicht hineindenken?“

„Ich versuche es, Herr Barboza.“

„Und dann, vergessen Sie eines nicht! Von unseren Kunden wissen durchaus nicht alle, daß es sich um ein abgekartetes Spiel handelt. Wir haben viele, die bessere Chancen mitbringen ...“

„Denen von Freunden diese Täuschung zubereitet wird?“

„Ganz so. Von zärtlichen Verwandten, von Freunden. Oh, wir erleben manches Rührende. Da haben wir eine kleine blonde Frau, die alle vier Wochen ihrem Mann von einer wohlbesuchten Versammlung akklamieren läßt ...“

„Ein Politiker?“

„Nicht eigentlich. Er ist der Meinung, daß der größte Teil aller irdischen Übel aus der Sitte des Huttragens entspringe. Bloß keine Hüte, die das Gehirn bedrücken! Schirme bei jedem Wetter! Er strebt ein Gesetz an, das diesen Inhalt besitzen soll. Wir haben ernstlich beraten, ob wir nicht geheime Vorbesprechungen von Deputierten für ihn veranstalten könnten. Mit einigen wirklichen und vielen imitierten. Geld tut manches ...“

„Ich hielt mich nicht, ich ließ meiner Heiterkeit den Lauf. Barboza betrachtete mich aus seinen Seemannsaugen.“

„Lachen Sie nur. Aber ich meine, das Ganze müßte Ihnen interessant sein. Für die Halbheiten in der menschlichen Seele gibt es vielleicht kein besseres Beobachtungsfeld ... Natürlich

ist ja auch von denen, die nicht selbst ihre Bestellung machen, keiner ganz und immer getäuscht. Sie könnten schon sehen, die Herrschaften, aber sie wollen nicht. Der Mensch hat eine unglaubliche Fähigkeit, seine Augen zu verschließen ...“

Ich sagte: „Sie haben sich verändert seit unserer Rue du Refuge, Herr Barboza. Ich glaube, damals waren Ihnen die Seelen anderer Leute eher gleichgültig ...“

„Das Metier,“ erwiderte er. „ Und glauben Sie mir: nichts lernt sich rascher als Psychologie. Sie ist das Leichteste.“

„Das ist wahr,“ sagte ich mit Entschiedenheit. Ich dachte an sieben neue deutsche Romane, die zu Haus auf meinem Schreibtisch lagen, sämtlich bis zur zwanzigsten Seite aufgeschnitten.

Um uns war es lauter geworden. Am Nebentisch befand sich eine kleine Gesellschaft: zwei schlanke Mädchen aus dem Quartier, deren Puderduft zu uns herüber streifte, machten eifrig einem Engländer den Hof, der töricht, verstockt und mißtrauisch zwischen ihnen saß. Barboza blickte auf seine Uhr.

„Heute gibt es eine Abendsitzung bei uns,“ sagte er, „veranstaltet für jemand, der durchaus ein Frauenmann zu sein wünscht, um jeden Preis. Gott, ein schrecklicher Kerl ...“

Und für einen Augenblick schien etwas Selbstbewußtes in seine Haltung zu kommen. Ich bemerkte, daß die beiden Mädchen zu ihm herübersahen, und daß für sein Ohr bestimmt war, was sie sprachen. Nein, wahrhaftig, er war noch kein resignierter Bürger ...

„Ich kann es einmal versuchen,“ fuhr er fort. „Ich werde Sie mitnehmen. Es macht Ihnen wohl nichts aus, ein wenig Komödie mitzuspielen?“

So hatte er mir kein Märchen aufgebunden? In diesem Augenblick wurde es mir bewußt, daß ich eigentlich nichts von allem geglaubt hatte.

Aber er war aufgestanden. Wir legten Geld auf den Tisch ...

„Marbeuf!“

Wir waren unter der Stadt gegen den Großen Stern hin nach Westen gebraust.

Mein Begleiter machte vor einem riesigen, modern langweiligen Hause Halt.

„Sieht es nicht nach gar nichts aus?“ fragte er.

„Nach gar nichts.“

Er drückte in drei Wiederholungen je fünfmal hintereinander auf den Klingelknopf. Die Tür sprang auf, und über eine mit blauen Teppichen belegte Marmortreppe banalen Geschmacks stiegen wir zum Entresol hinauf. Irgendwo pochte Barboza, öffnete sogleich und begrüßte einen kleinen, schwarzbärtigen Herrn, der, hinter seinem Diplomatenschreibtisch fast verborgen, zu arbeiten schien.

„Nun?“ fragte der kleine Herr mit einer ziemlich unverschämten Gebärde gegen mich.

„Nichts. Es war heute nichts. Aber ich habe einen Freund getroffen, der sich für unsere Sache interessiert.“

„Interessiert, so, interessiert!“ rief der Andere und warf seine Feder hin.

„Jawohl, und der sie sich sein wenig ansehen möchte.“

„Möchten Sie, aha, möchten Sie,“ sagte das Männchen nun keifend zu mir, „das ist aber durchaus nicht so einfach ...“

„Das ist sogar sehr einfach,“ bemerkte Barboza. „Dieser Herr hat mir vor vier Jahren einmal das Leben gerettet. Da habe ich wohl das Recht, ihn während einer halben Stunde zu amüsieren, wie?“

„Das Leben gerettet, so ... meinetwegen.“

„Nun also,“ erwiderte Barboza. Ich verbeugte mich und wir gingen.

„Sauber habe ich Ihnen das Leben gerettet!“ sagte ich auf der Treppe. „Ich bin ganz einfach mit Ihnen davongelaufen damals ...“

„Natürlich,“ antwortete er, „aber nicht gern. Darauf verstehe ich mich.“

Unsinn war das, aber wie er es sagte, war sein Blick so freundlich, sein Ton so zart, daß ich in dem Augenblick dachte, es müßte nicht übel sein, ihn zum Freunde zu haben ...

„Also,“ sagte er, da wir auf der Höhe des zweiten Stockwerkes angelangt waren, „Sie finden nun in einem Salon zwei Dutzend Leute um einen armen Narren versammelt, der auf der Welt keinen andern Ehrgeiz kennt, als den, von den Frauen vergöttert zu werden. Leider hat er alle Eigenschaften, die einen Menschen lächerlich machen müssen, und er ist es auch überall in sehr hohem Grade. Hier aber, bei uns, ist er der große Mann, hier umdrängen ihn die Frauen und hängen an seinem Munde, hier machen sie ihm alle Avancen, auch die deutlichsten (oh, es gibt sonderbare Szenen, Sie werden ja sehen) hier triumphiert er über alle Herren des Kreises, und zwar ist dafür gesorgt, daß er stattliche und geistvolle Rivalen aus dem Felde zu schlagen hat ...“

Hinter den Türen war es lebendig, ein Murmeln schwoh an, wir hörten erregte Rufe. Männerstimmen waren zu unterscheiden und dazwischen helle, ängstliche Laute von Frauen.

„Ein Zwist, ein eifersüchtiger Zwist,“ erklärte Barboza. „Das gehört mit dazu. Kommen Sie...“

Ich hielt ihn zurück. „Aber,“ sagte ich, „das ist doch wahrhaftig der Illusion nicht zuträglich, wenn wir beide so im Straßenanzug hereingeschneit kommen.“

„Was mich betrifft ...“ meinte er und ließ seinen Frack sehen. „Und Sie habe ich eben einfach von der Bahn abgeholt. Ein auswärtiger Freund ... Die Freiheit des Intimen ... Und

übrigens, vergessen Sie doch nicht, daß hier jemand getäuscht werden *will*.“ „Ja,“ sagte ich, „immerhin ...“

Drinnen hatte man sich für den Augenblick offenbar beruhigt. Wir betraten ein Vorzimmer. Aber während uns der Lakai ernst die Mäntel abnahm, schien die Gesellschaft wieder erregter zu werden, man vernahm eine unsympathische Mannesstimme, die kurze Worte ausstieß, dann trat von Neuem eine etwas unheimliche Stille ein.

Mein Begleiter faßte mich am Arm. „Übrigens, das vergaß ich zu sagen, der Mann heute ist einer, der von nichts weiß, oder doch beinahe von nichts. In Liebessachen ist das ja auch leichter festzuhalten. Und nun ...“

Er wandte sich um und sagte mit freundlichem Lächeln: „Bitte, wollen Sie melden, Jacques.“

Der Diener, der in seiner schwarzen, mit Silbertressen besetzten Livree stumm dagestanden hatte, trat vor. Aber in dem Augenblick, da er die Hand auf die Klinke legte, flog er von einem heftigen Stoße zurück. Die Tür ging aufs und, rechts und links begleitet von Herren im Abendanzug, die eifrig auf ihn einredeten, erschien ein kleiner, magerer Mensch von unappetitlich käsigem Teint und ohne Haare, der mit einer heiseren Stimme Rufe der Empörung laut werden ließ ...

„Unerhört,“ sagte er, „oh, es soll ihm schlecht bekommen. Er wird ja sehen ... Mit mir spaßt man nicht ... Ja, begleiten Sie mich nach Hause, meine Herren! Wir werden sogleich alles ordnen ... Ah, er wird sehen, er wird sehen ...“

Wir waren, Barboza und ich, rasch zur Seite getreten und von dem kleinen Aufgeregten wahrscheinlich gar nicht bemerkt worden. Der Diener eilte voraus, um, empfangenem Geheiß folgend, den Wagen vorfahren zu lassen; und bald hörten wir die Stimmen der Drei auf den unteren Treppenabsätzen verhallen.

„Das Duell,“ sagte Barboza gleichmütig. „Ich vergaß, daß das auf heute festgesetzt war. Er soll alle Genugtuungen erleben, der Gute ...“ Und es erschien ein richtiges Spitzbubenlächeln auf seinen Lippen.

Ich antwortete nichts ...

„Kommen Sie, wir gehen,“ sagte er wieder. „Es tut mir leid, daß ich Sie umsonst mitgeschleppt habe.“

„Oh, umsonst ...“

„Ein andermal werden Sie mehr sehen. Erlauben Sie, daß ich Sie ein Stück begleite.“

Wie wir im Begriff waren, den Vorraum zu verlassen, öffnete sich hinter uns ein wenig die Tür, und neugierig spähend ließ sich ein Frauenantlitz sehen, doch nur um im Augenblick wieder zu verschwinden.“

„Nette Frau,“ meinte ich. „Ja, ganz niedliche Tierchen sind dabei,“ sagte Barboza, und wir stiegen die Treppe hinunter.

Draußen war es milde und klar. Wir erreichten die Champs Elysées und gingen sie beinahe schweigend hinab. Schließlich verabredeten wir ein neues Zusammentreffen, und bei dieser Gelegenheit nannte ich, zum ersten Mal, an der Stelle des Pseudonyms von Marseille meinen Namen. Er lächelte ein wenig. Aus unserm neuen Rendezvous ist dann übrigens doch nichts geworden, durch meine Schuld.

Mitten auf der Place de la Concorde verabschiedeten wir uns. Es war ziemlich spät und schon still. „Übrigens,“ sagte er und hielt meine Hand in der seinen, „was war es denn nun, was Sie heute abend im Park so tief hat seufzen lassen? Ein irreparables Übel?“

„Ja,“ sagte ich.

„Sie haben jemand verloren?“

„Ja. Und nicht wahr, dagegen läßt sich wirklich nichts tun ...“



Er schieg einen Augenblick. Dann vollführte er eine Handbewegung dorthin, von wo die Säulenfront der Madeleine-Kirche zu uns herdämmerte. Und während seine Züge sich verwandelten, während die Larve des Bürgers und die des Abenteurers nacheinander abfielen, während sein Gesicht einen Ausdruck gewann, den es vielleicht im Sturm auf dem Meere gezeigt hatte, den eines einfachen kindlichen Menschen, sagte er langsam: „Beteten.“

## **Der Schatten (1916)**

Ich bin erst zweiunddreißig Jahre alt, und doch ist mein Leben schon so gut wie abgeschlossen. Ich werde, eingegrenzt in den engen Kreis meiner Pflichten, kaum mehr neue Ausblicke tun, und was meine Laufbahn als Beamter an unserer Großherzoglichen Staatsbibliothek angeht, so hat auch sie mir weder Überraschungen noch höhere Ziele mehr zu bieten, weil mich mein äußerer Bildungsgang von der Anwartschaft auf eine der oberen Verwaltungsstellen ausschließt. Mein Jahresgehalt beträgt heute 2500 Mark, und es wird steigen bis zur Höhe von 4800 Mark – Summen, die Einschränkung verlangen, die aber für einen unverheirateten Mann wohl genügen können.

Und ich glaube nicht, daß ich mich noch verheiraten werde. Die Vorstellung, jeden Abend, wenn ich ermüdet, nach Sammlung verlangend, vom Amte komme, eine mitteilungsbedürftige Dame bei mir vorzufinden, flößt mir eher Schrecken als Sehnsucht ein. Es wäre mir leid um meine Abende. Wie schön ist es, auf meiner kleinen Veranda, die auf den Stiftsgarten hinausgeht, an Sommerabenden zu sitzen, durch nichts abgelenkt von der Lektüre als hie und da durch ein Insekt, das an die Lampe stößt. Oder im Winter hinter den dicken, roten Vorhängen, die ich mir vor nun zwei Jahren zu Weihnachten geschenkt habe.

Freilich, auch der Frühling und der Frühherbst haben ihre Abende, und die sind nicht ohne Gefahren. Ein roter Schimmer liegt über den Straßen, streichelnde Luft weht, und wenn auf

meinem Heimweg eine der langsam und sorglos dahingehenden Damen meine Augen mit ihrem Blicke trifft, so wird mein Verlangen nach der stillen, kleinen Wohnung sehr gering. Aber ich bin, in Gottes Namen, gescheit genug, um sogleich über mich selber zu lachen. Eine Liebelei, mit all ihrem Umtrieb und regellosen Wesen als teure Zahlung für das bißchen Süßigkeit – ach nein.

Ich sage nichts gegen die Liebe. Eine Liebe, eine Leidenschaft, ja die könnte mich gewiß bestimmen, das kleine, egoistische Glück meines Alleinseins zu opfern. Aber ich werde nicht zum zweiten Male Leidenschaft fühlen. Für einen Menschen meiner Art ist schon Ein solches Erlebnis fast erstaunlich viel, und ich glaube zu wissen, daß mein Herz in jenem ersten Feuer sich gehärtet hat und unempfindlich geworden ist.

Es ist zwei Jahre her, daß ich die Einzige verloren habe. Sie, die ich liebte und – ja – besaß, ohne daß sie darum wußte, ohne daß ich jemals eins ihrer seidenen Kleider mit meinen Händen angerührt hätte. Ja, damals verbrachte ich meine Abende nicht im Lehnstuhl mit einem Quartband auf den Knien: ich war bei ihr, bei ihr.

Die Schicksale aller Lebenden gehen sonderbar durcheinander, und sonderbar hängen sie voneinander ab. Daß ich den Weg zu jenen Ereignissen, den Weg zu jenem leidensvollen Glücke fand, das hatte ich einem schrecklichen Unheil zu danken, von dem eben damals eine blühende, menschenreiche Stadt im entlegenen Süden getroffen worden war ...

Nie zuvor hatte ich ein Kinematographen-Theater besucht, ja ich hatte sogar in einer öffentlichen Versammlung, die der durch sein soziales Wirken wohlbekannte Schulrat Schlohmeyer abhielt, einmal eine Resolution mitunterzeichnet, die zum Kampf gegen die verrohenden und schlüpfrigen Darbietungen auf diesem Gebiete energisch aufrief. Nun aber war zu jener Zeit, wie es in aller Erinnerung steht, die Stadt Messina von einem vernichtenden Erdbeben heimgesucht worden, und das

Lichtspielhaus an der Ottostraße, an dem mich mein täglicher Weg vorüber führt, kündigte in seinen hohen, bunten Affichen Photographien des unglücklichen Ortes an. Ich war diesem Ereignis nicht nur mit der in mir, wie in jedem Empfindenden, geweckten menschlichen Anteilnahme gefolgt, sondern, da ich kurz zuvor die Lektüre des ausgezeichneten Werkes von Fuchs „Vulkane und Erdbeben“ beendet hatte, noch mit einem besondern Interesse; so erstand ich mir eines Spätnachmittags eine Karte für den zweiten Platz des Etablissements und betrat den zu dieser Stunde mäßig besetzten Raum.

Die Bilderfolge, die sich eben abspielte, war nicht diejenige, der mein Besuch galt. Ich bemerkte nur eben noch, wie eine große Menge von Fußgängern und Radfahrern, aber auch mehrere Droschken und Lastwagen in der Verfolgung eines kleinen, struppigen Hundes eine Landstraße vorwärts eilten, – ein mir nicht verständlicher Vorgang, der sein Ende in einem allgemeinen Wirrwarr und Übereinanderstürzen fand. Nach einer kurzen Pause verdunkelte sich der Saal wiederum, und es erschienen auf der beleuchteten Fläche zwei Seehunde, die unter der Leitung ihres Dresseurs drollige Kunststücke ausführten.

Konnten solche harmlosen Bilder geeignet sein, mich an meinem bisherigen strengen Standpunkt Kritik üben zu lassen, so schien die Ankündigung des nächsten Stückes, wie sie nun in zollhohen Lettern sich zeigte, dem Eifer des Herrn Schlohmeyer und unserer Resolution doch wieder Recht zu geben. Es stand zu lesen:

*Der Vampyr*  
Sensationelles Drama in zwei Akten  
gespielt von Mme. Daurion, vom Théâtre des Arts  
und  
M. Leperche, vom Théâtre de la Porte-St.-Martin  
in Paris.

Diese Ankündigung verschwand, es erschien das erste Bild. In einem Sessel in der rechten vordern Ecke eines von eleganten Paaren belebten Saales saß sie, ganz allein ...

Sie hielt sich abgewendet, schien irgendwohin unter die Tanzenden zu sehen, und ich erinnere mich deutlich, daß sie dem Beschauer zunächst nur einen schwachen Schimmer ihres Profils darbot. Aber schon beim Anblick ihres Nackens, von dem ein süßer Flaum dunkler werdend zu ihren Haaren aufstieg, beim Anblick ihrer betörend gerundeten Schultern fühlte ich, wie eine mir unbekannte Schwäche sich durch meinen Körper verbreitete, und wie meine Füße anfangen zu zittern. Als dann ein hochgewachsener junger Herr sich aus dem Gewirr der Ballgäste loslöste und zu ihr hintrat, sah ich ihr Gesicht. Sie hielt mit einem zugleich bösen und hingebenden Lächeln ihre Augen auf ihn gerichtet – Augen, von denen ich, der farbenlos schwankenden Projektion zum Trotz, sogleich, unvermittelt wußte, daß sie von tiefem, strahlendem Grau waren, und daß ihr Weißes wie Perlmutter glänzte. Allein ich verweilte nicht auf ihren Augen. Ich hing an ihrem Munde, der zu dem eleganten Herrn vor ihr hinaufsprach, mit Bewegungen wie ein wolüstiges kleines Tier. Wirklich – es brachte den Eindruck eines selbständig belebten Wesens hervor, wie diese blutvollen, breiten und doch zarten Lippen sich langsam trennten und wieder vereinigten und auf Augenblicke den weißen Glanz der Zähne blitzen ließen, wie seine Winkel, schmerzlich oder zu einem Lächeln, sich verzogen, wie einmal die Spitze der Zunge, schmal und flink, vom Blick kaum zu erhaschen, an der Oberlippe sich zeigte ... Sie erhob sich dann, sie brachte in sachten Biegungen ihren schönen, frauenhaften Leib zur Wirkung, und als sie, Abschied nehmend, an der großen Tür des Saales sich noch einmal umwandte, da ließ sie, mit einem begehrenden und verheißenden Blick, dem Spiel nach jenen gepflegten Herrn, in Wahrheit aber mich verwirrt und bezaubert hinter sich zurück.

Die zweite Abteilung des „Dramas“ – aber schon hätte ich kaum mehr die Fähigkeit gehabt, das Wort Drama in höhnischen Anführungszeichen zu denken – brachte erst die Erklärung seines Titels. Denn in einer warnenden Traumvision erblickt hier der Liebende die begehrte Frau in ihrer furchtbaren Eigenschaft als männermordender Vampyr; und er erwacht geheilt. Vielleicht lag in dieser Wendung ein sittliches Moment, das die Vorgänge in Schulrat Schlohmeyers Augen hätte entschuldbar erscheinen lassen, aber ach, wie fern war ich bereits von allen volkserzieherischen Betrachtungen. Von der tiefsten Gleichgültigkeit erfüllt gegenüber dem Schicksal dieses auf eine mir widerliche Weise glattfrisierten Herrn, der wohlgekleidet auf seiner Chaiselongue träumte, sah ich nur sie ... und ich liebte sie bereits. Denn es war natürlich Aufgabe der selben Künstlerin, auch das schöne Schreckbild der Vision zu verkörpern, und beklemmend und aufreizend stellte sie die Biegsamkeit ihrer Gestalt, das Erstrahlen ihrer Augen, die sinnliche Gewalt ihres Mundes in den Dienst dieser Aufgabe. Ja, die Kraft ihrer Darstellung bei dem geringfügigen Anlaß einer kinematographischen Aufnahme erschien mir außerordentlich, und ich vermochte nur schwer zu glauben, daß nichts als die berufliche Selbstüberredung der Schauspielerin diese herrliche Frau dazu bringe, ihrem Spiel eine so erregende Wahrhaftigkeit zu verleihen.

Und meinen tastenden Gedanken wurde die Richtung gewiesen, als ich gegen Ende des Traumes, in einem Moment, da der junge Mann dem Entsetzen des Alpdrucks fast schon zu erliegen scheint, einen Blick erhaschte, mit dem seine Augen in die der schönen Frau tauchten. Es war ein Blick zärtlichen Einverstehens, rasch ausgelöscht; allein ich hatte ihn bemerkt. Und ich bemerkte auch die wollüstige Wahrheit der Gebärde, mit der sie sich zuletzt ganz auf ihn niederwarf, um ihre weißen, breiten Zähne in seinen Hals zu schlagen ...

Das Schrecknis verschwindet, der Schläfer erhebt sich, mit schmerzdem Kopf und verändertem Sinn, genesen. Aber das sind ja Torheiten ... Ich verließ das Theater, ohne die folgenden Vorführungen abzuwarten, erfüllt von Liebe, schwankend unter dem Sturm meines aufgepeitschten Blutes, ein Opfer der Sehnsucht und der Eifersucht.

Ich habe dann Wochen, Monate hindurch in einer aufreibenden und süßen Gemeinschaft mit dem üppigen Phantom dieser Frau gelebt, das nun fast allabendlich, wie den Scharen von Arbeitern, Kleinbürgerfrauen und halbwüchsigen jungen Leuten, so auch mir seine heiteren und tragischen Rollen vorspielte. Denn natürlich beließ ich es nicht beim Zufall des einen Schauhauses und der einen Bilderfolge. Ich wußte von jener Versammlung unter dem Vorsitz des Herrn Schlohmeyer her, daß in unserer mäßig großen Residenz nicht weniger als neunzehn dieser Etablissements nebeneinander florierten, – ein Umstand, der mich damals gleich den andern Teilnehmern mit einigem Entsetzen erfüllt hatte, und der mich jetzt hoffnungsvoll stimmte. Und wirklich, es zeigte sich bald, daß ich für die Zukunft damit rechnen konnte, in fünf der Theater allwöchentlich jene schönen Gesichtszüge und Bewegungen zu genießen: diese fünf nämlich bestritten regelmäßig einen Teil ihrer Programme aus den Aufnahmen der großen Pariser Gesellschaft, die das klare und sichere Mienen- und Gestenspiel von Frau Daurion zu würdigen und die Künstlerin an sich zu fesseln gewußt hatte.

So verbrachte ich meine Abende abwechselnd in den prunkvoll geräumigen und in den ärmlich beengten dieser Vergnügsstätten. Mein ganzes außerberufliches Denken war von dem Problem erfüllt, wie ich dem schönen Schatten am meisten und am besten mich nähern könnte; stets hatte ich eine Anzahl von Spielprogrammen mit kindisch marktschreierischen Filmmamen im Kopfe, und manchmal bewirkte es eine sorgfältige Kombination, daß ich, ohne viel Gleichgültiges mit in Kauf

nehmen zu müssen, sie, die ich liebte, am gleichen Abend in drei verschiedenen Rollen anstaunen und begehren durfte.

Im Allgemeinen zeigten die Bilderfolgen, in denen Frau Daurion erschien, den Rahmen und ungefähren Inhalt französischer Gesellschaftsstücke; zumeist also hatte sie ihre berückende Art in den Dienst einer lächerlichen Vereinigung von Finanzintrigue und Liebesspiel zu stellen. Aber ich sah sie doch auch als weiße Ansiedlersfrau vor mordlustigen Rothäuten durch amerikanische Ebenen fliehen, sah sie als Freiheit begehrende Favoritin einem niedrig gesinnten Pascha den Dolch ins Herz stoßen, sah sie – und dies war ein Anblick, den nicht nur ein von der Liebe umflorter Geschmack gutheißen mußte – als Marie Antoinette vor der Barre des Revolutionsgerichts.

Wenn ich von Anfang an diese und ähnliche Arten von Vorführungen jenen Pariser Szenen entschieden vorzog, so lag das gewiß nicht nur daran, daß hier sich das freie und leidenschaftliche Wesen meiner schattenhaften Geliebten großartiger entfalten konnte. Sondern auch, und hauptsächlich, daran, daß mir in ihnen der Anblick dieses Herrn Leperche, dieses aufreizend wohlgepflegten Gegenspielers, erspart blieb, der mir ja gleich am ersten Abend durch ein über die Vorstellung weit hinausreichendes Einvernehmen mit Frau Daurion verbunden erschienen war. Seine Fähigkeiten beschränkten ihn offenbar auf jene gesellschaftlichen Pantomimen; nur hier sah ich ihn auftreten und immer wieder heimliche Beweise der Neigung empfangen, zu meinem ohnmächtigen, eifersüchtigen Haß.

Denn ja, ich war eifersüchtig, und ich litt an ihr, ich – an ihr, die im Lichte der französischen Hauptstadt ihre Triumphe feierte und ein zehnfaches Leben führte, und die dem Erdkreis mit bewegten Silhouetten nachlässig Begriffe ihres Liebreizes austeilte. Oh, ich lag damals schlaflos in manchen Nächten, aber ich wußte zugleich, daß niemals ein Verlangen lächerlicher und aussichtsloser gewesen war. Ich war so weit entfernt vom Ur-

bild meiner Entzückungen wie etwa von einer Königin des Mittelalters, deren nachgelassenes Bild mich entflammt hätte. Den Gedanken und Wunsch, der mich einmal, abends in den freien Pfingsttagen, überfallen hatte: auf den Bahnhof zu eilen, den Schnellzug nach Paris zu besteigen, angekommen ihre Wohnung zu erkunden, bei ihr einzutreten, mich ihr zu Füßen zu werfen und dort, zu ihren Füßen, meine ungeheure Liebe auszustammeln und auszuweinen: – diesen Gedanken, absurd in jeder Phase, hatte ich mir gewaltsam aus der Seele gerissen ... Aber wäre es wenigstens so weiter gegangen, wie es ging, hätte ich doch immer länger mich dieses einsamen, leidensvollen, entnervenden Glückes zu erfreuen gehabt!

Oft erfaßte mich ein Verlangen danach, die Worte von ihren Lippen abzulesen, die sie in gewissen Augenblicken zu diesem Herrn Leperche, dem gewandten Partner, sprach. Denn ich war gewiß, diese beiden widerstanden dem Reize nicht, der darin liegen mußte, vor dem Erdkreis und dennoch unverstanden sich einander ihrer Leidenschaft zu versichern. Ich war gewiß, daß sie gerade an solchen Stellen der einfachen Schauspiele, die nicht mehr erforderten als einen Austausch höflicher Phrasen, sich mit mühsam beherrschten Gesichtern ihre Glut in glühenden Worten zu erkennen gaben. Sicherlich, wenn Frau Daurion, die übrigens nach meinem Dafürhalten bei dem Liebeshandel die weit mehr Beteiligte war, in einer der ersten, noch konventionellen Szenen dem Besucher eine Tasse Tee zubereitete, so fragte sie, mit diesem gütigen Lächeln ihres herrlichen Mundes, nicht: „Nehmen Sie Rahm oder lieber ein wenig Arok?“ sondern sie sprach: „Wüßtest du nur, mein Geliebter, wie rasend gerne ich jetzt deinen Arm um meinen nackten Rücken fühlte ...“

In eben jenen Wochen erschienen, noch immer angeregt durch jenes Vorgehn des Herrn Schlohmeyer, im Generalanzeiger unserer Stadt allerlei polemische Aufsätze, die sich, bald im angreifenden bald im verteidigenden Sinn, mit dem Kine-



matographen beschäftigten. Einer dieser Aufsätze, der übrigens, soweit ich mich darauf verstehe, nicht besonders gewandt abgefaßt war, und nach seinem wilden Eifer zu urteilen wohl den Besitzer eines Lichtspielhauses zum Urheber haben konnte, erregte eines Tages meine besondere Aufmerksamkeit. Und dies durch eine Stelle, die, nach vielen anderen Argumenten, auf die Wohltaten hinwies, die der Kinematograph geeignet sei allen denen zu erzeugen, die durch ihre Anlage vom Besuch der Theater ausgeschlossen sind – im Besondern den Taubstummen. Für diese unsere benachteiligten Brüder sei, sagte der Verfasser, der Ersatz ein um so vollständigerer, als sie die Fähigkeit besitzen, den handelnden Personen ihren Dialog vom Munde abzulesen. Und natürlich, fügte der Eingeweihte hinzu, sei es ja dem Schauspieler, der seine Kraft dem Dienste der Lichtspielkunst widme, nur dann möglich, eine Handlung überzeugend darzustellen, wenn er seine Bewegungen mit den genau entsprechenden Worten begleite. Darüber hatte ich nun freilich meine eigenen Gedanken, aber das hinderte nicht, daß der kleine Aufsatz mir zu denken und zu wünschen gab ...

Ich erinnerte mich, daß einer der jüngeren Lehrer am Taubstummeninstitute unserer Stadt schon seit längerer Zeit zu den regelmäßigen Benutzern der Großherzoglichen Bibliothek gehörte, und durch einiges Nachschlagen rief ich mir ins Gedächtnis zurück, daß ich selbst ihm vor Monatsfrist den Band „Die Seele des Kindes“ von Preyer ausgehändigt hatte. Die Leihfrist an unserer Anstalt beträgt fünf Wochen, und so war das Wiedererscheinen des jungen Mannes binnen kurzem zu erwarten. Ich war auch glücklicher Weise am Schalter, als er sein Buch zurückbrachte und sich dafür, was mir überraschend, aber angenehm war, das letzte, vielbesprochene Werk eines heutigen Romanautors erbot. Die Statuten der Staatsbibliothek erlauben das Verleihen unterhaltender Schriften nur für Ausnahmefälle und setzten mich in die Lage, dem jungen Pädagogen eine Gefälligkeit zu erweisen.

Ich wandte mich also, während der Diener den belletristischen Band aus einem der hinteren Säle herbeiholte, mit einigen Worten, die sich auf das vor mir liegende Preyersche Werk bezogen, an Herrn Gaiser, knüpfte mehrere interessierte und teilnehmende Fragen über seine berufliche Tätigkeit daran und hatte die Genugtuung, von ihm – dem wohl selten Gelegenheit ward, über sein wenig anziehendes Lehramt sich zu äußern – freudig und genau mit Erklärungen bedient zu werden. Er lehnte an einer Ecke des Schalters mir gegenüber und sprach zu mir, mit leiser, aber vielfach wechselnder Stimme, wobei sein bleiches, von einzelnen blonden Härchen bestandenes Gesicht sich ausdrucksvoll und fast gewaltsam verzog. Ich richtete mich ein wenig empor, denn sein Atem, der nach aufgeweichtem Brote roch, war mir beschwerlich, aber durch Zwischenrufe ließ ich ihn mein unausgesetztes Interesse erkennen und tat im gegebenen Augenblick die Frage, auf die es mir ankam: ob nicht die Möglichkeit bestehe, mich in der von ihm vielfach erwähnten Kunst des vom Munde Ablesens unter seiner Führung ein wenig auszubilden.

Ich hatte mir, um diesen ungewöhnlichen Wunsch zu rechtfertigen, eine kleine Geschichte ausgedacht, die ich wohl glaubwürdig, ohne Zögern, hätte vorbringen können, aber Herr Gaiser ließ mich nicht erst so weit kommen. Mit offenkundiger Freude sagte er mir sogleich die Erfüllung meiner Bitte zu, versprach, mir an jedem Abend, an dem ich es wünschen könnte, eine Stunde oder auch mehrere zu widmen und schüttelte mir, nachdem wir für den folgenden Tag das erste Zusammentreffen verabredet hatten, Abschied nehmend mit großer Herzlichkeit die Hand. –

Ich liebte, und wer liebt, muß Opfer bringen. Und vielleicht brachte ich, dessen Empfindung einem fühllosen Schatten galt, keins von den geringsten mit diesen Lehrstunden in dem dürftigen, ungelüfteten Zimmer, das Herr Gaiser im kahlen Gebäude der Taubstummenanstalt inne hatte. Aber ich zog den Auf-

enthalt in diesem Zimmer und den weiten abscheulichen Hin- und Rückweg durch die halb erhellte Vorstadt doch noch der anderen Möglichkeit vor, Herrn Gaiser meinerseits in meiner Wohnung zu empfangen, ihn mit seinem schlechten Atem und seinen schlechten Gewohnheiten mein Zimmer erfüllen zu lassen, aus dem ich mit den Jahren mir einen so lieben Zufluchtsort geschaffen hatte.

Übrigens hätten uns Zusammenkünfte außerhalb des Instituts wohl nicht im gleichen Maße gefördert, denn häufig fand es Herr Gaiser nützlich, mir zur Ergänzung seines Unterrichts den einen oder den andern seiner Zöglinge vorzuführen. Und wirklich hatte ich es nach wenigen Wochen so weit gebracht, daß ich bei mäßiger Schnelligkeit des Wort austausches mich mit diesen trübseligen, meist scheuen und widerwilligen Wesen leidlich verständigen konnte. Als mir dies zum ersten Mal bei einem sechzehnjährigen Mädchen in längerem Gespräche gelungen war, hatte ich die ganze darauffolgende Nacht ihr Gesicht mit den lautlos sich bewegenden Lippen in riesiger Vergrößerung halb träumend vor mir, und ich erhob mich aus diesen Einbildungen in einem körperlichen Zustand, der mich an jenem Tage kaum den Dienst versehen ließ. Doch schwächten sich derartige Wirkungen meines Unterrichts natürlich mit der Zeit ab; und schließlich bereitete mir der Gedanke sogar eine Art von halb schmerzlichem, halb lasterhaftem Vergnügen, daß ich durch diese verstümmelten Geschöpfe dazu gelangen sollte, meiner strahlenden Geliebten ihre üppigen Bekenntnisse vom Munde zu lesen.

Vom Besuch der Kinematographen-Theater hatte ich mich während dieser Wochen völlig zurückgehalten, um, mit der neuen Fähigkeit ausgerüstet, die neue, größere Intimität um so plötzlicher und um so heftiger zu genießen. Bei Herrn Gaiser erschien ich dann am letzten Abend mit einem schweren Bücherpaket unter dem Arm: ich hatte mir aus unseren Listen diejenigen pädagogischen und psychologischen Werke heraus-

geschrieben, die als wiedeholt und auf längere Zeit von ihm ausgeliehen sich gebucht fanden, und in hübschen Leinenbänden hatte ich sie beim Buchhändler erstanden. Er war allerdings erfreut über dieses „Ehrenhonorar“, wie ich es mit Lachen nannte, schien aber doch von meinem Verhalten in irgendeiner Weise enttäuscht zu sein. Dies konnte mich nicht weiter bekümmern; ich nahm auf herzliche und endgültige Art von ihm Abschied.

Die Hoffnungen, die ich auf meine Studien gesetzt hatte, wurden schon am nächsten Tage in überschwenglicher Weise erfüllt. In dem Lichtspieltheater an der Ottostraße wohnte ich einer Aufführung des „zweiaktigen Dramas“ *Der Ver-räter* bei, dessen simple, ja rohe Handlung gleichwohl Frau Daurion Gelegenheit bot, ihre Kunst und ihren Leib zu höchster Geltung zu bringen. Und nun, bei Gelegenheit einer Szene, da sie, ein Mädchen aus bürgerlicher Familie verkörpernd, im Alleinsein mit ihrem Verlobten, diesem ihre Liebe beteuert, vermochte ich zum ersten Mal zu sehen, zu hören, was sie sprach ...

Wieder war er es, den ich haßte, an den diese Ausbrüche sich richteten, und meine Eifersucht stieg mir erstickend in den Hals, da ich ihn, undeutlich, antworten sah, mit öden, leeren, gleichsam genierten Worten, aber diese Empfindung wurde doch überflutet von den heißen Wellen, die ihre entfesselte Seele über mich ausgoß. Oh, nicht ihm galten sie, diese bedenkenlos schmeichelnden, zügellos fordernden, schrankenlos verheißenden Worte aus ihrem streng und üppig gezogenen Mund, nicht ihm, der mit seinen eitlen Augen auch über die Rolle hinaus einen so schuldigen, so unebenbürtigen Eindruck hervorbrachte, – sondern mir galten sie, mir, der unter Tausenden, an denen diese Bilder vorüberzogen, der Einzige war, der hörte, der wußte, der sich die Frau statt des Schattens zu eigen nahm.

Aber durch die Last von Liebe, die auf mir lag, drang es mir noch ins Bewußtsein, welch eine Künstlerin, welch eine Be-

herrscherin der Rede sich hier darbot. Denn hätte sie nicht jedem ihrer Sätze und Ausrufe eine so außerordentliche, sinnvolle Betontheit verliehen, wie hätte ich, dessen Sprachkenntnisse ein bescheidenes Maß nicht überstiegen, und der ja auch bei jenem Unterricht dort in der Vorstadt nur gelernt hatte, Worte der eigenen Sprache an fremden Lippen zu erkennen – wie hätte ich ihre Liebesreden so bis ins Letzte hinein verstehen können? Das hatte fast für ein Wunder zu gelten. Oder war es mein Blut, das mir jede Einzelheit, jede Abschattung des Tones mit so brausender Deutlichkeit übersetzte?

Einerlei – noch hatte ich das Seltsamste und Höchste nicht erlebt. Denn wie sie dann, im ferneren Verlauf der einfältigen Handlung, den Geliebten der Untreue überführte und ihn anklagte, da, in ihrer großen Rede, während all ihre Gesten und Mienen aufs überzeugendste Zurückweisung, Verachtung, Drohung ausdrückten, auch da brachte sie es zustande, mit ihren wundervollen Lippen, die höhnisch und voll Ekel zu zucken schienen, Liebesworte der süßesten und innigsten Art zu sprechen. Diese aber, die keiner der anderen Zuschauer auch nur mehr zu ahnen vermochte, diese gehörten vollends nur mir allein ... Und als, in einem gewissen Moment, noch das Spiel des Mannes am Klavier plötzlich aussetzte, da war ich, in der erstaunenden Stille, die entstand, ganz allein mit der geliebten Frau, die, unter Gebärden des verachtenden Zornes, mir, mir, mir allein ihre seligmachende Liebe beteuerte!

Die projizierten Vorgänge fanden ihren Schluß, und nach einem Heimweg, der mich im Zustand glücklicher Trunkenheit weit herumführte, lag ich endlich, unfähig zu schlafen, auf meinen Kissen und sah durch die Dunkelheit, die mich umgab, in eine Zukunft, erleuchtet von wildem und verschwiegenem Glück.

Es dauerte in jenem Spielhause an der Ottostraße noch fünf Tage bis zum Wechsel des Programms, und in diesen fünf Tagen suchte ich in keinem der anderen Theater nach neuen Er-

scheinungen meiner Geliebten; ich begnügte mich damit, innerhalb der gleichen Handlung mich mit ihren Gesten und ihren heimlichen Worten mehr und mehr vertraut zu machen und war gewiß, auf solche Weise meinem Verständnis auch für alle künftigen Gelegenheiten die Wege zu ebnen.

Doch zu meinem höchsten Mißvergnügen brachte das nächste Programm in keinem der fünf Häuser ein Erscheinen der einzig Gesuchten. Mit meinem für den inneren Betrieb dieser Theater bereits geschärften Blick ahnte ich die Enttäuschung beim bloßen Überlesen der bunten Ankündigungen; um aber ganz sicher zu gehen, wohnte ich, vergebens, den Vorstellungen in allen diesen Sälen dennoch getreulich bis zum Ende bei ... Notgedrungen vertröstete ich mich auf die folgende Woche, aber nicht ohne eine gewisse Unruhe zu empfinden: ich hatte den schönen Herrn Leperche, und das war ein Fall, der bisher niemals vorgekommen war, in einem der simplen Dramen allein auftreten sehen, – allein oder vielmehr in Verbindung mit einer mir nicht bekannten Schauspielerin, der er nun mit großer Selbstverständlichkeit seine Eleganz und seine Affektation widmete.

Die andere Woche brachte, was ich gefürchtet hatte: Frau Daurion erschien wiederum nirgends. Ich begann, von den schlimmsten Ängsten geplagt, Erkundigungen einzuziehen. Zwar hörten mir die Besitzer der verschiedenen Häuser, denen ich durch mein regelmäßiges Erscheinen bekannt war, auf das freundlichste zu, aber weder war den meisten die für mich bedeutsame Veränderung besonders aufgefallen, noch konnte einer von ihnen irgendwelche Erklärungen abgeben. Der Eigentümer des beträchtlichsten Etablissements, eben desjenigen an der Ottostraße, erklärte sich schließlich zu einer Anfrage bei dem Zentralbureau bereit, das ihn, wie Dutzende gleicher Anstalten im Reiche, regelmäßig mit Filmprogrammen versorgte. Aber selbst von dieser Stelle, der man Orientiertheit wohl hätte

zutrauen können, kam kein irgendwie aufhellender Bescheid. Mir blieb auch weiterhin nichts übrig, als zu hoffen.

Doch von Woche zu Woche wurde mein Glaube daran geringer, daß ich meines bescheidenen und dennoch gewaltigen Glückes je wieder teilhaftig werden könnte. Nein, ich würde sie nicht mehr sehen. Sie war wohl tot, vielleicht abgestürzt bei einem Sommerausflug in die Savoyer Alpen, vielleicht irgendwo ertrunken, wie vor nicht langer Zeit eine der gefeiertsten Damen aus ihrer Sphäre ... Und doch brachte ich es nicht über mich, schon völlig zu verzichten, von dem Besuch der fünf Theatersäle schon völlig abzulassen, und immer wieder, von Zeit zu Zeit, sah ich auf der zuckenden Leinwand das geölte Haupt des Herrn Leperche erscheinen, seine weich und süßlich blickenden Augen, seinen viel zu gut gemachten Cutaway. Ich ging schließlich an diese Orte wie jemand, der auf einen Kirchhof geht und dort von absurden Gespenstern geäfft wird.

Ich mußte mir Gewißheit verschaffen. Zwar hatte ich in der Entwicklung dieser sonderbaren Angelegenheit meine kritische Vernunft nicht völlig eingebüßt, und oft fiel sie über mich her und bewies mir, daß ich im Stande sein müsse, dieses Zerrbild einer Neigung durch einen bloßen Willensakt zergehen zu machen; zuviel Ruhe und Kräfte habe es mich bereits gekostet, es stehe mir, selbst einen schlimmen Fall gesetzt, auf Trauer auch nicht das mindeste Recht zu. Aber ein menschliches Herz fragt nicht: bin ich lächerlich? sondern es schlägt und schmerzt.

Ich setzte mich eines Sonntagnachmittags an meinen Tisch und verfaßte nicht ohne Mühe einen höflichen Brief an jene große Firma in Paris, in deren Auftrag Frau Daurion sich so oft der photographischen Linse dargeboten hatte. Ich war beinahe gewiß, daß mich, in kurzen Worten, eine traurige Antwort erreichen würde, dennoch aber verbrachte ich die nun folgenden Tage in großer Spannung. Es vergingen zwei Wochen, ohne daß irgendeine Mitteilung eingetroffen wäre. Ich verfaßte ein zweites, dringlicheres Schreiben, dem eine unter Schwierigkei-

ten beschaffte französische Freimarke beilag, und das ich auf der Post versichern ließ. Und nun erschien eines Morgens die aufklärende Nachricht.

Sie kam in offenem Umschlag, nicht als Brief, sondern in der Gestalt eines Zeitungsausschnittes von älterem Datum. Ich entnahm den wenigen Sätzen, daß Frau Daurion, deren Verlobung mit einem Herrn der Pariser Gesellschaft den Lesern des Blattes bereits gemeldet sei, dem Wunsch ihres aristokratischen Bräutigams entsprechend auf ihre Bühnenlaufbahn und also, dies war in einem Nebensatze eingefügt, natürlich auch auf ihre Tätigkeit im Dienste des Kinematographen Verzicht leiste.

Dies war alles. Wie viel für mich! In einem ganz andern und viel böseren Sinn war ich gegen diesen kühlen, vielvermögenden Herrn der Unterlegene, als früher gegen den honigäugigen Gecken, den sie eine Weile hatte lieben mögen.

Aber – und mir war, als könnte ich erst bei diesem Gedanken wieder Atem holen – war ich denn daran gebunden, daß sich meine Geliebte zu neuen Vorführungen hergab? Konnte ich mir nicht an den vielen, wundervollen genügen lassen, in denen sie, wie seither so weiterhin, sich zeigen würde? Und wenn der Gesellschaft auch für diese Filme die künftige Verbreitung von dem energischen Aristokraten verboten war, so ließ es sich vielleicht ermöglichen, insgeheim einige von ihnen, die doch nun wertlos waren, persönlich zu erstehen.

Einige? Einen! Der würde, immer und immer wieder projiziert, zu meiner Sättigung völlig genügen. Nicht schwer konnte es sein, unter gewissen Geldopfern sich mit dem Personal eines der Theater zu verständigen. Und zu ungewöhnlicher Stunde würde ich mich dann als Einzigen im leeren Saale finden, während auf der erhellten Leinwand der belebte Schatten meiner Geliebten sich mir zu eigen gäbe. So würde es sein. Ich hatte nichts verloren, sondern mein Glück begann ...

Aber auf meinen neuen, ausführlichen Brief wurde mir von der Gesellschaft klar bedeutet, daß sämtliche Bilderfolgen, zu



denen Frau Daurion je mitgewirkt habe, auf Verlangen von berechtigter Seite zurückgefordert und bereits vernichtet worden seien.

\* \* \*

Ich bin längst zu meiner eigentlichen, ursprünglichen Lebensweise zurückgekehrt, und ich befinde mich nicht schlecht. Aber das hindert nicht, daß mir stets ein Kummer auf der Seele liegt. Ich spreche zu niemand davon; wozu denn? Die Narren und die mittelmäßigen Köpfe, aus denen mein Bekanntenkreis sich zusammensetzt, würden dieses Erlebnis lächerlich finden, und vielleicht ließen sie es sich nicht ausreden, daß ich ihnen eine Farce erzähle.

Und doch – unterscheiden sich denn die Abenteuer meines Herzens so sehr von den euern, über die niemand lacht? Könnt ihr Andern euch mit euern Stunden und Gedanken völliger eurer Liebe widmen, als ich mich der meinen? Seid ihr mit dem inneren Wesen der Frau, die ihr liebt, so viel mehr vertraut, seht ihr so viel mehr von ihr als ich, der ich einen bewegten Schatten sah? Und ist das Schicksal, das einem von euch das Glück seines Lebens wegriß, nicht immer gerade so blind, so starr, so fremd gegen ihn verfahren, wie meines gegen mich?

## **Das Goldbergwerk (1916)**

Herr Ernst von Friemelt, Herrscher über dunkle Regimenter lederbekleideter Bergleute, lag auf den Tod. Eine Sorte winziger Lebewesen, stets vorhanden im menschlichen Leibe, hatte sich bei ihm plötzlich ins Gefährliche vermehrt, aus ganz unbekanntem Gründen. Nun saßen sie, zu Klümpchen geballt, von Centimeter zu Centimeter in seinem Innern und waren ihres Sieges sehr gewiß.

„Streptokokken“, sagte im Vorzimmer der Arzt, und als die junge „Pflegerin sich des Weitern erkundigte, sagte er noch: „Durch eine Metastase nach dem Gehirn wird es zu Ende ge-

hen,“ schlüpfte in den vom Diener hingereichten Pelzmantel und schritt davon.

Sie kehrte durch die Doppeltür in das dunkelgehaltene, weite und hohe Zimmer zurück, wo Herr von Friemelt beim Schein einer abgedämpften elektrischen Lampe in seinem englischen Bette starb. Er lag, mit violetten Lidern über den geschlossenen Augen, beide Fäuste auf der roten Steppdecke nebeneinander geballt, und stöhnte mitunter, aber so, daß es wie ein leises Heulen klang. Er war ein blonder, ergauender Mann von vielleicht fünfzig-Jahren.

Er sagte: „Eiskompresse!“ und sie legte ihm eine auf die Stirn. Dann drehte sie das Licht ab und öffnete die Läden gegen den Novembermorgen. Wieder in ihrem Sessel, wo sie halb schlafend schon den zweiten Teil der Nacht zugebracht hatte, blätterte sie ein wenig in einem Band von Hiltys „Glück“, den man ihr im Schwesternheim zu Weihnachten beschert hatte. Aber die Sätze schienen ihr öde und lau, ohne daß sie sich's doch zu gestehen wagte, und ihr Blick glitt zur Platte des Nachttischchens, auf der, opalig schimmernd im matten Licht, bunte Gesteinsproben lagen. Ein silbernes Hämmerchen sah, halb hervorgezogen, aus seinem braunen Etui.

Vor zwei Tagen, als sie gerufen worden war, hatten diese Gegenstände noch auf der Bettdecke gelegen, und wenn Herr von Friemelt mit seinen Briefen und Zeitungen fertig war, hatte er sich, die Augen irgendwohin ins Leere gerichtet, damit beschäftigt, sein Hämmerchen an die Steine zu schlagen, so schnell und mit so abwechselnder Stärke, daß ein kleiner metallischer Gesang daraus geworden war. Jetzt aber lag er Stunden auf Stunden, die geballten Fäuste vor sich, leise stöhnend, von keiner Menschenseele gestört.

„Es kommt mir niemand herein, hören Sie: niemand!“ hatte er mit Schärfe gesagt, als er sich hinlegte, und der Diener hatte die Weisung mit Schärfe an den Portier weitergegeben. Übr-

gens war es nicht weiter schwierig, dem Gebot Folge zu schaffen.

Herr von Friemelt war unverheiratet, längst ohne Eltern, mit seinen Geschwistern einigermaßen verfeindet. Die Geschäftsherren seines Kreises fürchteten ihn und sahen sich mit ihm vor; wer unter ihnen für ein solches Urteil nicht zu gleichgültig oder zu skeptisch war, nannte ihn wenig kulant, skrupellos, einen Ausbeuter. Was seine Untergebenen anlangt, so war die Nachricht von seinem Krankliegen vielleicht bis zu den Spitzen der Betriebe gedrungen: hier hatte niemand Veranlassung, sich persönlich des kalten Oberherrn anzunehmen. Das lederbekleidete, dunkle Heer seiner Arbeiter aber grub und drang, ohne Kenntnis und Gedanken, weiter für ihn ins Innere der Erde, so wie in seinem eigenen Innern die tötende Krankheit unaufhaltsam ihren Stollen schlug.

„Die Kompresse fort!“

Eva fuhr in die Höhe und nahm dem Kranken das eisige, klirrende Paket von der Stirn. Ihre volle Brust streifte leicht seine geballten Hände.

„Haben Sie ein wenig geschlafen?“

„Ja ... geschlafen,“ sagte Friemelt mit einer vollkommen klaren und dennoch geheimnisvoll veränderten Stimme, die von seiner eigentlichen nur das Näseln behalten hatte ...

„Darf ich etwas zu essen bringen?“

Friemelt sah ihr einen Augenblick starr auf den Mund. „’ne Hühnersuppe,“ sagte die laute und erstorbene Stimme.

Als ihm die Schwester eine Viertelstunde später das Brett mit dem Teller auf die seidene Decke setzen wollte, sah sie zufällig in seine Augen. Sie erschrak und verschüttete etwas ... Herr von Friemelt saß freilich aufrecht, und die Haut seines Gesichts, unter dem graublond sprossenden Bart, zeigte die rosige Farbe des Lebens. Aber seine Augen schienen gebrochen. Sie waren trocken und trüb, die sehr erweiterten Pupillen

empfindungslos gegen das Licht gehoben; das Menschliche war aus diesem Augenpaar gewichen.

„Die Metastase“, dachte Eva mit jenem Wort, das sie vom Arzte gehört hatte, und sie begann ihn zu füttern.

„Mal tüchtig mit den Zähnen beißen,“ sagte er starr und biß auf die Schleimsuppe. Eva war nahe an einem nervösen Lachen. Aber da taumelte sie rückwärts ...

„Hübsche goldene Zähne!“ sagte Herr von Friemelt. Er packte mit einer erstaunlichen Kraft ihr Kinn und schlug, ehe sie sich's versah, mit seiner freien Hand das Silberhämmerchen gegen ihren Mund. „Sehr schönes Gold,“ sagte er noch einmal ... und wirklich, einer von Evas Eckzähnen trug eine goldene Krone.

Sie machte sich ein wenig zitternd los und nahm ihm den Hammer ab. Der Kranke hatte sich zurückgelegt. „Fabelhaftes Geschäft!“ sagte er mit seinem unmenschlichen Ton und sah mit leeren Blicken ins Leere. Ein Strahl der höhergestiegenen Sonne zückte durch den Vorhang auf sein linkes Auge, das standhielt ohne zu blinzeln.

Herr von Friemelt lag regungslos ausgestreckt. Sein Mund war zu einer Grimasse verzogen, welche die Zähne bloßlegte. Viele von ihnen waren golden und glänzten im Lichte. Von Zeit zu Zeit sagte er einige Worte, immer dieselben, die vollkommen leer und kalt ins Zimmer schallten: „Fabelhaftes Geschäft ... Fabelhaftes Geschäft!“ Eva wollte die Läden schließen, um nur den schrecklichen Reflex nicht mehr zu sehen, aber sie brachte es zu keiner Bewegung und starrte aus ihrem Sessel weiter auf diesen goldenen Mund.

Wie häßlich war das alles, wie grausig! Und das Häßliche mußte wohl auch an ihr selber liegen, da sie doch sonst ihre Pflicht mit soviel Freude tat ... Plötzlich wußte sie, für welches Vergehen sie mit dieser Wache gestraft wurde.

Ich hätte damals Schwester Elisabeth nicht nachgeben sollen, dachte sie, es war unrecht, ohne Urlaub ins Theater zu gehen ...“ Aber schon fing sie innerlich, ganz innerlich, wie damals an zu lachen. Sie sah den komischen Darsteller, einen Herrn Max Pallenberg, als Brautvater auf der Bühne stehen ... Er will seiner Tochter den Segen fürs Leben erteilen, aber immer hindert ihn jemand. Und da sagt er mit einer näselnden, kalten und bösen Stimme wohl zwanzigmal immer dasselbe, und jedesmal wird es lächerlicher: „Da kann ich doch nicht segnen ... Wie soll man da segnen ...? Segnen möchte ich ... Ich segne also ... Ruhe bitte, meine Tochter wird von mir gesegnet ...!“

Oh es war unrecht, über solchen Spott zu lachen, aber wie absonderlich stand er auch da oben, breitbeinig, den Mund ganz weit offen gegen das Publikum; und im Rampenlicht blitzten seine Goldkronen ...

„Fabelhaftes Geschäft! Gold im Mund ...“ sagte vom Bett her eine kalte und näselnde Stimme, die Stimme eines Automaten. Die Schwester zuckte zusammen, schauderte und erinnerte sich hastig, daß sie den Arzt von der eingetretenen Wendung verständigen müsse.

Auf nicht ganz sicheren Füßen ging sie ins Arbeitszimmer hinüber. Es roch hier abscheulich nach kaltem Cigarrenrauch. Der Telephonapparat, an dem sie sprach, hatte seinen Platz auf einem ungeheueren, sehr häßlichen Schreibtisch, bedeckt mit Stößen von Papieren, deren jeden schimmernde Gesteinsproben beschwerten. Sie las, abwesenden Sinnes, eine Aufschrift: „Dringendes Gesuch betreffend Hinterbliebene der Schlagwetterkatastrophe vom 18. August 1913“. Übrigens dauerte es lange, ehe sie den Arzt erreichte ...

Im leeren Zimmer griff Herrn von Friemelts Arm seitlich über das Nachttischchen. Der kleine Hammer war nicht mehr da, so faßte die Hand einen der Steinbrocken: ein schwarzes Stückchen Fels mit einer Silberader. Die Spitzendecke des

Tischchens wurde herabgerissen, und die übrigen Brocken fielen auf den Teppich, kollernd wie Erdschollen.

„Alles Gold aus den Gräbern!“ flüsterte Friemelt in sein hohes Zimmer hinein, „fabelhaftes Geschäft!“ Und mit einer erstaunlichen Kraft, der kein Verstand mehr den Lauf hemmte, schlug er sich mit dem Stein gegen sein Gebiß.

„Alles Gold, a–lles Gold! Gräber auf, bitte, Särge auf! Unverzeihliche Nachlässigkeit bisher ...“ Und er fuhr fort, mit dem Stein, den ihm die Spitzhacke eines seiner lederbekleideten Sklaven aufs Sterbebett geschleudert hatte, seine wilden Worte zu accentuieren.

„Ich bitte um Aufmerksamkeit,“ sagte er zischend. „Ich bin sofort zu Ende. Ich habe geschwiegen. Ich schweige nicht mehr. Ich bitte zu bedenken: Millionen von totem Kapital. Ich bitte einzustellen: einunddreißig Millionen Tote jährlich. Ich bitte zu erwägen: in jeder Sekunde ein toter Mensch. Ich bitte nur anzunehmen: jede einunddreißigste Leiche goldhaltig ...“

Er verstummte und hielt den bewehrten Arm minutenlang starr in der Luft. Aber dann, indem er die Schläge rascher und rascher sich folgen ließ, stieß er in seinem erstorbenen Geflüster noch dies hervor: „Ich bitte zu rechnen, meine Herren. Anteile ... Kuxe ... Einunddreißig Millionen Leichen. Jede einunddreißigste verwertbar. Eine Goldgrube: Goldplomben. Goldkronen. Goldbrücken. Hier, hier ...“ Und er führte zur Demonstration rasende Hiebe gegen seinen Mund.

„Ich gebe zu: Silber, Wismut, Kadmium, Zinn. Ich gebe zu: Zahnzement. Ich bitte dennoch, zu rechnen. Ich gebe zu, uns fehlt die Konzession. Wir bieten Gegenleistungen. Nötigenfalls werden die Zähne gezeigt. Nur Ruhe ...“ Von Neuem schmetterte er sich den Stein zwischen die Lippen.

„Einunddreißig Millionen Leichen! Sagen Sie ja, meine Herren, sagen Sie augenblicklich ja! Ich mache dann das Geschäft allein! Ich bin sofort zu Ende. Eine Goldgrube ... Kuxe .. Kuxe ...“

Aber hier sprang eine der goldenen Hülsen ab, drang ihm in die Kehle und er-stickte ihn. Er gurgelte ein wenig, aber er litt nicht. Die Schwester Eva stand noch am Telephon, als längst alles geschehen war. –

Herrn von Friemelts rechte Hand hatte sich in einem Krampf geschlossen. Nun löste sich die Starre, und der schwarze, silbergeäderte Stein fiel auf den Teppich, wo schon die anderen lagen. Alle glänzten schön im hellen Mittagslicht.

## **La Buena Sombra (1916)**

„Mit solchen Kerlen wie ich wird der Krieg tüchtig aufräumen, das kann ich dir sagen, und, ohne Größenwahn zu haben, glaube ich sogar, daß darin einer von seinen Zwecken besteht. Mit aller Bummerei wird aufgeräumt, mit aller Nichtsnutzigkeit, nicht bloß bei den Einzelnen natürlich, sondern unter den Nationen. Strenger wird's auf der Erde, weniger komfortabel, weniger hübsch wahrscheinlich. Aber es soll eben gar nicht hübsch sein, unser Leben, offenbar sind andere Absichten vorhanden, tiefere. Mich braucht es jedenfalls nicht zu kümmern, wie es nachher aussehen wird, ich erlebe es doch nicht. Weißt du noch: der kleine Oswald? Morgen hat's mich, sagte er am Abend vorher. Nun, und mir sticht auch schon ein hübscher Schwefelgeruch in die Nase. Aber das kann man ja abwarten.“

Hildebrand nahm seinen Tschapka herunter und legte sich mit dem Kopf auf das flache Dach. So ein Tschapka ist wirklich unter Umständen kein schlechtes Kissen. Im Dorfe, das von den Russen zum Teil verbrannt worden war, gab es keine Quartiere für uns Ulanen. Aber es war ja Frühsommer, ein schöner Abend, ohne Mond zwar, aber von den Sternen ein wenig hell. Wir beide lagen ein Stückchen von der Eskadron entfernt, auf etwas hergeschafftem Stroh, an einem kleinen Wasserlauf. Hildebrands neue Tressen blitzten silbern zu mir her. Ich hatte mir die meinen lange schon schwärzen lassen, aber er wollte das nicht.

Hildebrand war an diesem Abend gesprächiger als sonst. Vielleicht war auch ich weniger müde und besonders aufmerksam. Oder ist meine Erinnerung darum so klar und vollständig geblieben, weil ich später wußte, daß dies sein letzter Abend gewesen war?

Eine hübsche dunkle Stimme hatte Hildebrand, man mußte ihm gerne zuhören. Manchmal lachte er selber ein bißchen bei einer Erinnerung, oder er unterbrach sich und schwieg eine Weile. Ich unterbrach ihn kein einziges Mal. Ich lag ganz bequem auf meinem Stroh, hie und da öffnete ich die Augen und blickte zu den Sternen hinauf, die so hell am Himmel standen, und dachte, was für verschiedenartige Geschöpfe doch unter diesem hohen Himmel miteinander wohnen. Wenn ich so an mein ruhiges Leben denke, an mein Kontor, an meine bescheidenen Aussichten und an Helene, die so getreulich auf mich wartet ...

„Während meiner Herfahrt von drüben,“ sagte Hildebrand, „lag ich auch abends manchmal auf dem Verdeck, wie wir jetzt liegen, und sah so in die Höhe. Und da mußte ich mich wahrhaftig fragen, warum ich unter solchen Schwierigkeiten durchaus nach Deutschland zurückwollte, nur um mit in diesen Krieg zu ziehen. Die Gefühle im menschlichen Herzen sind etwas Sonderbares. Es war natürlich Liebe, was mich trieb, einfach Liebe, wie bei euch anderen auch. Aber was liebte ich denn, was wollte ich denn beschützen helfen? Die Menschen hier? Aber die haben eigentlich nie etwas von mir wissen wollen, gewiß mit vollem Recht. Und mir selber ist es auch niemals sehr behaglich unter ihnen gewesen, gerade weil sie so ernst und sachlich sind. Das Land? Die Wiesen und der Wald in Deutschland sind freilich schöner als irgend etwas in der Welt, aber Heimweh habe ich doch eigentlich nicht danach gehabt. Und zudem, ... ist es möglich, daß jemand für Gras und Blätter kämpfen will? Es wäre ja auch alles noch ebenso grün und ebenso schön, wenn wir besiegt würden. Die Sprache? Viel-



leicht; gewußt habe ich es jedenfalls nicht und habe drüben geradeso gern Spanisch gesprochen; das ist auch eine wunderbare Sprache, fast so stark und würdig wie Latein und wieder ganz merkwürdig zart. Oder die Lebensgewohnheiten in Deutschland? Ach, ganz gewiß nicht. Es war eben Liebe, Liebe und Angst. Genaueres weiß ich selber nicht. Komisch.

Weißt du, was ich in Buenos-Ayres zuletzt gewesen bin? Ich habe gesagt, ich sei bei einer Bank gewesen. Nun, das war eine saubere Bank. Ich war etwas in einem Tingeltangel, der sogenannte Conferencier, länger als ein Jahr schon. „LA BUENA SOMBRA“ hieß das Institut, aber spanische und südamerikanische Kräfte traten wenig auf in diesem Schatten: mehr Französinen und auch englische Girls und dann Griechinnen und dergleichen. Das ging dort so den ganzen Abend fort, ohne Pause, eine nach der anderen kam heraus und sang in die Orchestermusik hinein ihr Liedchen ... und husch wieder weg. Wem eine Produktion zu kurz war, der konnte sie sich ja privatim wiederholen lassen, in den Zimmern, die um die Galerie im Kreise herumlagen, mit Vorhängen und dünnen Wänden. Ich aber hatte vor jeder Programmnummer aus der Kulisse zu treten und zur Einführung ein paar Worte zu sagen. Nur drei oder vier Sätze zur Charakteristik. Besonders dezent brauchten sie nicht zu sein, meine Sätze, das wünschte weder die Direktion noch die Damen selbst, aber ganz plump und banal durften sie auch nicht sein. Nun denke mal, mein Lieber, für diese Tätigkeit bekam ich achtzig Pesetas jeden Abend; soviel kriegt nicht einmal unser Divisionär, glaube ich. Alle waren auch zufrieden mit mir, denn ich wußte wirklich über jede der Damen etwas vorzubringen. Nicht etwa aus besonderem Talent, das mußt du nicht glauben, nur einfach, weil ich sie alle miteinander so gern hatte. *Les grandes pensées viennent du coeur* ... Na, grandes waren meine freilich nicht.

Dafür, siehst du, hat man in Deutschland keinen Sinn, für das Weib im Ganzen, für den Reiz des Weibes als Weib. Man

kann lieben, sehr von Herzen lieben und treu sein und Opfer bringen, aber das Weib, die Weiber als allgegenwärtige Macht, als Schicksal en masse, das existiert nicht. Und darum, weil dies fehlt, samt einer gewissen Art von Eitelkeit und Unernst und Unsachlichkeit, die damit verbunden sind, – darum zum guten Teil ist unser Land so stark, darum gewinnt es den Krieg. Das ist mir so klar, so klar ...

Völker und Menschen kommen in der gleichen Weise auf die sogenannte schiefe Bahn, auf die lustige schiefe Bahn. Sieh einmal mich ... Ich habe wahrhaftig niemals richtig arbeiten mögen, ich konnte einfach nicht. Aber warum? Aus purer Faulheit? Ich weiß gewiß, daß es das nicht war. Sondern ich konnte einfach den Gedanken nicht ertragen, daß ich da in einem Hörsaal oder einem Bureau oder einer Amtsstube säße, stunden- und stundenlang, und draußen wäre schönes Wetter und Leben, und die süßesten Frauenzimmer gingen mit ihren Blüschchen und Pelzchen und Hütchen spazieren und warteten auf mich, ohne es selber zu wissen, und ich wäre nicht da. Sag einmal, verstehst du so etwas? Sicherlich nicht. Und das ist auch ganz ausgezeichnet für dich, daß du das nicht verstehst und für eine Narrheit hältst. Und darum, weil in diesem wunderbaren Heer alle so denken wie du, alle oder doch fast alle, mit Ausnahme von ein paar hundert Kuriositäten, die nicht ins Gewicht fallen, darum, ja darum siegt Deutschland in diesem Krieg ...

Ja, ja, ich habe schon dumme Sachen gemacht in meinem Leben, blödsinnige Sachen, es hatte schon seinen guten Grund, seinen ausgezeichneten Grund, daß ich aus meinem Elternhaus und schließlich aus Europa hinausflog. Aber es ist ja nun bald vorüber für mich, dieses Leben, und da muß ich sagen: es war schon herrlich. Was war das für eine Prachtszeit damals, als ich im Regimente diente! Sogar die ersten Wochen mit den Stallwachen waren schön. Na, ich war eben neunzehn Jahre, und da begreift es sich. Aber mich konnte damals so ein glänzender,

warmer, lebendiger, brauner Gaulshals ganz in Entzücken versetzen. Wie hätte ich mich in jener Zeit über die Tressen gefreut, wenn sie gekommen wären, statt jetzt im Krieg nach so viel Jahren. Aber du kannst dir schon denken, warum sie nicht kamen: Civiltragen, ein Tag Arrest. Der Arrest war mir einerlei, ich hatte genug zu denken in diesen vierundzwanzig Stunden ... an die Frau, zu der ich in dem Civil gegangen war.

Ach, und nachher diese sogenannten Studienjahre, Freiburg und Bonn und Jena, Ritte im Wald und rote Morgen über einem Flußtal, und Abende in Gärten, und Frauen, die ersten wirklichen Frauen ... Und dann, als ich ein bißchen etwas erbeute, von weither, ganz unerwartet, und die sogenannte Studierei sein ließ! Monate in Rom und drei Wochen in Genua und ein Sommer in Schweden, und was noch alles! Und Frauen überall, neue, entzückende, unfafßbar liebenswerte Geschöpfe, in jedem Hotel, in jedem Bahncoupé, auf allen Promenaden. Hundert Hände, braune und weiße, keine der andern gleich in Gestalt und Druck, und hundert Stimmen, dunkle und singende, volle und reizend schwache, und alle anders, alle anders. Und süßer Duft aus hundertfältigem Haar.

Es ging mir bald gar nicht mehr glänzend, das kannst du dir denken. Von daheim durfte ich nichts mehr erwarten, und das war auch wirklich nur in der Ordnung, ganz und gar. Ziemlich lange einmal habe ich damals in Berlin gewohnt, in einer häßlichen Straße irgendwo im Nordosten, wo man so verschollen ist für die Welt, als säße man im Feuerland. Acht Mark im Monat bezahlte ich für meine Kammer und sah durchs Fenster nichts als eine Brandmauer und aß auch dementsprechend und verkehrte in Tanzlokalen, wo die Tour zwei Pfennig kostet. Aber auch damals war es schön und merkwürdig, und oft konnte ich vor lebendiger Neugier nicht einschlafen auf meinem Schlafsofa ... Und dann war ich auch einmal Steward auf einem Dampfer und Kellner in einem ägyptischen Hotel, und in Brüssel war ich der Mensch mit dem Sprachrohr auf einem

Cookschen Touristenwagen. Und auch außerdem war ich noch Verschiedenes und kam in allerlei Kostümen und Livreen daher, schäbig oder elegant, und war jung und durfte atmen und blieb im Grunde überall frei, und überall gab es Mädchen und Frauen, das ist nicht zu vergessen ...

Und wenn einmal ein Stück Geld kam, so oder so, dann ließ ich mein sogenanntes Metier gewöhnlich im Stich und ließ mir einen schönen neuen blauen Anzug machen (den Frack hatte ich ja) und zog ins Hotel und war ein Herr ... aber nicht sehr lange. Manchmal fing ich es auch vernünftiger an in solchen Fällen und lief nicht zum Schneider, sondern kündigte nur und ging nun abends in die Theater, auf Galerieplätze, und am Tag in die Bibliothek oder saß mit den entliehenen Büchern in öffentlichen Parks herum, wenn möglich an einem Wasser, denn Wasser ist etwas so Wunderschönes. Aber wahrscheinlich kam dann auf einmal mit einem kleinen Buben an der Hand eine junge, schlanke, traurige Gouvernante zwischen den Bäumen hervor ...

Schön war es, schön, in guten und in armen Zeiten. Oh Leben, mußte ich immer denken, oh Jugend, oh junge junge Frauen! Und weil es mir so gut ging, wurde ich selber auch gut ... oder wenigstens schien es mir manchmal so. Jetzt freilich, in diesen unerbittlichen Tagen, sieht sich das alles anders an, und auch die vermeintlichen besseren Seiten kommen mir vor wie lauter dummes Zeug ... Auf einmal ist es die natürlichste Sache von der Welt und eine ziemlich verächtliche noch dazu, daß Bummelanten und Lumpen gutmütig und sentimental sein können.

Aber gar zu arg will ich mich auch wieder nicht machen. Nein, soviel ist wahr: ich habe den Menschen niemals geflissentlich wehe getan. Mein Vater freilich ... Meine Mutter habe ich lange nicht mehr. Aber freilich, mein Vater, das ist so ein Kapitel, ja ...

Aber was ich nun wirklich nie begriffen habe, sieh einmal, das sind Männer, die ihren Frauen, ihren Geliebten, wehe tun können. Und das ist so häufig, glaube nur, das ist die Regel. Gar nicht so selten habe ich, sogar in dienender Stellung, mit Streicheln und Trösten die Bosheiten gutmachen müssen, die den armen zarten Wesen zugefügt worden waren. Ach, weißt du, man muß so höflich sein, so freundlich gegen diese armen süßen Geschöpfe, man muß ihnen immer und immer wieder sagen, daß sie bezaubernd sind, jede von ihnen, jede einzelne der Sinn der Welt. Denn nur wenn sie das glauben, einen Augenblick wenigstens glauben, nur dann atmen sie frei, ... wenn wir sie für einen Augenblick vergessen machen, daß sie vielleicht nicht mehr ganz jung sind, daß es so etwas gibt wie Welkwerden und Altern, und daß nach ein paar Jahren ihr Sinn im Dasein eigentlich schon erloschen sein wird. Wenigstens ... wenigstens bei denen, die nicht glückliche Mütter sind oder sonst durch ihr großes Herz Geltung behalten, vielleicht in einer Kunst, auf der Bühne vielleicht ... Aber wenn sie noch schön sind und reizvoll, oder es doch manchmal noch sind, oder es doch waren, oder wenn sie sich zum mindesten einreden können, daß sie es sind oder waren, dann ist ja alles gar nicht so schlimm, nicht wahr? Aber die Häßlichen, die hoffnungslos Häßlichen ...

Und sieh, an diesem Punkt glaubte ich immer meine Schuld ein wenig bezahlen zu können. Hier wollte ich mich dankbar erweisen für das Leben, das mir so schön vorkam. Hier Freundliches zu tun, – ich dachte wirklich, das sei etwas. Und wenn es mir einmal so recht gut und dankbar zu Mute war, dann ging ich an einem Samstagabend oder einem Sonntagnachmittag zu irgend einem Tanz und sah mich da ein bißchen um und suchte mir die Mädchen heraus, die mißmutig allein saßen, von denen niemand etwas wollte, und die engagierte ich und tanzte mit ihnen und sagte freundliche, respektvolle Sachen und blieb nachher noch eine Weile bei ihnen sitzen und seufzte ein biß-

chen, wenn ich wegging. Und nun, du kannst es dir schon vorstellen, waren sie auf einmal ganz andere Wesen geworden: sie gehörten auch mit dazu und kamen sich nicht mehr ausgestoßen vor, sie waren auch wirklich hübscher geworden in der halben Stunde, hatten hellere Augen und bewegten sich freier und lachten besser, mit einer schöneren Stimme, und oft sah ich sie nachher von einem Arm in den andern gehen, und wenn sie an mir vorüberkamen, so taten sie gar nicht mehr, als seien sie mit mir bekannt. Und dann war ich natürlich besonders zufrieden, denn das ist das beste Zeichen.

Aber allerdings waren auch solche darunter, aus denen keine Freundlichkeit, keine Huldigung etwas Hübsches machen konnte, und denen es auch nachher noch ebenso an Beachtung fehlte. Aber die konnten doch wenigstens eine Weile davon zehren, daß sie an jenem Nachmittag jemand, wenn es auch nur Einer gewesen war, so angenehm gefunden hatte. Und du kannst dir denken, daß sie in ihrem Herzen dem Einen recht gaben gegen alle übrigen, daß sie alle übrigen für blind hielten. Denn so ist ja das menschliche Herz eingerichtet, Gott sei Dank!

Oder manchmal ging ich auch einfach in den Straßen spazieren, ohne Ziel und allein und redete nur so ein bißchen vor mich hin. Das heißt, ich fing an zu reden, wenn gerade Frauen und Mädchen vorüberkamen, die weder sehr hübsch noch sehr elegant waren, die unbeachtet, verlassen, vergessen aussahen, und die vor Unlust und Mißmut schon gar nicht mehr die Füßchen heben mochten. Dann blickte ich auf und lächelte, aber ganz schüchtern, nicht etwa keck, und drückte mich zur Seite und schaute mich halb um und murmelte etwas. Es war ziemlich immer das Gleiche, was ich sagte, wenn auch in verschiedenen Sprachen. Oh, sagte ich leise, wie lieb, wie entzückend! oder: How awfully nice! oder: Quels jolis yeux! oder: Como bonita, como bonita! Das trieb ich manchmal ganze Tage lang, denn Zeit war ja meistens vorhanden.

Aber wenn auch nicht, selbst als Angestellter hat man ja die Möglichkeit, sich hie und da ein wenig zu betätigen. Als Steward kann man zum Beispiel gerade den Damen heimlich Blumen vor den Teller stellen, die auf Deck immer allein bleiben in ihren Stühlen, ganz allein mit ihrem Tauchnitzband mitten in dem allgemeinen Flirt. Und mehr dergleichen ...

Wie sonderbar mir das nun alles vorkommt, lächerlich eigentlich. Als ob so etwas eine Rechtfertigung sein könnte! Wenn ich daran denke, wie stolz mich noch vor ein paar Monaten da drüben in unserem Varieté ein gewisser Ausspruch machen konnte ... Es war da eine kleine Sängerin, eine Französin, aus Clermont-Ferrand, glaube ich. Sie hatte gar kein Talent und war mager und spitznäsigt, nur die Augen waren sehr schön, aber das konnte nicht genügen. Nun, die suchte ich auf meine Weise ein bißchen froh zu machen. Und eines Abends nach der Vorstellung, wie wir vor einem Café im Freien beieinander sitzen, legt sie mit einem Mal ihr Eislöffelchen hin und sieht mich mit ihren großen Augen an und sagt: ‚Wie zart Sie zu mir sind, Herr Hildebrand, zu mir und zu der kleinen Ellen Blaker, an der auch nichts dran ist, gerade wie an mir. Eigentlich, Herr Hildebrand, sollten *Sie* so heißen, wie unser ganzes Etablissement heißt: La Buena Sombra ...‘ Was meinst du nur, wie froh ich damals wurde von dem kleinen Wort! Als sei ich nun ein ganz großartiger Mann, an dem niemand etwas aussetzen dürfe. Und dabei war doch in diesem Fall meine Methode sogar fehlgeschlagen und wurde durchschaut. Was man sich einbilden kann, nicht wahr? Zu sonderbar. La Buena Sombra ...“

Dies waren an jenem Abend die letzten Worte, die ich vernahm. Ich weiß nicht, ob Hildebrand über ihnen einschlieft oder ich. Am andern Tag, auf einer Erkundung, ist er dann also gefallen, und es bleibt schon eigentümlich, daß er genau diesen letzten Abend wählte, um so viel über sich selbst zu erzählen. Gerade das tat er sonst niemals.

Und doch wollte ich eigentlich, ich hätte mehr dergleichen von ihm gehört. Er war ja gewiß kein solider Mensch, dieser Hildebrand, er war sogar ein ganz lebensuntüchtiger Mensch, so viel ist klar, er war niemand, den man sich als Beispiel nehmen könnte. Aber trotzdem ...

## **Der Marschall (1916)**

Der Oberste Staatsanwalt am Seine-Gericht, Herr von Fronsac, hatte sein Haus in der Cité verlassen und fuhr mit seiner alten, uneleganten Kutsche über den Pont-Neuf.

Es war ein Sommerabend, aber einer von denen, die den Herbst vorausahnen lassen. Ein feiner, kühler Regen ging nieder, und über dem Flusse lag Dunst. Man hatte Feiertag, und wenig Leute waren unterwegs. Mit einem Gesichtsausdruck, als röche er Unheil in der Luft, zog Herr von Fronsac an den Fenstern die Vorhänge zusammen, während sein Wagen nach links hin in die Rue St. Honoré einbog.

Wenige Tage zuvor, am 18. August 1847, war Paris und war Frankreich durch eines jener Geschehnisse aufgewühlt worden, in deren fürchterlicher Maßlosigkeit sich der Untergang einer Gesellschaft anzukündigen scheint. Man hatte in ihrem Palais die Tochter des Grafen Sebastiani, Marschalls von Frankreich, die vermählte Frau Herzogin von Choiseul-Praslin, ermordet aufgefunden.

Der Verdacht richtete sich sogleich auf ihren Gatten, dem sie in den zweiundzwanzig Jahren ihrer Ehe nicht weniger als neun Kinder geboren hatte, der aber seit einiger Zeit, und dies sogar öffentlich, Äußerungen eines fast ins Wahnsinnige gesteigerten Widerwillens gegen seine Gemahlin hatte laut werden lassen. Seine leidenschaftliche Neigung zu der englischen Erzieherin seiner Kinder, einer verschlagenen und ehrgeizigen jungen Person, war bekannt, auch wurde von Schulden gesprochen, die er vom vorbehaltenen Gute habe decken wollen.



Die Pairskammer war berufen und der Herzog in das Sondergefängnis des Luxembourg verbracht worden. Mit Rücksicht auf die unbestimmt bösertige Gärung im Volke betrieb man die Angelegenheit schnell, beinahe hastig. Die Vertretung der Anklage war Sache des Obersten Staatsanwalts von Paris, Paul von Fronsac.

Er hatte annehmen müssen, obgleich Sebastiani sein Freund war. Übrigens wußte er, daß der Marschall, mit dem er seit den strahlenden Tagen des Kaisers verbunden war, nicht zu denen gehörte, die für ihren Namen einen Skandal fürchten. Er fuhr auch an diesem Abend nicht zu ihm, um etwa irgendwelche Verhaltensmaßregeln zu empfangen oder zu geben, sondern aus menschlicher und freundschaftlicher Anteilnahme. Wie würde er den Marschall finden? Ungebrochen, das verstand sich ... Immerhin wurde es ihm ein wenig beklommen zu Mute, als der ungleichmäßige Tritt der alten Pferde unter einer Wölbung dröhnte. Sie fuhren in den Hof des Hotels Sebastiani.

„Der Herr Marschall ist nicht zu sprechen,“ rief jemand, der die Freitreppe herunterlief.

„Unsinn, Baptist,“ sagte Herr von Fronsac und zeigte sein Gesicht mit den weißen Bartstoppeln neben dem Vorhang, „kennst du denn meine Gäule nicht mehr?“

„Ich bitte den Herrn Prokurator, zu verzeihen“, sagte der Diener murmelnd und öffnete mit einer sehr tiefen Verbeugung den Schlag.

Es regnete nicht mehr, aber es war beinahe schon finster im Hof. Auch die hohen und schmalen Fenster der Front waren ohne Licht. Baptist eilte die Treppe hinauf, öffnete vor dem Staatsanwalt beide Flügel der Glastür und zündete in der Vorhalle die hohen, dicken Kerzen an. Bei alledem hatte er ein eigentümlich fahriges Wesen und mußte die einfachsten Handgriffe wiederholen.

„Ich werde den Herrn Prokurator melden,“ sagte er.

„Unsinn, Baptist,“ antwortete Herr von Fronsac, wie zuvor, und wandte sich gegen die wohlbekannten Zimmer.

Da trat aus dem dunklen Gang der Marschall. Es war einigermäßen gespenstig, wie er da, lautlos auf seinen weichen Schuhen, lang, mager und weißhaarig hervorkam, und Fronsac hätte sich nicht zu schämen gehabt, wäre er getaumelt. Er tat aber nur, wie zur Andeutung, einen ganz kleinen Schritt rückwärts.

„Gut, daß ich dich sehe, Fronsac,“ sagte der Marschall und gab seine kalte, harte Hand zum Gruß. Die beiden alten Männer gingen langsam miteinander in das finstere Haus hinein. Baptist schlüpfte an ihnen vorüber, um im Arbeitszimmer Licht zu machen. Als sie eintraten, brannten schon zwei Leuchter auf dem Schreibtisch und zwei über dem Kamin, und Fronsac sah unter dem Bild des Kaisers im Krönungsornat, das die eine Wand ganz allein schmückte, einen sehr schönen, schlanken jungen Menschen stehen.

„Der Herzog Gaston von Praslin, mein Enkel,“ sagte Sebastiani ohne eine Handbewegung.

Der junge Mann verneigte sich tief und sagte: „Ich bin glücklich, Herr Staatsanwalt ...“

Sebastiani macht es kurz, dachte Fronsac, er setzt einfach seinen Schwiegersohn ab und gibt die Würde weiter. Laut sagte er mit seiner rauhen Stimme, indem er dem jungen Menschen kräftig die Hand drückte: „Ich freue mich, Herr Herzog. Sie haben das Blut meines Freundes, gewiß sind Sie ein tapferer junger Mann. Ich freue mich.“

Aber vor dieser männlichen Höflichkeit schmolz die Haltung des furchtbar getroffenen Knaben dahin. Er beugte sich mit einer krampfhaften Bewegung über die Hand des Beamten und küßte sie. Als er sich aufrichtete, waren seine Augen voll von Tränen.

„Geh nun zu deinen Geschwistern hinüber, mein Freund,“ sagte der Marschall. Gaston entfernte sich, rückwärts tretend, so wie man bei Hofe ein Zimmer verläßt.

„Armer, kleiner Kerl,“ sagte Fronsac und sah auf die Tür, die sich geschlossen hatte. Dann ging er, beide Hände in den Taschen seines zerbeulten und unmodischen Rockes, mit kurzen, gehackten Schritten im Zimmer auf und ab, die Augen bald auf den Marschall, bald zerstreut auf den Krönungsornat des Kaisers gerichtet.

„Sebastiani stand in seiner ganzen Länge vor dem dunklen Vorhang des einen Fensters. Er hatte ein mageres, festes, rasiertes Gesicht; die Brauen über den heftig blickenden Augen waren tiefschwarz geblieben; die starke und gebogene Nase ließ nicht vergessen, daß er ein Korse war. Er trug einen langen Schlafrock aus dunkelgrünem Tuch, der am Halse sehr hoch und an den Handgelenken sehr eng schloß, und der am Gürtel lässig geschnürt war. An einer Kette mit diamantenen Gliedern trug er, seltsamer Weise, sein Großkreuz um den Hals, ein erblindetes und prunkloses Ding, das ihn zu keiner Zeit verließ. Er trug es seit einem gewissen Abend vor Smolensk.

Das Schweigen dauerte eine ziemliche Weile. Endlich sagte der Marschall ganz ruhig, mit seiner klaren und noch gar nicht greisenhaften Stimme:

„Du hast also diese Sache übernommen, Fronsac?“ – „Ja,“ sagte der Prokurator. – „Und sie schon völlig geprüft?“ – „Ja.“ – Und nach einer kaum merklichen Pause, ebenso ruhig: „Er *war* es natürlich?“ – „Ja.“

„Natürlich, natiirlich,“ wiederholte der Marschall, in einem Ton, als wollte er sagen: Entschuldige, es geschieht nur der Form halber ... Dann fügte er hinzu, und seine Hände griffen langsam in die Schnur seines Schlafrocks: „Ihr habt ihm hoffentlich seine Sachen gelassen?“

„Alles. Und sein Diener hat ihm noch einen großen Kasten hingebracht.“

„Leider zu bezweifeln, daß Waffen drin waren,“ sagte der Marschall und räusperte sich verächtlich. „Der Kerl ist zu feige ...“

Und nach einigen Augenblicken, während deren er nun selber anfang, mit seinen unhörbaren Schritten den großen Raum zu durchmessen, setzte er hinzu:

„Eine harte Geschichte, Fronsac. Eine harte Geschichte.“

„Du trägst sie gut,“ sagte der Prokurator. Sebastiani blieb dicht vor ihm stehen und sah ihm von oben her in die Augen. „Du meinst, ich trage sie *zu* gut.“ Der Prokurator antwortete mit einer ausweichenden Handbewegung. „Ja, Fronsac, das meinst du, und das muß du meinen. Und es ist in gewissem Sinne sogar wahr.“ – „Ach was,“ sagte der Andere nun, „du bist schließlich ein Mann und,“ mit einer Geste nach dem Bild im bienengestickten Ornate, „*sein* Soldat.“ – „Alles gut und recht. Aber das ist es nicht.“ – „Nicht?“ – „Nein. Der Grund ist ganz allein der, daß ich auf eine Katastrophe von solcher oder ähnlicher Art seit langer Zeit vorbereitet war.“ – „So. Nun, wenn du aber den Herzog in dieser Weise beurteilt hast, dann begreife ich nicht ...“

„Herzog, Herzog,“ unterbrach ihn Sebastiani und nestelte ungeduldig an seinem Kreuz, „der war damals knapp auf der Welt. Nein ... seit vierzig Jahren habe ich auf irgendeine schreckliche Geschichte gewartet, die mir oder meinem Hause passieren sollte, irgendeine blutige Mordgeschichte, versteh mich nur recht. Und es hat mich heimlich von Monat zu Monat gewundert, daß sie noch immer nicht kam, noch immer nicht, bis in mein zweiundsiebzigstes Jahr. Und nun, da es meine Tochter getroffen hat ... ich habe sie, nebenbei, sehr lieb gehabt, Fronsac ... nun kommt mir gerade das als die natürlichste und richtigste, sozusagen als die einzig logische Erfüllung meiner Angst vor.“

„Verworren,“ sagte der Prokurator und schüttelte erstaunt und mißbilligend sein ungepflegtes Haupt ... Er saß in einem der Sessel nahe bei dem flammenlosen Kamin.

„Nein. Ich habe auf ein solches Unglück als auf eine Vergeltung gewartet. Ganz einfach darum, weil ich selber vor Zeiten den Tod einer schönen, einer wunderschönen jungen Frau verursacht habe. Einen scheußlichen Tod, Fronsac, einen scheußlichen Tod.“

Der Staatsanwalt blieb sehr ruhig. „Ein Soldat, der in fünfzehn Kriegen kämpft, kann die Hände nicht rein behalten,“ sagte er.

„Nicht im Krieg!“ rief der Marschall und bewegte den Kopf, mit gefalteter Stirn. Er tat ein paar rasche Schritte und lehnte sich dann nahe bei Fronsac zwischen den beiden Armleuchtern gegen den Kamin ... Er begann zu sprechen, und während er sprach, flackerten die Kerzen und ließen bald von rechts und bald von links her eines seiner dunklen Augen durchscheinend aufglänzen.

„Er hatte mich damals als seinen Botschafter nach Konstantinopel geschickt. Ich weiß nicht, ob du dich erinnerst ...“

Der Prokurator brummte mit einer Art von Lachen: “Man kann wohl nicht umhin, weißt du ...“

„Es gab viel Arbeit. Dort, wie überall, waren es diese verdammten Engländer. Nun, meine Aufgabe war es, den Sultan vor ihnen zu schützen und ihn glauben zu machen, das geschähe um seinetwillen. Es war übrigens gut, daß wir zu tun hatten, sonst wäre es langweilig gewesen. Le Verrier war mit mir, wir waren beide gerade dreißig und allein mit unsrer Dienerschaft in diesem kahlen Haus in Galata ... Was hast du übrigens in der Zeit gemacht?“

„1806 ...? Ich war Rat beim Feldgericht der Garde. Leichter Posten.“

„Langweilig war's. Keine Weiber vor allem. Und wir waren Paris gewohnt und *seine* Feldzüge. Du weißt ja, wie es sein konnte, wenn er nach einem Sieg ins Quartier kam. »Duroc! Une femme!« Nun, und etwas Unwürdiges war nicht für ihn in Bereitschaft. Aber wir hatten es alle nicht viel schlechter als er. Nein, man langweilte sich nicht in diesen Kriegen.

Da unten aber – die Damen der Gesandtschaften waren alle häßlich oder alt, zufällig, oder aus Prinzip, ich weiß nicht. Abgesehen von einer Russin, aber die war ihrem Manne treu, einem abscheulichen Nilpferd. Und von leichten Damen aus Westeuropa – nichts. Die Stadt war damals schon voll von den Janitscharenunruhen, und die süßen Kinder hatten alle Angst bekommen. Türkinnen aber – nicht daran zu denken. Ein gewisser Würdenträger vom Finanzministerium erklärte uns zwar eines Tages, er werde uns in einen Harem einführen; aber dieser Spekulant hatte da irgendwelche armselige, herrenlose Geschöpfe zusammengebracht. Ich sehe noch Le Verriers Gesicht. Er stand vor dem Würdenträger und sagte langsam und immer wieder: „Honteux, mon cher pacha, honteux!“ Der Pascha wurde grau: er sah sich schon gehenkt, denn wir waren heimlich die Herren. Wir gingen mit sehr finsternen Gesichtern fort. Auf der Straße platzten wir heraus, – wir waren dreißig Jahre alt, wir Staatsmänner!

Wenn wir uns abends zu Hause in Galata gegenübermaßen und aus diesen merkwürdigen türkischen Pfeifen rauchten, dann pflegte Le Verrier mitten in ein Schweigen hinein plötzlich zu sagen: »Dieser verdammte Mehmet!« Damit meinte er den Sultan, und er verdammte ihn, weil er ihn beneidete. In gewissen Momenten sagte er auch wohl, unter allerlei Grimassen: »Einmal nur durch den Bab-i-seadad!« Das ist der innere Eingang zum Serail, das »Tor der Glückseligkeit«. Es war das einzige türkische Wort, das er sich jemals merken konnte, dieser gute Le Verrier. Er war so sehr Franzose. Ein braver Kerl,

er ist nachher bei Hanau gefallen. Ich lachte zu seinen Witzen und hatte ganz ähnliche Gedanken.

Sonst war es keine leichte Zeit in diesem Hexenkessel der Diplomatie. Ich war aber ziemlich erfolgreich, so erfolgreich, als man es eben gegen Engländer sein kann, Leute ohne Schwächen und ohne Phantasie. Eines Tages, nach einer Verhandlung von acht Stunden, hatte ich wieder einmal bei ihrem Unterhändler einen Verzicht durchgesetzt, – einen ihrer berühmten »Verzichte auf Ingerenz«, die im Durchschnitt alle fünf Wochen erneuert werden mußten. Wir saßen oder lagen, Le Verrier und ich, an jenem Abend ziemlich erschöpft in unserem Salon, da entstand draußen plötzlich Lärm. Ohne weitere Vorbereitungen ging die Tür auf es, erschien ein riesiger, kriegerisch hergeputzter Mohr, eine Art Leibjäger, den wir kannten, und an ihm vorbei kam der Sultan ins Zimmer.

Das war etwas Ungeheueres, eine Ehre ohnegleichen in Konstantinopel, – aber unter ihm war man ja allerlei Ehren gewohnt.

Dieser Mehmet war ein dicker Mensch, dessen Augen man kaum sah, und der mit Mühe auf seinen Beinen stand. Übrigens kein Narr und im Allgemeinen gutmütig. Wir blieben zu viert im Zimmer, mit dem Großwesir, einem stets lächelnden Menschen, der einmal in Paris gewesen war und ewig von den Gallerieen des Palais Royal schwärmte.

„Der Besuch war ganz kurz, aber sehr feierlich. Der Sultan saß, wir drei standen vor ihm. Er sagte: »Du hast mir das Reich gerettet, General.«

Ich verbeugte mich. Ich dachte gar nicht daran, zu widersprechen.

»Hast du einen Wunsch, General? Du kannst haben, was du willst!« – Das war unerwartet, ich wußte nicht recht, was ich antworten sollte. Was hätten wir damals alle auch wünschen sollen, die wir unter dem Kaiser dienten. Schließlich gehörte uns die Welt. Nicht?“

„Ja,“ sagte Fronsac in seinem Sessel.

„Ich überlegte, und wie ich überlegte, sah ich Le Verrier an, der dabei stand und gar nichts von der türkischen Unterhaltung begriff. Da kam mir das Ganze wie ein guter Witz vor, und ich sagte:

»Dann bitte ich Euer Erhabenheit, den Harem sehen zu dürfen!«

»Es ist gut, du kannst ihn sehen,« sagte Mehmet, erhob sich und verließ augenblicklich das Zimmer. Am nächsten Nachmittag kam der Großwesir, um mich abzuholen. Le Verrier fuhr mit uns, aber der Großwesir erklärte lächelnd, er glaube nicht, daß die Erlaubnis sich auch auf ihn beziehe.

Und an dem berühmten »Tor der Glückseligkeit« bestätigte uns das der bewaffnete Wächter mit bösamartigem Nachdruck.

Le Verrier kehrte mit einer Grimasse um. Mich empfing in einer Vorhalle der Oberste Eunuch, und mit ihm begann ich den Rundgang.

Das Ganze war ziemlich mittelmäßig. Es war mir gesagt worden, bei der Auswahl für den Harem spiele Protektion bei Weitem die Hauptrolle, und nun mußte ich das glauben, da ich diese banalen, angefetteten Geschöpfe sah. Übrigens war die Sache auch etwas peinlich. Denn natürlich sitzen diese Damen nicht alle so rudelweise beisammen, wie man sich bei uns das vorstellt, sondern jede, die irgendetwas gilt, hat ihre abgesonderte Wohnung, und da wurde ich nun überall hineingeführt, wie ein Idiot. Ich war zwar angemeldet, aber peinlich blieb es. Ein paar hübsche Gesichter sah ich ja, aber nichts Märchenhaftes. Das einzige, was mir gefiel, waren schöne Intarsienmöbel.

Wir kamen dann durch einen großen gekuppelten Raum, der wirklich so war, wie sich ein Franzose das ganze Serail vorstellt. Ein Dutzend Nebenfrauen saßen da auf farbigen Stein-  
stufen und auf Polstern umher und schwatzten. Als wir eintra-  
ten, wurden sie stumm und standen in bäurischer Verlegenheit



miteinander auf. Ich blickte in die Gesichter; es waren alles, ohne Ausnahme, grobe kleinasiatische Mägde.

Ich begann meinen so leichtsinnig verschwendeten Wunsch zu bedauern, und es verlangte mich fortzukommen. Aber der Eunuch, gewissenhaft und unerbittlich, führte mich jenseits der Halle in eine zweite Flucht von Appartements. Und hier war es, hier sah ich das erste und einzige Weib, das mir in dieser ganzen Ansammlung zum Herzen, vielleicht auch nur zu den Sinnen sprach.

Es war ein ganz junges, schlankes und braunes Geschöpf mit feinen Händen und Füßen. Anders als die übrigen Vorzugsfrauen, die sich ängstlich darauf bedacht zeigten, eine imaginäre Würde zu wahren, sprang diese uns entgegen, froh offenbar, einer ungeheuren Langeweile für einen Augenblick zu entgehen, und fing an, zwitschernd wie ein Vögelchen auf uns einzureden, in einer Sprache, die ich nicht verstand.

Ich fragte meinen Begleiter, was sie für eine Landsmännin sei. Er sagte, eine Cypriotin. Sie sei erst wenige Wochen hier.

Mich ergriffen Mitleid und Begierde. Die braunen Augen der kleinen Person hatten einen so unendlich gutmütigen, naiven Ausdruck, und ihr gesticktes Oberkleid war so verlockend gebauscht. Ich nahm ihre braune, feste Hand und küßte sie auf das Gelenk.

Der Eunuch nötigte mich fort. Ich ging ungerne. Er wollte mich noch immer weiter führen, aber diesmal gab ich nicht nach. Als wir wieder in der Vorhalle standen, sagte er: »Mein Herr hat mir befohlen, an Euer Exzellenz eine Frage zu richten.«

»Frage nur.«

»Ist eine Frau im Serail, an der Euer Exzellenz Gefallen gefunden haben?«

Ich sagte: »Jawohl, diese Cypriotin.«

Er verneigte sich so tief, daß ich sein Gesicht nicht mehr sehen konnte, und sagte: »Euer Exzellenz werden die Frau heute Abend noch als Eigentum erhalten.«

Ich ging, sehr angenehm erregt, und erzählte Le Verrier unser gutes Glück. Wir ließen ein Zimmer zurechtmachen und stellten alles hinein, was sich an hübschen Dingen zufällig bei uns zusammengefunden hatte. Wir überlegten uns auch, ob wir das Geschöpfchen mitnehmen könnten, – denn es war bereits die Rede davon, daß uns der Kaiser auf dem spanischen Kriegsschauplatz verwenden wollte ...“

Der Marschall, der sehr fließend erzählt hatte, brach ab.

„Also was!“ sagte Fronsac, der etwas ungeduldig geworden war, und stand auf. „Der Sultan hat sie hinrichten lassen, wie?“

Er schien das Ganze nicht recht erzählenswert zu finden.

„Schlimmer, Fronsac, noch schlimmer,“ sagte der Marschall. „Am Abend nämlich, wie wir vergnügt warteten, brachte uns der schwarze Trabant ihren Kopf ... ihren Kopf auf einer kupfernen Platte. Er war präpariert, alles Blut hatte man ausgedrückt, die Augen künstlich weit geöffnet und die Haare schön in Ordnung gebracht ...“

„Oh pfui Teufel!“ sagte Fronsac.

„Ja. Der gute Le Verrier übergab sich. Ich biß mir in den Finger, um standzuhalten, dann nahm ich dem schwarzen Kerl ein Schriftstück ab, das er mir hinstreckte. Ich konnte aber das Türkische, das ich ja ein wenig sprach, nicht lesen und mußte mir die Botschaft am nächsten Tag übersetzen lassen. Der Sultan schrieb ungefähr:

»Als Rechtgläubiger kann ich Dir, einem Christen, nicht eine Frau von meiner Religion überlassen. Aber auf diese Weise, die ich mir erdacht habe, bist Du wenigstens gewiß, daß diejenige, auf die Du Deinen Blick geworfen hast, auch sonst keinem Manne mehr gehören wird.«

„Eine abscheuliche Geschichte,“ sagte der Prokurator noch einmal.

Nach einem Schweigen blieb Sebastiani mitten in dem großen Zimmer stehen, das die fast niedergebrannten Kerzen ungleichmäßig erhellten, und sagte, die Hand an der Kette seines Kreuzes:

„Ich bin wirklich nicht sentimental, Fronsac. Ich habe Rußland gut überstanden, ich habe auf des Kaisers Befehl bei Leipzig ein ganzes Regiment sinnlos aufgeopfert, ich habe vor Lisabon neunzehn sächsische Meuterer erschießen lassen, kurzum also ... Aber diese arme kleine Person mit ihrem abgeschnittenen, wächsernen Kopf hat mich verfolgt – überall: auf allen Schlachtfeldern, sobald es schief ging, später in England, in Neapel, in meinen Ministerien. Versteh mich: ich bin nicht allnächtlich mit gestäubten Haaren in meinem Bette aufgewacht, natürlich. Aber ich habe ganz fatalistisch darauf gewartet, daß dieser Mord, den eine alberne Laune von mir verschuldet hat, sich rächen würde, irgendwie, an mir oder an den Meinen. Es mag häßlich genug klingen, – aber heute nun bin ich gewissermaßen beruhigt.“

Eine Standuhr von strengen Formen, mit einem großen, goldenen N verziert, schlug zehnmal.

Sebastiani sagte wieder: „Ich glaube ja an nichts. Seine Generale haben alle an nichts geglaubt. Aber ich kann mich schwer gegen den Gedanken wehren, als ob dieser Feigling von einem Choiseul ein Werkzeug gewesen sei ...“

Es klopfte an der hohen Tür, und Baptist kam herein. Er sagte: „Ein Amtsdienner ist da mit einer Mitteilung für den Herrn Generalprokurator.“

Fronsac verließ das Zimmer und kam fast augenblicklich wieder.

„Etwas in dieser Sache?“ fragte der Marschall.

„Ja,“ sagte Fronsac. „Er hat sich vergiftet.“

„Gut,“ sagte der Marschall.

## **Leidenschaften (1916)**

Ich hatte damals eine Stellvertretung für den erkrankten Kollegen Kuffner übernommen.

Dieser Kuffner war ein sonderbarer Mensch. Als sehr begabter junger Arzt, der wohl seinen Weg hätte machen können, hatte er sich, aus reiner Begeisterung für seinen Beruf und für das Helfen, als Armenarzt in einem der trübseligsten Bezirke des nordöstlichen Berlin aufstellen lassen und auskultierte, verband und tröstete da nun vierzehn Stunden am Tag für ein lächerliches Gehalt. Vor kurzem hatte er sieh am Bett einer Wöchnerin, die ihm doch wegstarb, eine Pyämie geholt, und Gott mochte wissen, ob er davonkommen würde.

An jenem Abend war ich in ein Hinterhaus der Jablonskistraße zu einem Kinde gerufen worden, mit dem es recht übel stand. Es war ein vierjähriges Mädchen, zum Erschrecken mager und am ganzen Körper grau von Haut. Ich hätte kaum zu sagen gewußt, woran sie eigentlich im Sterben lag, denn eine Krankheit ließ sich nicht feststellen. Sie konnte einfach nicht leben, sie war zu schwach, und es mußte schon ein Wunder heißen, daß sie bis zu vier Jahren in die Höhe gebracht worden war. Alles erklärte sich, wenn man die Eltern sah.

Der Vater, Setzer von Beruf, den seine politische Entscheidung ums Brot gebracht hatte, war ein sehr großer, magerer, gebeugter Mann, der hustete; die Frau dagegen war klein, rundlich, von einer gewissen falschen Blüte der Hautfarbe. Beide mußten für im höchsten Maße schwindsüchtig gelten. Man sah auf den ersten Blick, daß diese Eltern sich liebten, daß sie sich aus Leidenschaft geheiratet hatten, obwohl es eine Torheit und verderblich war. Ich tröstete sie mit schlechtem Gewissen, verschrieb irgend einen Unsinn, ließ ein wenig Geld zurück und ging das finstere und muffige Treppenhaus hinunter. Der Vater schloß mir auf.

Es war November, und das Wetter war unfreundlich. Ich richtete den Kragen meines Überziehers in die Höhe und ging davon, ohne viel auf die Straßennamen zu sehen. Ja, dachte ich bedrückt – denn noch hatte ich nicht die Gewohnheit solcher Einblicke – alles, was die Leidenschaft unternimmt, endet schlecht. Dieses arme graue Körperchen! Das ist nun die Frucht einer rotglühenden Liebe. Schlacke, Schlacke!

Es begann zu regnen. Einen Schirm hatte ich nicht, und Wagen waren hier keine zu finden. Mit den Straßenbahnlinien wußte ich wenig Bescheid. Als der Regen stärker wurde, dachte ich daran, irgendwo unterzutreten. Ich blickte mich um und erkannte eine Gegend, in die ich mich in meinen frühesten Semestern manchmal verirrt hatte. Sie war ziemlich verrufen, diese Gegend, und Neugier und falsch gerichtete Abenteuerlust hatten für meine zwanzig Jahre die häßlichen Gassen mit einer schäbigen Romantik erfüllt. Ich erinnerte mich, daß ich sogar zwei- oder dreimal in einer Art von Maskerade hier gewesen war: ohne Hemdkragen, in meiner ältesten Jacke und mit einem zerbeulten Hut auf dem Kopf. Ich mußte lachen. Aber inzwischen war ein richtiger Guß aus dem Regen geworden ...

Es hatte sich viel verändert in diesem Viertel. Wo früher ärmliche Häuser verwinkelte Gassen gebildet hatten, lagen nun freie Plätze mit Schuppen und Schutthaufen. Was ich an Mädchen sah, machte den Eindruck, als sei der Tarif, der damals hier regiert hatte, inzwischen noch herabgesetzt worden. Die armen Wesen standen überall in die Torwinkel gedrückt, nasen Lappen vergleichbar, und flüsterten jämmerlich ... Aber ich mußte nun wirklich auch untertreten, das war ja ein Wolkenbruch.

Ich befand mich an einer Ecke, an die ich mich zu erinnern wußte. In der Kneipe da hatte ich ein paarmal meine Studien getrieben. Du lieber Gott, ich war nicht mehr neugierig. Aber naß, naß ... Ich klinkte die Tür auf.

Vor dem Schanktisch saßen drei Leute und spielten Karten. Dem Wirt mit seinen aufgeschlagenen Hemdärmeln gegenüber hockte ein kleiner Kerl mit einer ungeheuren Höckernase, neben der, vogelmäßig dicht beieinander, entzündete Äuglein standen: er sah aus wie ein abgedienter Jockey. Nur den Anderen aber, den Dritten, betrachtete ich mit Interesse, sogleich als ich mich des nassen Überziehers ledig in einer Ecke niederließ.

Es war ein hagerer, schon grauhaariger Mensch, mit lebhaften Augen und einem gutmütigen Lachen, das jeden Moment seine Zahnlücken sehen ließ. Er trug sich dunkel und sorgfältig und hatte in seiner Art, die zugleich ein wenig kindlich war, etwas von einem depossedierten Edelmann. Die Anderen behandelten ihn denn auch mit einer gewissen spöttisch übertriebenen Höflichkeit. Einmal freilich schrie ihn der Wirt auch an.

Als ich endlich meinen Schnaps vor mir stehen hatte, ging drüben die Partie weiter. Ich erkannte das Spiel. Es war Vingt-un: Siebzehnvier, wie man es damals in Heidelberg genannt hatte ... Jeden Tag, wenn wir aus Czernys Klinik müde ins Café kamen, sahen wir es die Juristen am Nebentische spielen. Und wir amüsierten uns, wenn der sittenstrenge Wirt seine Runde machte: dann verschwand alles Silber blitzschnell unter den Tisch und wie durch Zauber wurde ein billiger Skat gespielt ...

Ich bemerkte, daß der Schäbig-Elegante mit großem Feuer bei der Sache war. Er wagte sich vor, er schuf sich Spannungen, er „hielt das Ganze“, auch wenn seine Karten eine solche Kühnheit offenkundig nicht rechtfertigten. Denn er verlor. Und gewann er wirklich einmal, so schien auch alle Gefahr vergessen zu sein. Die Anderen taten, als mißbilligten sie seine Wahalsigkeit höchlich. „Mit einer Drei hält er den Pott!“, sagte der Wirt unter verächtlichem Schnauben und strich sein Geld ein.

Schließlich schien der Jockey genug gewonnen zu haben, er nahm seinen Gummimantel und ging davon. Er hinkte. Der

Wirt machte sich hinter den Schanktisch und las auf seine Schlachterarme gestützt die Zeitung. Mein Dritter setzte sich auf seinem Stuhl zurecht, zog Tobak, bräunliches Seidenpapier und einen kleinen Nickelapparat aus der Tasche und fertigte sich mit eleganten, sparsamen Bewegungen eine Cigarette. Und während er sie in Brand setzte und die ersten Züge nahm, begann er, ein bißchen zu mir herüberzuschien.

Er sah gutmütig und sonderbar aus, und ich konnte Zerstreuung ganz wohl gebrauchen. „Eine scheußliche Nacht draußen,“ sagte ich zu ihm hinüber. Ohne zu sprechen, nahm er sein Glas mit der hellen Whiskymischung und setzte sich, nach einer Verbeugung, an meinen Tisch.

„Sie müssen nämlich nicht etwa denken,“ begann er völlig unvermittelt und so, als hätte *ich* die Rede auf den Gegenstand gebracht, „daß wir hier immer so um Pfennige spielen. Nein, es kommen wohl auch größere Partien zusammen. Aber erstens ist es noch etwas früh am Abend, und zweitens ist es etwas spät im Monat.“ Er lachte über seinen eigenen Witz. Er hatte ein Kinderlachen, beeinträchtigt durch schlechte Luft und Cigarettenrauchen, aber doch ein Kinderlachen.

Er hielt mir sein Etui hin, eins von den billigen Dingen aus russischem Holz, doch gefüllt mit Cigaretten aus der Fabrik von Philip Morris in London. Ich bediente mich. „Diese »Derby«,“ sagte er weltmännisch, „ist etwas fest gestopft, man bekommt leicht Kopfschmerzen vom Ziehen, jedoch das Arom ist vorzüglich ...“ Er sog weiter an seiner selbstgefertigten.

Ich sagte: „Sie spielen passioniert?“ Denn ich sah wohl: dies war sein Thema.

„Ja,“ antwortete er. „Darf ich Ihnen meinen Namen nennen? – Söderborg.“

Ich beobachtete in seinen Augen ein ängstliches Flimmern. Würde ich mich auf seinen Namen besinnen? Ganz zufällig vermochte ich's.

In einem älteren Band des „Archivs für Psychopathologie“, den ich mir vor einigen Wochen aus der Königlichen Bibliothek geholt hatte, war er mir aufgefallen. Er figurierte dort unter den Namen eines großen Spielerprozesses aus den neunziger Jahren, als der eines durchaus hemmungslosen Hazardeurs und krankhaft beanlagten Verschwenders; als der eines Zeugen übrigens nur, auf dem keinerlei Verdacht lastete.

Ich sagte: „Graf Söderborg ... Das ist doch selbstverständlich, daß ich mich erinnere.“

Ein Zittern der Freude ging über seine Wangen und zeigte sich im Umkreis der Augen, aber seine Stimme klang beherrscht, als er leise antwortete: „Ja, ich war seiner Zeit ziemlich bekannt“

„Es war doch in Spaa ... ja, Spaa war doch der Ort Ihrer großen Triumphe?“ sagte ich aufs Geratewohl.

„Oh nur den einen Sommer ... doch, allerdings auch 1892, während einiger Monate. Aber im Ganzen war es mehr Ostende, wie Sie sich leicht erinnern werden ... Und dann White-Rose-Club in London. Aber was mich vielleicht ein wenig berühmt gemacht hat,“ er lächelte bescheiden, „das war doch wohl Monte Carlo. Besonders dieser Winter 93 auf 94. Ja ... Wissen Sie,“ sagte er flüsternd, und legte mir seine lange Hand, die nicht ganz sauber war, auf den Ärmel, „wissen Sie, daß ich noch Garcia gekannt habe ...?“

Ich schwieg. Ich erinnerte mich, daß Garcia jener Spanier war, der mit ein paar hundert Franken auf der Roulette einige Millionen gewann, und der das alles wieder verlor. Ich hatte ihn immer für den letzten aller Narren gehalten.

Der Graf sagte wieder – und im Maße seiner aufsteigenden Erinnerungen schien der aus Schwedischem und Französischem gemischte Akzent aus den Glanzjahren sich wieder seiner Sprache zu bemächtigen –: „Garcia, ein großer Mann! Ein leidenschaftlicher, bedeutender Spieler. Höchst achtenswert. Aber nicht in dem Maße fair ... Ich erinnere mich an ein ge-



wisses Ecarté ... Enfin, er ruht ja nun längst. Mein Freund war er niemals. Sie hätten Ostronskij kennen sollen, Herr, *er* war mein Freund. Ach, Ostronskij. Was für ein Herz! Und was für ein Spieler!“

Es war erstaunlich, wie der Schwede in diesen Minuten unseres Gesprächs sich verwandelt hatte. Schon zuvor war er mir ja durch einen gewissen Anstand merkwürdig gewesen. Aber nun hatte er, über dem vom Fusel klebrigen Steintisch, völlig die Gebärden eines großen Herrn.

Der Wirt sprach knurrend hinter seinen Flaschen hervor: „Was ist denn heute los? Weiber müßten lange da sein. Es regnet ja wie Affe.“

Die Wendung „Es regnet wie Affe“ hatte ich noch niemals gehört. Söderborg antwortete nicht.

„Ostronskij!“ sagte er wieder und schüttelte gerührt den Kopf. „Mit ihm zusammen habe ich den größten Tag gehabt in meiner ganzen Laufbahn ... Wir hatten in Monte schon mehrere glückliche Wochen hinter uns. Aber dann kam ein Tag und kam eine Nacht im Cercle ... ja, diese vierundzwanzig Stunden brachten uns mehr als eine halbe Million. Wie das im Trentet-quarante so geht ... neunzehn Rouge in einer Taille, und alle neunzehn mit dem Maximum! Und so fortwährend. Und manchmal an zwei Tischen zugleich ... Lieber Herr,“ sagte er und hatte Tränen in den Augen, „es gibt nichts Schöneres. Wenn Ihnen das Geld so zuströmt, ach ... Sie scheinen nur da zu sein, um das Schicksal zu kommandieren, alles fügt sich, schmiegt sich, so leicht, so leicht ... Und die Gesichter der Anderen, die man nur wie in einem Traum sieht. Und der unglückliche Pointeur, der Sie um drei Louis bittet, und dem Sie einen Fünfhunderter hinreichen, blindlings, denn bei fünfhundert fängt ja das Geld erst an. Und die Weiber, die kein anderes Männergesicht mehr schön finden ... Und der Klubdiener, der sich auf den Boden werfen möchte, um die Steinplatten im Vestibül vor Ihnen aufzulecken ...“

„Haben Sie die halbe Million denn gleich wieder verloren?“ sagte ich.

„Oh, nicht gleich, nicht gleich. Behalten haben wir sie nicht, eingeschlossen haben wir sie nicht, va sans dire. Dafür spielt man ja auch nicht. Aber für den Augenblick waren wir vernünftig genug, wegzufahren ...“

„Nach Paris natürlich?“ fragte ich, biß mir aber voller Scham auf die Lippen.

„Nach Wien. Ach, und Ostronskij, dieser herrliche Bursche, machte wahrhaftig ein Fest aus dieser Fahrt. Wissen Sie, was er tat? Er mietete den ganzen Luxuszug bis nach Wien. Denken Sie! Die Hälfte der Plätze mußten wir sogar bis nach Petersburg bezahlen.“

„Und da gingen Sie so durch die leeren Wagen spazieren ... bis nach Wien?“

„Nein, das war eben der Hauptspaß: wir gingen gar nicht ... Von einem Händler in Beausoleil hatten wir uns einen kleinen braunen Esel gekauft, und auf dem ritten wir nun abwechselnd in den Korridoren auf und ab. Es war so köstlich ...“ Er lachte.

„Figurez-vous, der Esel hatte seinen eigenen Salon für sich. Ach, es war komisch, komisch. Was haben die Beamten im Zuge gelacht! Ich erinnere mich an einen, einen gewissen Grassauer ... ein prächtiger Mensch. Aber das Ende war traurig. Denken Sie, an einer Kurve der Schienen, nicht weit vor Venedig, brach sich unser Esel das linke Vorderbein. Ich saß gerade auf ihm, aber mir machte es nicht viel. In Venedig stiegen wir aus und fuhren in einer Gondel zum Tierarzt. Es war aber schwer, einen zu finden. Denn in Venedig gibt es ja fast gar keine Tiere. Wir erregten ungeheures Aufsehen mit unserm Esel im Schiffchen, aber er tat uns so leid. Ostronfkij war der beste Mensch ... Der Tierarzt schrieb uns dann noch monatelang nach Wien über unsern Esel und bekam Geld, aber in Wirklichkeit hatte er ihn schon am zweiten Tag erschossen, der Lump. Wir erfuhren es viel später. Traurig, wie?“

Die Tür ging auf, ein tropfnasses Mädchen kam herein und setzte sich mit Ächzen in die Nähe des Schanktischs.

„Jetzt kommen bald alle,“ bemerkte der Schwede fröhlich und blinzelte mit den Augen. „Dann werden Sie einmal sehen ... Das vorhin war ja nichts. Wissen Sie, was ich hier eingeführt habe? Sie werden es kaum erraten ...“

„Nun?“

„Das Baccarat,“ sagte er mit einem entrückten Lächeln, indem er sich zu mir herbeugte. Sein Atem traf mich, ein ganz merkwürdig frischer und reiner Atem, der keinen Alkoholdunst in sich hatte. Ich bemerkte, daß seine Whiskylösung noch beinahe unberührt dastand.

„Vielleicht haben Sie selbst Lust, sich ein wenig zu beteiligen? Ein unschuldiges Chemin-de-fer?“ – Ich gebrauchte eine Ausrede ...

Nacheinander trafen nun die Damen des Viertels ein, deren spätes Rendezvous diese Kneipe war, – ältlich der Mehrzahl nach und ohne den geringsten koketten Ehrgeiz in ihrem Äußern. Sie glichen, heute vollends bei dem ungünstigen Wetter, Marktweibern, die mit dem Geschäftsgang unzufrieden sind. Eine einzige hübsche Person, frech und sehr blond, war darunter, aber wenn sie den Mund aufat, gewahrte man graue, verstümmelte Zähne, die jedes Gefallen vernichteten. Ihr männlicher Begleiter war ein Herr von bössartiger Eleganz; sein brauner steifer Filzhut mit gerade ausgezogenem Rande zumal war das Verdächtigste, was man sehen konnte. (Es ist und bleibt rätselhaft, woher diese Art von Männern ihre Kopfbedeckungen bezieht.) Sonst befand sich, vom Wirte abgesehen, kein männliches Geschöpf in der Gesellschaft.

Graf Söderborg empfahl sich mit einer gewissen Hast, und in einer Ecke begann das Spiel. Man saß dort, den Wirt mitgerechnet, zu zwölf.

Augenscheinlich war Söderborgs Erziehung zum Höheren hier seit geraumer Zeit schon wirksam gewesen: sowohl der schöne Kavalier als der Wirt betätigten mit Selbstverständlichkeit beim Aufzeigen von „Acht“ oder „Neun“ jene triumphierende Roheit, mit der sie etwa beim Solo oder Schafkopfspiel aufgetrumpft haben würden.

Auch die Damen schienen aufs Beste orientiert. Eine alte fette Person rief Söderborg, an dem die Reihe war, in grobem Tone zu: „Wenn Sie Ihre Schläge nicht ansagen, Jraf, so haben Sie sich die Folgen selbst zuzuschreiben.“

Söderborg legte augenscheinlich Wert darauf, sich, vielleicht auch vor mir, zu dem er mitunter herüberblickte, als ein Spieler von besonderer Art zu erweisen. So entschloß er sich schwer, wenn ihm eine Hand glückte, sich mit mäßigem Gewinn zu begnügen – vielmehr schien er zu erwarten, daß sich das Glück nicht drei- oder viermal, sondern gleich ein Dutzend Male für ihn entscheide. Oder riß ihn schließlich doch seine Leidenschaft mit? Ich begann es zu glauben.

Er verlor und verlor, wie es natürlich war, und niemand schien sich zu wundern. Offenbar betrachtete die Gesellschaft den allabendlichen Gewinn auf Kosten dieses gutmütigen Narren als eine bescheidene, doch sichere Zulage.

„Mir war elend zu Mut, und der genossene Fusel trug sicherlich die geringere Schuld daran. Ich bezahlte ... Wie ich bei der Türe war, kam Söderborg auf mich zu, um mir zum Abschied die Hand zu geben.

„Es war hübsch, sich kennen zu lernen,“ sagte er lächelnd. „Sie sehen, ich habe hier doch ein wenig Kultur verbreitet.“

Ich blickte in sein gutmütiges, schon altes Gesicht, auf seine Zahnlücken, die mich aus irgend einem Grunde rührten.

„Darf ich Ihnen noch etwas sagen?“ fragte ich und nahm ihn mit vor die Türe. Noch regnete es, aber das Dach über den drei Steinstufen schützte uns.

Eigentlich wußte ich nicht recht, was ich vorbringen sollte. Ich begann: „Sie haben wohl kein rechtes Glück heute Abend, Herr Graf?“

Er lächelte wieder – ich sah es im Schein der grünen Wirtslaterne – und sagte:

„Mein Gott, ich bin ein Passionné, ich habe selten Glück.“

Damit war wirklich alles Notwendige ausgesprochen. Aber da ich ihn einmal herausgebeten hatte, so stellte ich, verlegen, eine weitere Frage, mit dem Bewußtsein, daß ich mir einen Übergriff erlaube. Ich sagte: „Und werden Sie denn nicht eines Tages völlig ruiniert sein, Herr Graf, wenn Sie regelmäßig an diese Menschen Ihr Geld verlieren?“

Er lächelte sein wunderschönes Lächeln. Er antwortete: „Wir spielen um ein Geringes, sehen Sie. Und dann: diese Leute haben keine Ehre und darum kein Vertrauen, sie spielen nur gegen bares Geld mit mir. So habe ich in jedem Monat meine volle Rente.“

„Ah, gut, Sie haben sich eine Rente gekauft,“ sagte ich weise. „Das war vortrefflich ...“

„Oh nein.“ Er schüttelte sanft den Kopf. „Ich? Oh nein. Es war wieder Ostronskij. Er fiel ja doch in diesem sonderbaren Duell gegen den Oberst Zeitblom, und, denken Sie, in den vierundzwanzig Stunden vorher fand er noch Muße, so vorzüglich für mich zu sorgen ... Er hinterließ mir ja alles, was er hatte, aber das Beste war doch, daß er mich einkaufte. So habe ich nun in jedem Jahr meine sicheren Zweitausend. Er sah alles voraus. Er war ein Freund.“

„Adieu,“ sagte ich, denn ich wußte nichts hinzuzufügen. Mit Mühe widerstand ich der Versuchung, ihn zu umarmen. Ich war recht nervös an dem Abend.

„Adieu,“ sagte er. „Kommen Sie doch wieder. Ich bin jeden Abend hier. In meine Wohnung kann ich Sie leider nicht bitten ...“

Mit eigentümlich gepreßtem Herzen ging ich durch den Regen der bewohnbaren Gegend von Berlin zu. Ich dachte, schwerfällig und immer wieder, in den Worten des Grafen: „Er ist ein Passionné, er hat kein Glück.“

Ich dachte an Kuffner, der seine ärztliche Leidenschaft mit einem furchtbaren Krankenlager, vielleicht mit dem Tod bezahlte, ich sah den armseligen grauen Körper meiner kleinen Patientin vor mir; Schlacke der Leidenschaft, dachte ich, Schlacke der Leidenschaft. Mein Weg war umdrängt von Schwärmen der Geister, die sich nicht hatten fügen, die nicht hatten rechnen können: Volksbeglucker, Gelehrte und Dichter, denen Leidenschaft und Hingabe die Erfolge der Mittelmäßigkeit verwehrten.

Und die grauen Flügel verstoßener Genien verfinsterten mir die Schloßfreiheit, die ich eben betrat.

**1916**

## **Schwager Kronos (1916)**

In: Jugend, 20. Jahrgang, Nummer 21, 20. Mai 1916, Seite 410, 414, 417.

Eine Faust aus Eis riß mir die Kapuze meines Schlafsacks vom Gesicht, ich fuhr auf, und der Wind der polnischen Ebene blies mir durchs Haar. Noch war völlige Nacht; aber zwanzig Schritt entfernt sah ich doch in schwarzer Masse unsere Gäule beisammenstehen.

Ein bläuliches Licht traf mich, und ohne Erstaunen bemerkte ich, daß Er vor mir stand, Er in Person. Er trug nicht das beinerne Kleid, in dem man ihn zu kennen glaubt, sondern ein schwarzes Zivil, eine Art Gehrock. Sein Gesicht war wächsern gelb, aber nicht gelber als menschlich gewesen wäre, und zeigte einen kleinen Spitzbart; die unbedeckten Haare waren ölig gescheitelt, keine Strähne erhob sich in dem östlichen Sturm. Er hatte etwa das Aussehen eines parlamentarischen Ministers, wie er so dastand, eines kalten und ehrgeizigen Advokaten, und ich mußte denken, daß ihm die Larve wohl anstehe.

„Heute haben wir uns gefürchtet, wie?“ begann er mit einer Stimme ohne Ton und in einer Sprache, die ich nicht erkannte, doch verstand. „Es kam ein bißchen plötzlich, das arge Feuer, nicht wahr? Haben wir geschaudert, ja? Haben wir uns ein wenig auf den Gaulshals geduckt? Haben wir da unsern törichten Spott vergessen?“

„Exzellenz irren,“ antwortete ich mit großer Höflichkeit, „wirklich, wollen Exzellenz das bitte glauben. Wann hätte ich gespottet? Es ist niemals von mir verhehlt worden, daß ich gerne noch lebe, daß ich gern lebendig nach Hause zurückkäme.“

„Erinnere dich!“ herrschte er mich lautlos an.

Lautlos, wahrhaftig. Er beliebte eine seltsame Art, sich mitzuteilen. Was zu mir sprach, das waren seine großen, blau leuchtenden Augen. Freilich waren es nicht Augen im gewöhnlichen Verstande, sondern einfach kreisrunde Löcher, die trichterartig in seinen Schädel hineinliefen und sich im Hintergrund unendlich zu erweitern schienen. Dort aber, im Hintergrund dieser Höhlen, wo blauer beleuchteter Dunst in Schwaden stieg und niederging, dort bildete sich schattengleich ab, was ich vernahm.

Hörte ich ihn? Sah ich ihn? Wie spürte ich ihn? Einerlei, es war gewiß nur in der Ordnung, daß er sich auf eine etwas besondere Weise zu vernehmen gab.

„Erinnere dich!“ donnerte er mir zu – ohne Laut.

Es war zu jener unvordenklichen Zeit als noch Frieden war, in Paris, an einem Maitag. Damals ging es mir gut in der schönen Stadt, ich hatte Freunde, hatte mindestens Kameradschaft gefunden, hatte auch arbeiten können in dieser letzten Zeit, und nun, zudem, war man mitten in einem blau und goldenen Frühling. Aber das war nicht alles, ich liebte.

Oh, keine große Dame aus Paris, auch keine Bürgersfrau und noch viel weniger ein Mädchen aus den Ballsälen, keine Französin überhaupt. Sondern ein Himmelszufall hatte mich vorgestern, an einem lachenden Vormittag, einer Frau entgegengeführt, mit der ich von Deutschland her sehnsüchtig vertraut war, ohne jemals mit ihr gesprochen zu haben. In Begleitung eines mir wohlbekannten jungen Bildhauers kam sie mir unter den Bäumen des Tuileriengartens mit einemmal entgegen: nicht etwa überzart und stilisiert anzuschauen, nein, sondern frauenhaft fest und eher ein klein wenig derb, mit dem freundlichsten Blond der Erde und mit einem Ausdruck von Heiterkeit und Güte in den Zügen, vor dem mir das Herz in einem Jubeltakt zu schlagen anfang.



„Hier also muß man sich treffen, gnädige Frau!“ sagte ich zu ihrer Verwunderung, völlig verwirrt und mit bloßem Haupt auf der Straße verharrend.

Aber es hatte alles einen freundlichen Gang genommen, und heute nachmittag nun stand ich vor dem Kaminspiegel meines Zimmers und band mir die Krawatte mit einer freudigen Inbrunst. Wie ich eben dabei war, sie zum zweiten Mal durch sich selber zu schlingen, verwandelte sich mit einem Schlag vor aufziehenden Wolken ihr Dunkelblau in ein völliges Schwarz, und schon vernahm ich den ersten brummenden Donner. Zwei Minuten darauf brach rauschend ein wilder Regen nieder, einer von denen, die förmlich mit Gewalt herabzustößen scheinen. Nein, dachte ich, das ist zu heftig, das wird sogleich aufhören, und nachher ist dann die Mailuft von einer urweltlichen Frische. Ich warte ein bißchen ...

Aber es hörte nicht auf, es war, als verstärkte sich die Raselei von einer Minute zur andern. Die Äste der Bäume mit ihrem jungen Grün bogen sich und schwankten und schienen winkend um Hilfe zu rufen. Die Straße lag wie leergefegt, kein Mensch, kein Wagen. Ich sah auf meine Uhr.

Ja, war ich denn närrisch mit meiner Gemütsruhe! Wie in aller Welt wollte ich binnen zehn Minuten diesen weiten Weg hinter mich bringen, zu dem Parkrestaurant, wo sie mich erwartete, vielleicht jetzt schon wartete unter den Bekannten – redend mit ihrer süßen, klingenden Stimme, lachend mit diesem verlockenden und dabei so freimütigen Lachen, die eine ihrer merkwürdig zarten Hände handschuhlos vielleicht mit dem Teelöffelchen beschäftigt ... Ich riß das Fenster auf, durch das mir klatschend die Sintflut entgegenschlug.

Einen Schirm! Ich stürmte die Treppen hinab. Ach, beim Portier waren alle Schirme unterwegs. „Un peu de patience, Monsier, ça va passer!“

Sicherlich, natürlich, recht habt Ihr, tout ça va passer! Fort das dunkle, süße Lachen, und nie werde ich diese Frauenhände

wieder sehen. Um einer Droschke willen! Ja, das wäre so ein Novellentitel, dachte ich bitter. Um einer Droschke willen! Aber da sieht man wieder, wie alles eingerichtet ist, pfui Kuk-kuck, ja!

Verzweifelnd trat ich unter die Tür. Sollte ich's wagen, unter den stürzenden Strömen hin den Weg nach den Champs Elysées zu laufen? Vielleicht wäre es rührend gewesen, ein ergreifendes Opfer? Aber nein, durchweichte Liebhaber sind nicht ergreifend. Und außerdem war es zu spät. Denn es schlug halb, die festgesetzte Stunde schlug, durch das Rauschen hin vernahm ich es doch ...

Räder und Hufe ließen sich hören. Mit rasendem Galopp kam etwas die Straße herauf, im Wassernebel noch nicht deutlich zu erkennen, aber ein sonderbares Gefährt auf jeden Fall: dunkel, hoch und schwer und schwankend von einer Seite zur anderen. Und nun sah ich die nassen Bahrtücher über Schragen und Rappen schwerfällig wallen und bemerkte in einer schwarzen Kapuze den Kutscher unterm Verdeck. Es war ein Leichenwagen, der vom nahen Friedhof kam.

Da lief ich hinzu, sprang fast vor die Gäule, zwang den Mann, sie zurückzureißen, warf mich zur Seite und schrie, mit einer Stimme gleich der Posaune des Jüngsten Gerichts:

„Wohin?“

„Depot.“

„Wo?“

„Rue Guyot.“

„Fünf Francs!“

„Herauf!“

Und saß im Trocknen und war geborgen, und die holpernde Fahrt ging weiter. Alles war schwarz um mich, das Holz des Kastens, daran ich mich lehnte, das nasse Leder, das meine Kniee schützte, die Zügel, die aus den schwarzbekleideten Händen meines Kutschers zu den schwarzverhangenen Rossen

hinunterliefen. Nur ich selber in meinem grauen Frühjahrsmantel bildete etwas wie einen vergnügten Kontrast zu all dem stumpfen Dunkel.

Ich erregte auch Anstoß, kein Zweifel. Nicht bei dem Fahrer wohl, der unverwandt aus seiner Umhüllung geradeaus in den Regen starrte, und von dem ich kaum einen Schein der wächsern gelben Wange zu sehen bekam. Passanten zu Fuß waren auch nicht da in diesem Wetter, Wagen und Autos schossen in sich gekehrt vorüber. Aber eines von unseren eigenen Pferden, das Sattelpferd, schien mysterischerweise das fremde Element in seinem Rücken zu spüren. Und wieder und wieder in seiner eilenden Gangart warf es das verhangene Haupt seitlich zurück, und aus dem kreisrunden Ausschnitt des Bahrtuchs durchblitzte mich ein beleidigtes Auge.

Aber nun hatten wir den Fluß erreicht, der vor Dunst und stürzendem Wasser kaum zu sehen war, gezügelt, in stampfendem Schritt, erstiegen unsere Rappen die gewölbte Brücke. Und schon war ungerechter Weise meine Ungeduld rege. Spute dich, Kronos, riefen meine aufschießenden Gedanken dem Schwager zu –

Spute dich, Kronos!  
Fort den rasselnden Trott,  
Frisch, holpert es gleich,  
Über Stock und Stein den Trott  
Rasch ins Leben hinein!

Die Brücke senkte sich, die Schwarzen zogen an. Wir ratterten das Ufer entlang; da ließ der Regen nach. Wir überquerten den Konkordienplatz, da brach über dem Triumphbogen durch nassen Dunst ein Strahl hervor.

Trunknen vom letzten Strahl  
Reiß mich, ein Feuermeer  
Mir im schäumenden Aug',  
Mich geblendeten Taumelnden  
In der Hölle nächtliches Tor!

Eines der Restaurants hier auf der rechten Seite mußte es sein. Ich berührte den Dunkeln am Arme.

Töne, Schwager, ins Horn!  
Raßle den schalenden Trab,  
Daß der Orkus vernehme: wir kommen!  
Daß gleich an der Tür  
Der Wirt uns freundlich empfang!

Die Rappen standen, ich sprang vom Bock, meine Kutsche polterte weiter, und zwischen Menschen, die erstarrend im tröpfelnden Sonnenregen stehen blieben, ging ich durch den Vorgarten auf die Veranda zu, hinter deren Glassoheiben sich schon die Köpfe drängen.

Als ich eintrat, wurde alles totenstill. „Wie denn,“ sagte ich mir mit einer unbehaglichen Empfindung, „war es so ganz unmanierlich, was ich tat? Ja, ihr lieben Leute, was hätte ich denn tun sollen? Vielleicht wäre Frau Agathe mir nie wieder vor Augen gekommen. Entrüestet euch immerhin!“

Dem Himmel sei Dank, da war sie. Als ich an ihr Tischchen herantrat, sprangen zwei spitzbärtige Herren, die mir unbekannt waren, hastig empor, aber nicht, wie man höflich vor einem Ankömmling sich erhebt, sondern zurückweichend, mit deutlichem Entsetzen. Ich küßte Frau Agathes Hand und begegnete dabei einem Blick, den ich nicht recht begriff. Aber wie war sie frisch und entzückend! Zehntausendmal hatte ich recht gehabt mit meiner finstern Karosse!

Mein Freund, der Bildhauer, machte mich mit den beiden Parisern bekannt, die noch immer standen. Sie nahmen auch nicht wieder Platz, sondern blickten sich unruhig nach dem

Kellner um, winkten ihn her und machten sich schließlich, Abschiedsworte murmelnd, davon ...

„Was befiehlt der Herr?“ fragte der Kellner mich leise. Er hielt sich fünf Schritt entfernt und war weiß wie sein Vorhemd. „Du machst aber auch Geschichten,“ sagte mißvergnügt der Bildhauer. „Ein hübscher freier Raum hat sich um dich gebildet, wie um eine Prinzessin, die tanzt!“

Frau Agathes rechte Hand spielte an ihrem Silbertäschchen mit der geflochtenen Kette. Es war eine rein und klar geformte, schmale und zartgliedrige, sehr blasse Frauenhand, die in einem rührenden Gegensatz stand zu der festen Frische des ganzen beglückenden Geschöpfs. Alles, was diese Frau an holder Empfindlichkeit, an feiner Schwäche ihres Geschlechts in sich tragen mochte, schien diese entzückende, ergreifende Hand zum Wohnsitz erwählt zu haben. Übrigens trugen ihre Finger mit Ausnahme des kleinsten keinen Schmuck. Dessen unteres Glied war von einer Anzahl ganz schmaler vielsteiniger Ringe völlig überdeckt: einem mit blauen, einem mit grünen, einem mit roten Steinchen und einem mit blaßvioletten. Es sah aus wie ein bunter, kleiner Harnisch ...

Aber ich machte die Augen los und blickte dem Bildhauer ins Gesicht.

„Erkläre mir bitte, was das alles bedeutet. Es giesst in Strömen, kein Wagen ist zu finden, ich möchte auf keinen Fall meine Verabredung versäumen und bitte einen Rollkutscher, mich aufsitzen zu lassen. Es mag unelegant gewesen sein ...“

„Unelegant! Ein Rollkutscher! Was sagen Sie zu seiner Ausdrucksweise, gnädige Frau? Sieh dich doch um. Steht in den Blicken der Leute etwas von unelegant und von Rollkutscher zu lesen?“

In diesem Augenblick trat eine ältere Dame, mit einem Hündchen im Arm, auf mich zu und rief aus einiger Entfernung mit durchdringendem Bühnengeflüster:

„Aber in Gottes Namen, so greifen Sie doch Ihren Stuhlfuß an, Herr! Berühren Sie Holz, ich beschwöre Sie!“ Und zog sich zurück.

„Was soll ich tun?“

„Sie sollen ein Stück Holz anfassen,“ sagte lächelnd Frau Agathe, und ich hörte mit Lust auf ihre warme, klingende Stimme, „und sollen sich so vor Unglück bewahren. Tun Sie’s nur, tun Sie’s! Ihr Heldentum ist den Leuten ohnehin düster genug.“

„Heldentum“?“ fragte ich leise, erschrocken. „Aber um des Himmels willen, liebe schönste gnädige Frau, Sie werden doch wohl nicht glauben, daß ich aus Heldentum mit diesem Wagen gefahren bin, aus blödsinniger Affektation ... Sie meinen doch nicht ernsthaft, ich habe damit den Tod verspotten wollen oder etwas dergleichen? Mein Herr und Vater, der Gedanke kommt mir freilich ein bißchen spät!“

„Wie führst du dich eigentlich auf, heute nachmittag?“ fragte der Bildhauer voll Mißtrauen, „entwickle dich nur weiter auf dieser Linie. Kann ich es denn verantworten, Sie mit diesem Narren allein zu lassen? Denn meine Zeit ist leider um, wie ich sehe.“

„Keine Sorge um mich,“ sagte Frau Agathe, „ich merke schon, mir tut er nichts.“

„Sie glauben es nicht?“ fing ich wieder an, als wir allein geblieben waren, „ich bitte Sie so sehr darum!“

„Nein, nein, ich glaube es nicht. Aber wirklich: die Menschen wissen sich gar nicht zu beruhigen! Vielleicht gelten Sie einfach für ein Gespenst, was meinen Sie?“

„Möglich, möglich,“ sagte ich befreit und von ihrem Lachen beglückt. „Liebe Zeit, was für abergläubische Leute! Unter denen möchte man wirklich Gespenst sein, das wäre noch eine Position! Aber vorderhand sehe ich nur den Geschäftsführer unheimlich da hinten herumschleichen. Ich glaube, er bereitet

einen höflichen Angriff auf uns vor. Dem sollen Sie nicht ausgesetzt sein!“

Draußen war nach der Erfrischung strahlendster Mai. Der Triumphbogen stand in roten Flammen, die breite Auffahrt floß zu ihm empor wie ein Strom von spätem Licht. Wir bestiegen einen Wagen und ließen draußen im Park den Kutscher bald in stillere Wege lenken.

„Wo verbringt man denn nun seinen Abend?“ fragte ich später. „Im Theater vielleicht? Guitry spielt den Cyrano.“

„Nein, nicht den Cyrano nach unseren heutigen Erfahrungen! Das ist ein solch schrecklich tapferes Stück, jeder spricht von seinem Leben wie von einem einzelnen Handschuh, der nichts mehr wert ist. Und im Parkett unten sitzen die Franzosen und bilden sich ein, sie seien es, die man dort oben darstellt. In Wirklichkeit aber braucht nur jemand mit einer ungewöhnlichen Equipage vorzufahren ...“

„Frau Agathe!“

„Gut, nichts mehr davon. Aber gefährlich wird es nicht, wenn wir Deutsche wieder einmal mit dieser Nation zusammenstoßen. Statt des Marschallstabs, wie es immer heißt, trägt jeder Soldat seinen Stuhlfuß im Tornister!“

„Berufen Sie nur das nicht! In dem Punkte bin ich abergläubisch.“

Schließlich stiegen wir durch die beleuchteten, heiter belebten Straßen zum Montmartre hinauf und, nachdem wir die laute Amüsiergegend sogleich hinter uns gelassen, durch dunklere Gassen an baufällig krummen Häuschen entlang vollends zur Höhe. Regungslos zeigte sich im Abendhimmel die alte Mühle, die sie dort irgendwo als Wahrzeichen verschont haben.

Auf einem entlegenen kleinen Platze, schon beinahe ganz oben, gibt es ein italienisches Gasthaus, das sich „zum Kuckuck“ nennt. Viele quadratische Eisentischchen standen da unter den Bäumen beieinander, die meisten schon besetzt, und

immer noch strömten neue Gäste her. Dennoch herrschte Stille. Im Schein der bunten Papierlampen, die zwischen den Zweigen hingen, sah man die Leute, wie sie ermüdet oder genießerisch den Kopf zurücklehnten und die reine Luft atmeten. Es war ein eigentümliches Gemisch von Menschen, das sich hier oben zusammenzufinden pflegte, Leute von weltlichster Eleganz und dazwischen wild und eigensinnig gekleidete Figuren, wie sie auf diesem Kunstberge noch gedeihen und alle fünf oder zehn oder zwanzig Jahre ein Genie aus ihrem namenlosen Gewimmel hervorgehen lassen.

Der Lärm von Paris war hier nur hörbar gleich dem sanften Brausen einer Orgel. Ein streichelnder Wind wehte durch die Wärme des Abends. Über unserem Tischchen schwankte leise eine blaue Laterne, ihr Licht fiel mild auf Frau Agathe und ließ ihre süße Hand, die ohne Regung neben der meinen lag, geisterhaft zart, völlig entkörperert erscheinen.

Noch stand Er, wie er gestanden hatte; ich blickte zu ihm empor. Die blaue Tiefe seiner Augenhöhlen war trübe verwölkt.

„Und heute!“ so vernahm ich seine wehmütigen Gedanken, „heute! Was ist aus diesem abergläubischen Volke geworden, wie schlagen sie sich! Es sind achtenswerte Gegner, nicht wahr, Sie haben ja drüben auf der anderen Front gekämpft, mein Herr, und werden es bestätigen. Nein, das war eine traurige Enttäuschung.“

Er sprach menschlich mit mir, durchaus gütig, schien mir nichts mehr nachzutragen. Aber ich verstand ihn nicht ganz und erlaubte mir, ihm ein wenig zuzureden.

„Verzeihung, Exzellenz,“ fing ich an, „wie soll das begriffen werden? Nie, so müßte man denken, war doch, von einem gewissen Standpunkt, so viel Grund zur Zufriedenheit. Es ist freilich schlechter Ton, die Zeitungen zu zitieren, heute mehr als jemals. Dennoch, muß es nicht als ein Symptom gelten, wenn Tag für Tag auf Millionen bedruckter Blätter die Rede



sein kann von Ew. Exzellenz düsterer Herrschaft, unumschränkter Herrschaft, und wiederum von Ew. Exzellenz reicher Ernte, blutiger Ernte, grauser Ernte? Man ist der Meinung, ich war selbst der Meinung, dies seien gute Jahre für Ew. Exzellenz, fette Jahre, unvergleichliche Jahre. Und in der Tat, wie wäre da auch ein Irrtum möglich?“

„Der Respekt, lieber Herr, der Respekt ist fort! Ja, ja, freilich, ich werde herumgejagt wie noch niemals, das ist wahr, ich eile vom Kaukasus in die Argonnen und von der Ostsee an die Adria. Ernte ... gewiß, das mit der Ernte hat seine Richtigkeit. Ich bin ein Ernteknecht geworden, ein Schnittersklave, ein schuftender, schwitzender, gehetzter Tagelöhner, miserabler bezahlt als jemals. Denn womit allein kann man mich bezahlen für meine Mühe? Mit Ehrfurcht, mit Furcht! Und wann hätten die so gefehlt wie heute!“

„Lassen Sie mich gestehen,“ fuhr er nach einer melancholischen Pause fort, „als das alles anfing, da waren meine Hoffnungen groß. Was hatte man nicht von einem allgemeinen Verfall gefabelt, vom Verschwinden jeder männlichen Tüchtigkeit und Haltung! Der neue Kampf, so hieß es, wird ein Geschlecht von Memmen vorfinden, von nervenschwachen Bürgern, denen nichts wert gilt als ihr Dasein und ihr Behagen, die vor meinem bloßen Namen erzittern. Nun, der neue Kampf kommt, wilder, übermächtiger, grausamer kommt er als alle zusammen, die vor ihm waren – und was findet er? Er findet die Erde voll Helden. Nirgends eine Wunde im Rücken: so steht es. Nicht allein, daß sie mich nicht scheuen, sie denken gar nicht an mich! Graue Menschen fallen mit einem Lächeln, Regimenter von jungen eilen mir singend in den Arm. Und überall! überall! Bedenken Sie, Herr, diese Tatsache: es gibt heute kein feiges Volk, kein Volk, das mich ehrt!“

Ich war bewegt und suchte nach einem tröstenden Wort ...

„Nein,“ unterbrach er mich, und dunkelster Qualm verschatete den Blick seiner Höhlen. „Sagen Sie nichts! Mit mir ist es

aus. Ich bin ein geschlagenes Wesen, ich allein, recht eigentlich, bin der Besiegte in diesem Krieg. Vorgestern abend, nach einem heißen Tag in der Champagne, es war, auf mein Wort, kein Schrecknis gespart worden, hörte ich zwei junge Offiziere vor dem Einschlafen in einem flachen Graben miteinander reden. Jeder von ihnen hatte am Tag einen Zug Infanteristen befehligt, und sie hätten sich wundern dürfen, daß sie beide übrig waren: sie kämpften gerade an der hübschesten Stelle. Es war nichts versäumt worden, nochmals: auf Ehre! Erst hatte man ihnen sechs Stunden hindurch die Stellung zusammengedonnert, und dann hatte man einen Klumpen Senegalneger auf sie losgelassen, riesige Kerle, die wie Tiere brüllten und Messer und Bajonett zu gleicher Zeit schwangen. Und als dieser Klumpen erledigt war, bekamen sie es erst mit Franzosen zu tun, mit ausgeruhten Alpenjägern bester Sorte, Sie wissen ja, was das heißt. Ich frage Sie auf Ihr Gewissen, mein Herr, konnte mehr geschehen, um mich in Respekt zu setzen? Nun, und wie ich am Abend so hinter die beiden jungen Herren trete, keine Berufsoffiziere waren es, o nein, um mich an ihrem Schrecken, ihrer Verschüchterung harmlos ein wenig zu freuen, was muß ich hören ...

»Er hat ja doch recht,« sagte der eine mit schon schläfriger Stimme, »ewig hat er recht, der alte Epikur: was geht der Tod uns an! Wenn *wir* sind, dann ist *er* ja nicht, und wenn *er* ist, dann sind *wir* nicht!« Und sie lachten leise miteinander wie wohlherzogene Knaben, und der zweite wiederholte ihn noch auf Griechisch, diesen schmachvollen Satz, der mich seit zweitausend Jahren heimlich brennt und plagt. Hier mußte ich ihn hören, von so jungen Menschen, auf dem blutigsten Schlachtfeld!“

Und ich sah, daß er weinte. Blaue Feuertropfen fielen ihm aus den Augen ... Mit einem Male aber, unvermittelt, ohne Gruß, wandte er sich ab, lief erst eine Strecke am Boden hin und erhob sich dann, völlig einem Flugzeug gleich, sachte und

schräg in die Luft. Vor dem ersten bleichen Sonnenlichte fort schien er hinüber nach Westen zu fliehen. Seltsam wehten hinter ihm drein die langen Schöße seines advokatenhaften Gehrocks ...

Die Ordonnanz nahm mir, wie befohlen, die Kapuze des Schlafsacks vom Gesicht. Bewegung herrschte in der frühesten Helle. Eins unserer Pferde wieherte auf. Entfernte Geschütze begannen zu brummen; es hörte sich an wie in meinem Pariser Zimmer der erste schwache Donnerschlag.

Ich stand auf und reckte mich. Dabei knisterte in meinem Waffenrock ein Stück Papier. Ich nahm es heraus. Es war ein Brief von Agathe. Die Stunde war nicht günstig, um ihn zu lesen, und übrigens kannte ich ihn auswendig, aber ich drückte den rauhen, bläulichen Bogen einen Augenblick zwischen den Fingern. Er knisterte wie zuvor. Kein Papier auf Erden knistert ähnlich wie das rauhe, bläuliche Papier von Agathes Briefen!

## Gesichter (1920)

### Der Bräutigam (1920)

In einem Zirkel von vornehmen jungen Leuten, in den er sich durch einen gesellschaftlichen Zufall versetzt fand, begann Herr von Saint-Briac eine seiner sonderbaren Geschichten zu erzählen; die Herren standen und saßen in angenehmen Posen umher und hörten dem berühmten alten Sünder mit Spannung zu.

„Gut also: diese Geschichte,“ sagte Herr von Saint-Briac. „Aber ich bemerke Ihnen im voraus: Sie werden sich ein wenig entrüsten. Schließlich macht das nichts; ich bin ja so alt, meine lieben jungen Freunde.“

Ich fuhr einmal, vor dreißig oder vierzig Jahren, im Postwagen von Orléans nach Lyon. Es war November, keine Reisezeit, und so blieb ich fast die ganze Fahrt über mit einem einzigen Passagier allein im Wagen. Was mich betrifft, so hielt ich es damals einer gewissen Spielaffäre wegen für angebracht, mich für einige Zeit nicht mehr im Palais Royal und überhaupt nicht in Paris zu zeigen. Sie wissen ja, oder Sie wissen es vielleicht auch nicht, meine tugendhaften jungen Freunde, daß im Dasein der Spieler solche kleinen Katastrophen von Zeit zu Zeit nicht zu vermeiden sind. Irgend etwas muß hie und da schief gehen. Aber das alles hat ja heutzutage aufgehört, reden wir gar nicht davon.

Der junge Mann, mit dem ich fuhr, war ganz hübsch, blond, ein paar Jahre jünger als ich, ein Kaufmannssohn aus Orléans. Er reiste aus bedeutend solideren Gründen als ich; als wir in Blois zum ersten Male miteinander frühstückten, kannte ich diese Gründe bereits. Man wollte ihn in Lyon verheiraten. Seine Verlobte kannte er bisher nur von einem kleinen, ziemlich miserablen Pastell, das er mir über den Tisch hinreichte. So-

weit ich etwas daraus erkennen konnte, war sie ein recht niedliches Affenschwänzchen. Der Papa besaß eine Seidenweberei; was die Höhe der Mitgift betraf, so schnalzte mein neuer junger Freund nur bedeutungsvoll mit den Fingern. Er war sehr zufrieden und auf eine so alberne Weise vertrauensselig, daß ich die Umstände seiner eigentlichen und die seiner zukünftigen Familie bald so gut kannte wie er selbst. Am Nachmittag nickte er dann neben mir auf der Wagenbank ein, und ich betrachtete mir sein Honiggesicht. Wirklich, meine tugendhaften Herren, er ärgerte mich, wie ich ihn so ansah. Da fuhr er nun also hin, nach Lyon und präsentierte sich und heiratete sechs Monate später seine kleine Seidenspinnerin und bekam daheim Söhne mit ihr, und wenn diese Söhne das Alter hatten, so fuhr auch sie wieder irgendwo hin und präsentierten sich als Schwiegersöhne. Während ich mir ihn ansah und dies überdachte, verglich sich mir die hohle und behagliche Fortexistenz der bürgerlichen Generationen mit der jener gelehrten Gesellschaft, die in jeder Sitzung nur eben das Datum ihrer nächsten festsetzt und sich dann vertagt. Ich fühlte Verachtung und vielleicht auch ein wenig Neid, wenn ich mich meiner unerquicklichen Geschichten erinnerte und meiner Absicht, mich nun eine Weile im Dienst der genuesischen Republik mit bössartigen Korsen herumzuschlagen.

Damals war ich noch nicht so wohlgesinnt wie heute, meine jungen Freunde, und ich machte mir in den Tagen unserer Weiterfahrt ein Vergnügen daraus, Herrn Sylvestre Durand einen Floh ins Ohr zu setzen. Ich erzählte ihm so Einiges von Paris, wo er, unglaublich zu sagen, noch nicht ein einziges Mal gewesen war, und als wir in Lyon ankamen, wässerte ihm der Mund nach Abenteuern, und er befand sich eigentlich gar nicht in der Gemütsstimmung eines ehrbaren Freiern, der am anderen Morgen den Eltern seiner Zukünftigen die erste Aufwartung machen soll.

Wir waren so vertraut geworden, daß wir wie selbstverständlich uns im gleichen Gasthofs einquartierten. Am Abend nahm ich ihn dann mit in das nette Wirtshaus der Witwe Tournemain, das ich von früheren Aufenthalten her kannte, als einen Ort, wo man sicher sein konnte, lustige Gesellschaft anzutreffen.

Ich spielte einer alten lieben Gewohnheit gemäß zunächst ein wenig Pikett, um die Kosten des Abends im voraus zu decken. Als ich mir eine Handvoll Goldstücke gewonnen hatte, stand ich auf und ging in die hinterste Stube, wo ich meinen jungen Kameraden zwischen zwei Schönen in einer Ecke sitzen sah, feuerrot, ich wußte nicht genau, ob vor Vergnügen oder aus Verlegenheit.

Sie waren beide von Paris zugewandert und recht gute Freundinnen von mir; als ich meinen Bürger aus Orléans sich mehr der großen, ruhigen Thérèse zuwenden sah, legte ich mich selber ein wenig bei ihr ins Zeug und trieb ihn so zu der kleinen, blonden, spitznasigen Ninon hinüber, von der ich mir für seine Erziehung mehr versprach. Sie war ein blitzgewandter kleiner Teufel, und ich stellte mir vor, mit einem vielleicht nicht ganz rechtschaffenen Vergnügen, wie der Gute sich am Morgen mit sehr blau geränderten Augen bei seinem Schwiegervater, Herrn Caumartin, würde vorzustellen haben. Wir machten ihn alle drei in schönem Einverständnis mit einem guten Weinchen aus Macon noch ein klein wenig betrunken und zogen dann miteinander in unsere Herberge. Dort vergnügten wir uns noch eine Weile zu viert mit allerhand vorbereiteten Scherzen. Mir selber war es freilich im Grunde nicht recht fröhlich zu Mut, denn schon hier in Lyon begann mein Verlangen nach Paris, und wie sollte das in den korsikanischen Felsen werden! Ich schickte schließlich den seligen Bräutigam mit seiner Ninon hinüber und schloß die Tür zwischen unseren Zimmern, ohne sie indessen zu verriegeln. Ich war ein bißchen müde, und Thérèse hatte ruhige Stunden in meiner Gesellschaft.

Plötzlich fühlte ich mich aus dem Schlaf gerüttelt und sah vor mir im noch völlig finsternen Zimmer die kleine Ninon stehen; sie war halbnackt in ihrem Hemdchen und hielt eine tropfende Kerze schief in der Hand, ihr Haar war verwirrt, und ihr Ausdruck der des Entsetzens.

„Er rührt sich nicht mehr,“ sagte sie stammelnd und wies durch die geöffnete Tür in das Nebenzimmer.

„Da hat er freilich Unrecht,“ sagte Thérèse, die ebenfalls erwacht war; ich aber begriff schon so ungefähr, was geschehen sein mochte.

Offenbar war die Ninon für das Herz des guten Jungen aus Orléans zu viel gewesen. Nun lag er da, mit starren Augen und herabgesunkenem Kinn, und ich brauchte keinen Arzt, um einzusehen, woran wir waren.

Ich empfahl den beiden Nymphen, sich mit Eile anzukleiden, und brachte sie dann in aller Heimlichkeit auf die Gasse hinunter. Als ich das fatale Liebeszimmer wieder betrat, hörte ich es von einem Kirchturm vier Uhr schlagen; ich hätte also noch eine hübsche Zeit vor mir gehabt, um den versäumten Schlaf nachzuholen. Aber, ohne mich mit Gefühlen brüsten zu wollen, ich spürte für den Augenblick keine rechte Lust dazu. Ich verbrachte den Rest der Nacht damit, im Zimmer auf und ab zu spazieren und mir allerhand Gedanken zu machen. Als es ganz hell war und man an den umliegenden Häuschen die ersten verschlafenen Köpfe erscheinen sah, hatte ich jedoch eine leidliche Laune wieder erlangt und vermochte mit normalem Appetit zu frühstücken. Übrigens ließ ich den Wirt kommen, einen Arzt und einen Herrn von der Stadtpolizei, und alles wurde aufs beste besichtigt und bescheinigt. Während ich später sodann meine Anordnungen für den Transport traf, fiel mir der Reisezweck des armen Durand wieder ein, seine Verlobte und die Schwiegereltern, die zu dieser Stunde vielleicht schon auf den Ankömmling warteten. Man müßte sie benachrichtigen, dachte ich.

Aber wie ich noch über die schicklichste Form nachsann, in der das zu geschehen habe, traf mein Blick von ungefähr das Antlitz des Verstorbenen. Zwei Kerzen brannten in der unsicheren Helle des Novembermorgens und ließen den schwarzen Atlas einer Binde erglänzen, mit der man das Kinn in die Höhe gebunden hatte. In dieser Binde trug das Gesicht einen ungewöhnlichen und lächerlichen Ausdruck. Die schwarze Umrahmung gab ihm nämlich etwas von dem wehleidigen Anblick eines alten Weibes, das Zahnweh hat, während doch der Mund durch die Schnürung zu einem behäbigen und töricht gutmütigen Lächeln zusammengepreßt war. Alle Kleinlichkeit, der kleinliche Mißmut und das kleinliche Behagen des Geldbürger-tums, schien mir in diesen Zügen sich auszudrücken. Meine eigene, so unbürgerliche Lage (ich hätte sie nicht als so schlimm empfunden, allein ich ließ in Paris eine mir sehr wert Dame zurück), meine eigene Lage trug gewiß nicht wenig bei zu dem Unmut, der mich an Stelle des Erbarmens erfaßte.

In dieser Stimmung kam mir ein etwas frivoler Einfall. Ich kleidete mich an, aber nicht nach meiner gewöhnlichen Art, sondern so ehrbar, als es mir meine Garderobe nur irgend erlaubte: in den verjährtsten Rock, den ich mit mir führte, mit ordinärem Spitzenausputz und mit den größten weißen Strümpfen, die ich finden konnte. Unelegantes Schuhwerk hatte ich leider nicht, weil wir damals in Paris gerade auf diesen Teil des Anzugs ungemeinen Wert legten; aber ich versuchte den Mangel dadurch wettzumachen, daß ich meine Frisur auf provinziell einfältige Art veränderte. So begab ich mich, und trug dabei lächerlicherweise keinen Stock in der Hand, auf die Straße hinunter und memorierte auf dem Wege zu Herrn Caumartin alles, was ich über die Umstände und die Vergangenheit meines toten kleinen Reisekameraden wußte.

Wie ich es mir vorgestellt hatte, unterzog er mich ganz allein der ersten Prüfung. Er saß mir, lederfarben im Gesicht und grau gekleidet in seinem überfüllten und dennoch kahlen Emp-



fangszimmer gegenüber, darin es unleidlich nach Muskatnuß roch. Nun, ich entledigte mich meiner Grüße mit vieler Bescheidenheit und erwies mich, unter respektvollem Hüsteln und Krächzen als sehr orientiert in dem Handelszweig, von dem mir der arme Durand so vieles vorgeschwatzt hatte.

Nach etwa einer Viertelstunde erschien meine Schwiegermama, eine recht gewöhnliche Dame von ziemlich lüsterne[m] Aspekt, der gegenüber ich unmerklich meinen Ton veränderte, – so daß ihr gewiß in einem Winkel ihres geräumigen Busens die Meinung aufkeimte, der künftige Mann ihrer Doralise sei ein erfreuliches Stück von einem heimlichen Schwerenöter.

Meine Erwartungen waren nicht hoch gespannt, aber ich muß gestehen: die Kleine, die dann kam, war allerliebste. Sie war nicht mehr als siebzehn. Alles an ihr, die übergroßen, dunklen, naiven Augen, der lackrote Mund, das rosig aufgestülpte, schnuppernde Näschen: alles war ganz entzückend siebzehnjährig. Ich benahm mich ungemein ehrerbietig gegen sie, auch hielt ich mich im großen ganzen noch immer mehr zu den Eltern gewendet. Glitt ich aber mit einem dezenten Scherzwort für einen Moment zu der Kleinen hin, so konnte ich wohl aus dem Augenwinkel Blicke des Einverständnisses bemerken, die zwischen den Alten hin- und hergingen.

Ah, mein holdes Schäfchen, dachte ich in meinem Herzen, welch ein großer Tag für dich, heute wirst du ein Schicksal bekommen!

Unter Manieren von pedantischer Leichtigkeit ließen uns nach einer schicklichen Weile die Eltern allein. Ich hatte meinem Kalkül nach ungefähr zwanzig freie Minuten vor mir. In diesen zwanzig Minuten sollte, nach Meinung von Herrn und Frau Caumartin, Doralise ihren zukünftigen Gatten kennen lernen.

Nun, sie würde ihn kennen lernen. Ich hatte die Aufgabe, mich in diesen zwanzig Minuten in die Glücksideale einer kleinen Provinzlerin hineinzufinden und diese Ideale in schick-

licher und möglicher Steigerung zu verwirklichen. Die Aufgabe war neu für mich, denn die Damen meines gewöhnlichen Umgangs waren zumeist nicht siebzehnjährig und gar nicht aus Lyon.

Ich begann damit, ihr mehreres Artige über ihre Person zu sagen, wobei ich mich an die blumige Redeweise erinnerte, die damals, als abgelegte Pariser Sitte, jene entfernteren Gegenden beherrschte. Doch hielt ich mich in diesem Punkt genügend zurück, um mich von etwaigen Laffen ihrer Bekanntschaft, die den Effekt im Übermaß gesucht haben mochten, vorteilhaft zu unterscheiden. Möglicherweise war dies verlorene Delikatesse, denn wieviel männlichen Umgang mochte das Kindchen, das kaum von den frommen Schwestern ins Elternhaus zurückgekehrt war, wohl genossen haben? Immerhin, ich dachte daran, daß gerade in jenem Alter der ersten Blüte beim Weib die Spottlust sehr lebhaft hervorzutreten pflegt. Übrigens hielt sie mir artig Widerpart, und als ich damit begann, meine Unterhaltung mit Erlebnissen auszuschnücken, die ich gelegentlichen Aufhalten in der Hauptstadt zu verdanken vorgab, sekundierte sie mir sogar nicht ohne Witz. Ich fand sie reizend und fühlte ein stilles Bedauern in der Idee, daß sie mich nach so wenigen Minuten für immer verlieren sollte.

Die Zeit drängte bereits. Ich begann die ersten Andeutungen zu wagen von einem tragischen Geschick, das mich Vieles habe erdulden lassen, und von dem ich mehr und Schlimmeres befürchte. Sie befragte mich, ängstlich und fast schon zärtlich vorgebeugt.

Verschleierten Blicks murmelte ich etwas von einer Krankheit des Herzens, hervorgerufen durch gewisse traurige Erlebnisse in meiner Vergangenheit. Sie erkundigte sich dringlicher. Ich gab mir den Anschein, als versuchte ich abzulenken, dabei ließ ich sie Schritt vor Schritt erkennen, was sie erkennen sollte.

Ich sei, sagte ich ihr, nun beinahe flüsternd, auf Wunsch meiner von mir innig verehrten Eltern nach Lyon in ihr Haus

gekommen, obgleich ich, wie ich nur zu deutlich fühle, dieser Brautschau niemals würde Folge geben können: ein Schicksal, das nun erst traurig erscheine, da ich den holden Reiz der mir Erkorenen von Angesicht habe erfahren dürfen. Schon dieses Bild, so fuhr ich fort und zog dabei das schlechte kleine Pastell hervor, schon dies habe freilich in mir die Sehnsucht nach einer längeren und gesunden Zukunft rege gemacht, aber jetzt erst sei ich unter den Sterblichen der unglücklichste.

Sie solle übrigens, bat ich, vorläufig den Ihrigen von all dem keinerlei Mitteilung machen. Sie selber, wie ich hoffe, werde mir nicht zürnen für meinen Freimut, sondern dankbar sein.

Bewegt nahm mich Doralise bei der Hand, und feuchten Blickes sprach sie mir Mut und Hoffnung zu. Ich sah ihr in die Augen, auch die meinen füllten sich mit Tränen (Tränen, die ich durch krampfhaftes Spannen der Kiefermuskulatur, ähnlich dem beim Gähnen, hervorbrachte), ich stürzte vor ihr auf die Knie und bedeckte erst ihre Hände, dann ihre niedlichen Füße (die aber in Perlschuhen von einer abgeschmackten Zierlichkeit steckten), mit heißen Küssen. Ich sagte ihr das Glühendste und Entschiedenste, ohne im mindesten ängstlich in der Wahl meiner Wendungen zu sein (denn nun kam es einzig auf den Tonfall an), und ich hatte in der neunzehnten oder einundzwanzigsten Minute ihr Gefühl auch völlig erobert.

Nun griff ich mir urplötzlich an die Brust, erhob mich langsam und wie mühselig, und nahm dann mit ebensolchen Bewegungen auf meinem Stuhle wieder Platz, während ich auf die Fragen der entsetzten Kleinen abgerissene Worte murmelte, wie etwa: Nichts, ach nichts ... Fragen Sie mich nicht ... Das war zu viel ... Ah, sterben zu müssen, da sich endlich das Glück gezeigt hat ...

Sie trat dicht zu mir her, so daß mein Kopf leicht an ihrer Hüfte lehnte. Ich sog ihren unschuldigen Duft ein, ich stöhnte leise und sagte mir hinter meinen gesenkten Lidern: So, kleine Doralise, nun hast Du ein Schicksal.

In diesem Augenblick erschienen die Eltern. Sie erstarrten bei unserem Anblick. Doralise, noch immer Tränen in den hübschen Augen, ging ihnen entgegen und gab fassungslos eine Art von Erklärung. Ich richtete mich auf, verbeugte mich mit schmerzlichem Anstand und sagte: „Wollen Sie mich entschuldigen, Madame, Sie Herr Caumartin, Sie, holde, holde Doralise, die ich gefunden habe, um Sie sogleich wieder zu verlieren ...“

„Nein!“ rief das gute Kind, „nein, Herr Durand, Sie dürfen uns jetzt nicht verlassen!“ Und auch die Eltern, obgleich noch ungenügend unterrichtet, forderten mich auf zu bleiben.

„Leider,“ sagte ich leise und mit einem hoffnungslosen Kopfschütteln, „leider muß ich aufbrechen, um gewisse Vorbereitungen für meine Beisetzung zu treffen.“

Und mit einer letzten, tiefen Verbeugung, mit einem letzten, dunkeln Blick des Jammers auf die Kleine ließ ich jedermann erstarrt zurück.

In meinem Hotel angelangt, verfaßte ich einen nicht sehr langen, doch außerordentlich rührenden Brief an die Adresse der jungen Dame und hieß ihn vierundzwanzig Stunden später überbringen. Dieser Brief war wirklich so schön, daß ich selber in Gefühle verfallen wäre, wenn es nur meine Zeit erlaubt hätte. Ich mußte jedoch für anderes sorgen.

Als ich zur Weiterreise in den Süden fertig war, lag auch mein Kamerad schon eingekapselt und bereit zur Heimfahrt. Ich verließ eben mein Zimmer, um mich die Treppe hinab und zum Pont de la Guillotière zu begeben, wo damals der Abfahrtsplatz der Postwagen war, da hörte ich im unteren Flur des Hotels mit lauter Stimme sprechen: „Wie,“ hörte ich sagen, „Herr Durand ist also allen Ernstes gestorben?“

„Allen Ernstes, heute Nacht,“ wurde geantwortet, „er ist sogar schon in seinem Sarge.“ Ich hörte, wie der Bediente ging und stieg selbst hinunter.

Doralise mußte notwendig zu der Überzeugung gelangen, ein sehr liebenswürdiges Gespenst habe ihr Besuch gemacht; dieses Erlebnis würde, so sagte ich mir, ohne ihr zu schaden, gerade ausreichen, um ein wenig Romantik, um den melancholischen Schimmer eines Schicksals über ihr Dasein hinzubreiten, das sonst an der Seite irgendeines pfahlbürgerlichen Ehemanns allzusehr des Glanzes hätte entbehren müssen.

Drei oder vier Jahre später, bei meiner Rückkehr aus dem Kriege, hielt ich mich wiederum in Lyon auf, erkundigte mich und erfuhr, daß sich Fräulein Caumartin vermählt habe. Bei einem öffentlichen Fest, das gerade stattfand, hoffte ich ihr zu begegnen, aber leider bekam sie einen Schnupfen und blieb zu Hause. Ihren Mann zeigte man mir. Er sah aus wie ein schlechter Kupferstich aus einem nachgedruckten Roman von Richardson ...“

Herr von Saint-Briac lachte, schwieg und schien auf Beifall für seine Geschichte zu warten. Ein junger Herr, mit zartem Gesicht unter dunkeln glänzenden Haaren, der an der Seite einen Stern trug, richtete sich an seinem Standort noch mehr in die Höhe und sagte, klar und scharf:

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Ansicht sage, Herr von Saint-Briac: ich finde Ihre Geschichte schändlich.“

Es schien, als wollte der alte Herr heftig entgegenen, aber als er sich umblickte und rings nur abweisende Gesichter sah, wurde das seinige trübe, beinahe ängstlich.

„Sie sind sehr jung, Herr Marquis, und Sie gehören einer furchtbar edlen Zeit an,“ sagte er mit einem Versuch zu scherzen. Er stand auf, verbeugte sich und ging, auf sein Rohr gestützt, schüchtern und steif davon.

# 1921

## Der Goldene (1921)

In: Die neue Rundschau, 32. Jahrgang, 1921, Band 1, Seite 603-631.

1

Johannes Abrecht, der Gehilfe des Bezirksgeometers, ein hünenhafter junger Mann, ging von Lengenau nach Diesbach, um eine Vermessung vorzunehmen. Es war drei Uhr an einem heißen, wolkenlosen Julinachmittag, und der Weg hatte keinen Schatten. In dem Körper des jungen Mannes siedete und drängte das Blut, er schritt mächtig aus und fühlte mit Lust den Schweiß unter seinen unsommerlichen dunklen Kleidern rieseln.

Er hatte ungefähr die Hälfte seines Ganges zurückgelegt, da sah er, gleich hinter der Stelle, wo der Weg nach Hochberg abzweigt, im Felde ein junges Mädchen arbeiten. Sie war ganz allein in der heißen summenden Öde, unter der leuchtenden Glocke des Himmels. Wie sie den Schritt des Mannes hörte, richtete sie sich auf, legte die Hand über die Augen und sah zu ihm hin. Es war ein ganz junges Ding noch, aber schon Weib, braun, fest und erregend. Sie lachte und nickte, Abrecht schoß das Blut in die Augen, er fühlte einen Taumel und schritt über die Stoppeln zu ihr hin, ehe er es wußte. Was dann gesprochen wurde, das vermochte er niemals zu sagen, auch später vor dem Untersuchungsrichter nicht. Gewiß ist, daß er die Tasche mit den Instrumenten fallen ließ und seinen Arm um den Rücken des Mädchens legte. Sie trug nur ein Hemd, das heiß war und feucht. Von ihrer jungen Kraft ging ein Hauch aus, der ihm die Gedanken nahm, ein Hauch, in dem er zugleich den Atem der immer jungen, fruchtbaren Erde einsog. Er küßte sie, sie ließ es lachend geschehen und öffnete weit ihren gesunden, tönlichen

Mund, er riß an den Knöpfen ihres Hemdes und nahm ihre Brüste hervor, die schon reif waren, fest und hoch.

Seine große Enthaltbarkeit in dem kleinen Ort, wo er als Beamter zu Rücksichten gezwungen war, stand gegen ihn auf als ein Feind, der Hunger seiner siebenundzwanzig Jahre vernichtete in einem Augenblick sein Leben. Er stand vor ihr da, niedergebückt, halb auf den Knien und hatte sein Gesicht in ihre Brust eingewühlt, Augen und Mund badend in ihrem jungen Duft. Dann lag sie auf der Erde, zwischen zwei Garben, und er über ihr, nicht entschlossen sie zu besitzen, sondern von einer ungeheuren, dumpf brausenden Gewalt in dies Schicksal gestoßen. Nun erst begann sie sich heftig zu wehren. Aber er hatte nicht mehr die Klarsicht, diesen Widerstand in seinem Ernst zu begreifen, das Blut dröhnte mit Sturmglockenton in seinen Ohren, seine Augen waren geschlossen, sein Mund stammelte, seine mächtigen Manneshände hielten als unempfindliche Klammern die zuckende Beute. Er wußte nicht mehr, wo er war, nicht was er tat, nicht wen er besaß unter der sengenden Glut des Gestirns.

## 2

Am folgenden Tag erschien der Vater des Mädchens bei dem Gemeindefreiber und ersuchte ihn, eine Strafanzeige an die Behörde abzufassen. Verständiges Zureden half nicht, auch nicht, daß der Täter, von Scham und Reue überwältigt, sich zu jeder Sühne bereit erklärte, daß er sich verpflichten wollte, das überfallene Mädchen nach wenigen Jahren zur Frau zu nehmen. Es stimmte den hartgestirnten Bauern eben sowenig um, daß die Kleine sich von der anfänglichen Bestürzung sofort erholt und gleich am ersten Morgen ihr Heimjagen und Klageführen selbst eine Dummheit genannt hatte.

Was Johannes Abrecht zum Verderben wurde, war ein böserartiges Zusammentreffen: der Bauer war vor kurzem bei einem Grenzstreit von der Vermessungsbehörde ins Unrecht gesetzt worden, und kein Angebot, noch weniger aber irgendein Ge-

fühlsgrund hätte ihn davon abhalten können, diese unverhoffte Rache auszukosten.

So ging das Schicksal seinen Schritt. Die Polizeibehörde des Ortes, die erst die Verhaftung abgelehnt hatte, mußte sich nach telegraphischer Weisung zu ihr bequemen; Johannes Abrecht wurde als Untersuchungsgefangener in die Stadt gebracht und stand nach zehn Wochen vor dem Schwurgericht.

Ihm schien kein Stern. Denn das Mädchen, dessen Auftreten ihm vermutlich Milderung der Strafe, vielleicht einen Freispruch erwirkt hätte, lag mit einer fiebrigen Erkrankung daheim im hochgetürmten Bett, und statt eines mündlichen Berichtes diente das Protokoll ihrer ersten Aussage, dessen nackter Inhalt doch recht belastend war. Strafmehrend senkte der Umstand ihrer großen Jugend die Waage und mehr noch der ihrer Erkrankung. Denn obwohl sie sich einfach an einem kühlen Septemberabend bei verspätetem Baden erkältet hatte, führten absichtsvoll der Staatsanwalt und mit ihm, irrend, die Geschworenen dies fiebrige Krankliegen auf Abrechts Überfall zurück, den die robuste Natur des Mädchens seit langem schon verwunden hatte.

Johannes Abrecht wurde zu zweijähriger Zuchthausstrafe verurteilt.

### 3

Er entstammte einer strenggerichteten Protestantenfamilie und nahm seine Gefangenschaft als eine gerechte, nicht zu harte Sühne demütig hin. Seine Eltern lebten nicht mehr, die einzige Schwester war in einem entfernten Teil des Landes verheiratet und würde eine bürgerliche Einbuße nicht zu verwinden haben; dieser Umstand gewährte ihm einigen Trost.

Über den Verlust seines Amtes brauchte er nicht getröstet zu werden. Er war ein starker und froher Mensch von Natur aus, und seine kleinliche Tätigkeit hatte ihn niemals gefreut. Wohl war es schön, mit mächtigen Schritten über die Straßen zu wandern, von Dorf zu Dorf, durch leuchtende Glut oder stamp-



fend durch hochgelagerte Schneemassen. Jedoch in der Amtsstube die ängstliche Arbeit über den Katasterblättern war wenig nach seinem Herzen, und auch mit den Meßgeräten verwinkelte Grenzen zu ziehen zwischen kleinlichen, neidischen Zänkern, war nicht sein Beruf. Allen gehörte die dampfende nährende Erde, es war Anmaßung und war lächerlich, sie in Stückchen zu schneiden und diese Stückchen mit Ziffern und Lettern zu benennen. Er war zum Bauern geboren, denn er liebte den Boden und wünschte sich, ihn mit seinen unverbrauchten Kräften zu wenden und fruchtzeugend zu verwandeln. Und er hatte oft, in der engen Gasse seines Amtes trabend, davon geträumt, wie er in unerschlossenen Ländern überm Meer werbend allein wäre mit der unberührten, verheißenden Scholle.

In solchen Hoffnungen lebte er auch nun und kürzte sich mit ihnen die Öde seiner Strafzeit. Er saß mit den andern stumm im tristen Arbeitssaal, er schnitt Schuhsohlen zurecht mit seinen starken Fingern, und während sein Blick stumpf auf der schmutziggrauen höckerigen Platte des Werkisches zu haften schien, hob sich im leuchtenden Licht sein tropischer Besitz vor ihm auf: ein niedriges langes weißes Haus, nah an einem mächtig ziehenden Strome gelegen, weitauf weitab Felder mit Halmen, Stauden und großblättrigen Kräutern, sein Eigentum, von ihm der jahrtausendalten Wildnis abgerungen, und durch die starken Farben der Abendstunde zu ihm herwandelnd ein ungeheurer Zug von Rindern und Schafen, größer als die unsern, schöner als die unsern und mit seltsam gebogenen, geschlungenen Hörnern.

#### 4

Die Tiere, die er besitzen und pflegen würde, erfüllten oft seinen Sinn. Er hatte in seiner gutmütigen Art die wortlose Kreatur allzeit geliebt; aber nun war es ihm, als habe er sich durch seine wilde Tat von den Menschen geschieden und sei künftighin auf jene einfacheren Erdengeschwister noch mehr verwiesen. Nicht mit Freunden, kaum mit einer Frau bevölkerte

er die Zukunft seines Lebens; in seinen Träumen fuhr er dichtwolligen Widdern durchs Vlies, die Rinder brüllten leise, wenn er sie freundlich beim zottigen Stirnhaar griff, und ein großer schwarzer Hund von neufundländischer Rasse hielt sich treu und eng neben ihm, wenn er den eroberten Besitz durchstreifte im weißen südlichen Licht.

Solche Bilder bewahrten ihn nicht davor, unter seiner Einsamkeit zu leiden. Doch niemals versuchte er einen Zusammenhang mit den anderen Sträflingen zu finden. Was er getan hatte, war der Wahnsinn einer Minute, war die Überwältigung durch einen bösen Geist, es hatte mit dem Kern seines Wesens nichts zu schaffen; er wollte nicht kennen, nicht sich nahe wissen, was in diesem Hause an schlimmen Trieben lebendig war. Er hatte gefehlt, nun büßte er es, er durchschritt eine zweijährige Grabesstille, in der er allein war mit seinem Gewissen, jenseits lockte ein neuer Tag. Man zuckte die Achseln über ihn, versuchte nicht mehr mit ihm zu flüstern, wenn man im Hahnentritt den halbstündigen Gang auf dem Zuchthaus Hof absolvierte, und hatte ihn vergessen, während er nahe war.

Einzig sein Wärter schien von tätiger Abneigung gegen ihn erfüllt zu sein. Dies zeigte sich bald. Manche der Sträflinge nämlich, die sich vertrauenswürdig führten, wurden vor die Stadt zu Erdarbeiten hinausgeführt, und Johannes, den es sehr nach Luft und Anstrengung verlangte, erbat diese Erlaubnis. Drei Tage lebte er in stürmischer Hoffnung. Dann kam die Absage.

„Du wirst schon bei uns im Haus bleiben müssen“, sagte der Wärter, als er ihm morgens aufschloß zum Gang in den Arbeitssaal. Er sah Abrecht einen Augenblick an und fügte dann giftig hinzu: „Du Saupelz!“

## 5

Dieser Wärter war ein kleiner, gedrungener Mensch mit sehr kurzen Armen und ungeheuren Händen. Über der Stirn, die zwei Finger breit und allezeit rot war, standen graublunde Bor-

sten aufrecht, die gelben Augen lagen ganz flach an der Oberfläche des Gesichts. Das Erschreckende aber war, zwischen den Doggenkinnladen und dem militärischen Schnurrbart, ein schmal und scharf gezeichneter Mund, ein harter blasser Strich mitten in der elenden Banalität dieser Fratze, der ohne Zusammenhang mit dem Übrigen und wie geborgt oder gestohlen erschien. Es hatte etwas Unheimliches, wenn dieses Mündchen sich auftat, um ein gemeines Wort zu entlassen. Man sah bei dieser Gelegenheit zwei Reihen kleiner spitzer regelmäßiger Zähne, die überaus schmutzig waren.

Dieser Schließer, ein verheirateter Mann, doch ohne Kinder, nicht mehr jung, der lange Jahre hindurch als Unteroffizier Dienst getan hatte, war nicht gleich hart gegen alle ihm ausgelieferten Sträflinge. Es gab Wege, eine Art niedriger Vertraulichkeit mit ihm herzustellen. Servilität freilich verlangte er immer, doch bereitete es ihm Genugtuung, dem einen oder andern Liebling das Leben zu erleichtern. So ging die Sage, daß er einem oft rückfälligen schweren Betrüger sogar Weißbrot, Wein und Zigaretten besorge, ja daß er mit diesem gemeingefährlichen Schwindler, einem Verderber von Witwen und Waisen, in dessen straffreien Zwischenzeiten kameradschaftlich verkehre.

Johannes Abrecht hatte seinen Kerkermeister eigentlich niemals recht angesehen. Er war folgsam, er unterwarf sich, aber in seiner Unterordnung war nichts Persönliches, er fand sich mit dem Schließer ab wie mit der dicken Mauer und dem Zellenschloß, gegen die eine Auflehnung gleich sinnlos war. Vielleicht brachte eben diese Haltung den Wächter zur Wut, ihn, der sich etwas darauf zugute tat, gerade von seinen gebildeten Häftlingen wichtig genommen zu werden; möglich auch, daß den Mann, der drunten in seinem Kellergelaß eine dürre, unsinnliche und hämische Frau sitzen hatte, Abrechts Vergehen neidvoll empörte; wahrscheinlicher, daß die Bosheit und Grausamkeit seiner Natur nur zufällig und wahllos Abrecht gegen-

über hervorbrach, den er so gelassen und unangreifbar seine Strafe abbüßen sah. Er lauerte darauf, ihm schaden, ihn verhöhnen und verstören zu können.

Eines Abends im zweiten Frühjahr trat er einmal an das Guckloch, um den Gehäßen zu beobachten. Es war halb acht Uhr und die Zelle noch hell. Johannes stand in seinem gestreiften Kittel mitten im Raum und wandte dem Lauscher das geschorene Hinterhaupt zu, Er blickte aufwärts nach der hochgelegenen Fensterluke, zwischen deren Gitterstäben ein Baumwipfel mit ungleich gezackten Blättern sichtbar war und dahinter der rotglühende Abendhimmel. Einer der wenigen Bäume nämlich, mit denen der Hof bepflanzt war, eine hochstämmige Ulme, ragte in geringer Entfernung gerade vor dieser Zellenluke auf, und dorthin schaute Johannes Abrecht erhobenen Hauptes und so angestrengt lauschend, daß der Ausdruck auch von rückwärts zu erkennen war.

Der Schließer legte sein Ohr an das Sehloch und vernahm Vogelgezitscher, schmetternde rhythmische Laute.

Der Gefangene stand und gab sich hin. Dies war seine Freude seit Wochen, in der Frühe und am Abend. Auf die Wiederkehr dieser Vogelrufe hatte er seit dem Herbst gewartet, den langen, finstern, stimmlosen Winter hindurch. Er hörte nicht nur kleine Vögel singen, wenn er so stand, die Wälder und Gärten und Ebenen der ganzen Erde sangen ihm zu, die Tiere der Erde grüßten ihn; in diesen Lauten war das Wachtgebell der Hunde, war Hahnenschrei und das sanfte Weinen der Lämmer, war das Wiehern wilder Pferde und der dumpfe Ruf der Büffel in einer künftigen, erträumten Heimat überm Meer. Die Freiheit grüßte ihn und das Leben nach dunkler Buße.

Der Wärter schloß auf und trat ein: „So“, sagte er nach einer Stille, „Konzert läßt du dir vormachen, du Saubär? Marsch, kusch dich! Da!“ Und er wies auf die Pritsche, die er eine Stunde zuvor beim Absperren der Zelle von der Wand heruntergeschlossen hatte.

Der Gefangene gehorchte. Der Wärter verließ den Raum, kam fast augenblicklich mit einer Trittleiter wieder, erstieg sie und schloß mit Krachen die Öffnung. Dann horchte er mit Anstrengung empor und grimassierte unlustig, da man den Vogelgesang noch immer vernahm, wenn auch nur als ein fernes fernes, zärtliches, trauriges Rufen.

„Dir wird man dafür tun“, bemerkte er mit Hohn, „sag ihnen nur Adieu, deinen Musikanten, du Sauigel!“

Zwei Tage darauf wurde dem Sträfling eine andere Zelle angewiesen, durch deren Luke der leere Himmel hereinschien. In ungeheuren Abständen nur sah Johannes die Schwalben in der hellen Öde vorüberzucken.

## 6

Ein halbes Jahr noch trennte ihn von seiner Entlassung. Und nun erst begann seine Strafe ihn wahrhaft zu quälen. Nun erst lernte er das grauenvolle Erwachen kennen, den ersten Blick in einen untragbar einsamen und häßlichen Tag, dem noch so viele gleiche folgen sollen bis zum Tag der Befreiung. Sein Plan für diesen stand fest. Er würde vor das Mädchen hintreten, dem er Gewalt zugefügt, und würde bei ihr und bei den Eltern nochmals anhalten. Sprachten sie Ja, war es gut, sprachten sie Nein, wie zu vermuten blieb, so würde er ihr die Hälfte seines kleinen Vermögens als Heiratsgut überschreiben. Mit dem Rest aber, fürs erste vor Mangel sicher, würde er drüben überm Meer ein Leben der freien Arbeit beginnen, neu geboren. Er würde so wenig Spuren hinter sich lassen, wie das Schiff, das ihn hinüberfuhr, Spuren im Meerwasser ließ.

Seine Wünsche also hatten sich nicht verändert, aber in seine Sehnsucht nach Freiheit, die sanft und gefaßt gewesen war, mischten sich Verzweiflung und Haß. Diesem Haß gegen den Menschen, der ihn peinigte und schmähete, wollte er entrinnen, von ihm noch mehr als von Reue und Trauer und Makel erhoffte er Heilung in der Luft des Meeres und der tropischen Länder. Kaum wagte er mehr den Menschen anzusehen, aus Furcht vor

der eignen unbändigen Natur, die ihn schon einmal so unheilvoll überwältigt hatte. Mit niedergeschlagenem Blick stand er vor ihm da, zuchtvoll und unterwürfig. Und stündlich fast wiederholte er sich den Satz, der ihm Trost war und Fessel: „Bin ich erst frei, so werde ich den da niemals wiedersehen, niemals, niemals!“

Inzwischen wuchs sein Verlangen nach der Nähe lebendigen Blutes. Es sehnte sich nach dem Weibe. Aber es waren nicht grobe Wünsche, die in ihm fluteten: sondern Zärtlichkeit, sanfte Gemeinschaft, geschenkte und empfangene Güte war, was ihm als das Herrlichste erglänzte. Wenn ihm die kleine Braune vom sommerlichen Acker erlaubte, das Unrecht an ihr zu sühnen, Welch ein Leben wollte er ihr bereiten, in wie schützenden Armen sollte sie ruhn. Oft war sie in seinen Gedanken, Zug für Zug glaubte er sie zu kennen und zu lieben, die er doch kaum recht wahrgenommen hatte in der weißen Glut von Sonne und Rausch. Ward sie's aber nicht – nun, er würde eine andere finden, drüben im neuen Land. Und sein Verlangen formte ein schmales zartes Geschöpf mit duftendem, dunklem Haar, das aus großen Augen gut und vertrauend zu ihm auf sah. Ach, es brauchte ja gar keine Frau zu sein, gar kein Menschenwesen, nur irgendein Stück Leben, das er warten und schützen konnte! Nur ein Hund brauchte es zu sein, der sich an sein Knie drückte, nur ein zahmer Vogel, der gern auf seiner Hand saß. Nur das kleinste Herz, das freundlich und gläubig in seiner Nähe schlug. Nur nicht mehr allein sein mit diesen toten Mauern und ihrem teuflischen Schließer! Es kam so weit mit ihm, daß er des Nachts seine rechte Hand sich aufs Herz legte und mit der linken den Puls der rechten faßte, um so doppelt ein Leben zu spüren.

Sommer war da, und mit jedem Tag glaubte Johannes Abrecht, nun sei das Maß erfüllt, nun könne der Durst nach dem Lebendigen nicht höher mehr steigen, nun seien die Grenzen menschlichen Leidens erreicht für ihn. Wohl sagte er sich vor,

daß bald, daß in wenig mehr denn hundert Tagen das Ende gewiß sei, wohl stellte er mit erzwungener Überlegung sein Schicksal neben das der Tausende, die länger, die lange, die ewig zu schmachten hatten; keine Rechnung drang ihm ins Blut, und er litt. Die stummen, schlimmen Häupter der Sträflinge in der Werkstatt zu betrachten, war keine Erleichterung, auch hatte der Feind es erreicht, daß er von sieben Tagen drei in der völligen Abgesondertheit seiner Zelle zubringen mußte. Da geschah das Wunder.

7

Eines Abends kam er aus dem Arbeitssaal zurück. Der Wärter, der mit ihm eingetreten war, schloß die Pritsche von der Wand, die krachend in ihr Scharnier niederfiel, blickte sich um, fand wütend keinen Anlaß zur Beschimpfung und schlug die schwere Tür hinter sich zu. Sein feindseliger Schritt verhallte.

Johannes Abrecht blieb eine Weile stehen, das Gesicht dem Geviert erblassenden Sommerabendhimmels zugewendet, das leer von Geschöpfen war, und kehrte sich dann matt der öden Einsamkeit des Gelasses zu. Sein Blick fiel auf die traurige Lagerstatt.

Da sah er mitten auf der rauhen, graubraunen Woldecke grüngolden leuchtend ein lebendes, ein sich bewegendes Kleinod. Johannes griff mit beiden Händen nach seinem Herzen.

Es war ein Rätsel, wie der Laufkäfer hereingekommen war. Durchs Fenster fliegen konnte er nicht, soviel wußte Johannes von der Natur dieser Arten; wie unwahrscheinlich aber, wie über alle Begriffe erstaunlich und beglückend, daß er den Weg über die Zellenschwelle gefunden haben sollte, der so selten offen stand. Ja, es war ein Wunder geschehen.

Johannes näherte sich leise, als wollte er den Schmalen, Kleinen nicht schrecken, er ließ sich ohne Laut an der armen Bettstatt nieder, lag in seinen Sträflingshosen auf den Knien und sah aus großer Nähe mit glücklichen Augen auf dies le-

bende, sich regende Geschenk. Der Kleine hob mühsam eins seiner sechs feingliedrigen, braunen Beinchen um das andere und strebte über den rauhen wirren Filz der Decke hinweg. Manchmal hielt er resigniert und ermüdet an. Seine grüngoldenen Flügeldecken glänzten im Abendlicht, sein Nackenschildchen glühte und schimmerte als das köstlichste Juwel. Seine Fühler arbeiteten zart und lautloser als irgend etwas in der Welt, und seine freiliegenden Augen blickten umher.

Du kannst mich gewiß nicht sehen, du nicht, dachte Johannes, ich bin ja wie ein Berg für dich, wie eine Bergkette, Kleiner, Kleiner. Aber ich kann dich sehen, mir bringst du Freude und den Gruß der Freiheit, du bist ja so schön. Doch wenn du auch häßlich wärest und röchest und mich stächest, ich wäre dir doch gut und nahe, und du säßest doch in meinem Herzen. Laß dich berühren, laß mich das lebendige Gold deiner Flügel anrühren, mein holder kleiner Wohltäter! – Und er streckte behutsam eine zitternde Hand aus.

Da aber geschah das zweite Wunder: der Käfer schien ihn wahrzunehmen, ihn, den Menschen in seiner fühlenden Gegenwart. Er schien zu stutzen. Dann machte er unbeholfen im klettenden Filz eine Wendung und kam auf Johannes Abrecht zu, geradeswegs auf die Brust des knienden Mannes.

8

Wer vermag zu sagen, ob es möglich oder ob es kindischer Traum ist, ein Insekt zu zähmen, zu gewinnen und zum Kameraden zu machen. Was wissen wir denn! Wir wissen nicht, was in den Holzfasern des Astes vor sich geht, den wir überm Knie abbrechen, wir wissen nicht, ob der Stein schicksallos zersplittert, den ein Kinderarm geschleudert hat. Wir wissen nichts. Wir waschen uns den Schlaf aus den Augen und betreiben unsere Geschäfte mit grimassenhaftem Ernst und heizen unsern Körper mit Nahrung und umarmen ein Weib, dessen Blutwärme uns gefällt und das uns so fremd ist wie Baum und Stein



und Tier, und legen uns am Abend nieder zur tieferen Dumpfheit. Wir wissen nichts.

Johannes Abrecht glaubte, daß er sich den kleinen Goldenen gewonnen habe, und also war es so. Der war nun sein Leben. Die Tage, die in der Einzelhaft verbracht werden mußten, waren nun die schöneren. Aber auch die anderen, an denen er erst abends aus der Werkstatt zurückkehrte, waren erträglich, denn eine Erwartung erfüllte und kürzte sie.

Er hatte zu kämpfen um seinen schimmernden Besitz. Mit ganzer Seele horchte er auf den Schritt des Schließers, der sie beide nicht überraschen durfte, und er verzichtete mit Durstqualen auf seinen Trunk Wasser, denn es gab kein Versteck in der Zelle außer dem Wasserkrug. Den entleerte er heimlich, ohne Geräusch, und dort, in tönerner Tiefe und Feuchte, saß nun der Goldene tagelang und wartete. Dort saß er bei Gräsern und armen Blüten, die ihm sein menschlicher Freund von den Gängen im Zuchthaushof heimlich heraufbrachte.

Sie spielten. Wie liebkosend kletterte der Schlanke über die Finger des Mannes, sacht tastend, nimmer erschreckt. Und raspelte an einem Hälmchen, sog an einer Löwenzahnblüte, die der Mann ihm hinhielt.

Johannes Abrecht hatte nicht an seinem Verstande gelitten. Er wußte, wen er liebte: ein armes geringes Käfertier, dessen Leben zu Ende ging mit diesem Sommer. Aber mit diesem Sommer ging ja auch die eigene Qual zu Ende, bis an die Schwelle des Lebens würde ihn der winzige Gefährte aus Gold geleiten und ihn dann entlassen zu all den Geschöpfen draußen, die Johannes tätig zu lieben gedachte. Was verschlug es denn, woher die Freude kam, im letzten Augenblick vor der schwarzen Verzweiflung war sie zu ihm gekommen, wie sollte er deuten und verneinen und sich mehr wünschen vor dem lebenden Kleinod, das so tröstlich schimmerte im Licht der scheidenden Sommertage.

Ich kann dir nicht genug Liebe zeigen, Kleines, Kostbares, dachte er, ich kann dir nicht genug Gutes tun, denn alles verstehst du nicht. Aber wenn du nicht mehr lebst und deine Ärmchen bewegst, Juwel, dann werde ich noch mit meinen starken Armen die Erde lieben und betreuen, von der du wieder ein Krümchen geworden bist!

9

Um die Mitte eines Tages der Einzelhaft kniete Johannes Abrecht bei seinem Freund auf dem steinernen Boden. Er hatte den Speisennapf vor sich hingestellt, und auf dessen Rand machte nun der Goldene spielend die Runde. Manchmal hielt ihm Johannes quer den Zeigefinger entgegen, dann stutzte das Tierchen, schien seitwärts zu äugen und bewegte wie neckend das vorderste, kürzeste Paar seiner Glieder.

Die Tür knarrte und fiel wieder zu. Johannes sprang empor und sah mit tödlicher Angst dem Wärter in das böse Gesicht. Dessen Stirn war röter als sonst, die flachen Augen flimmerten, und der kleine Mund war nichts als ein scharfer, bleicher Strich. Abrecht wußte sogleich, daß nichts mehr zu verbergen war, daß jener ihn beobachtet hatte. Ungeschickt und flehend hob er seine Arme, nicht viel anders als der Kleine, den er schützen wollte. Er versuchte zu sprechen.

„Halt's Maul“, sagte der Schließer, „zeig, was du dort hast!“

„O nicht, o nicht!“ sagte Abrecht mit versagender Stimme. „Tun Sie ihm nichts!“

Der Wärter bückte sich, hob das Tierchen auf, das erwartend an der gleichen Stelle sitzen geblieben war, sah flüchtig hin auf das krabbelnde Ding in seiner Faust, ließ es dann gleichmütig fallen und zertrat es mit einer Drehung des Fußes. Man hörte ein Knirschen.

„Dir wird man's beibringen, dich zu amüsieren!“

Johannes Abrecht war auf den Schemel in der Ecke gesunken. Er saß da, das Gesicht in den Händen verborgen, und rühr-

te sich nicht. Er saß eine halbe Minute, die Nägel in die Schläfen eingekrallt und hielt seinen Leib, sein Ich mit ungeheurer Gewalt auf dem Sitze zurück.

„Marsch, putz' es auf!“ sagte der Wärter und stieß ihn an, Abrecht erhob sich mit zu Boden gerichteten Blicken und nahm gehorsam aus der Ecke den Wischlumpen.

Der Kleine war gut zertreten. Man sah einen ziemlich großen Fleck auf dem Estrich, schwarzen Gliederbrei und ein wenig Blutsaft von unbestimmter Farbe. Und nur ein winziges Eckchen der einen Flügeldecke war unversehrt geblieben und blitzte grüngolden im Schmutz der Vernichtung.

Johannes wischte sorgsam das Ganze fort, ohne die Augen zu erheben. Der Schließer fand nichts mehr zu sagen, sah sich noch einmal um und ging davon, wenig befriedigt.

## 10

Er wußte nicht, der Mann, wie nah in jener halben Minute der Tod an seiner haarigen Gurgel vorbeigestrichen war. Er wußte nicht, der Tropf, warum sich Abrechts Hände so wütend in die eigenen Schläfen eingekrallt hatten. Er hatte einem Gefangenen einen Zeitvertreib weggenommen, pflichtgemäß, basta. Der beste Zeitvertreib auf dieser Erde aber ist der Haß. Wer weiß das denn nicht! Das wissen seit Alters die Dummköpfe aller Nationen, die ihre öde Muße damit ausfüllen, andere Nationen zu hassen und zu schmähen. Wie aber soll der vollends Langeweile noch fühlen, ja überhaupt den Zeitablauf, dessen Herz einmal in den untersten teuflischen Grund eines andern Herzens getaucht ist und aus diesem Schacht wieder aufgetaucht, als ein Eimer gefüllt bis zum Rande mit Racheverlangen.

Zwei Monate trennten den Sträfling Abrecht von seiner Entlassung. Sie waren nicht mehr für ihn, als eine kurze, von Bränden durchloderte Nacht. Er stand und ging und arbeitete und säuberte sich und sein Gelaß, ohne Zwang und ohne Anteil, und spürte mit entsetzlicher Lust, wie die Flamme tiefer und

tiefer in sein Inneres fraß. Stundenlang konnte er auf seinem Schemel hocken oder unter der Filzdecke im Dunkel liegen und Einen Satz, Einen Gedanken in sich bewegen. Fünfhundertmal und Fünfhundertmal konnte er sich stumm die gleichen Worte wiederholen: Wie kann ein Mensch das tun? Ein solcher Mensch darf nicht leben. Solch ein Mensch verpestet die Welt!

Aber er wußte auch, daß der Andere bereits nicht mehr lebte. Sein Urteil war gesprochen. In jener halben Minute war es schwer gewesen, ihn nicht zu töten. Aber nun war es leicht, nun kostete es gar keine Mühe mehr, zu warten, nun lag sogar eine Art von bitterer Wollust darin, den Teufel unterm sichern Beil noch umherlaufen zu lassen, übermütig und wie unbedroht.

Nein, er war nicht wahnsinnig geworden in seiner Haft. Auch als er den Goldenen hegte und liebte, war er es ja nicht gewesen. In jedem Augenblick sah er, was mit ihm vorging: er liebte einen kleinen glänzenden Käfer, der nichts war und alles bedeutete. Auch jetzt wußte er wohl, daß nur Geringes geschehen war: jemand hatte ein Insekt zertreten. Klar hätte er zu sagen vermocht: was da geschehen ist, daß einer einem wehrlosen Gefangenen die eine, einzige, armselige Freude vernichtet, ohne Sinn, nur um wehezutun. das ist kein großes Ereignis. Aber dieses Ereignis bedeutet alles, was auf der Erde hassenswert ist, verachtenswert, vertilgenswert. Niemals ist auf Erden etwas Geringeres, Unbedeutenderes geschehen und niemals etwas Größeres und Böseres und Schauerlicheres. Und wenn ich diesen Wächter töte, wenn ich diesem Niedrigsten der Niedrigen den gemeinen Hals zudrücke oder ihm ein Messer in den Schlund stoße, so töte ich den Teufel, so zertrete ich der Schlange den Kopf, und darum muß es geschehen, und darum wird es geschehen, und darum weiß ich nicht und will nicht wissen, was jenseits dieser Tat für mich liegt, und darum hungere ich nach ihr und darum giere ich nach ihr, und darum vollführe ich sie. Amen. Amen. Amen.

Johannes Abrecht ging durch die Straßen des Außenquartiers der Stadtmitte zu, suchend, auf ungefähigem Wege. Seine Kleider saßen ihm ungewohnt locker am Leibe, nur die Stiefel schienen ihm schwer. Der Filzhut schwankte unsicher auf seinem geschorenen Haupt. In der Hand trug er einen kleinen Lederkoffer.

Es war ein schöner, mildsonniger Herbstmorgen, und sogar hier draußen hatte die Stadt ein freundliches Gesicht. Die Menschen sahen lustig aus, und die sausenden Wagen der elektrischen Bahn klingelten hell. Schon nach ein paar Ecken glaubte Johannes weit gegangen zu sein, hier dachte wohl keiner mehr daran, woher er kommen könne. Und ohne seinen Hut abzunehmen, hielt er einen jungen Menschen an und fragte ihn nach der Uhr. „Vielleicht würden Sie mir auch das Datum sagen?“ fügte er mit leiser Stimme hin zu. Der Andere stutzte. „Der neunundzwanzigste September ist“, sagte er und machte, daß er davonkam.

So hatten sie ihn zwei Tage vor der Zeit entlassen. Ein sonderbares Geschenk war das eigentlich nach diesen zwei Jahren. Und nachdenklich ging er weiter. Schließlich stand er mit seinem Köfferchen, das er eng an sich drückte, auf der vordem Plattform eines elektrischen Wagens. Leute stiegen auf und sprangen ab, keiner beachtete ihn, das Gewühl auf den Straßen wurde immer heiterer und dichter. Lange folgte er mit den Blicken einem Handkarren, der an einer Ecke stand, ganz voll mit herrlichen Pfirsichen. Jeder konnte dort hintreten und sich für ein wenig Geld von den schönen Früchten kaufen. Er blickte in seinen Geldbeutel, in dem zusammengefaltet eine größere Summe lag. Er hatte sich wohl versehen – damals.

Vielleicht war der Wagen mit den Pfirsichen die Ursache, daß er am großen Marktplatz ausstieg und sich in einem der alten Gasthöfe, die dort liegen, ein Zimmer anweisen ließ. Er stieg mit dem Hausknecht die schmale, gewundene Treppe

empor, auf der es nach Gemüse und nach verschüttetem Landwein roch, und stand dann hoch, fast unterm Giebel, in einer einfachen Stube. Noch einmal wurde er gestört. Es war wieder der Hausknecht, keuchend, mit einem Anmeldezettel in der Hand. Johannes Abrecht füllte ihn umständlich aus und benutzte dabei, ohne nachzudenken, einen erfundenen Namen, den einer fremden Stadt und willkürliche Daten. Er merkte, wie ihm die Buchstaben fremder waren nach der langen Entwöhnung.

Dann ging er daran, seinen kleinen leichten Koffer auszu packen, und es wurde ihm seltsam zu Mut, als er die Wäschestücke herausnahm und die zwei Bürsten und die Seife und den Kamm und einen kleinen Spiegel und das Rasierzeug und alles, was da so sorgfältig zusammengeschichtet lag, wie für eine Vergnügungsreise von zwei Tagen. Dort im Hause war ihm nichts gelassen worden von dem Mitgebrachten. Unberührt hatte das Köfferchen siebenhundert Tage lang im Speicher- raum gestanden, versehen mit einem Zettel, der eine Zellen- nummer trug und ein Datum.

Der träge Gedanke kam ihm in der Betäubung des neuen Tages, als sei nicht nur sein Koffer, als sei auch er diese ganze Zeit über beiseite gestellt gewesen, habe gewartet und keinerlei Existenz geführt, und als müsse es nun möglich sein, am gleichen Punkte das Lebensseil wieder anzuknüpfen.

War das so? Nein, das war nicht so.

12

Er trat ans offene Fenster und legte beide Hände um das Eisen der niedern Balustrade. Drunten war freudiges Gewühl von Farben und Schällen. Der Platz zwischen dem alten, gezackten Rathaus und der ungleichen Häuserreihe, zu der sein Gasthof gehörte, war ganz bedeckt vom Durcheinander des Markttags, in der durchsonnten Kühle bewegten sich die Menschen heiter zu ihren Geschäften, von Früchten und Blumen und blättrigen

Pflanzen leuchteten alle Verkaufsstände, Freundlichkeit herrschte, Mangel war fern, und das Leben schien leicht.

Deutlich und nahe lag dies alles vor Johannes da und gleichwohl von ihm abgetrennt, nicht zu ergreifen, nicht als Realität, in die man mit wenigen Schritten gelangen konnte. Dies war die Welt, die wirkliche, dies war das Menschendasein, aber er hatte nicht Teil daran, noch nicht. Wäre er die alte Gasthausstiege hinuntergegangen auf diesen sonnigen Platz, gewiß wäre dies alles vor ihm zurückgewichen, und in der Ferne hätte das heitere Getriebe weitergespielt.

Schöne Früchte waren da; welch gütiges, reiches Werk hatte die Sonne getan, während er selber vor ihr verbannt war. Solch eine schöne Frucht war aufgespeichertes, festgewordenes Sonnenlicht, das konnte er sich nicht kaufen – noch nicht! Da stand auch wieder ein Korb mit Pfirsichen. Ein Pfirsich, das war die Vollendung. Die Natur wollte einmal zeigen, wie groß und herrlich sie sei, und da brachte sie spielend das Köstlichste hervor: einen Pfirsich oder einen Schwan oder ein rosiges Stück Kristall. In der Schule, einst, hatte man ihn gelehrt, was das Wort Pfirsich besage. Persische Frucht besagte es. Persien! Sein Traum von Meerfahrt, Fremde und südlicher Glut zog hinter Schleiern an Johannes vorüber. Noch durfte er die Hände nicht ausstrecken, um den Schleier zu zerteilen, aber die Stunde war nahe.

Er ermunterte sich und blickte gesammelter in die ausgebreitete Fröhlichkeit. Da sah er an einem der Verkaufsstände den Händler mit seinem Hunde spielen. Es war ein gesunder Mann von fünfzig Jahren, in einem wollenen Kittel und mit einer Wollmütze auf dem Schädel; der Hund ein kleiner lustiger Scherenschleifer, mit viel zu großen, hängenden Ohren und einem zu langen Schwanz. Er hatte sich an einem Gemüsekorb in die Höhe gerichtet, und der Händler neckte ihn mit einem Bündel Mohrrüben. Der Schwarze ging auf den Scherz ein, bald erhob er das rechte und bald das linke seiner kurzen Vor-

derbeine und patschte mit der Pfote drollig nach dem gelben Bund. Mit einem Mal aber warf sein Herr die Rüben fort, packte den Kleinen fest beim einen Ohr und lachte ihm mit einer freundlichen Grimasse ganz nahe in sein schwarzes Gesicht. Da riß er sich los und fing an, aus Leibeskräften bellend und juchzend einen Freudentanz um den Verkaufsstand auszuführen.

Dies aber sah Johannes bereits nicht mehr. Wie er das Hündchen spielend die kurzen Vorderglieder bewegen sah, war mit einem Mal der Schleier vor seinen Augen zerrissen, sein wahrer Zustand war hergestellt, er wußte was ihn noch von der Welt und von der Zukunft trennte. Er hörte jenes Knirschen auf dem Steinboden, er hörte jene mitleidlosen, unsagbar gemeinen Worte, er sah jene gelben Augen und sah jenen Mannsstiefel in seiner Drehung. Die Welt war wieder voll vom Pesthauch des bösesten, des untersten Menschen und Johannes' Blut wieder angefüllt mit dem ungeheuersten Haß und unbeirrbarer Rachgier. Kein Einwand, keine Überlegung, keine Voraussicht konnte standhalten vor diesem Stärksten, vor dieser Notwendigkeit. Eher mochte man ein Seil ausspannen, um das Meer zu dämmen.

„Ich werde ihn töten“, sagte er vor sich hin. Zum ersten Mal sprach er aus, was er seit Wochen wußte und wollte. Behutsam schloß er das Fenster und verriegelte die Tür, als könnte einer von draußen in seine Gedanken einbrechen. Dann ließ er sich in der Mitte der Kammer am leeren Tische nieder, stützte die Stirn in die Hand und begann ruhig, geordnet, zu planen.

### 13

Am nächsten Tage hatte er ein ausführliches Gespräch auf dem Auswanderungsbureau. Von dort begab er sich nach dem Konsulat jenes südamerikanischen Staates und wurde von dem Beamten, einem deutschen Herrn in vorgerückten Jahren, höflich belehrt. Dann erst löste er seine Schiffskarte für ein nicht



sehr entferntes Datum und ordnete auch das Nötige in dem Lagerraum, wo seine Habe verwahrt wurde.

Am Abend begann er seine Nachforschungen. Allein es bedurfte verschiedener und methodischer Streifzüge, um seine Tat unfehlbar vorzubereiten.

Nicht ferne von dem Zuchthaus, ein kleines Stück weiter draußen an der halberstellten Vorstadtstraße, befand sich die Wirtschaft „Zur Eintracht“. Sie war der Erholungsort für das Wachtpersonal. Hier saßen die Wärter beieinander, bei Bier und Skat, aus dieser niedrigen und muffigen Schankstube, darin es ihnen wohl war, kehrten sie zurück zum korrekten Dienst oder zur feigen Befriedigung ihrer bösen Triebe. Abende lang umstreifte Johannes den Ort, zweimal auch kehrte er hier ein, trank unerkannt und still seinen Schoppen und hörte die einfältigen Reden der Kerkermeister. Nach diesen Reden hätten sie ebensogut Hutmacher sein können oder Steuerboten oder Zigarrenverkäufer.

Mit einer besondern Sorgfalt studierte er den Weg, der zum Gefängnis zurückführte. War man die Straße stadtwärts ein Stückchen hinaufgegangen, so bog zur Linken eine schmale Gasse ab, die zwischen der äußern Zuchthausmauer und einem langen, schwarzen Lagerschuppen hindurchleitete. Auf diesem Pfad gelangten die Wärter an den hintern Eingang zur Anstalt.

Johannes kannte die Tageseinteilung des Hauses, auch den Turnus jener abendlichen Erholung im Wirtshaus hatte er rasch festgestellt, es galt nur das Eine: den Verurteilten ohne Begleitung zu treffen. Um sicher zu gehen, lauerte er ihm probeweise auf.

Gegen die neunte Stunde war er in der Gasse. Er stand in der Türnische des Schuppens, eng in die Finsternis gedrückt, und wartete, Ein Stück von ihm entfernt brannte an einem Eisenarm, der aus der Zuchthausmauer ragte, trüb eine Öllaterne. Jeder, der sich von der Straße her näherte, war deutlich zu erkennen. Ein Wärter kam bald, ein großer hagerer Mann: wie er

unter dem Lampenlicht hindurchschritt, unterschied Johannes den freundlichen und ernsten Ausdruck seines langen Gesichts.

Warum konnte der nicht mein Kerkermeister sein, dachte er ruhig, dann läge jetzt nicht der furchtbare Druck auf meinem Herzen. Der Mann ging stetigen Schrittes vorüber, dort an der Pforte läutete er, ihm wurde geöffnet, und die Tür fiel zu.

„Ja, den hätte ich nicht töten müssen“, sagte der Lauscher vor sich hin. Er dachte dies mit einem stillen Bedauern über das ihm selber auferlegte Schicksal, aber ohne jedes Mitleid mit dem Verdammten. Was er vorhatte, war ja nicht das Ergebnis eines Entschlusses, der auch zu ändern war; hier gab es keine Wahl. Jener Mensch, der unnennbar Böse, er stand zwischen Johannes und der Welt. Es war nicht möglich, auch nur einen Schritt in das Dasein hinauszutun, ehe diese Wand niedergerissen war. Eigentlich stand sie gar nicht außerhalb, diese Wand, sie war nicht ein Stück Mann, das unter dem freien Himmel aufragte, sie stand in Abrechts Blut als ein furchtbar dicker Klumpen oder Knollen von Haß und Ekel und Verachtung. Ihm war es all die Tage, als lebe er nur auf Bedingung und Frist, als sei ihm nur eben so viel Kraft gelassen, um die Tat zu tun, und als werde er erst dann, wenn der Klumpen zerstört und fortgewaschen sei, frei wieder atmen und schlucken und wollen und lieben können, als werde erst dann wieder sein Blut ruhig und milde durch den ganzen Körper kreisen.

Ihm fiel ein, wie ehemals daheim einer seiner Schulkameraden schwer krank gewesen war; der Arzt hatte von einer Blutvergiftung gesprochen und hatte dem Buben eine Silberlösung durch die Adern geleitet, da war der genesen. Johannes erinnerte sich deutlich an den Eindruck, den ihm das damals gemacht hatte, wie in seiner Vorstellung ein mattschimmernder, kühlender Silberstrom Jenem durchs Blut floß und alle giftigen Keime sanft mit sich fortnahm und tilgte. Ja, so würde auch ihm zu Mute sein, wenn die Tat vollbracht war.

In diesem Augenblick sah er sein Opfer kommen. Kurze, stampfende Schritte bogen in die Gasse ein, und schon erblickte Abrecht dort unter der Laterne, für einen Augenblick hell beleuchtet, das platte, gemeine Gesicht, die Augen, den Schnauzbart, die Kinnlade. Rasch kam er näher, ahnungslos und singend. Johannes hörte die Worte eines Gassenhauers in der furchtbaren Stimme.

„Es braucht ja nicht grade Flanell sein“, sang er und war an Abrechts regloser Person schon vorüber.

„Es kann ja auch eventuell sein“, hörte Johannes noch. Ein Lachen packte ihn über die Sinnlosigkeit dieses Textes, den der bösertige Dummkopf gewiß entstellte; voll Hohn und Haß und triumphierender Wollust lachte er lautlos, weil der da in vergnügter Stumpfheit so Schulter gegen Schulter an seinem eisernen Schicksal vorüberstriefte.

Es läutete da hinten, es ward aufgetan, und dumpf donnernd schlug hinter dem dort die Pforte zu.

#### 14

Am andern Morgen fuhr er mit der Kleinbahn hinaus. Es ging erst durch die häßlichen Siedlungen der Bannmeile, dann eine schwache Stunde durch freundliches, welliges Land. Er verließ den Zug und schritt auf der Landstraße gegen Hochberg.

Herbstlich braun und verlassen lagen die Felder in der klaren Luft, Johannes schritt fast behaglich aus in seiner dunklen, wärmenden Kleidung. Nicht lange und er stand an der Stelle, wo sacht aufwärtsführend die Seitenstraße nach Hochberg abbiegt.

Hier war es, dachte Johannes Abrecht und blickte auf das leere, schweigende Feld, auf die Bodenwelle, die damals voll von reifem Korn gewesen war, und an der sich sein Schicksal entschieden hatte.

Wäre ich ein Stündchen später gegangen, dachte er, mein Leben würde sich nicht verändert haben. Oder hätte ich einen

andern Weg genommen, oder wäre es weniger heiß gewesen, oder hätte das Kind daheim Kartoffeln schälen müssen. An solchen Umständen hängt nun ein Dasein. Ein Zufall alles, ein Zufall bös und gut!

Aber während er so dachte und auf die verlassenen Stoppeln hinsah, da wußte er auch schon, daß es töricht war, von Zufall zu sprechen. Es war ja gar nicht möglich, jenes Ereignis und diese zwei Jahre in Gedanken zu tilgen, sein Leben war magisch gewiesen, magisch gebogen worden, nach dunkler gewaltiger Satzung. Hatte er denn auch nur die Fähigkeit, das Geschehene anders zu wünschen, sagte nicht ein geheimer Instinkt in seiner Brust Ja und Willkommen zu jeder Wandlung, zu jedem Geschick? Erlebte er nicht gefaßt und bejahend seinen Fall und seine Strafe, den Kerker und die neue Freiheit, das Heimatloswerden und die Grüße des Unbekannten? Willkommen Bös und Gut!

Doch nicht willkommen! Eins nicht: nicht der Abgrund des Herzens, nicht das Gemeine, nicht das Grausame, nicht der hämische Teufel, nicht der, der den Wehrlosen martert. Alles, alles, alles ist hinzunehmen, ist zu ertragen, ist gutzuheißen, alles läßt sich umfassen mit Freundschaftsarmen, alles sich einschließen in eine schicksalbereite Brust: tiefer Sturz und Elend und Hunger und Schmerz und Verlassenheit und Verlorenheit und Verstoßenheit, aber dies nicht, Jener nicht, Er nicht! Vor Johannes' Augen wallte roter Dunst auf. Er sah die Stelle seines Schicksals nicht mehr, sie war ihm nichts mehr.

Er machte sich frei und schritt den Weg nach Hochberg hinauf. Im Orte fragte er nach dem Hause des Bauern und ging durch die Straßen, von niemand beachtet. Wenige hatten ihn hier gekannt; und die Menschen vergessen. Bald stand er vor dem Hof, der nicht besonders stattlich war und nicht ärmlich.

In der Stube saß der Bauer am Tische. Johannes nannte seinen Namen, ohne Erregung, aber auf einen übeln Empfang

gefaßt. Es geschah jedoch nichts. „Ja“, sagte der Mann nur, „was ist denn?“

Johannes trug mit kurzen Worten seine Frage vor.

„Ja“, sagte der Bauer und war noch immer nicht aufgestanden, „da weiß ich nicht. Die Geschichte ist ja vergessen, es wär' vielleicht nicht gut, wenn man da wieder anfinge. Und zu Ihrem Amt werden Sie ja auch nimmer kommen?“

„Nein, freilich“, sagte Abrecht und blickte auf den ruhigen Mann. Wo war dessen Zorn hin, der ihn in die Verbrecherzelle geschleudert hatte? Zwei Jahre waren die Ewigkeit. War einer noch der gleiche Mensch nach zwei Jahren? Er selber fühlte ja nichts beim Anblick des einstigen Feindes.

„Möchten Sie die Johanna sehen?“ fragte der nun, „ich kann sie Ihnen rufen.“ Er stand auf und ging über den Hof zum Eingang des Schuppens, Johannes sah durchs Fenster, wie er dort stehen blieb und ins Tor hineinsprach.

Johanna hieß sie. Das hatte Johannes Abrecht vergessen gehabt oder niemals gewußt. Aber nun schien es ihm, als könne schon dieser Namensgleichheit wegen gar keine Verbindung zustande kommen. Es war gewiß nicht vernünftig, aber ihm schien die Unmöglichkeit durch diesen Umstand besiegelt. Dies war ihm nicht bestimmt.

Das Mädchen trat ein mit dem Vater. Abrecht hätte sie schwerlich wiedererkannt, sie wäre ihm vermutlich nicht einmal aufgefallen in einer Schar von anderen. Er sah ein hochaufgeschossenes Ding, nicht hübsch, nicht häßlich, auch nicht besonders braun von Haut nun im Herbst, während seine Erinnerung sich doch gerade an dieser Gebräuntheit solange festgehalten hatte. Verlegen stand sie da, blickte seitwärts, und legte ihre Hand in die seine.

Er sagte: „Ich möchte Sie um Verzeihung bitten wegen damals, Fräulein Johanna.“

Sie wußte ganz offenbar nichts zu sagen und murmelte schließlich, halb unverständlich:

„Es war nicht so schlimm.“

„Ich habe Ihrem Vater schon gesagt, daß ich gern alles an Ihnen gutmachen möchte. Ich habe gefragt, ob er doch vielleicht will, daß wir uns heiraten.“

Sie blickte ihn zum ersten Mal an; auch sie hatte ihn ja niemals recht gesehen, und wunderte sich wohl über das ernste, schmale Männergesicht. Dann murmelte sie:

„Ich weiß nicht, Herr Abrecht. Die Leute haben's schon beinahe vergessen.“

„Es ist auch noch ein Anderer da, der sie heiraten will“, sagte der Vater von seinem Stuhl her, „sie ist bloß noch zu jung, erst siebzehn.“

„So“, sagte Abrecht, „da wünsche ich Glück. Es ist schön, daß ich Ihnen doch nicht Ihr Leben verdorben habe. Ich habe viel an Sie denken müssen, Fräulein Johanna, dort.“

Sie ließ nun die Augen fest auf ihm haften. „Haben Sie's sehr arg gehabt?“ fragte sie leise.

„Ach nein“, sagte er vage. Und dann brachte er, völlig frei nun und mit seinen Gedanken schon kaum mehr in dieser Stube, sein anderes Anerbieten vor, nannte die Summe und fragte zweimal, ob dies so recht sei. Johanna schaute ihn neugierig und töricht an bei seinen Worten, aber der Vater ließ sich alles mehrmals auseinandersetzen, ohne Dank und ohne Erstaunen, so, als handelte es sich um eine Sache, auf die er lange mit Anspruch gerechnet hätte. Als dies erledigt war, stockte das Gespräch.

„Die Frau und mein Sohn sind in Lengenau auf dem Markt“, sagte der Vater endlich. „Aber mögen Sie nicht einen Kaffee, Herr Abrecht?“

Johannes lehnte ab, allein das Mädchen war schon draußen, froh offenbar, daß die Situation sich auflöste. Nach wenigen

Minuten kam sie zurück, mit Kannen und einer Tasse und mit einer Art von sehr weißem Brotkuchen, einem dicken, duftenden Laib. Johannes aß und trank, und die Beiden sahen ihm zu. Gesprochen wurde fast nichts mehr, denn man hatte sich nichts mehr zu sagen.

Schließlich zog Abrecht sein Fahrplanheft aus der Tasche. „Wenn ich Sie hinfahre, dann kriegen Sie noch den Zug um drei Uhr sechzehn“, sagte der Bauer. Wieder versuchte Johannes abzulehnen, mit ein wenig trübem Spott im Herzen. Aber wieder war der Bauer schon auf dem Weg, um einzuspannen.

„Vater, ich fahr’ mit“, rief ihm die Tochter nach.

So fuhren sie denn zur Station; vorne rauchend der Mann, neben ihm das Mädchel, auf der hinteren Bank Johannes, ganz allein, als ein Herr. Er blickte auf den Rücken des Bauern, auf den schmälern der Tochter im Umschlagtuch und auf ihren mit gelben Blumen geschmückten Hut, den sie ihm zu Ehren aufgesetzt hatte, und der tellerartig und ungeschickt ganz oben auf ihrem Kopfe schwankte.

So fuhren sie durchs Dorf, so fuhren sie die Zweigstraße hinunter. Sie kamen zur Kreuzungsstelle, sie kamen zu jenem welligen Feld. Aber weder Vater noch Tochter blickten nach dem brachen Stück Land hinüber, das ihnen gehörte, und Johannes, der nun in seinen Gedanken vorgeneigten Hauptes da saß, merkte erst lange Zeit später, daß sie vorüber waren.

## 15

Um fünf Uhr war er wieder in seinem Gasthof, um acht machte er sich durch die Dämmerung der Straßen auf seinen Weg. Er spürte den mildkühlen Abend nicht, er sah nichts vom Treiben der Menschen, die ihrer Berufslast ledig sich auf Genuß oder Ruhe freuten. Er wanderte zu Fuß die weite Strecke, um seinen Gliedern Beschäftigung zu geben, und mußte sich zügelnd, um nicht nach dem Ziele zu rasen.

Alle die Tage ja hatte er sich gezügelt und bezwungen, hatte er die in ihm wühlende Glut zugeschüttet und niedergehalten, um mit Fassung das Notwendige zu ordnen. Nun aber, da er der Flamme ihren Raub freigab, da sie aufzüngeln und verzehren durfte, nun bedeutete jeder Augenblick des Wartens Krampf und Qual. Nun war sein Körper nichts anderes mehr als ein Gefäß der Rache, sein Auge nur spähende Angel, seine Hand nur sichere Waffe und Tod. Ein peinvoll sehrendes Verlangen war sein ganzes Ich. So giert der vom Schmerz Gefolterte nach dem Ende seiner Not, so der rasend Verliebte nach dem einen Leibe, so der Verschmachtende im kochenden Wüstenbrand nach dem Trunk, der nicht kommen kann. Sein Trunk aber war bereit, er war ihm gewiß, dies tobende Fieber war zu stillen, und die Stillung war nahe.

Nun rannte er doch und war an seinem Ziel, lang ehe es klug war, dort zu sein. Aber schon deckte die frühe Nacht ihn völlig zu, reglos stand er in seiner Nische, und endlich beruhigte sich auch sein Atem und sein tobendes Herz, so daß er in die Stille hinaushorchen konnte. Niemand ging vorbei, traurig stand die Gefängnismauer, die Laterne schimmerte öd.

Abrecht fühlte in seiner Tasche nach dem grifffesten Messer, und wie die Hand es fand, wußte er auch schon, daß er es nicht gebrauchen werde. Kein Drittes sollte zwischen seinem lebendigen Ich, das sich rächte, und jener Fratze stehen, nichts, auch kein Eisen.

„Ich erwürge ihn“, sagte er flüsternd vor sich hin. Er ballte im Finstern die rechte Faust mit aller Kraft, die ihn erfüllte. „Ich bin stark, einen Steinblock könnte ich zerspalten“, sprach er wieder, aber er wußte nicht, ob seine Lippen die Worte ausgebildet hatten.

Ihm fiel ein, daß er nun seinen Plan doch nicht befolge. In seinem Zimmer am Markt lagen die Gegenstände zur Vermummung, lag ein falscher Bart, den er sich vorsorglich beschafft, lag überdies eine Larve aus schwarzem Stoff. Aber



wäre auch beides nicht einfach vergessen gewesen, er hätte es doch nicht brauchen mögen. Er stand seinem Schicksal gegenüber am großen Tag, am Tag der Erfüllung: er hätte ihm nackt gegenüberstehen mögen.

Mit wilder Klarheit horchte er nach rückwärts in die Zeit. Als spräche die gemeine Stimme an seinem Ohr, ihm geradeswegs ins Hirn hinein, so hörte er sie:

Dir wird man's beibringen, dich zu amüsieren, du Sauigel. Dir wird man dafür tun. Marsch, putz es auf ... Und das Knirschen.

Da kamen Schritte in die Gasse, wirr und ungleich. Und Abrecht sah beim Laternenschein zwei der Zuchthausbeamten redend miteinander nach Hause gehen. Er erblickte den mit dem langen, menschlichen Gesicht und einen Unbekannten. Sie waren vorüber, läuteten, verschwanden.

Wenn nun auch Jener nicht allein kam? Wie leicht war dies doch möglich, trotz aller Voraussicht. Nein, es schien nur möglich, es würde nicht sein. Die ungeheuerere, unwiederbringliche Anspannung dieser Stunden, nie und nimmer konnte sie verloren sein. So wurde nicht verschwendet in der Welt.

Von diesem Augenblick an stand er in völliger Festigkeit da, in der Stille des Todes, und harnte. Er war ein eiserner Muskel, nichts anderes mehr, und völlig, völlig bereit.

## 16

Er kam. Der Schritt erklang, den Johannes aus öder Kerkerzeit kannte, gehackt, hart und feindselig. Ja, da kam er, allein. Johannes sah ihn unter der Laterne hindurchgehen, nun hatte er noch zwanzig Schritte zu tun, nun noch fünf. Johannes stand und war ein Werkzeug, eine Zange, bereit zu schnappen und zu packen. Ja, nun hatte er ihn, gelobt sei der Himmel, endlich, endlich!

Mit einem Ruck, einem Sprung war er aus dem Versteck heraus, hatte mit seinen beiden Händen den Feind an der Kehle

und riß ihn herum. Der wollte aufschreien im grausigen Schreck, aber der Laut ward ihm hinuntergepreßt, er schlug um sich, wollte greifen, wollte treffen, aber die steinernen Fäuste hielten ihn würgend in der Entfernung, und seine kurzen Arme hieben die Luft. Die Uniformmütze war zu Boden gefallen, der Schein der Laterne fiel grell auf das kurze Haar, das sich borstig zu sträuben schien, und auf das verzerrte Gesicht.

Und Johannes sah ihn. Wohl war seine ganze Kraft in der Klammer seiner Fäuste versammelt, aber sein Auge blieb klar, und sein Geist erkannte, in finsterner Ruhe.

Schweigen herrschte. Kaum drang ein Gurgeln aus der Kehle des Menschen, ein Piepsen gleich dem einer Maus, gleich dem eines ganz kleinen Tiers war alles, was er hervorbrachte. Sein kleiner Mund stand offen als ein rundes Loch, und zwischen den spitzigen schmutzigen Zähnen bewegte sich rastlos, eilfertig die Zunge. Die flachen Augen aber, sie traten hervor, sie hingen hervor, es war, als müßten sie überlaufen und ausrinnen in der nächsten Sekunde. Johannes sah das alles, er sah den Menschen da vor sich schwanken, wanken, er wußte, daß Ohnmacht und Ende nur noch das Werk einer kürzesten Spanne sei, und daß seine Kraft wohl genüge, um dies Ende zu erreichen. Nein, er würde nicht erlahmen. Hier stand, mit den Fäusten an der Gurgel des Bösen, mehr als ein einzelner Mensch, der sich rächte!

In Johannes' Herzen war lastende Stille. Der Druck, der ungeheure, schmerzhaft Druck, der Drang nach Erlösung durch die rächende Tat, er war noch immer da; um ihn abzuwerfen, brauchte es Tod, letztes Röcheln, letzte Zuckung. Diese wilde, dumpfe Sehnsucht war es, die seinen würgenden Fäusten die Kraft gab. Ja, nun hieß es zu Ende pressen, nun hieß es abschließen, nun hieß es töten.

Und da fing Johannes an zu reden. Über die ausgereckten Rächerarme hinweg sprach er dem Andern in seine gemarterte

Fratze hinein, mit klarer, kalter, gebändigter Stimme, und hörte sich selbst in seltsamer Fremdheit.

„Habe ich dich, habe ich dich, du! Weißt du, wer ich bin? Du mußt sterben. Siehst du, was ich mit dir tue! Mit meinen Fäusten presse ich dir das Leben aus. Nur ein paar Augenblicke lebst du noch, und die sind schrecklich. Aber lange nicht schrecklich genug. Denn du bist ja ein Teufel, das unterste gemeinste Geschöpf bist du! Ein Stück Schuft, so grausig, so scheußlich, daß es keine Strafe für dich gibt. Totwürgen ist ja nicht genug, nichts ist genug für dich. Jedes Glied müßte man dir einzeln zerbrechen, die Haut müßte man dir in Riemen zerschneiden, das Fleisch müßte man dir mit Zangen herausreißen, du Quäler, du Henker, du feiger gemeiner Schinderknecht! Was haben sie dir getan, die dort büßen, was habe ich dir getan? Meinst du denn, du Teufel, es gäbe in dieser Welt gar keine Gerechtigkeit? Meinst du denn, dir ginge alles so hin? Aber du bist am Ende. Du hast zu viel getan. Du bist ja gar kein Mensch, du bist ja die Schlange, du bist ja alles Elende und Schlechte in der Welt, von deinem Pesthauch, du Stück Aas, ist ja die Welt voll, man kann ja nicht mehr atmen, solange du noch da bist! Aber ich lösche dich aus, ich würge dich ab, du darfst nicht mehr sein!“

Er mußte sich nach vorwärts beugen und merkte, daß der Andere in die Knie gebrochen war. Er lag da vor ihm, das purpurrote Gesicht in viehischer Verzweiflung nach oben gewendet, die Augen verdreht, halb gebrochen schon, den lechzenden Mund offen mit weit hervorleckender Zunge. Johannes sah ihn, unerschüttert, ungerührt, ja mit steigender Wut. Er versuchte, den Druck seiner tödlichen Fäuste noch zu verstärken, alle Gewalt des Hasses, der Verachtung, der überstandenen Leiden preßte er in sie hinein. Und niedergebückt spie er seine Worte gegen die sterbende Larve, nun nicht mehr klar, nun nicht mehr gebündigt, sondern mit einer unmenschlichen Stimme, die kreischte und umschlug.

„Kennst du mich noch, du, kennst du mich noch, oder bist du hinüber? Augen auf, sieh mich! Ich bin's, den du gemartert hast, und der dich nun abtut! Ich, der Sträfling aus der Zelle dreiundneunzig. Weißt du noch, die Vögel, die Singvögel? Ja, ich habe sie singen hören, die kleinen Vögel, ja, mich hat das gefreut, mich, der dich jetzt ermordet, hat das gefreut. Und da bist du hingegangen und hast mir die Luke zugeschlagen, und weil man's doch noch gehört hat, bist du zum Direktor gelaufen und hast mich in ein anderes Loch gesperrt. Und du hast mich gestoßen und du hast mich gepufft und du hast mich angeschrien und du hast mich ausgehöhnt und du hast mir das Essen hingeschmissen und du hast mich beschmutzt und du hast mich geplagt und gefoltert – mich, einen wehrlosen Mann, einen wehrlosen, wehrlosen Mann. Da, verrecke, da wüрге, da schnappe nach Luft, nach deinem letzten Maulvoll Luft! Da da da, spürst du mich? Aber du sollst auch genau wissen, wofür du stirbst. Soll ich dir's sagen? Für einen Käfer stirbst du, für einen kleinen Käfer ... War ich denn nicht ein armer, armer Mensch? Ich hatte ja nichts auf der Welt. Ich war ja nahe daran, verrückt zu werden. Noch einen Tag oder zwei, und ich wäre gewiß verrückt geworden. Und da kam eine kleine Freude für mich, eine Rettung. Was war's denn für eine Freude, du! Ein Käfer war's, ein Insekt, ein Ding so klein, kaum zu sehen. Und das hatte ich lieb, und auf das freute ich mich, und mit dem spielte ich und sprach ich und brachte es fertig, daß es mich kannte, und dieses armselige Ding war meine ganze Welt, das war mein Alles, ich armer armer Mensch! Und das hast du mir genommen, das, das hast du auf den Boden geschmissen und hast es zertreten mit deinem gemeinen dreckigen Mannsstiefel! Ist so etwas möglich, ist so einer wie du geschaffen von Gott, darf der leben? Nein. Der muß weg. Dem sein Atem muß still sein. Da gib ihn her, deinen Atem, den letzten ...“

Und immer die Marmorfäuste um die Gurgel des verlöschenden Henkers, zischte er ihm in grausiger Nachäffung mit dessen einstigem Tonfall ins Gesicht:

„Was hast du denn da? Gib's her, was du hast. Dir bringt man's noch bei. Da, putz es auf!“

Mit einem Mal aber, mitten im Donner und Dunst seiner Rache, geschah das Große mit Johannes Abrecht, das Göttliche geschah mit ihm. Er sah, wie der Mensch da unter ihm in seiner Agonie schwach, bewußtlos, versinkend, seine beiden Arme bewegte. Er sah diese beiden kurzen Arme hilfeheischend, gnadeflehend, mit unsicheren, armseligen Bewegungen sich rühren, zwei Taster eines vergehenden Wesens. So winkt ein krankes Kind verlangend mit den Ärmchen, so regt eine kleine, unbewußte Kreatur die dünnen Glieder.

Durch Johannes' Hirn und Leib und Hände ging ein Strom, ein milder, lösender, erlösender Strom. Sein Griff lockerte sich und gab frei, seine Muskeln alle spannten sich ab, durch seine Brust wehte es wie kühle Luft von Meer und Sternen. Und während der Mensch drunten lautlos nach vorn sank, richtete sich Johannes empor, er atmete tief, ein Zucken wie von Weinen oder Lächeln lief über sein mageres Gesicht, er lehnte sich aufrecht an die Gefängnismauer.

So stand er, die todbringenden Hände flach auf die eigene Brust gepreßt. Nur wenige Augenblicke stand er so, Augenblicke, die eine unbestimmbar kurze oder lange Zeit für ihn währten, und eine unfaßbar mächtige, milde Erneuerung durchströmte mit ihrer Silberflut sein erlöstes Ich. Er vermochte nicht zu denken, später, später würde er denken können, er gab sich hin und wurde durchwallt und wurde geheilt, und ein Glück ohne Namen war sein, Erleuchtung, Befreiung und Barmherzigkeit.

Er öffnete seine Augen und beugte sich nieder zu dem, der da auf dem Antlitz lag. Sanft nahm er ihn bei den Schultern und richtete ihn auf. Die Brust des Mannes hob sich, seine Zü-

ge, bei noch geschlossenen Lidern, waren in Regung. Johannes kniete neben ihm nieder, lehnte den schweren Leib in seinen Arm und blickte den Zurückkehrenden an. Das öde Licht der Laterne beschien ihn.

Abrecht hielt diesen Körper mit Händen, die sich nicht erinnerten, er sah diesen Mann mit Augen an, die ihn nie gesehen hatten. Ein armes seltsames Mündchen stand halb offen in diesem Gesicht, ein Kindermündchen mit kleinen spitzen Zähnen, dessen untere Lippe wehmütig herabhing.

Er begann mit vorsichtigen Fingern die Schläfen des Mannes zu massieren, während sein linker Arm ihn stetig stützte. Und nach wenigen Strichen schon öffnete Jener die Augen. Sie waren trübe, sahen noch nichts und schlossen sich wieder. Er gurgelte und röchelte. Johannes fuhr fort in seiner Mühe, langsam, methodisch, genau, als wäre er allein auf der Welt mit diesem Erwachenden, als führte nirgendwo ein Weg in die Straßen der Menschen. Manchmal nur mußte er innehalten und aufatmen, um einer Glückseligkeit Herr zu werden, die ihn schwach machen wollte.

Und plötzlich merkte er, daß Jener ihn ansah, daß das Leben völlig in ihn zurückgekehrt war. Er fühlte einen Widerstand im ganzen Leib des Gekräftigten, er ließ ihn los, stand langsam auf und trat ein wenig zurück. Im Blick des Andern erkannte er die Todesangst, gerne hätte er ihn beruhigt, ihn getröstet, aber er wußte, daß dies nicht sein konnte, und ließ ihn lächelnd, verzichtend, gewähren.

Da erhob auch Jener sich, mit Wanken. Er lehnte sich drüben an die Mauer des Schuppens, immer weit offenen Blicks, die Hände hinter sich gespreizt. Und so begann er, sich davonzutasten, immer noch gewärtig, sein Überwinder werde ihm folgen, schob er sich langsam davon, in der Richtung der Pforte. Da ging auch Johannes hinweg, sinnend, versunken, noch seines neuen Zustands nicht mächtig – in der Richtung der Welt.

Wohl wendeten sich, während er dahinging gegen die Mitte der Stadt, seine Gedanken auf den Zurückbleibenden, mit sanftem Erbarmen und mit der Freude, daß Jener noch lebe. Keine Sorge mischte sich hinein, der Andere könnte ihm nachsetzen lassen, ihn verfolgen, verhaften. So würde der Schicksalsabend nicht enden. War's aber auch anders, er würde es hinnehmen, nichts konnte das ändern an dem himmlischen Ertrag dieser Nacht. Ohne Furcht ging er dahin und wußte doch nicht, wie ganz er geschützt war.

Denn der Andere, angelangt bei dem kleinen Tor und eingelassen in sein Logis, dachte wahrlich nicht an Verfolgung. Zitternd, frierend, legte er sich nieder. Er ließ sich von seiner Frau einen Tee aufgießen, sie brachte ihn brummend ans Bett und sah jetzt erst sein armselig verstörtes Gesicht. Sie befragte ihn, ohne Eindringlichkeit freilich, denn sein Ergehen berührte sie wenig. Er aber wagte nicht zu erzählen. Noch war es ihm, als könnte das Schreckliche wiederaufstehen und dasein, wenn man es nannte, schon fühlte er wieder die Steinf Faust an seinem Hals und grub sich unter die Kissen, hier in seinem Bett noch von Angst und Grausen geschüttelt.

Erst spät in der Nacht, als er aus dem Schlaf mit Schreien auffuhr, gab er eine Erklärung. Aber wie die Frau nun anfang, sich gegen den Missetäter zu empören, und keifend verlangte, man müsse ihn fassen und strafen, da wehrte er ab, voller Entsetzen, und seine Knechtshände spreizten sich im Flackerlicht der Kerze.

„Nein, nein!“ schrie er, „wenn sie ihn fangen, dann kommt er wieder zu mir und bringt mich um in der Zelle!“ Und er ließ die Frau schwören, daß keiner von ihr das Geschehnis erfahren werde. Um Ruhe zu haben, versprach sie es.

Am nächsten Tag blieb er krank, unfähig aufzustehen. Er schlotterte, wenn sich vorm Fenster die Blätter der Ulme bewegten, von der man hier die untersten Äste sah. Er schrie auf,

wenn die Tür ging und seine Frau hereintrat oder der Anstaltsarzt. Und auch als er nach wenigen Tagen das Bett verließ und sich anschickte, wieder Kerkermeister zu sein, blieb er unverwandelt. Er fürchtete sich vor seinen Gefangenen, er wagte kaum, mit einem allein zu bleiben, und fuhr zusammen, wenn eine Schlafpritsche, die er selbst losschloß, rasselnd niederfiel in ihr Scharnier.

Bald wurde es klar, daß er dem Dienst nicht mehr gewachsen war. Die Verwaltung, der er als ein pflichttreuer Beamter galt, bemühte sich und fand einen Posten für ihn in dem Armeemuseum des Landes. Dort ging er nun umher, stumm und ängstlich, zwischen den Zeichen verschollenen Ruhms und den Werkzeugen einer Roheit, deren Form sich gewandelt hat. Der Dienst war leicht, und er hatte mehr freie Stunden als ehemals, aber dies wurde ihm nicht zum Heil. Es war keine Freude für ihn, frühzeitig heimzukommen in die noch engere Dienstwohnung, die ihm nun zustand. Denn seine Frau, lieblos und hämisch schon zuvor, war voller Mißmut und Bitterkeit gegen diesen Mann, der nun auch sein Einziges, seine militärische Forschheit, verloren hatte, der übellaunig und schreckhaft bei ihr saß in dem ärmlichen Gelaß, und dessen Gegenwart sie daran hinderte, die maulfertigen Treppenstunden mit den Nachbarinnen auszukosten, die ihr Vergnügen gewesen waren.

Sie zürnte ihm auch, weil sein Gebrechen sie nötigte, auf den Pfennig zu sehen. Denn die neue, leichtere Stellung war geringer bezahlt und sein Nebenverdienst nicht der Rede wert. Was sich in dieses Heeresmuseum hineinfand, das waren nicht Leute, die freigebig Trinkgelder verteilten: das waren halbwüchsige Kinder aus den Schulen, entweder rudelweise mit ihren Lehrern oder ohne Aufsicht in kleinen Trupps, sehr bereit Unfug zu stiften; das waren Kleinbürger und kleine Beamte, deren Kümmerlichkeit sich an den Flecken alten Blutes und an den großen Worten der Fahmentücher erregte, oder Soldaten mit ihren Dienstmägden. Kam aber je einmal ein ansehnlicher



Fremder, der mit wachen Augen an dem Gloriengerümpel vorüberschritt, und erbat der sich Bescheid, so gab dieser Wächter eine konfuse, kurze und unfreundliche Antwort, die allzu deutlich merken ließ, daß er nichts wußte. Da ließ ihn denn der Besucher mit einem Kopfnicken stehen, und der Armselige schlich weiter durch die frostigen Säle, unter den bunten Fetzen von Standarten und Fahnen hin und zwischen all dem rostigen Blutgerät: Partisane, Kartaune und Morgenstern.

18

Johannes Abrecht war weit fortgelangt gegen die innere Stadt hin und fand sich wieder auf einer Bank mitten in den gepflegten Gartenanlagen eines großen, heiteren Platzes. Es war einer der gedämpft schönen Tage, mit denen die gute Jahreszeit Abschied nimmt, und viele Menschen waren noch wach und genossen den Abend. Auf den Sandwegen um Johannes her war es still, vereinzelt Paare nur bewegten sich mit Flüstern, aber draußen an den Straßen, die um den Gartengrund liefen, saßen die Leute im Freien vor den Restaurants mit bunten Getränken vor sich und plauderten und lachten. Das klang schön aus der Ferne, zumal melancholisch munterer Geigenton von irgendwoher alle die Stimmen begleitete und verklärte. Die weit herausgestellten Leinwandmarkisen der Restaurants und die seltenen großblättrigen Pflanzen der Anlage gaben dem Platz etwas Fremdländisches, Entrücktes, und fremdländisch innig und glühend war auch die Smaragdfarbe des kurzen dichten Rasens, den von hohen Masten draußen die Bogenlampen mit ihrer unwirklichen Flamme bestrahlten.

Johannes saß und blickte vor sich hin, und Friede war in seiner Brust. Er war einen ungeheuer weiten Weg gegangen, er stand an einem Ziel zu kurzer, wonnevoller Rast, die süße Matigkeit eines lang Gequälten, nun Erlösten, füllte sein Herz, und der silberne Klang der entfernten Violinen und der Schimmer des weichen Rasens floß damit zusammen. Er sah hin über die kleine, unirdische Wiese und mußte lächeln, und einige schöne

Worte kamen ihm in den Sinn, ein Vers wohl, den er aus der Kinderzeit wußte:

„Hier weidet der Friede seine weißen Lämmer.“

Er saß und ruhte. Die Nacht schritt vor, die Stimmen von draußen wurden spärlicher, einzelner, das Musikgetön war verstummt, ohne daß er es merkte, das Licht von manchen Masten verlosch, über das smaragdene Gras legten sich die braunen Schatten, ein kühler Atem durchstrich die Gebüsche. Was ist mit mir geschehen heute abend, dort in der Gasse, dachte Johannes Abrecht und richtete sich in die Höhe, was war das für ein Augenblick! Ich werde es nie mehr wissen. Es ist etwas, das sich meinen Gedanken ganz entzieht, ich habe ja auch niemals gelernt zu denken. Aber wäre ich auch gelehrt und weise, ich könnte es doch nicht mehr zusammenbringen, denn es liegt wohl außerhalb aller Worte und oberhalb der Vernunft. Was ist es gewesen? Ich haßte ihn und wollte ihn töten, da hob er seine Arme und bewegte sich so ... Und da habe ich alles verstanden. War es, weil er seine Arme so bewegt hat, daß ich an den Goldenen denken mußte? Ja, auch darum. So hat der Goldene seine braunen Glieder geregt, wenn wir zusammen gespielt haben. Und dann hat der Wärter ihn zertreten. Aber das war es nicht allein. Wie er seine Arme so bittend hob, da sah er auch aus wie ein kleines Kind in seinen Kissen. Gewiß habe ich das auch so gemacht, früher, zu Hause, als ich klein war. Wir sind ja alle gar nicht so sehr voneinander getrennt, wie wir immer glauben, wo ist denn die Grenze? Wer will sich da vermessen, zu scheiden und abzusondern und zu sagen: so ist der und so ist das und Dies ist gut und Jen's ist schlecht? Ja, solch ein Gefühl ist es ungefähr gewesen, was dort in der Gasse mit einem Mal in mich eindrang und was mir so lind und mild durch die Adern rann wie erlösendes Silber. Aber es war noch etwas Besseres und Größeres, glaube ich, nur läßt sich's nicht sagen ...

Der Wärter war einmal ein kleines Kind, und in dem Augenblick, als er sterben sollte, da war er's wieder, und für das,

was dazwischenliegt, kann er nichts. Er weiß wahrscheinlich gar nicht, daß er böse ist und grausam, und meint, er tue das Rechte. Und der kleine Goldene, der mich getröstet hat in meiner Zelle, er ist ja auch nicht bloß zum Trost und zur Schönheit da, und ich weiß ganz gut, daß er sich sonst nicht von Blumen ernährt, die ihm einer bringt, und daß er nicht geduldig in einem Wasserkrug sitzt, sondern daß er die kleineren Käfer jagt, und daß er Raupen frißt und winzige Schnecken und wehrlose, nackte Würmer. Und ich, wer bin denn ich, daß ich urteile: dies ist gut und dies ist böse und mache mich zum Richter und mache mich zum Rächer? Ein Mädel hab ich überfallen im Feld an einem heißen Tag, und heute habe ich einen Mord begangen wollen. Ich hab ihn nicht begangen, aber was hat mich abgehalten davon? Ein Wunder, die Gnade. Freilich, ich glaube zu wissen, daß ich trotz Wollust und Totschlag doch etwas anderes bin als Jener. Einen Wehrlosen quälen, das möchte ich wohl nicht, mag sein. Aber woher nehme ich das Gesetz und das Urteil, wo steht der Richterstuhl, vor den man das alles tragen kann?

Gibt's ein Gericht? Wer weiß, für welches Ohr alle die Stimmen zusammenklingen. Da ist das Gute ein heller Ton, da ist das Böse ein dunkler mächtiger Baß, wer weiß, wer weiß. Ist uns nicht selber manchmal, war mir nicht heute in der Gasse, als hörte ich auf einen Augenblick die Harmonie. Als dränge ein kurzer, herrlicher Hall durch eine rasch geöffnete Tür! Da wissen wir plötzlich, wie klein und eng und dumm alles war, was wir gedacht und geurteilt haben.

Ja, heut abend ist mir nun, als wüßte ich, wo mein Weg führt, als könnte ich ihn nie mehr verfehlen. Als kreiste die Wahrheit silbern in meinem Blut und sei nicht mehr fortzuwaschen für dieses ganze Leben. Aber ist das nun so? Kenne ich jetzt besser die Kräfte, die in mir am Werke sind, kenn' ich nun besser meinen kleinen Platz im großen Plan?

Kenn' ich den seinen? Warum wurde er so erschaffen, er, den ich töten wollte, warum hat er diesen Mund und dies Kinn und dies Auge, wer ist er denn, was soll er denn hier? Er lebt und handelt und weiß nichts von sich und schwindet dahin, was ist's dann gewesen? – Leben ist's dann gewesen, Leben! Willkommen Bös und Gut!

Ein starker Windstoß fuhr durch die Büsche und Bäume. Johannes atmete tief. Ja, das ist's. So ist's. Häßlich und Herrlich, Bös und Gut – willkommen, willkommen! Oh Leben! Noch bin ich jung. Du breitest dich vor mir aus, große leuchtende Fläche mit allen deinen Gefahren und Ungeheuern. Auf einem Meer-schiff fahre ich hinaus, mit Jugendkräften noch und neu gesegnet, und ganz bereit, dich Gewaltiges zu grüßen und dich Freund zu heißen, samt allen allen allen deinen Geschöpfen!

## **Bigram (1921)**

Für Emmy Remolt

## **Das Haar (1921)**

1.

Die Veranda des Hotels war voll besetzt von den speisenden Gästen. Alexander Ruge hatte seinen Platz unmittelbar an der gläsernen Wand und blickte unterm Mahle, das Haupt aufgestützt, über See und Vorberge zu den Felsengipfeln hin, über denen sich strahlend und gleißend der Sommerhimmel spannte. Es war seine erste Mahlzeit am Ferienorte. Er kannte niemand unter den Gästen oder hatte doch noch niemand erkannt, und die kommenden Wochen lagen frei vor ihm da, pflichtenlos und ungegliedert. Es gibt nicht einmal jemanden, dachte er, der gültigen Anspruch auf meine Briefe hätte. Im gleichen Augenblick aber fiel ihm irgend ein Frauenname ein, und unbewußt neigte er ein wenig das Haupt.

Er hob es wieder. Ein Paar von Gästen schritt an ihm vorbei und nahm in seiner Blickrichtung Platz, der Mann in grauem Anzug mit dem Rücken ihm zugewandt. Mit einer sonderbaren Selbstverständlichkeit aber trafen sich die Blicke der Frau mit den Blicken Alexanders, es war, als hätte diese blitzgleiche Verständigung auch nicht eine Minute Aufschub geduldet. Einen langen, ernsten, ganz unverhüllten Blick sandten diese Frauenaugen nach ihm aus und Alexander fühlte, wie sich das leichte Fieber seiner bemächtigte, ohne das kein Mann der Erde, und sei er der vom Weibe verwöhnte, der genußkundigste, das Herannahen eines Abenteuers erlebt.

Die Frau vor ihm war schön. Von hoher Gestalt, wie er beim Vorbeischreiten mechanisch wahrgenommen, trug sie frei und hoch ihr Haupt auf reifem doch zarten Halse. Frauenhaft voll und weich waren auch die Flächen ihres Gesichts, ein wenig zu

sehr sogar ins Große modelliert. Ihre dunklen, breit gelagerten Augen blickten auch jetzt in der Anspannung sanft und ein wenig traurig. Über allem aber ruhte und strahlte ihr Haar, eine Last, eine Krone, ein Helm von goldenem Haar, eine Freude dem Auge, eine mächtige Lockung, ein fast ergreifender Reiz. Mit Blitzen und Farbenspielen durchzuckte die Julisonne dieses lebendigste Schöne.

Alexander erhob sich bald. schritt nicht ohne ein Bewußtsein der eigenen Stattlichkeit zwischen den Tischreihen hindurch und begann oben auf seinem Zimmer die Habe für einen längeren Aufenthalt auszubreiten. Auf ein Tischchen nahe am Fenster schichtete er in wohlüberdachten Stapeln seine Bücher auf, meist Lektüre von allgemeiner und moderner Art. Ein paar Hefte medizinischer Zeitschriften, auf deren Titelblatt gewisse Artikel ausdrücklich angemerkt waren, erhielten ihren Platz zu unterst, und so schien wenig Aussicht dafür, daß diese Arbeiten gelehrter Kollegen bald schon zu ihrer Geltung kämen. Dies geschehen, verweilte Alexander erst eine Weile an seinem Fenster, tat sodann einen Gang durch die Dorfgassen, die von wohlgenährten Herren in blauen bayerischen Kitteln und von hochfrisierten, hochbeschuhten Damen im Dirndlkostüm ein wenig absurd belebt waren, kehrte schließlich, immer langsam und planlos spazierend zum Hotel zurück und schlug den Pfad ein, der als eine sanft ansteigende Promenade überm Ufer des Sees emporführte. Er gelangte auf ihm bis zu jener alten, weithin sichtbaren Buche, die vom häufigen Westwind gezüchtigt, mit einer hinfälligen, wie flehenden Gebärde sich zum Wasserspiegel hinunterbeugt.

## 2.

Nach der Abendmahlzeit hielt er sich wartend in der Vorhalle auf. Nach wenigen Minuten sah er sie kommen. Am Tisch mit den Zeitungen machte sie Halt und nahm irgend ein Blatt in die Hand. Niemand schien in der Nähe zu sein. Er trat neben sie und sprach murmelnd, ohne sie anzublicken: „Es ist eine

Keckheit von mir, ich weiß es. Aber ich muß das Wort an sie richten.“

Sie blickte auf, sah ihm frei ins Gesicht und sagte, ohne die Stimme zu dämpfen: „Nein, es ist keine Keckheit. Ich habe Sie erwartet. Ich habe den Tag verbracht in Gedanken an Ihr Gesicht!“ Und sie reichte ihm beide Hände, die ziemlich groß waren, weich und kühl. Er beugte sich darüber, küsste die rechte und sagte: „Ich bin glücklich, daß Sie so zu mir sprechen. Sie sind so schön, ich sollte Ihre Kniee küssen und nicht Ihre Hände!“ Und während er das sagte, geübt und sicher, fühlte er eine eigentümliche Erschütterung, fast ein Bangen vor der freimütigen Art, mit der die Frau dies Erlebnis begann.

„Wann sehe ich Sie?“ fragte er und ließ nun erst ihre Hände los. Sie betrachtete ihn einige Augenblicke stumm, errötete mit einemale, sodaß ihr die dunkle Woge über Hals und Wange und Schläfe schlug, wandte sich ab und sagte mit verändertem heiseren Tone: „Bald finden Sie Nachricht in Ihrem Brieffach!“

„Aber Sie wissen meinen Namen nicht!“

„Ich weiß ihn.“ Und sie wandte sich fort.

Er ging, steckte extra später den Brief zu sich, der ihr Zusammentreffen bestimmte, nahm seinen Mantel und schaute unter den Eingang gelehnt hinaus in die helle warme Nacht. Der Vorgarten und weiter draußen die Spazierstraße waren heiter belebt, man hörte Lachen und Gespräche und, abgerissen, von irgendwoher, sentimentales Getön einer Zither. Alexander zündete sich eine Zigarre an und verharnte ohne Erregung.

Eine tiefe Frauenstimme sprach hinter ihm: „Es ist eine Keckheit von mir, aber ich muß das Wort an Sie richten!“

Er wandte sich um.

„Was“, rief er, „Sie sind hier, Frau Helene! Und Sie haben nur ein bißchen nachspioniert?“

Frau Hofacker lachte. Sie war eine Dame nahe den Fünfzig, schon ergraut, solid gewachsen und von frischen Farben. Sie

war ohne Hut und hatte den Kragen ihres Jacketts nach männlicher Art in die Höhe gestellt.

„Es war reiner Zufall, Alexander,“ sagte sie. „Verführen Sie nur ruhig weiter. Oder haben Sie vor Nacht noch ein bißchen Zeit für mich? Ein Stündchen?“

„Alle Stunden bis zur Morgenröte!“

„Ach seien Sie still! Übrigens ist sie eine wunderbare Person, das ist zugegeben.“

Als sie dann miteinander im Garten saßen, betrachtete Frau Hofacker im Scheine der Bogenlampe aufmerksam seine Züge und sagte mit ihrer ungenierten Stimme: „Was haben die Weiber eigentlich an Ihnen. Alexander? Ich finde Sie nicht so ungewöhnlich.“

„Das weiß der Himmel“, bestätigte er lachend.

„Gute, feste Stirn, schöne freie liegende Augen, nun ja. Ein anständig gezeichneter Mund, bravo. Aber schon das Kinn! Mir wäre es zu weich, ihr Kinn, entschuldigen Sie nur.“

„Wir könnten ja das Thema vielleicht wechseln? Aber das ist nur so ein Vorschlag.“

„Gut, gut. Aber auf alle Fälle ist es ein drolliges Leben, das Sie so führen, Alexander.“

Ruges Lider zuckten, vielleicht unter dem Einfluß des hellen Lichtes, das sie bei einer Kopfwendung traf und er antwortete: „Mein Leben, Frau Helene? Ich möchte untertänig bemerken, daß ich in Berlin jeden Morgen von 8 Uhr an in meiner Klinik stehe.“

„Daran wird nicht gezweifelt.“

„Zu dem, was Sie so mein drolliges Leben nennen, ist es am Ende nicht immer Zeit.“

Sie antwortete: „Woher stammt die Verlockung, die von Ihnen ausgeht, Alexander? Wer nicht verlocken will, verlockt nicht.“

„Sie sprechen recht hart zu mir.“



„Sie ahnen den Grund? Nein? Nun, es ist Ihnen vielleicht erinnerlich, daß ich eine erwachsene Tochter besitze?“

„Mehr als erinnerlich.“

„Das glaube ich nicht. Sie werden sich mit Mühe besinnen, wie mein Kind aussieht. Mein Kind aber brennt und hat Schmerzen um Sie.“

„Wie wäre das möglich!“

„Ich gebe Ihnen hier keine Schuld. Sie kennen das Mädchen ja kaum. Sie kommt auch darüber hinweg mit ihren neunzehn. Ich meine nur: Wer so das Abenteuer liebt, für den kann der Mensch nichts bedeuten. Aber was haben Sie schließlich in den Armen gehabt, wenn Sie die Summe all Ihrer Tage und Nächte ziehen?“

Alexander erwiderte nichts und blickte vor sich hin auf die glühende Spitze seiner Zigarre. Einen Augenblick hatte er Lust zu lachen über das seltsame Verhör, das mit ihm angestellt wurde. Eine Minute verging. Ein paar banale und süße Akkorde kamen von der Zither herüber.

„Aber Sie sind natürlich ganz zufrieden mit Ihrer Lebensform,“ sagte Frau Hofacker wieder.

„Zufrieden? Nun ... Sehen Sie, Frau Helene, ich bin ja kein großer Mensch, es ist wahr, ich freue mich am lebendigen Blut und an der lebendigen Stunde und bin immer noch neugierig und manchmal vergnügt. Aber so gar zufrieden. so gar einverstanden mit mir ...“

Er schwieg wieder und fügte dann trocken hinzu: „Vielleicht sollte man wirklich fähig sein zu lieben.“

„Ja. Und man sollte als Arzt und als Mann vielleicht auch ein wenig mehr wissen von dem, was auf Erden das Wichtigste ist!“ Sie stockte.

„Wovon denn?“ fragte er höflich und ernst.

„Vom Leid der Kreatur.“

Dann richtete sie sich auf und sagte in einem anderen Tone: „Und nun müssen Sie gehen!“ Sie wies ihm im Schein der Bogenlampe die kleine Uhr, die sie am Handgelenk trug.

„Ja,“ sagte er, es wird auch kühl.“

„Sie gehen also wirklich hin?“ fragte sie und betrachtete ihn mit ungläubigem Interesse.

Alexander mochte nichts sagen, er beugte sich über ihre Hände und schied.

### 3.

Es war die Stunde. Er öffnete die Tür. Durch das hell erleuchtete Zimmer kam sie ihm entgegen in ihrem schwarzen leichten Hausgewand und lag ihm an der Brust, das Haupt an seiner Schulter. Er hielt sie umschlossen und neigte das Gesicht auf ihr Haar, aus dem ein kühler, strenger Hauch kam. Er sagte murmelnd: „Daß man es berühren darf, daß man es küssen darf, dieses Haar, das heute noch so fern war!“

Ihre Schultern zuckten wie unter einem Schmerz. „Nicht, nicht,“ sagte sie stammelnd. „Nicht so sprechen!“

Ein wenig erstaunt hob er ihr Gesicht zwischen seinen Händen empor und sah ihr freundlich in die Augen. Da verschwand aus ihnen der verstörte Ausdruck und sie lächelte.

„Komm, setz Dich,“ sagte sie, „laß Dich anschauen. Sag mir, du findest wohl mein Betragen sehr schlimm, sehr unmöglich? Aber du wirst es freilich nicht zugeben.“

Er antwortete lächelnd: „So etwas solltest du nicht fragen. Es ist vielleicht ganz gut, wenn irgend ein kleines Mädchen die Hände vors Gesicht schlägt und seufzt: „Was werden Sie jetzt von mir denken!“ Aber für eine so große, schöne, stolze Frau ist das nichts.“

„Ach mein lieber Freund. das mit der großen stolzen Frau ist wohl ganz äußerlich bei mir!“

„Nun,“ sagte Alexander, „wie es auch ist, jedenfalls „denke“ ich nichts und finde nichts schlimm, sondern bin froh und glücklich, daß ich hier sein darf.“

Dies sagte er rasch und geläufig und ganz in dem Tonfall, der eben der richtige war. Aber während er so sprach, hörte er auch schon Frau Helenens tadelnde Stimme. Er kam sich ein wenig vor wie ein Automat und begann sich zu schämen. Ja, dachte er, nun werde ich zwei Stunden lang das Richtige sagen und das Richtige tun, jeder Augenblick wird mich bereit und wach finden, und ich werde die Frau da vor mir nicht durch Taktfehler enttäuschen. Übrigens ist Sie ja wunderschön, herrlich ist sie. Aber ist das ein zureichender Grund für das Ganze? Schwerlich. Wie erleichtert werde ich doch im Geheimen sein, wenn sich die Tür da hinter mir schließt, nach einem letzten gerührten Kuß auf das Gelenk ihrer Hände, die sie mir vom Bett aus reicht!

„Wo bist du?“ sagte die Frau. „Du hörst mir nicht zu, ich sehe es an deinen Augen.“

„Wenn ich nicht bei unsern Worten bin, so bin ich doch gewiß nicht weit.“

„Du ...! Aber wie nenne ich Dich denn? Nicht einmal deinen Vornamen weiß ich noch.“

„Alexander heiße ich,“ sagte er mit einem grundlosen Lächeln.

„Alexander ... Und was tust du? Was bist du? Ein Gelehrter?“

„Ich bin ein Arzt,“ sagte Alexander. „Aber warum fragst du mich? Ist es nicht gerade schön, so gar nichts zu wissen, so ohne alle Beziehungen zu sein zum Leben, zum Tag?“

Und auch während er dies sagte, schämte er sich wieder, denn es war freilich nicht das erste Mal, daß er diese Worte verwendete. Er fuhr fort: „Auch ich frage ja nicht und wäre

doch neugierig genug. Ich sehe Dich an, ich höre deine Stimme, mehr brauch ich nicht.“

Sie blickte ihm in die Augen und sagte flüsternd: „Hast du meinen Mann gesehen?“

Alexander nickte, ein wenig erstaunt. „Hast du ihn richtig gesehen, hast du ihn angesehen, meine ich?“

„Das konnte ich nicht,“ antwortete Alexander und zog ein wenig die Brauen zusammen, „Er wandte mir den Rücken zu. Aber warum fragst du das?“

Sie schwieg, starrte vor sich nieder und sagte endlich leise mit schmerzvoll verzogenem Munde: „Ich bin recht unglücklich, Lieber!“

Das kommt ja schnell, dachte Alexander. Und er nahm mit einer zärtlich tröstenden Geberde ihre Hand.

#### 4.

„O, dein Haar, dein Haar!“

„Sprich nicht davon!“

„Nicht davon sprechen? Es ist so herrlich. Ich glaube, ich habe nichts Schöneres gesehen.“

„O schweig!“

„Warum willst du das nicht hören? Laß mich gestehen: dies Haar mußte ich immerfort anschauen, heute am Mittag, war es wirklich erst heute? Die Sonne wühlte darin, es flammte und strahlte. Man müßte denken, es wäre noch Glut darin, aber es ist kühl, wundervoll kühl.“

„Ja, es ist kalt.“

„Wie sagst du das seltsam! Ja, es ist so kühl wie ein schöner Morgen, wie ein Garten am Morgen. Laß mich mein Gesicht darin baden, Liebe. Öffne es. Gib es mir ganz!“

„Ich kann nicht!“

„Du kannst nicht?“ Er richtete sich auf und lächelte. „Wie denn? Du gehörst doch nicht zu den Frauen, die glauben, ohne

ihre Frisur seien sie nicht mehr schön. Königlich muß es aussehen. Du. Komm, erfülle mir den Wunsch. Aber was ist Dir denn, Liebe, was ist denn? Du hast ja Tränen in deinen Augen.“

Ja, sie weinte. Ohne einen Laut, ohne ein Schluchzen lag sie und die Tränen flossen ihr über die Wangen, Mit weit offenen Augen lag sie und sah durch das strömende Naß hoffnungslos traurig ins Leere. Er umfaßte ihre Schultern, er hob sie ein wenig empor und sprach ihr zu wie einem Kinde, das leidet. Aber eigentlich wußte er nichts zu sagen, er kannte ja die Ursache ihres Kummers nicht. So verstummte er bald, ratlos, strich ihr nur mitunter über die Stirn, die heiß dalag unter der kühlen Krone, und wartete. Unter dem leichten Erlebnis, unter dem bequemen Abenteuer tat sich eine unbekannte Tiefe auf, ein rätselhaftes Weh, aus dem diese Tränen emporquollen, Tränen, Tränen, Tränen: sie näßten ihre weichen Wangenflächen, ihr Kinn, sie strömten über den blühenden Frauenhals. Er nahm sein Tuch und trocknete sie fort. Und währenddem überdachte er, wie sonderbar doch alles das war: diese Frau, diese Dame, diese Gattin, die ihn mit solcher Geradheit, solcher Freiheit zu sich beschied auf ihr Zimmer, dieser Gatte, der verschwunden war, der nichts zu bedeuten schien, von dem er nichts kannte als ein paar steife, pedantische Falten an seinem Hals, – und wie sonderbar nur ihre Tränen, denen nichts vorhergegangen war als ein paar Worte über ihr schönes Haar.

„Wenn ich das nicht hätte,“ fragte sie, mitten aus Schweigen und Trauer heraus, „dann würdest du mich nicht mögen, nicht wahr?“

„Wenn du was nicht hättest?“ fragte er zärtlich.

„Mein Haar.“

„Aber liebes Herz, du hast es doch.“

„Nein.“

„Nein?“

Sie richtete sich auf, umschlang ihn und flüsterte ihm ins Ohr: „Es gehört mir nicht mehr. Es ist tot.“

„Tot?“ fragte Alexander und dachte bei sich: An wen bin ich da nur da geraten! Aber schon kamen ihr wieder die Tränen und diesmal nicht lautlos, sondern unter Schluchzen und Klagen. Sie schlug die Hände vors Gesicht und ihr ganzer Körper bäumte sich vor Weh.

Plötzlich schwieg sie. Ihre Rechte tastete über die Wand, sie fand den Hebel, und das elektrische Licht erlosch.

„Was tust du denn, Liebe?“

„Fühle!“ sagte sie heiser.

## 5.

Sie faßte im Dunkeln nach seiner Hand. Alexander zuckte zusammen. Der hohe feste Bau der kühlen Flechten war verschwunden, und seine Finger berührten die Kopfhaut. Nur ein wenig dünner Flaum war zu spüren wie auf dem Köpfchen eines kleinen Kindes.

„Fühlst du es nun?“ fragte sie leise.

Alexander schluckte hinunter: „Ist das so schlimm?“ sagte er dann mit ruhiger, freundlicher Stimme. „So war es eben nicht deines. Muß man darum so traurig sein?“

Sie flüsterte: „Es war einmal meines, es war. Ich trags auf meinem Kopf wie einen Leichnam. So häßlich ist das und so traurig.“

Er umschlang sie fest mit seinen Armen, bettete ihren schmalen, nackten Kopf an seine Brust und schwieg. Er wartete, denn er wußte wohl, daß sie erzählen würde.

„Du hast ihn ja gesehen,“ begann sie endlich mit einem Flüstern, das anschwoll. „Du hast ihn ja gesehen. Er ist schon alt oder fast schon alt. Aber das machte mir nichts, als ich ihn heiratete. Ich war so froh, daß er mich nahm. Vier Jahre ist das her. Ich lebte mit meiner Mutter in einer kleinen Stadt, allein, und war beinahe schon ein spätes Mädchen geworden. Mein Vater

war ein Beamter, wir hatten nichts als die kleine Pension und lebten so zwischen Auskommen und Dürftigkeit. Da kam er, sehr reich, auch elegant und verliebte sich rasend. Weißt du, es war so das Schicksal, das über einen Mann kommt und das alle Bedenken fortschwemmt. Er hätte mich auch geheiratet, wenn ich die Letzte von allen gewesen wäre. Am Abend sah er mich, am nächsten Morgen machte er seinen Antrag, nach vier Wochen war Hochzeit.

Aber schon auf der Reise dort hinunter an die Riviera fing das an mit seiner Eifersucht. Schon im Zuge fing das an. Wenn einer den Blick auf mich richtete, auf mein Gesicht, auf meine Schultern und vor allem auf mein Haar, wurde er grau im Gesicht und verlor fast den Atem. Ich bekam Angst und sah nicht mehr von meinem Buche auf. Aber in den Hotels wurde es noch schlimmer. Jeden Tag, alle paar Stunden die furchtbarsten Szenen. Mit aufgehobenen Händen lief er im Zimmer vor mir herum und verfluchte sein Schicksal, dann fiel er vor mir nieder, zerbiß mir fast die Schuhe mit seinen Küssen, wimmerte wie ein Tier, das gequält wird. Ich saß ganz ratlos, versuchte ihn zu trösten, ihn aufzuklären, liebte ihn schüchtern. Aber er hörte und spürte nichts. Es schien, als wäre er ganz isoliert, ganz fern von mir in seiner Raserei, in seiner Qual. Aber das Schlimmste war: diese Szenen, die immer wieder kamen und die immer heftiger wurden, sie endeten auch immer auf dieselbe Weise, sie endeten in Wollust und Brunst. Es war, als hätte sich in ihnen all das Begehren angesammelt, das er den Anderen andichtete und er zerstörte mich fast mit seiner Leidenschaft, die keiner Zärtlichkeit mehr ähnlich war sondern einer kalten Wut. Er nahm mich stumm in Besitz mit geschlossenen Augen, seine mageren harten Arme umschnürten mich wie Stricke und er litt in der Wonne, das sah ich wohl. Aber auch ich litt, oh wie furchtbar, und fühlte mich geschändet, fühlte mich angefaßt wie eine verruchte Sache, von der einer doch nicht lassen kann. So muß ein Geizhals im Golde wühlen, hin-

einbeißen in das Gold, im unfruchtbaren Mühen, seinen Glanz und seinen Wert in sich hineinzuschlingen. So war es. Und es wurde schlimmer. Er fing an, in allem Ernste zu hassen, was er meine Schönheit nannte. Ich glaube, es gibt an meinem Leibe kein Glied, das er nicht verwünscht hätte als Quell seiner Qualen. Und was er verwünschte, das eben küßte er im gleichen Atem, schreiend, mit Tränen. Das Schlimmste, das Schlimmste aber war natürlich mein Haar. ‚Es macht mich ja noch rasend, dieses Haar,‘ schrie er, ‚dieses infame, dieses verruchte! Alle macht es wahnsinnig, alle Männeraugen hängen sich dran an dieses Hexenhaar. Alle sitzen sie da mit offenen Müulern und wühlen sich hinein vor meinen Augen. Jeder legt seinen Kopf, jeder gräbt seine Hände hinein, jeder trinkt seinen Duft, jeder betrinkt sich an seinem Duft, ich seh’s ihnen ja an, allen, allen, starre Augen bekommen sie. Ich gehe noch dran zu Grunde, ich kann das nicht mehr, ich kann das nicht mehr!’ Und dann stürzte er selbst darüber her mit all den maßlosen barbarischen Liebkosungen, die er sich an jenen anderen vorstellte.

Ich litt sehr, aber er tat mir auch leid, ich spürte ja all seine Schmerzen so nahe. Und ich suchte nach Abhilfe. Eines Tages, wir waren natürlich längst wieder zu Hause und lebten in seiner Stadt, ging ich in Gesellschaft mit einem Schleier auf dem Kopf. Es war ein dichtes, schwarzes Spitzengewebe, das auch den letzten Schimmer versteckte. Er wurde blaß, als er mich ins Licht treten sah, sprach aber nichts. Er saß mir bei Tische gegenüber und ließ mich nicht los mit seinen Augen. Ich konnte es fast körperlich spüren, wie seine Augen an dem Gewebe zerrten, völlig wie gierige Tiere. Und dann zu Hause ... Ja, zu Hause. Ich war noch im Mantel, da riß er mir schon den Schleier ab, seine Hände krampften sich hinein in die Strähnen, er hatte Schaum auf den Lippen. Er schrie, er lallte: ‚Meinst du, ich lasse mir das verstecken, meinen Schatz, meine Kostbarkeit, meine Lust! Meinst du, ich lasse mir das noch vor den Augen wegstehlen von den lüsternen Schuftten! Nein, komm! Ich will



dich sehen, ich darf dich sehen, ich bin dein Herr, mir gehörst du: dein Leib, deine Schönheit, jeder Hauch, jeder Duft ...' Und aufheulend stürzte er sich über mich, sein Mund verbiß sich über meiner Stirn, er sog und trank und malnte – und plötzlich spürte ich mit einem tödlichen Entsetzen, daß er zusammenfiel, daß er leblos, erstarrt zusammensank, verbissen in mein Haar hing er schwer an mir nieder, überfallen von einem Krampf, einer Ohnmacht. Ich glaube, ich habe geschrien wie eine Wahnsinnige, mir war auch ganz als müßte ich gleich, auf der Stelle, vor Grauen den Verstand verlieren. Ich faßte nach einer Schere, ich bog mich hinüber nach dem Tischchen wo eine Schere lag, immer den leblosen Mann über mir hängend, und ich schnitt zu, ich schnitt ihm mit fliegenden Händen meine Strähnen vor dem Munde fort. Da lag er denn mit verdrehten Augen und die Spitzen meines Haares zwischen den Zähnen. Aber ich kümmerte mich nicht um ihn, ich legte ihn nicht einmal zurecht auf den Diwan, sondern ich stellte mich vor den Spiegel und schnitt weiter zu. In meiner Raserei schnitt ich mein ganzes Haar ab, rings um den Kopf, alles, alles, ganz kurz, in einem Taumel von Wut und Ekel und Grauen und Rache und Verzweiflung. Und ich häufte alles zueinander und warf ein Tuch darüber und dann erst rief ich um Hilfe für den Mann. Das Mädchen lief schreiend davon wie vor einer Behexten, als sie mich sah. Aber der Mann brauchte auch gar keine Hilfe. Er kam auch so wieder zu sich. Er richtete sich auf und starrte mich an. Und dann sagte er – in einem ganz furchtbaren, leeren, toten Tone, aber erlöst, erlöst sagte er: ‚Ja. Das ist gut.‘

Ich brach zusammen. Ich wurde sehr krank und lag viele Wochen. Und er pflegte mich und war sehr gut zu mir, das muß ich sagen. Denn auf seine Weise liebte er mich ja, ach nur zu sehr. Aber wie ich so lag und allmählich wieder zu Kräften anstieg, da weitete sich etwas in mir, ich überblickte mein Leben und sagte mir, daß, was ich bisher als mein Leben hingegenommen hatte, daß das nicht alles bleiben dürfe. In mir ent-

stand ein Trotz, und ich nahm mir vor, das Dasein, das schöne reiche Dasein mit beiden Händen zu fassen und zu genießen. Und ich war entschlossen, daß dieser traurige graue Mann mit seiner bösen Leidenschaft nicht alles bleiben dürfe, was mir als Frau gehörte. Und das sagte ich ihm auch ganz offen, denn seit jenem wilden Tag fühlte ich mich ihm überlegen und wußte ihn sehr in meiner Schuld. Er sah mich nur an und blickte dann nach meinem Haar, das ich schon damals mir wieder aufs Haupt gelegt hatte, und ein unbeschreibliches Lächeln ging über sein Gesicht: wissend und traurig und höhnisch. Ich sagte mit Zittern: ‚Du meinst wohl, keiner wird mich mehr wollen – deswegen? Aber keiner wird es ja merken.‘ – ‚Doch,‘ sagte er mit seiner erstorbenen Stimme, ‚du wirst es sagen müssen. Ich hindere dich an nichts, du bist frei. Aber ich weiß, daß du es jedem sagen mußt. Du kannst das nicht vergessen, nicht auf eine Stunde, und du wirst auch wollen, daß jeder es weiß, du wirst es wollen müssen.‘ Ich versuchte ihn auszulachen, aber mir war es, als bekäme ich Eis in meine lebendigen Adern. Und er hat recht behalten.“

„Unsinn, Unsinn!“ sagte Alexander. Er wollte das freundlich und überlegen sagen wie zu einem Kinde. Aber die Stimme blieb ihm aus. Er räusperte sich und wiederholte das Wort und streichelte sie tröstend. Aber es war ihm selber deutlich, daß sein Wort und seine Liebkosung keine Kraft besaßen.

„Ja er hat recht behalten. Oh denke nicht, ich hätte das nun so und so oft erprobt. Ich bin ja keine so leichtsinnige Frau, obgleich ich es sein wollte. Aber einmal hab ich es doch erprobt. Es war ein junger Musiker, der zu uns ins Haus kam. Er liebte mich, das wußte ich wohl, ganz krank war er nach mir. Aber denke dir, als es so weit war, da mußte ich ihm es sagen. Ja es war wie ein Zwang, ein Fluch, wie eine Behexung war es. Es war wie eine bittere, bittere Wollust, zu der es mich übermächtig trieb, obwohl ich doch wußte, daß dann alles aus war. Ja, im höchsten Moment mußte ich es ihm sagen. Und da er-

starrte er. Und so wird es immer sein. Ich bin gezeichnet und ausgestoßen. Und auch du wirst dich von mir abwenden, gleich, jetzt gleich, ich fühle es schon, ich merke es schon an deiner Hand, daran, wie deine Hand die meine hält. Du bist schon fort, du bist schon geflohen, ich weiß es gut.“

„Aber das ist ja alles nicht wahr,“ sagte Alexander. „Gar nichts davon ist wahr. Und es wird ja auch wieder wachsen, sicher, trotz deiner langen Krankheit, ganz sicher. Und das alles ist ja nur ein Grund, dich doppelt lieb zu haben. Arme, Gute, Schöne.“

Doch er mußte sich zwingen, das zu sagen. Wie durch zerrissene Wolken sah er in eine jenseitige Welt, in traurige Geheimnisse, die hinter den schönen Dingen lagen. Er war erstarrt. Er spannte seine Seele an, seine Nerven. Er wollte sich das nicht merken lassen. Er wollte den Bann zerbrechen, in dem die Ärmste gefangen war. Sie mußte ihn zurück haben, den Glauben an ihre Frauenmacht, an ihre Jugendmacht!

Er zwang sich zu ihr, und er besaß sie. Aber es war vergebens, der Eisenreif um ihre arme, verstörte Seele war nicht zu sprengen. Er jedenfalls, der selbst sich nicht befreien konnte von dem traurigen Zauber, er konnte ihn nicht sprengen. Sie lag da mit weitoffenen Augen, die ins Leere sahen, und sprach mit schlaffer Stimme, in der keine Hoffnung war:

„Geh nur, geh. Ich weiß ja doch, daß du gehen willst.“

Und bald ging er wirklich.

## 6.

Es war gegen Morgen. Aber er konnte nicht daran denken, die Ruhe aufzusuchen. Er stieg die Treppe hinunter, den Blick auf die Stufen vor seinen Füßen gesenkt, fand eine unverschlossene Nebentür und trat ins Freie.

Ein häßlicher Wind schlug ihm entgegen, der Himmel war niedrig, zerrissen und bewegt, der Frühschein fahl und freudlos. Die Front des Hotels entlang, den Rücken ihm zugewendet,

ging ein Mann dahin, mit dem gleichmäßigen Schritt eines Harrenden, der Zeit hat. Eine Vermutung stieg in Alexander auf. Er wartete, bis das Licht der Laterne am Haupteingang auf den Nacken des Fremden fiel. Aber Jener hatte den Kragen seines Mantels gegen den peitschenden Wind in die Höhe gestellt. Dennoch, er war es. Alexander zweifelte nicht. Und erschauernd vor dem Geheimnis dieser Seele wartete er; es schien ihm unwürdig und feige, sich einem Zusammentreffen zu entziehen. Nun sah er ihn wenden im unsicheren Licht, dort, wo das lange Gebäude ein Ende hatte. Er trat ein wenig hervor aus dem Mauerschatten und blickte dem sich Nähernden entgegen. Der kam, hob das Haupt und sah Alexander mit seinen trüben alten Augen aufmerksam ins Gesicht. Dann verzog sich sein Mund zu einer Art von Lächeln, zu einem sauren, traurigen und hohnvollen Grinsen. Er nickte einmal vor sich hin, senkte den Kopf und ging vorüber.

Alexander stellte wie Jener seinen Mantelkragen auf, vergrub die Hände in die Taschen und schritt in der anderen Richtung davon, verwirrt und mit schwerer Brust. Er ging rasch und bog um die Ecke des Gebäudes. Da sah er vor einer der hinteren Türen, durch die ein ödes Licht schimmerte, ein kleines Milchfuhrwerk stehen mit einem schwarzen Hund davor als Zugtier. Gesenkten Kopfs stand das Tier da, die überschwere Mühe des Tages erwartend. und der öde Lichtschein brach sich in seinem kleinen Brustgeschirr. Alexander blieb neben ihm stehen und wollte seinen Kopf streicheln. Aber der Hund, im Glauben. ein Dieb bedrohe seine Bürde, heulte wütend auf und schnappte nach der liebkosenden Hand.

Noch lange hörte Alexander das aufgeregte Bellen hinter sich, während er weiterging und den Promenadenweg einschlug, der überm Ufer des Sees emporführt. Die Luft sauste, unten schlugen die Wellen. Alexander gelangte bis zu der alten, weithin sichtbaren Buche, die vom Sturm gepeitscht mit flehender Geberde sich zur Wasserfläche hinunterbog.

## Die Unbekannte (1921)

Du bist klug wie immer, mein bester Alexander, Du hast recht wie immer. Du fragst, warum ich mich nicht verheirate, Du fragst mich im besonderen, weshalb ich das Fräulein von Römhild nicht heirate, worauf angeblich ihre Familie, meine Freunde und vor allem sie selber warten. Du fragst mit Ironie, worauf denn ich selber noch warte, am Tor der Vierzig, am Ende einer mit Nachdruck ausgekosteten Jugendzeit, fähig und bedürftig, endlich eine bürgerliche Verankerung, ein Haus, Stetigkeit und äußeren Frieden zu finden. Und weiter, mit gesteigerter Ironie, wer denn für mich noch kommen solle, für wen ich die köstlichen Reste meines Daseins aufspare, ob ich mir ein Geschöpf erträume, schön wie die knidische Aphrodite, edel wie Miranda, keusch wie Rhodope, die zur geistigen Mitgift vielleicht noch die Missa Solemnis oder das Traktat zum ewigen Frieden verfaßt hätte. Du sagst mir mit eindringlichen Worten, wen ich eigentlich in Fräulein von Römhild zu verehren und zu begehren habe: eine vortrefflich ausgestattete, sehr hübsche junge Dame, verständig, unterrichtet, musikalisch, belesen, mit den Manieren der guten Welt und doch keine Puppe. Du verweist mich auf reale Zugaben, die man in schwankender Zeit nicht verachten dürfe. Du unterstreichst, nicht ohne einen Beiklang kränkenden Erstaunens, daß dieser Ausbund mich liebe – und damit mahnst Du mich fast schon an eine Pflicht, denn Du gehst so weit, mein lieber Alexander, von einem abgehärmten Gesichtchen und großen traurigen Augen zu sprechen, was einem sentimental Menschen wie mir gegenüber eigentlich schon keine noble Überredungsart mehr ist.

Aber was Du sagst, ist zu überlegen, oder vielmehr: es wäre zu überlegen. Zwar sind die meisten Ehen, in die ich im Lauf der Zeit hineingeschaut habe, keine Idyllen gewesen, zwar habe ich mehr Öde und mesquinen Kummer gesehen als sonst etwas, aber da die Menschen als Einzelwesen ja auch für nichts anderes geschaffen scheinen, warum sollte das Amalgam von

zwei solchen Veranlagungen was Besseres ergeben? Nun, „ein jeder hofft doch, daß das Glück ihm lache“, und keiner hält sich für so leer und klein wie alle anderen, ich mache darin keine Ausnahme. O ja, es gibt Tage und besonders Abende, an denen ich mich nach einer Ehe sehne, und wäre es auch nur, Wahrheit über alles, um einen Ansporn zur Leistung zu haben. Für wen müht man sich, für wen vollführt man was, für wen erreicht man allerhand? Wenn die Eltern einmal nicht mehr leben, kümmert es nicht einen, wie dich die Welle hebt oder senkt. Deine Geschwister fühlen sich beeinträchtigt, wenn du mehr scheinst als sie, und bist du weniger, so schämen sie sich deiner; Freunde glauben es ihrer Würde schuldig zu sein, besonders sachlich und kühl über dein Leben, dein Tun, deine Resultate zu urteilen. Man hat nicht viel von ihnen, Alexander. Keinen Ansporn, Alexander.

Aber man brauchte ihn. Je älter und ruhiger du wirst, nicht wahr, desto mehr gehen dir die Augen auf für die Relativität aller Dinge, desto geringschätziger lächelnd betrittst du jede neue Stufe, desto sicherer fragt dein ermüdendes Herz vor jedem Ziel, das sich aufrichtet: Was aber dann? Was werd' ich gewonnen haben? Was soll das alles am Ende? Gewiß müßte es da schön und erfreulich sein, für einen andern zu wollen und zu streben, für eine geliebte Frau, deren junge Augen Erfolg und Ehren noch mit unverbrauchter Freude widerspiegeln, die noch nicht mit müdem Geist alles Erreichbare vorweggedacht, vorweggeprüft und vorwegverworfen hat, in deren Meinung und Neigung du steigst mit jedem Griff nach einer höheren Sprosse, und um deren schlanke Gestalt sich deine Geltung, dein Name schmückend schmiegen wie leichte Seide oder weicher Samt.

Nun, ich werde diese Freude und diesen Antrieb nie kennenlernen. Das hat einen sonderbaren, vielleicht lächerlichen Grund. Ich kann dir die Geschichte erzählen, aber Geschichte ist schon ein zu ausspruchsvolles Wort. Es handelt sich um ein

winziges Erlebnis, um ein Nichts von Erlebnis, das dennoch für mich entscheidend geworden ist. Entscheidend für mich, was das schon ist! Ob einer zu zweit oder allein, ein wenig froher oder trister, seine sechzig, siebzig Lebensminuten durchkriecht, es ist ja kaum den Atem wert, mit dem man's erwähnt. Mögen Dichter und andere Lügner sich selber wichtig nehmen, es gehört zur rechten Ausübung ihres Metiers, bei uns übrigen habe ich die Gepflogenheit nie begriffen.

Doch unter Freunden läßt sich auch einmal vom Unwichtigsten reden. Davon also, daß ich vor vielen Jahren ganz flüchtig die Frau gesehen habe, die ich hätte lieben können, die Frau für mich, meine Frau unter den achthundert Millionen, die über den Planeten wandeln, und daß ich an diesem Bilde haften und nie davon loskann noch eigentlich loswill, und daß ich dieser Frau wegen auch ferner in einer schwunglosen Einsamkeit weitergehen werde, ohne übrigens deswegen irgendein Mitgefühl zu beanspruchen.

Ich war damals einige Wochen am Adriatischen Meer gewesen und fuhr in langsamen Reisen durch die österreichischen Gebirgsländer gegen Wien, um dann weiter nach Deutschland heimzustreben. Es war ein schöner September-Nachmittag, ich saß allein in meinem Coupé, hatte seit Stunden mein Buch auf den Knien liegen und blickte durchs offene Fenster den herwandernden Höhenzügen entgegen, mit dem melancholischen Vergnügen an etwas Schönem, das unhaltbar, kaum begrüßt, an uns vorüberschwindet. An irgendeiner kleinen Station ging die Tür auf, und sie kam herein. Ein Mann war dabei, ihr Mann ganz gewiß, und sie nahmen nebeneinander Platz auf der Polsterbank mir gegenüber. Der Zug fuhr weiter.

Du kennst, Alexander, die Empfindungen, mit denen wir als Männer eine erfreulich auftauchende Frauenerscheinung begrüßen. Du weißt, wie man aufschaut oder hinschaut und ganz betroffen in sich hineinmurmelt: Herrgott, wie reizend! Du kennst die heftigeren, schlagartigen Attacken, bei denen es

einem den Rücken hinunterrieselt, bei denen man hastig schluckt und gewiß einen ganz haltlosen, törichtem Gesichtsausdruck bekommt. Du weißt auch um jene laue, wohlige Welle von Sympathie, die uns vor einem zarten Profil, einem sanften Stimmklang die Brust durchwallt: Rührung, milde Sehnsucht und das Verlangen, zu stützen und zu helfen, fluten in dieser Welle, es ist wahrscheinlich nicht das Schlechteste im Manne, was da lebendig wird. Aber wer wollte sie aufzählen und einteilen und gar erschöpfen, die aberhundert Regungen vor den aberhundert Frauen, die an uns vorbeigleiten und eine Ahnung hinter sich lassen, einen Hauch oder noch weniger von dem, was ein Leben mit ihnen gewesen wäre oder eine Lebensstrecke oder eine Lebensstunde. Solche Begegnungen, solche atemhaft leichten Berührungen mit Frauen bestimmen gewiß nicht wenig unser Dasein, die Luft unserer Träume wird von ihren leichten Gewändern bewegt.

So aber war es nicht, nicht dies oder jenes. Sondern ich hob meine Augen auf und erblickte sie und wußte: dies ist die Frau meines Lebens.

Ich habe von den gewaltsamen Attacken gesprochen, mit denen mancher Frauenanblick unsere Sinne überfällt und niederwirft, und ich sagte, so sei es nicht gewesen. Aber so ist der Anfang des Ganzen wohl doch gewesen. Sie hatte ihr Jackett und ihren Hut abgelegt und saß in einer dünnen Bluse da, einem Ding aus dunkelgrüner Seide, nur ganz leicht zusammengehalten von einem weiten Gürtel. Ihr Hals war frei. Und unter der Seide bewegte sich leise ihr junger Körper, gar nicht betont, gar nicht modelliert durch das lose fallende Gespinnst, aber eben darum in seiner Freiheit so namenlos verlockend. Die Dichter reden immer nur von zarten Wangen und von tiefen Augen, ich will wahrer sein. Ich sah ihren weißen blühenden jungen Hals, schlank und fest und wie für mehr als Menschendauer gebildet, ich spürte unter der dünnen Seide ihre runden jungen Frauen-



arme, ich ahnte halb und kannte halb, ehe ich nur dreimal geatmet hatte, ihre Brüste.

Welch ein unnennbarer Zauber, nicht wahr, Alexander, in Frauenbrüsten! In denen, die ehern, abweisend, auseinanderdrohen; in denen, die sacht und zärtlich, nicht starr, doch die holde Form bewahrend, sich darbieten, gütige Kissen; und noch in denen, die über einem Herzen, das schon Glück und Trübes erfahren hat, hinwallen, nicht schön mehr im Sinn der Geschmackstoren, nicht makellos mehr, aber uns um so teurer, wenn uns die reife Frau teuer ist, die sich ihrer vielleicht meint schämen zu müssen.

Anders aber noch als alle diese waren die ihren. Durch welche Magie kannte ich sie denn? Reif und doch jung, locker spielend und doch in aller gehaltenen Kraft, frauenhaft schon und kindlich noch – nein, ich bin nie so ganz nur ein Mann gewesen wie in jenen ersten Minuten. Eine sinnliche Süße flutete in mir, der ich keinen Genuß meines Lebens zu vergleichen weiß, ein Verlangen, das sich seiner ewigen Dauer schauernd bewußt war. Lachst Du, Alexander? Ach, ich kenne so gut wie Du das Gaukelspiel, das die Natur mit uns treibt, wie sie Begierden in uns erweckt in einer Abenddämmerung, die wir im grauenden Morgen schon nicht mehr begreifen. Ich weiß das, es ist die schlimme Regel. So war es nicht, diesmal nicht. Mein Blut rief ihr nicht zu: O du, laß mich meine Augen einmal dort baden, einmal nur! Sondern ein Gefühl der Unstillbarkeit stieg auf, es war da mit dem ersten Anblick, ein Wissen, daß keine Zärtlichkeit, kein Genießen mich hier jemals kühlen und ernüchtern könnte. Mein ganzes Ich rief ihr zu, um die ich seit Augenblicken erst wußte: Um Gotteswillen, um Gotteswillen, ich liebe dich!

Nachher sah ich sie stehen, sah ich sie Schritte tun, sah ich sie die Arme heben, um etwas aus dem Netz zu ihren Häupten zu greifen. Hoch gewachsen war sie, schlank und doch reich, fest und doch biegsam, mit den Lenden einer jungen Göttin im

Walde, – oh, die Alten wußten, warum sie ihr Wort für das Weib, dies femina, von ihrem Wort für die Lende nahmen, kluge Römer! Aber jede ihrer Bewegungen übersetzte sich mir mit brausender Deutlichkeit in die Gebärden des innigsten Alleinseins, und ich wußte, Alexander, ich wußte, daß hier vor mir die eine, einzige Frau atmete, der unter allen ich das volle Maß irdischer Lust, mir zugemessener Lust hätte danken können. Sei überzeugt: es ist mir in jenen Augenblicken nicht frivol zu Mute gewesen, sondern viel eher schaurig und jedenfalls schicksalhaft. Ein Schicksal vollzog sich ja auch. Es hat wenig Sinn gehabt, daß ich nach dieser Stunde jemals wieder ein Weib umarmte.

Viele Jahre ist das her. Sie kann heute nicht mehr die gleiche sein, die sie damals gewesen ist; ich denke das, ich weiß das – mit dem Verstand. Aber ich glaube es nicht. So nah, so schmerzhaft gegenwärtig ist sie mir noch heute, daß mir scheint, auch Du, ach, jeder müsse sie kennen. Spürst Du nicht, so armselig wenig ich auch gesagt habe, den Duft um ihre junge Person, den reinen und versehrenden Hauch? Weißt Du nicht jetzt schon alles von ihr? Welcher Bildhauer war es denn, der die Hand einer griechischen Bildsäule fand und aus ihr die Göttin ergänzte? So notwendig und deutlich erschien ihm das Ganze im Teilchen.

Sie war hell, mit einer weißen Haut, in der tiefere Töne dämmerten, ja bräunlich goldene von einer entzückenden Gesundheit. Tiefere Schatten ruhten auch in ihrem Haar, altgoldene Schatten in den Tälern dieser blonden Wellen, die kinderhaft sorglos aufgesteckt waren, im Vertrauen, es werde schon hübsch und recht sein. Ihre dunkelgrauen Augen waren weit hingelagert über das geliebte Gesicht, mit einer etwas zu breiten Fläche zwischen ihnen, einem ernsthaften freien Raum unter ihrer mutigen Stirn. Die Nase kennst Du: eine feste, gerade, kleine Nase mit ein wenig geschweiften Nüstern, wie soll sie anders gewesen sein. Und Du denkst Dir wohl auch, daß ihr

Mund kein Mündchen gewesen ist. Welcher geistverlassene, sinnenverlassene Tor hat wohl zuerst an einer Frau das winzige Rosenmündchen gerühmt! Nein, die Verheißung und das Glück wohnen nicht auf den Lippen der Niedlichen. Die Geliebte meines Lebens aber hat den Frauenmund der Verheißung und des Glücks.

Hast Du mir nicht, Alexander, vor einiger Zeit einmal den Fall des musterhaften jungen Beamten erzählt, ich glaube es war ein Feldmesser oder dergleichen, der an einem heißen Tag über Land geht und irgendwo ein junges Mädchen überfällt, das im Korn arbeitet, sie, die sich ihm vielleicht auf eine Bitte ganz leicht ergeben hätte, und der so in einem Augenblick seine Laufbahn und sein Leben vernichtet? Nachher weiß er selbst nicht, was mit ihm geschehen ist. Nun, während Du mir das erzähltest, sah ich mich selbst immerfort auf jener Polsterbank des österreichischen Eilzuges, und ich begriff den armen jungen Menschen. Auch mir waren, wie man so seltsam zu sagen pflegt, die Sinne vergangen.

Ob ich mich wirklich, wie es meinem Gedächtnis jetzt scheint, mit beiden Händen in die Polster geklammert und festgehalten habe, ich weiß es nicht. Jedenfalls blieb ich sitzen wie ein verständiger Herr auf der Reise und blickte sie nur so viel an, als schicklich ist, und schaute hie und da zum Fenster hinaus und öfters auch nach der anderen Seite, dorthin, wo ihr Mann saß.

Um Gotteswillen, wirst Du denken, nun beschreibt er mir mit seiner gräßlichen Ausführlichkeit auch noch den Mann! Einen Satz, Alexander, einen einzigen, höchstens zwei. Er war vierzig, vielleicht fünfundvierzig, so alt also, wie ich jetzt bin, aber er kam mir viel älter vor, ziemlich hager, kurzsichtig, von nicht dummem aber etwas dünnkelhaftem Ausdruck, mit neutralster Korrektheit gekleidet, nicht antipathisch. Ich glaubte beim ersten Blick zu wissen, daß er ein Beamter sei, ein Richter vielleicht. Wir fuhren so zwei oder drei Stunden zusammen.

Drei Stunden lang saß ich in der Atemnähe meines Glückes und wußte es. Mit jedem Tropfen Blut, mit jedem Strang meines Hirns wußte ich, daß dies einmalig sei, daß dies nicht wiederkehren könne, nie. Es ereignete sich nichts, beinahe nichts. Aber hätte sie auch kein Wort gesprochen, schon das unmerkliche Geräusch ihrer Atemzüge hätte sie mir näher und näher gebracht. Jedoch sie sprach, natürlich. Ihre Stimme war klingend und doch gedeckt, ein warmer Alt mit Sehnsucht erweckendem Nachhall. Und ihr Lachen, ein warmes Jungmädchenlachen, so freundlich, so gewillt, es dem andern zuzugeben: ja du bist lustig, deine Scherze sind gut, so etwas brächte ich kleine Frau nie zustande.

Und dabei schien mir zu solcher Ergebenheit kein Anlaß zu sein. Was der Gatte vorbrachte, war niemals unverständlich, aber es war ganz ohne Farbe, ein bißchen lehrhaft, ein bißchen von oben herunter, so wie ein Mann der ernstesten Berufspflicht in Erholungsstunden mit einem harmlosen Wesen sich unterhält. Er faltete auch bald seine Tagesblätter auseinander, und sie nahm aus dem Netz ihr Buch, einen starken Band in einer Schutzhülle aus dunkelgrünem Leder. Alles entzückte mich, ja ergriff mich über jedes vernünftige Maß hinaus: diese milde starke Farbe, dies Dunkelgrün, das sie zu bevorzugen schien, dann die ungemein exakte, saubere Art, mit der perlmutterschimmernde Knöpfe ihr die Ärmel knapp ums Handgelenk schlossen, die zarte Behutsamkeit, mit der ihre Hand das Buch aufblätterte, und dann diese Hände selbst, die ich nun erst recht sah: gar nicht sehr kleine, aber völlig rein geformte, gestreckte Hände, hellrosaleuchtend mit ovalen, opalenen Nägeln. Und schließlich sah ich auch, was für ein Buch sie las. Auf Reisen, wenn die Menschen fünf, zehn und mehr Stunden auf sich zurückgewiesen sind, da kann man sie lesen sehen. Hat jemals einer das Werk eines Geistes in den Fingern? Nein, der Gummifabrikant liest Gummi zwischen Stettin und Magdeburg: Kriminalgummi, erotischen Gummi, Schollengeruchs-

gummi. Ja – einmal auf der Überfahrt nach England sah ich einen jungen, schönen, entschlossen aussehenden Menschen mit einem Band aus biegsamer Leinwand. Er las Schopenhauers Schrift über die Freiheit des Willens, und war denn auch ein Führer der englischen Arbeiter, einer der wahrsten, großartigsten, gerechtesten Menschen, die heute leben. Und einmal in einem Wirtshaus im Schwarzwald, das ist wahr, saß mir in der Gaststube unter dem Petroleumlicht eine alte Frau gegenüber und las „Väter und Söhne“. Ich blieb zehn Tage an dem tanenumgebenen Orte und weiß noch beinahe jeden Satz, den die alte Frau in unseren Unterhaltungen gesprochen hat. Von dieser Art war sie. Mir ist doch immer, als gebe es auf dieser Kugel nur ein paar hundert Menschen, die wirklich Dichtungen lesen können, von den Dichtern selber abgesehen natürlich, die einander kennen, wie ein Bankier in Amsterdam über einen in Mailand Bescheid weiß. Das Buch, das meine Geliebte in ihren hellen Händen hielt, war das seitdem hochberühmt gewordene Werk eines deutschen Erzählers. Damals war es neu. Ich erkannte den Band, als von einem seiner Deckel die weiche Hülle abglitt und das Bild sichtbar wurde: zwei alte und altmodisch gekleidete Leutchen, die eine alte Gasse hinuntergehen. Ein wirksames Bildchen ist das vielleicht, aber schwerlich ganz würdig; allzu behaglich ist das gefühlt, allzu flach optimistisch vor diesem großartigen Verfallswerk. Ich kannte es schon damals gut, das Buch, und vermochte leicht zu erkennen, welche Kapitel meine Geliebte eben durchschritt. Sie war fast schon zu Ende, sie hielt schon dort, wo der Erbe des versinkenden Hauses, der mit Seele überfrachtete, todgezeichnete Knabe sich ins Leben zu tasten versucht. Ich sah die Lippen ihres reifen und frischen Mundes sich wie klagend ein wenig öffnen vor der kranken Hoheit, ich sah auf ihrer mutigen Stirn den Schatten dieses Schicksals. Und mein geheimes Mitwissen, mein Mitleben, von dem sie nichts ahnte, war berauschend wie eine Vereinigung.

Lächle nur, – freilich, Alexander, ich fange an zu zweifeln, ob Du dies alles lesen wirst, aber wenn Du es liest, so lächle, daß mir die Wahl eines Reisebuchs so viel bedeuten konnte. Nur bedenke auch, daß dies Buch, gerade dies, wie wenig andere die köstliche Mischung hat, die mir über alles geht: Vernunft und Beschwingtheit. So mußte sie selber auch sein. So war sie. Manchmal unterbrach sie ihr Lesen und schaute durchs Fenster hinaus in die bergige Landschaft, die schon tiefere Farben anzunehmen begann. Sie blickte in ein waldiges Tal und rief es an, halb zu ihrem Gatten gewendet, mit drei Worten oder fünf, sie sah ein paar Schafe irgendwo weiden und einen schwarzen Hund dabei, aber keinen Hüter, und sie sprach das aus mit Worten, so einfach, daß ein Kind sie hätte gebrauchen können, nur gefühlter, nur wissender, nur liebender, oder sie zeigte auf ein Schloß oder ein Klösterchen, das irgendwo im Grünen hing – und wenn sie da sagte ‚das schöne Kloster!‘ so wuchs eine unmäßige, kranke Sehnsucht in mir empor, sie fortzunehmen und über Schluchten und Fluten zu führen und ihr die unaustrinkbare Schönheit des Planeten zu weisen und alles in vertiefter Herrlichkeit von ihr widerstrahlen zu lassen: Rom und Griechenland und den Nil und alle smaragdnen Bergwiesen im Frühlicht.

Mein Herz schlug so rasend im scheinbaren Frieden dieser Fahrt, meine Augen waren oftmals blind wie von Tränen, und wenn sie wieder ihre jungen Weibeslippen auftrat, um das Nächste, das Einfachste, das Schönste zu sagen, so hätte ich am liebsten nach meinem Halse gefaßt, um ein Schluchzen zu ersticken. Die Liebe war über mich hergefallen wie ein Raubvogel, ich war betäubt vom Rauschen und Brausen ihrer Flügel, ihre Fänge hielten mich, und willenlos, überwältigt, eine Beute, schwebte ich mit. Nein, Alexander, ich fürchte nun, Du wirst diesen Brief nicht lesen. Er ist ja auch kein Brief mehr. Ich glaube, Du wirst bei Gelegenheit einen anderen bekommen, der von vielerlei Dingen handelt, und mittendrin werden ein paar

tonlose Sätze stehen, die auch völlig genug sagen. „Es ist nett und freundlich von Dir,“ so etwa, „was Du mir über das Fräulein von Römhild sagst, aber ich bin wohl schon ein bißchen zu alt und nicht mehr der Rechte für sie. Meinst Du nicht selbst?“ Und nun kann ich ja ebensogut noch ein bißchen so vor mich hinschreiben. Es ist schon recht spät in der Nacht, ich klinge dem Hermann: er soll mir noch einen Tee hereinstellen und dann zu Bett gehen, und die beiden Hunde will ich noch zudecken, den Airedale und den kleinen Fox, denn sonst schlafen sie nicht. So. –

Beschwingtheit und Vernunft, bezaubernde Mischung! Der Zug hielt an einer Station. Sie stand auf, reckte sich ein wenig und trat ans Fenster, wobei sie mir nahe kam. Ihr betörender Hauch von Frische und Frauentum wehte mich an, ihr sehrender Hauch von reifer Jugend. Oh!

„Sieh einmal, Ferdinand,“ sagte sie, ohne sich umzuwenden, „was das hier für törichte Leute sind. Da haben sie diesen herrlichen See, an seinem Kopfende liegt der Ort, und nun bauen sie ihren häßlichen Bahnhof hart aus Ufer und verderben alles.“

„Das wird seine Gründe gehabt haben,“ sagte der Gatte überlegen und wenig beteiligt. Sie wandte sich ihm zu.

„Kann so etwas Gründe haben? Statt einen Strandweg anzulegen, breit, mit weißem Sand, mit einem Musikhäuschen und schönen Bäumen, statt ihr Hotel hier hinzustellen, so daß die Gäste vom Liegestuhl aus den See und dahinter die Berge gesehen hätten, zum Beispiel heute an so einem Abend, statt dessen bauen sie diesen Bahnhof her aus rotem Backstein. Hätten sie denn nicht ihre Bahn auch anders führen können, um den Ort herum?“

Der Mann, maßvoll erheitert, blickte nach der anderen Seite.

„O ja, das wäre möglich gewesen. Da haben vermutlich Interessen mitgespielt, die man nicht so vom Zugfenster aus beurteilen kann.“

„Ach ja,“ erwiderte sie mit Entrüstung, „es gab natürlich Grundbesitzer hier unten am Wasser, die wollten ihr Land recht teuer an den Staat verkaufen, und einer davon hatte einen Vetter in Wien. Und alle dachten wunders wie klug sie wären. Aber sicherlich waren sie gar nicht klug, auf die Dauer nicht, ins Große gerechnet nicht. Denn heute hätten sie mehr davon, wenn's anders gekommen wäre.“

„Wohl möglich, Cordula,“ sagte der Mann nachsichtig und suchte mit einem hölzernen Lächeln männlicher Solidarität meine Augen, die ich niederschlug.

„Möglich? Nein, sicher, schließlich sind es ja doch immer arme Narren, die so auf den nächsten handgreiflichen Vorteil losgehen!“

Sie ließ sich nieder, denn der Zug fuhr ab. Sie lächelte ein wenig, vermutlich über sich selbst und ihren Eifer. Da fiel ihr Blick auf mich. Ich hatte in diesem Augenblick mein Gesicht wohl nicht sehr in der Gewalt, es mochte eine deutliche Schrift zeigen. Ihr Ausdruck wurde augenblicks ernsthaft, ja ängstlich, ihre Augen blieben wie in einer erschrockenen Frage in den meinen haften.

Sie hatte mich ja schon mehrmals angeblickt, das ist die Wahrheit. Nicht als ob ich meine, sie hätte etwa sogleich Gefallen an mir gefunden; sie war gewiß nicht die Frau, die, einmal gebunden und verpflichtet, sich vor einem fremden Manesantlitz überhaupt die Frage erlaubte, ob es ihr behage oder nicht. Doch ich glaube, und wer denn nicht mit mir, an die spürbare Ausstrahlung innerer Zustände. Mein Begehren war als flüchtige Glut über sie hingeweht. Doch zu mächtig war nun die Empfindung, die von ihrer lieblich verständigen Rede in mir verstärkt worden war.

Denn in Lichtesschnelle durchraste ich mein Leben, nach vorwärts, nach vorwärts. Die Wogenkämme des Verlangens lagen durchschwommen schon hinter mir, nur das Bewußtsein blieb, welch ein Wesen wir vereinigt hätten bilden können, sie



und ich, zu welcher Erfüllung alles uns Möglichen wir einander hinausgetragen hätten, zu wieviel Einsicht, zu wieviel Erbarmen, zu welcher Leistung, zu wieviel wohltätiger Wirkung.

Dies sog und zog an ihr, diese Ahnung, diese Gewißheit hohen gemeinsamen Lebens. Nun blieb sie in meinen Augen haften, nun begann von Blick zu Blick ein stummes, atemnehmendes, sich steigerndes Umschlingen, nun erkannte sie den werbenden Freund, nun neigte sie sich hin, nun sank sie hin, nun gab sie sich hin, nun gehörte sie mir in den Minuten, den Viertelstunden, die uns blieben.

Angst war erst noch in ihren Blicken, Scheu, Erstaunen, Unglaube. Aber dies erlosch, und Eines nur blieb.

Wir waren allein, kein Gatte reiste mehr mit uns im engen Raum. Es gab keine Provinz und keine Abendstunde, durch die wir fuhren, und keinen Zufall, nur dies Gefühl, das Ewigkeit wollte und Ewigkeit besaß.

Oh, wäre ich doch nur ein wenig älter gewesen, fünf Jahre nur, hätte ich ein wenig mehr von der heilsamen Roheit des Reifgewordenen schon gehabt! Die Menschen sagen oft, alles Schöne komme zu spät im Leben, aber dies kam zu früh.

Denn ich benahm mich ja wie ein Tor, nein, nur wie ein Jüngling, der ich doch nicht mehr war. Jeder Entschluß, jeder Übergriff wäre entschuldbar, wäre legitimiert gewesen, jedes Wort zu ihr, jede Erklärung an den Gatten, der in sicherer Ruhe, ohne Seitenblick und Verdacht, in seiner Ecke verharrte, – irgend etwas hätte geschehen müssen in diesem Zeitraum, von dem ich mit tragischer Klarheit wußte, daß er für mich und auch für sie der entscheidende des Daseins war. Der Eilzug glitt durch den Abend dahin, Dämmerung war ins Coupé gekommen, durchspielt von den roten Reflexen des abschiednehmenden Lichtes, und ich spürte fast körperlich nun die kostbaren Minuten mir aus den Händen fallen. Aber unfähig zum Tun, zur Zerreißung des trennenden Herkommens, zu jung, zu scheu, zu anständig in einem kleinen verwerflichen Sinn,

vielleicht auch, doch ich glaube es nicht recht, zu mitleidig gegen den leidenden Dritten, ließ ich das Glück verloren gehen, das nahe, das greifbare, das zu erkämpfende Glück.

Nichts geschah. Einmal stand der Gatte auf, trat hinaus auf den Gang und begann dort auf und ab zu gehen. Dies war der letzte, der äußerste Moment. Aber es wäre mir nicht möglich gewesen, ein Wort hervorzubringen, auch um den Preis meines Lebens wäre mir das nicht möglich gewesen, – doch was rede ich denn, um diesen Preis ging es ja.

Wartete sie auf mein Wort? Mit einem Mal veränderte sich der Ausdruck ihres geliebten Gesichts, ihr Mund verzog sich zu einem armen klagenden Lächeln, verzichtend hob sie ein wenig die Schultern, und auch ihre Hände hob sie ein wenig vom Schoß und ließ sie in einer kleinen, trüben, rührenden Geste des Verzichts wieder niedersinken. Und alles dies sprach: ja, Lieber, Lieber, da ist nichts zu tun.

Oh, es wäre wohl etwas zu tun gewesen. Aber ich war zu jung. Der Gatte trat herein. „Wir sind gleich da, Cordula,“ sagte er leichthin und nahm nicht wieder Platz, „keine fünf Minuten mehr.“

Und er begann die kleinen Gepäckstücke aus dem Netz zu heben, er half ihr in das Mäntelchen; vor dem eingelassenen Spiegel, der schon fast dunkel war, setzte sie sich den Hut auf. Der Zug hielt.

Er hielt nur einen Augenblick. Ich hatte ihr nicht einmal über den Perron hin nachgesehen. Langsam ging es weiter, eine Berghalde hinauf, ich sehe sie noch vor mir die unbeträchtliche Halde, den Hang, der mit kleinen Tannen bestanden war, neu-gepflanzten jungen Tannen, die schwarz dastanden im Abend.

Verloren fuhr ich weiter im Finstern. Niemand kam, um das Licht anzuzünden, und mir war es recht so. Ich vermochte nichts zu denken, als daß sie nun irgendwo dort hinten über dunklen Meilen fort ein erleuchtetes Zimmer mit der Holdseligkeit ihrer Gegenwart erfüllte. Ich sagte ihren Namen vor

mich hin, flüsternd und laut: Cordula, Cordula, und wußte, daß dieser Dreiklang der vollen Vokale mir noch als Greis tiefer tönen würde als aller Harfenklang aller Dichter. Cordula, Cordula – aller Zauber der Erde lebte darin und alle Lust der Erde in dem leichten Duft, dem schwachen Nachhauch ihrer Atmosphäre, der im Raume geblieben war. Vielleicht auch war er längst nicht mehr da, vielleicht war er nur in meiner eigenen Brust, in der ein verändertes Herz schlug. Und mit einem Mal, ganz ohne Übergang, irgendwann, sank ich in einen Schlaf, in einen Steinschlaf ohne Traumgesicht, und schlief, wie man nach langer, furchtbarer Mühsal und Körperqual schläft, ausgelöscht, totengleich.

Ich schlief noch in Wien. Ein Beamter weckte mich. Der Zug stand in der erleuchteten Halle. Ich taumelte auf, sammelte mich und stand draußen wie Kaspar Hauser, den man aus seiner Höhle nimmt. Es war, als sei meine Lebenskraft versiegt, der Gedanke, ein Hotel aufzusuchen, in der Stille zu speisen, in einem fremden Zimmer allein zu sein, war mir unerträglich. Ich kaufte mir Brot und Obst, versorgte mein Gepäck und trat in den Wartsaal der dritten Klasse.

Qualm und lautes Durcheinander herrschte in dem riesigen Raum, in abenteuerlichen Bündeln zusammengekauert lagen und hockten und saßen die Menschen umher auf den langen Bänken, ein Völkergemisch aus böhmischer, slawonischer, lateinischer Ferne. Ich suchte mir einen Sitz, hüllte mich ein und schickte mich an, die Nacht so zu verbringen, in der dumpf tröstenden Nähe unbekannter Menschen, im Dunst und Geräusch dieser animalischen Lebendigkeit, die unberührt von der seltsamen Qual meines Innern ihrem neuen Tag entgegenwachte und entgegendämmerte.

Scharfe Bisse zernagten mein Herz. Wie hatte ich in dieser Gewißheit, an der wichtigsten Wegscheide zu stehen, so lahm, so unsinnig alles verscherzen können? Aber ach, ich fühlte, daß ich aller Reue zum Trotz auch jetzt nicht anders gehandelt ha-

ben würde als wenige Stunden zuvor. Das Menschenherz hat seine Gesetze wie der Stein, der fällt, wie das Blatt, das keimt. Und meines war noch zu jung. Ich wußte nicht einmal den Namen der kleinen Bergstation, an der die Geliebte den Zug verlassen hatte, ich wußte nicht, wo sie nun war, nicht, wo sie jemals sein konnte, nichts. Ein Weh, wie ich es nie gefühlt hatte, auch nicht beim Leiden und Tod meiner Nächsten, stach mir durch die Seele, eine Verachtung meiner selbst fraß sich ein, ein unnennbarer Ekel vor allem Dasein, das mich erwartete, füllte mir den Mund mit Galle.

Es war schon spät in der Nacht, da kam durch den Saal eine ältere Frau, bäurisch und für mich fremdartig gekleidet, mit einem Tuch über beiden Augen. Ein halbwüchsiges braunes Mädchen in ähnlicher Tracht hielt ihren Arm und führte sie. In meiner Nähe nahmen die beiden Platz; wir mußten uns zusammendrängen auf der dichtgefüllten Bank. Die Frau lehnte ihr Haupt hoch gegen die Wand, das blicklose Gesicht steil nach oben gewendet, wahrscheinlich tat ihr diese Stellung wohl. Ich hörte sie von Zeit zu Zeit leise stöhnen und hörte auch unverständliche Worte, die sie mit ihrer Tochter tauschte. Es war leicht zu denken, daß sie hier in der Hauptstadt am Auge operiert worden war und nun, gebessert oder nicht, am Morgen heimfahren wollte.

Mir tat das fremde Leid bitter, bitter weh, so als sei ihm durch meine eigene offene Wunde der Weg in mein Inneres leichter. Aber zugleich war auch eine Erlösung in diesem Mitgefühl. Ich stand auf, bat zwei der andern Halbschlafenden, ein wenig nachzurücken, und trat zu den Frauen. Die Mutter verstand kein deutsches Wort, die Tochter kaum eines, doch war ja, was ich vorhatte, nicht schwer zu begreifen. So betteten wir die Frau auf die leer gewordene Stelle, mein Plaid gab ich ihr als Kissen und deckte sie mit meinem Mantel zu. Dann stand ich erst eine Weile herum im Saal, fand aber schließlich doch eine Ecke. Auf diesem Stückchen Holz hockend schlief

ich bald ein, es war ein von luftigen Gesichtern bewegter, milderer Schlaf als zuvor im Zuge.

Einmal nur wachte ich auf und sah im trüben Licht die kleine Braune dicht vor mir. Sie lächelte mich an, nahm dann mit ihrer harten kleinen Hand eine von den meinen und blieb so, ohne zu reden, eine Weile bei mir stehen. Als ich später zum zweiten Mal erwachte, war es Morgen, Mantel und Plaid lagen sauber zusammengefaltet auf meinen Knien, und die beiden Frauen waren schon fort, aus dem Saal verschwunden.

Ich fuhr in einem Wagen durch die Stadt zum andern Bahnhof und reiste nach Deutschland.

Ich arbeitete und kam vorwärts und mußte auch einmal zurück, und ich sprach und trank mit den Freunden und war krank und genas und vergnügte mich am bunt sich wandelnden Jahr, und manche Frauen schliefen in meinem Arm, und ich wurde fester und klarer und kälter. Und ich habe mir zugeschworen, daß mich das Herrliche, Große nicht mehr scheu und gelähmt finden soll, wenn es noch einmal, mit der Gewißheit der Dauer und des Glücks, in meine Bahn tritt. Daß ich es mit Manneshänden ergreifen und fassen werde und halten und verteidigen. Und heute würde ich den Schwur auch zu erfüllen wissen. Aber es kommt nichts mehr.

## **Die Tat (1921)**

### 1.

„Noch vierzehn Tage ... noch vierzehn Tage ... noch vierzehn Tage.“ Gabriel wiederholte es laut, während er auf die Schritte des Hinabsteigenden horchte. Endlich fiel drunten die Tür ins Schloß. Gabriel blieb unbeweglich auf seinem Stuhl und sah durch das hohe, schmale Fenster in den Himmel, der sich über der Kuppel des Observatoriums abendlich färbte.

Ich war ein Narr, dachte er schwerfällig. Ich hätte mir einen guten, langsamen, weißhaarigen Doktor kommen lassen sollen

und nicht diesen russischen Berserker mit seinem straffen Haar, der achtundzwanzig Jahre alt ist wie ich und ohne Mitleid. Man sagt doch nicht einem Menschen so ohne weiteres ins Gesicht: galoppierende Schwindsucht. Und: noch vierzehn Tage. Aber schließlich, warum habe ich ihn denn kommen lassen? Doch nur, weil er so ist und nicht anders. Er weiß alles, sagen seine Freunde, er weiß und sieht alles. Und er ist so brutal. Er schont niemand. Ich sehe ihn noch, wie er auf dem Internatsball an der Säule lehnte, und die kleine Chochotte wand sich halbnackt und ganz betrunken vor ihm herum und wollte ihm die Hand küssen. Ich kam vorüber und hörte ihn sagen: „Mit dir ist’s auch bald aus. In zwei Jahren haben wir dich auf dem gläsernen Tisch.“ Das kleine Mädchel wurde starr vor Schrecken, blickte nur so zu ihm auf. Plötzlich aber stolperte sie in ihrer Betrunkenheit über eine leere Champagnerflasehe und wälzte sich am Boden. Eigentlich sah es drollig aus ...

Und während er sich ankleidete, wurde es Gabriel bewußt, daß er an diesen Tod binnen vierzehn Tagen durchaus nicht glaubte. Er löschte die Lampe aus und ging auf die Straße.

Es war Juni und in der Avenue de l’Observatoire dufteten die Bäume. Gabriel schritt ganz langsam und zog vorsichtig und methodisch die süße Luft ein. Dennoch taten ihm bei jedem Schritt die Höhlungen unter seinen Schultern weh. Er ging wieder zurück, ließ die Hand am Gitter streifen und wandte sich dann den Boulevard hinunter.

Hier war fröhliche Bewegung. Scharenweise kamen die Mädchen von der Arbeit, in raschem Schritt und leise miteinander lachend. Es fiel Gabriel ein, daß heute Donnerstag war, Galatanz bei Bullier. Er würde hingehen am Abend, und auch am nächsten Donnerstag würde er noch hingehen, am übernächsten aber waren es gerade vierzehn Tage ...

Er betrat das kleine Speisehaus, in dem er zu essen pflegte, und fühlte sich sogleich behaglicher. Alle Tische waren voll besetzt wie stets um diese Stunde, und es herrschte ein unge-

heurer Lärm, der aber nur zum Vergnügen veranstaltet wurde, denn im Grunde war niemand pressiert. Frau Crochet lief dampfend vor Eifer und lachend zwischen den Gästen umher und servierte, Fräulein Sylvia nahm mit dem Gebaren einer leutseligen Prinzessin Kupfergeld und Bons in Empfang, und die entzückende Louise rief mit ihrer kleinen Vogelstimme die Bestellungen in die Küche hinaus: „Einmal Nudeln! Ein recht heißer Kaffee! Ein kleiner Schweizerkäse!“ Und wenn eine Gegenfrage zurückkam, so antwortete sie: „Ja Tante“ und „Nein Tante“, obgleich sie mit der Köchin auch kein bißchen verwandt war.

Gabriel nahm Platz auf dem äußersten Ende der Polsterbank und grüßte nach links hin. Dort saß Jeanne mit einem nett aussehenden jungen Menschen von englischem Aspekt, der sie fröhlich betrachtete, aber offenbar nicht imstande war, sich mit ihr zu unterhalten. Jeanne hob ihr Glas mit Weißwein gegen Gabriel, machte ein Mäulchen und trank ihm zu. Er wollte nun auch, wie es hier scherzhafte Sitte war, mit lauter Stimme rufen, er sei fürchterlich in Eile, er sei beim Kammerpräsidenten eingeladen, und man möge ihm gefälligst servieren. Aber was er hervorbrachte, war nichts als ein Krächzen, das nur seine Tischnachbarn hören konnten, „ein Krächzen wie der Schrei eines Pfauen“, dachte er selber noch, und schon war es ihm dunkel vor den Augen ...

„Das Schreien schadet Ihnen, ich kann ja für Sie bestellen“, sagte jemand in hartem Französisch. Gabriel riß die Augen auf und sah, daß er dicht neben dem Russen saß. „Sie haben mich angesehen“, sagte er zitternd. – „Angesehen? Ja, natürlich habe ich Sie angesehen.“ Aber für Gabriel war der Gedanke entsetzlich, daß ihn dieses steinkalte Gesicht über dem schwarzen breiten Halstuch minutenlang hatte beobachten können. „Ich *will* aber nicht sterben“, sagte er zischend, vollkommen heiser, und plötzlich sank ihm der Kopf nach vorn, und Blut ergoß sich aus seinem Mund über den Rand des Wachtuchs. Die

Nachbarn sprangen auf, schoben Teller und Zeitungen fort; der Russe und ein kleiner Franzose mit wichtigen Bewegungen faßten Gabriel unter den Armen und führten ihn hinaus.

## 2.

Als er erwachte, war ihm angenehm zumute. Er lag in seinem Bett, vom Fenster abgekehrt, durch das die laue Nachtluft kam, und der Mond schien auf den teppichlosen, weißen Boden seines Zimmers. Gabriel blinzelte und sah, wie sich die blassen Strahlen in einer leeren Fixativflasche spiegelten, die auf der Kommode stand. Einen Augenblick lang war er wieder zehn Jahre alt und daheim in Ansbach: alles schlief in seinem väterlichen Hause, und er war auf seinen nackten Füßen zur Apotheke hinuntergeschlichen, hatte aufgeschlossen, saß nun mit den Beinen baumelnd auf dem Ladentisch und betrachtete die großen, bauchigen Flaschen mit roten und grünen Wassern, auf denen das Mondlicht opalisierende Lichter erzeugte.

Ein paar Takte einer leichten Musik erklangen, die von Bullier durch den Nachtwind herübergetragen wurden; für Gabriel aber drangen sie wunderbarer Weise aus den farbigen Gläsern seines Halbtraumes. „Süß“, sagte er vor sich hin und schlief wieder völlig ein.

Er erwachte von Neuem an einem wütenden Stich unter seiner linken Schulter. Er schrie, fuhr empor und starrte mit blöden Augen auf die Wand, an der das Mondlicht nun höher gerückt war und stark auf ein skizziertes Blatt fiel, das Metallstifte befestigt hielten. Es war eine Zeichnung, die Gabriel nach einer Tierplastik gefertigt hatte, nach dem Verwundeten Hund von Frémiet, der im Hof des Luxembourg zur Schau liegt, und in einer müßigen Stunde hatte er zu Hause die Konturen des leidenden Körpers mit dicken Kohlestrichen nachgezogen. Er folgte den Umrissen halb emporgerichtet mit den Augen, und wie er beim Kopf des Hundes angelangt war, hatte er seine ganze Klarheit wieder.



Er wollte Licht machen und ließ zweimal die Schachtel mit den Wachsfäden fallen, er wollte sprechen, aber er fürchtete sich vor seiner entstellten Stimme. Ein fieberhaftes Verlangen nach der Nähe von Menschen packte ihn, und er begann hastig sich anzukleiden. Aber plötzlich trug der Wind die Takte eines rasenden Galopps zu ihm her, und er sah auf seiner Taschenuhr, daß es der Schlußgalopp bei Bullier sein mußte. Dieser Umstand brachte ihn sinnloser Weise um alle Hoffnung. Bald verfinsterte sich die Luft vor seinem Fenster: der Mond war hinter den Wolken, und vor dem Tanzlotal verlöschten sie das Transparent, dessen Schein hoch zwischen die Häuser emporreichte.

„Gut also, gut“, sagte er wie einer, der nun abgeschlossen hat, und nachdem er den Fensterladen verriegelt hatte, begann er mit gleichmäßigen und langsamen Schritten sein Zimmer zu durchqueren. Es war totenstill, er hatte keine Nachbarn auf seinem Flur. Leer war es um ihn.

Er besaß keine Freunde in Paris, es war sogar daheim in Deutschland niemand mehr, der nach ihm Verlangen trug. Seine Beziehungen zu einigen Mädchen im Viertel waren ganz farblos, ganz flüchtig geblieben, er interessierte sich nicht für sie, und sie vergalten es ihm; knapp, daß ihm einmal eine mit ihrem Weißweinglas zutrank! Die heftigeren Attacken seiner Sinne, denen er in den jüngsten Stadien seiner Krankheit ausgesetzt gewesen, hatte er an Orten bekämpft, an denen man vergessen ist, noch ehe man sie verläßt. Nein, kein Mensch, der ihn nicht gerade vor Augen hatte, dachte an ihn. Eine dumpfe Wut begann vom Grund seiner Seele aufzusteigen.

Wenn es nur irgendwo einen Ausgleich gegeben hätte für diesen Mangel an liebenden Menschen! Er hatte ja freilich einmal vom Ruhm geträumt wie alle jungen Leute. Wer sieht sich, zwanzigjährig, nicht in dekorativen Situationen, die sich nach sechs, sieben Jahren verwirklichen sollen. Man hat etwa in einem vornehmen Restaurant allein und in sich gekehrt zu Abend gespeist, läßt sich nun vom Kellner in den Pelz helfen

und geht, den Blick bescheiden gesenkt, den Rücken angenehm erwärmt von nachströmender Bewunderung, durch die flüsternden Gäste ... Aber das war lange vorbei, und Gabriel wußte, daß seine Malerei um nichts mehr war als mittelmäßig, im besten Falle. Er würde sogar nie im Leben etwas Rechtes verdienen, würde womöglich immer und ewig auf seine monatlichen hundertsechzig Francs beschränkt sein. Vielleicht war es nicht einmal der schlechteste Gedanke des Schicksals, daß es ihn sterben ließ.

Ein langgezogener Lokomotivenpfeiff ließ sich vernehmen. Es war nur der Lokalzug nach Robinson, der da pfiiff, und Gabriel wußte das auch; aber ein Hall und Prall von Reise, von Bewegung, von Freiheit schlug so mächtig in sein schlecht behütetes Gehirn, daß sich sein Denken in einem einzigen Moment verwandelte.

*Frei bin ich, da ich sterben muß, dachte er und machte plötzlich Halt. Wenn der Russe recht hat, und er hat ja recht, ich fühle es ja, so bin ich der freieste unter allen Menschen. Der einzige wahrhaft Freie, oh das ist etwas! Lächerlichkeit, Schande, Verachtung, nichts trifft mich mehr, nichts hat mehr die Zeit, mich zu treffen. Ich habe keine Zukunft mehr, ich habe keine Ehre mehr, ich ziehe alles aus wie ein Hemd am Abend. Ich bin frei: frei zum Guten, ich riskiere gar nichts mehr mit einer Heldentat, natürlich, aber wo ist denn jeden Tag die Gelegenheit zu einer Heldentat. Ich bin auch frei zum Bösen. Ich bin frei für das Verbrechen. Ich kann zerstören, ich kann morden, jawohl morden könnte ich, und meine Tat träfe mich nicht schwerer als ein Regentropfen. Was ist das eigentlich für eine unglaubliche Lage, in die ich versetzt bin! Niemand hat mehr die Möglichkeit, mich zu strafen, ja nicht einmal ein Urteil können sie mir sprechen. Und auch ins Gefängnis können sie mich nicht mehr stecken. Ins Spital werde ich gebracht, und da geht es mir sogar noch besser als hier in mei-*

nem Loch, wo niemand nach mir sieht. Man wird mir Suppen kochen und Apfelpüree ...

Das Herz klopfte ihm. Was ist eigentlich in mich gefahren, fragte er sich. Will ich denn morden? Es ist doch wahrhaftig nicht so selbstverständlich, daß einer morden will, nur weil er es ungestraft kann. Der Atem versagte ihm, die Brust tat ihm sehr weh. In seinem Gehirn verbreitete sich zugleich mit der plötzlichen Müdigkeit ein Haß ohne Gestalt und Ziel, wie zäher Nebel.

### 3.

Am Morgen fand er sich in den Kleidern überm Bette liegend, allein es war, als hätte dieser Schlaf, der tief und traumlos gewesen war, wie manchmal der Schlaf der Todgeweihten, sein Bewußtsein nicht unterbrochen, so wie ein Blinzeln das Sehen nicht unterbricht. Er stand sogleich auf und verließ das Haus.

Es war nicht mehr früh am Tag, und die Stadt lebte. Eine Abteilung Soldaten in der häßlichen neuen Uniform marschierte staubig der Kaserne zu, die Trambahn vom Ostbahnhof nach Montrouge schnaubte asthmatisch den Boulevard herauf, und vor ihren Karren ließen sich die Warenverkäufer hören. Unter allen den Schreiern sang auf eine zarte und rührende alte Melodie der Scherenschleifer sein Angebot: „Ich schleif“ sie euch, Messer und Scheren, ich schleif“ sie euch gleich“.

Im Garten des Luxembourg waren die Bänke und Spielplätze besetzt, und von den Bäumen pfften die Finken in einen artigen Lärm. Die Fontäne sprang und trieb die Schiffchen der kleinen Knaben im Kreise, vor dem Kasperltheater lachte man hell und entzückt über ein Stück, das doch jeden Vormittag hier aufgeführt wurde.

Gabriel stand erst eine Weile am Teich und setzte sich dann mit Zögern auf eine etwas entfernte Bank. Nur ein junges schlankes Fräulein von provinziellem Aussehen saß noch da. Sie malte mit der Spitze ihres Sonnenschirms im Sand und gab

einem Mädchen von fünf oder sechs Jahren Rede und Antwort, das an ihr Knie gelehnt unaufhörlich schwatzte. Die Kleine sah aus wie das Kind sehr reicher Leute, sie war angezogen wie sonst nur die Kinder, die im Park Monceau spielen; ihr duftig gebauschtes Kleidchen aus glänzender schwarzer Seide hatte einen Kragen und Manschetten von schöner gelblicher Spitze, und ihr Häubchen, ebenfalls schwarzseiden, jedoch gefüttert mit weißem Atlas, der am Rande nach außen geschlagen war, zeigte in seiner Form die Hand einer großen Modistin.

„Wie die es gut haben wird im Leben, diese kleine Prinzessin!“ Gabriel blickte unter verfinsterten Brauen hervor in das zarte, weiße Gesicht zwischen dunklen Locken, aus dem schimmernd und zärtlich ein Paar großer Augen sahen. Schön ist sie auch noch, dachte er weiter, und hätte es nicht einmal nötig, und in zwanzig Jahren wird sie auch noch schön sein, ja, da erst recht!

Und bei diesem Gedanken bemächtigte sich seiner ein kalter, würgender Schmerz. Er sah sich im Sarge liegen, von oben tropfte Nässe auf sein verwestetes Gesicht, wochenlang lag er schon, und mit einem Male zerplatzte seinem Leichnam der angeschwollene Bauch. Daß dies geschehe, war ihm einmal erzählt worden, von dem verdammten Russen natürlich. Damals hatte es ihn nicht weiter mitgenommen, denn schließlich, wenn so von Bäuchen im allgemeinen die Rede ist, nicht wahr ...

Die Kleine plapperte noch immer. Gabriel blickte ihr auf das lackrote Mäulchen. Sie sagte: „Fräulein, werden wir heute abend wieder auf dem gleichen Bahnhof einsteigen wie diesen Winter nach Mentone?“ „Nein“, sagte das Fräulein. „Warum fahren denn nicht alle Züge auf dem gleichen Bahnhof ab?“ Das Fräulein seufzte und antwortete: „Es sind wahrscheinlich zu viele. Sie würden sich vielleicht stoßen.“ „Fräulein, ist es weit nach Biarritz? Wird Großpapa dort auf dem

Bahnhof sein? Wird man wieder Tee trinken können im Zuge? Wird Mama wieder ihr samtenes Mützchen tragen?“

Aber das Fräulein antwortete fast gar nicht mehr. Und plötzlich begann Gabriel zu husten, seinen dünnen, hohen, erschreckenden Husten. Er nahm sein Tuch, an dem bereits Flecke zu sehen waren und verbarg darin das helle Blut, das seinen Mund füllte.

„Komm, Lucienne,“ sagte die entsetzte Gouvernante, „rasch!“ und sie riß das Kind beinahe hinweg. Gabriel lehnte erschöpft auf der Bank und sah ihnen mit einem bösen Blicke nach. Er fühlte sich schwach, so schwach, als sollte er nie mehr sich von dieser Gartenbank aufheben können.

#### 4.

Nach einer Viertelstunde stand er in einem Tabakladen gegenüber dem Café d’Harcourt und blätterte mit seinen unsichern Fingern in dem schmutzigen Kursbuch, das dort auflag. Er kaufte eine Zigarre und ließ sie draußen auf dem Hausgesims liegen.

Ein Automobil führte ihn zum Louvre-Kaufhaus, dort trat er ein und fragte nach der Abteilung für Handwerkszeug. „Ja, ich möchte eine Feile!“

„Für feinere Arbeit vermutlich?“

„Nein, groß, grob. Warrington-Fabrikat.“

„Diese etwa?“

„Größer. Noch größer! Ja, die ist gut, die wird genügen. Wo ist die Kasse?“

Er ging, das längliche Paket fest in der Hand wie einen Marschallstab.

„Zum Hôtel de Crillon jetzt!“

Wie er in den Frühstückssaal trat und an einem Tischchen in der Mitte des Raums Platz nahm, hielt sich der Großfürst Iwan Fedorowitsch, der mit zwei Kokotten am Nebentisch saß, die Nase zu, und der Aufsichtsherr besprach sich einen Augenblick

in kritischem Ton mit dem Oberkellner. Aber man ließ Gabriel schließlich auf seinem Stuhl.

Der Aufsichtsherr näherte sich dem Großfürsten. „Kaiserliche Hoheit“ sagte er leise, „es ist ein berühmter deutscher Dichter“. Der Großfürst bemerkte etwas Witziges zu seinen beiden Damen.

Eigentlich hatte Gabriel vorgehabt, in diesem Hotelsaal irgend einen böartigen Skandal zu verursachen und alle diese Hunde von Prassern, von reich und glücklich Lebenden, in nachdrücklicher Weise herauszufordern und zu kränken. Aber darauf verzichtete er. Die Atmosphäre des Ortes wirkte auf ihn und machte ihn kleinlaut. Zudem: man sollte ihn nicht vorzeitig einsperren, nein!

Er bestellte eine Menge Speisen, aß aber fast nichts anderes als drei von den in Watte gebetteten kalifornischen Pflirsichen. Mit einem Male fühlte er sich müde zum Umfallen, er bezahlte und verlangte draußen ein Zimmer.

„Geben Sie ein Dienerzimmer. Nummer 84b“, sagte halblaut der Aufsichtsherr, der mit herausgekommen war, zu seinem Kollegen. Aber in diesem Augenblick trat aus dem Speisesaal auch der Oberkellner und flüsterte im Vorübergehen den beiden etwas zu. Man wurde höflich.

„Nummer 12 bis 14, wenn es Ihnen angenehm ist. Salon, Schlafzimmer, Bad. Nach der Place de la Concorde hinaus gelegen.“

„Gut. Notieren Sie, daß ich heute abend pünktlich um halb neun geweckt werden will!“

„Sehr wohl. Wo dürfen wir das Gepäck abholen lassen?“

„Ich habe nichts“, sagte Gabriel. Er wäre beinahe im Lift schon eingeschlafen.

Oben kritzelte er etwas auf den Notizblock, der ihm hingehalten wurde, und lag, allein gelassen, auch schon auf das mächtige Bett im Stil Ludwigs des Fünfzehnten hingestreckt,

mit schweißbedeckter Stirn und die Stiefel über der blauseidenen Steppdecke. Die Sonne fiel durch das riesige Fenster in sein Gesicht und erweckte ihn nicht.

„Man müßte die Polizei benachrichtigen“, sagte der Portier drunten in seiner Loge, „das ist ein Defraudant.“ Aber man ließ es.

## 5.

Es war bereits neun Uhr, als ein wundervolles blondes Stubenmädchen an Gabriels Türe pochte, da er nicht antwortete, trat sie ein. Er fuhr in die Höhe. „Neun Uhr,“ schrie er, „eine halbe Stunde zu spät! Das ist ein Skandal!“ Er glitt vom Bett herunter, nahm seinen Hut und sein Paket und stürzte davon.

Drunten schritt er rasch durch die erleuchtete Vorhalle, von den in Abendtoilette plaudernden Gästen mit flüchtigem Ekel betrachtet. „Ich wünsche zu bezahlen.“ „Wie? Sie werden nicht die Nacht bei uns bleiben?“ „Nein.“ „Das Appartement kostet siebzig Francs.“ „Siebzig? Nun, einerlei.“ Er reichte die Banknote hin, die ihm geblieben war und gab dem Portier ein Goldstück als Trinkgeld. Der Mann verbeugte sich tief. „Man hätte aber doch die Polizei benachrichtigen sollen“, dachte er mit schlechtem Gewissen. Gabriel ging, sein letztes Zwanzigfrancsstück in der Hand.

„Chauffeur! Ja, hierher. Fahren Sie mich nach Ivry!“

„Wie? Jetzt in der Nacht? Sie sehen wohl, daß ich eine rote Laterne habe, keine blaue.“

„Sie bekommen einen Louis. Aber fahren Sie zu!“

Während sie über das schlechte Pflaster des linken Seineufers ratterten, kam ein fürchterlicher Hustenanfall. Aber schon hatte er die schimmernden Augen des kleinen Mädchens vor sich und ihren lackroten Mund, der *sonst* ein ganzes Leben lang fortplappern würde. „Nein, nein!“ schrie er, riß von der Feile das braune Packpapier ab und stieß sie in das Sitzpolster. Er hatte zum wenigsten ein Fieber von vierzig Grad im Blut.

Die Lichter, die hereinzuckten, wurden trüber, man war am Botanischen Garten vorbei, näherte sich der Umwallung, pasierte sie. Der Chauffeur machte Halt. „Noch ein kleines Stück“, rief Gabriel hinaus, „nur bis zur Rue Victor Hugo!“ Der Mann brummte und fuhr langsam weiter. Gabriel sah, wie auf die öde, krumme, häßliche Vorstadtgasse ein dünner Regen herunterfloß.

„So, gut“, sagte er, als er dann allein stand und das Geräusch des Automobils sich gegen die Stadt hin verlor. „So, gut“ – als er ihn das freundlichste Erlebnis. Er wandte sich zur Seite, schritt ein paar Minuten die fast unbebaute Querstraße entlang, erkletterte ohne große Mühe die Böschung, stand auf dem Gleis.

Er blickte sich um: er war völlig allein. Dreihundert, vierhundert Meter weit lief in beiden Richtungen der erhöhte, eingeleisige Damm im Freien hin, dann erst kamen finstere Häuser, die ihn lückenhaft einsäumten, kaum war an einer der Hinterfronten irgendwo ein Licht zu erkennen. Nach rückwärts in der Richtung gegen Paris reichte der Blick bis zu einer Kurve, an der unter einem Signalmast die Schienen matt erglänzten.

Gabriel empfand keinerlei Reue, keinerlei Bedenken, vielmehr Zufriedenheit mit sich selbst und eine Art von grimmigem Glück. Ein nervöses, falsches Kraftgefühl war in seinem Blut. Es fehlte nicht viel und er hätte angefangen zu singen.

Also noch war er nicht ausgeschaltet, noch war er fähig zu handeln. Er war mächtig, er war unbesiegbare, er war frei! Eine Schulerinnerung kam ihm, der gelblichweiße Backenbart eines Ansbacher Oberlehrers wallte hindurch: viertausend sächsische Heiden hinrichten zu lassen, das war eine Tat, der auch er sich völlig gewachsen fühlte!

Er kniete zwischen den Schienen nieder. Obgleich es immer noch regnete, gab der Himmel doch ein wenig Licht.

Die halbe Stunde, die ihm blieb, konnte für seine einfache Arbeit durchaus genügen. Er begann damit, an einer Stelle, wo



zwei Schienen zusammenstießen, die verbindende Lasche zu durchfeilen. Als dies geschehen war, machte er sich an die stählernen Haften, die jede Schiene mit ihrer Schwelle zusammenhalten. Dies war schon mühsamer, zumal er hier vierfache Arbeit zu leisten hatte: am ursprünglichen Orte zuerst, dann einen Meter entfernt bei der nächsten Schwelle.

Gabriel lag mit zusammengebissenen Zähnen, und die Feile sang ihm ins Ohr. Kein Wärter kam. Vor seinen Augen waren Schleier und Kreise. „Mein sterbender Leib“, sagte er zischend vor sich hin, „mein sterbender Leib. Wartet einmal!“ – „Wart einmal, kleines, süßes Luder“, sagte er wieder nach einer Pause und rieb die Feile stärker ins Eisen. Aber das Schwerste war noch zu tun. Gabriel erhob sich, stand auf wankenden Beinen und drehte seine Uhr gegen den Lichtschimmer. Ihm blieben, so rechnete er, zehn Minuten.

Er versuchte nun, die gelockerte Schiene aus ihrer Richtung zu bringen. Aber das Stahlband, mit der zweitnächsten Schwelle verklammert, ließ sich wohl ein wenig heben, zur Seite drängen ließ es sich nicht.

Er war unglücklich, ganz als hätte er sich einer Pflicht nicht gewachsen gezeigt. Und in seiner Beschämung raffte er sich zusammen, stemmte die Füße drüben an und schob mit allen Kräften, in kaltem Schweiß. Ein heiseres Knacken ließ sich hören, das wie durch blutige Wolken zu ihm kam, er sah, daß die Schiene gewichen war: schief nach oben gewendet stand sie ein Stück zur Seite. Ja, das würde genügen. Aber nun verließ ihn die Kraft. Und wie unter einer Faust sank er zwischen den Schienen auf die Knie und ließ sich vom Husten schütteln, das Gesicht fast am Boden. Eine blutige Lache entstand unter seinem Mund. Gut, so würden sie über sein Blut in den Tod fahren.

Doch es war Zeit. Gabriel schleppte sich abseits und streckte sich derart am Abhang hinunter, daß seine Augen eben noch über den Rand des Dammes blickten. So würde er warten, und

war es dann geschehen, im Geschrei und Eisengeklirr sich abgleiten lassen und durch die Vorstadt verschwinden. – Aber vielleicht würde er auch nicht fliehen.

6.

Er wird nicht fliehen. Er wird sich melden, sich beschuldigen, über seine Gründe Schweigen bewahren. Dann mochten sie sich die Köpfe zerbrechen, dann mochten die Zeitungen der ganzen Welt den Zustand seines Geistes diskutieren. Er starb ihnen weg, den feinen Geistern, er losch ihnen aus, sie waren betrogen.

Gabriel schmeckte Blut, und der Geschmack war ihm recht. Kämen sie endlich! Er bewegte in seiner Ungeduld die Füße auf dem feuchten Abhang des Damms und startete in der Richtung gegen Paris auf jene Krümmung der Schienen. Aber die Augen sanken ihm zu. Gern geh ich unter, sang sein Blut in ihm, gern geh ich unter in dieser Tat, gern geh ich unter! Plötzlich war die Melodie nicht mehr in ihm allein, sie schwang in der Luft, sie klang zu ihm her. Ein eisernes Zittern und Singen ließ sich vernehmen.

Ja, da kamen sie, da kam sie! Gabriel hatte die Augen weit offen und sah den Damm entlang, entgegen dem rötlichen Lichtschein, der die Stadt überdachte – und ihn.<sup>2</sup> Ja, holla, kleine Dame, nun wird es nichts mehr werden mit dem schönen langen Leben. Aus, aus. Kein Bois, keine Oper, kein Liebhaber mehr! Eine wilde Freude faßte sein Herz. Der Zug erschien an der Kurve.

Die beiden ungeheuren Lichter der Maschine strahlten zu Gabriel her. Mit einem Ruck schob er sich empor auf den Damm und stand. Oh herrlich, da war sie, seine Tat, seine freie Tat! Nein, er war noch nicht tot, er hatte noch etwas vollbringen können, und etwas Großes, etwas Gewaltiges. Da kamen sie, ahnungslos ... Er stand da zwischen den zerstörten Schie-

---

<sup>2</sup> Original: „ihr“.

nen, die Arme aufgereckt. Er lachte vor Freude und Lebensgefühl und starrte in die Lichter, die ihm ins Innerste drangen, die sein Herz strahlend erleuchteten.

Da kamen sie. Und er war so groß und frei, er hatte sein Allerstärkstes noch gar nicht getan. Es brauchte ja nur ein paar Schritte, und er tat etwas Größeres, das Größte! Was für ein Narr in einer schwarzen Halsbinde hatte ihm prophezeit, daß er sterben müsse? Müssen! Er: müssen! Gabriel lachte laut auf, und mit ausgebreiteten Armen lief er den Lichtern entgegen. Ungeheure Helle umgab und durchdrang ihn ...

Der Maschinist sah ihn zwar noch und riß am Hahn der Luftbremse, aber es war um einen Augenblick zu spät. Gabriel lag seitlich hingestreckt, zerteilt unter dem riesigen Rade, nur um ein paar Schwellen entfernt von jener Schiene. Seine Augen standen im Tode weit offen.

Die Passagiere waren beim Rückstoß unsanft mit den Köpfen zusammengefahren, nun schauten sie aus den Fenstern und fragten durch die Nacht. Alle Beamten des Zuges standen beieinander, aber keiner gab Antwort. Ein sehr hübsches kleines Mädchen, das in den zehn Minuten der Fahrt bereits geschlafen hatte, richtete sich von einer Polsterbank des zweiten Waggons in die Höhe und sagte: „Mama, was war denn das für ein Stoß?“ Und die schöne dunkle Mama im samteneu Reisemütchen, die in die Ecke gedrückt ihren Tauchnitzband gelesen hatte, gab ihr einen Kuß, legte sie wieder zurecht und sagte: „Schlaf nur. Sicher hat auf dem Gleis ein Kaninchen gesessen, und das hat der Lokomotivführer nicht überfahren wollen.“

## **Bigram (1921)**

### 1

Paul Bigram stammte aus einer Stadt des Rheinlands, sein Vater war ein Kaufmann von angenehmem Wohlstand gewesen. Als jüngstes von drei Geschwistern blieb er allein bei der

Mutter zurück, als sie Witwe wurde, und niemals, bis zu ihrem Tode nicht, hörte sie auf, dieses Glück zu preisen und dafür zu danken. Er war nicht nur ein liebevoller, er war auch der unterhaltendste Sohn, und Frau Bigram kam niemals in die landläufige Gefahr alternder Damen: es konnte ihr nicht drohen, in häuslicher Langeweile und städtischem Personenkram unlustig hinzudämmern. Ihre Spaziergänge beschränkten sich nicht auf die Allerweltspromenade, und sie trug kein Kapotthütchen dabei, noch als ihr Haar anfang weiß zu werden, ging sie mit dem Sohne stundenweit über Land, saß im Grünen und in den Gasthöfen kleiner unbekannter Städtchen, und ihr helles Lachen scholl noch um manchen Hügel. Er unterhielt sie wie ein Ballherr, er erklärte und erzählte, er gab die drolligsten Geschichten her, zu Hause spielte er ihr auf seiner Violine vor oder las aus Büchern. Sie liebte das Domino, er entzückte sich daran.

Ihre Zärtlichkeit war dafür ohne Grenzen. „Mein Pälche,“ sagte sie mit einer Mischung von Stolz und Gerührtheit, und sie sagte es so oft am Tage, daß man sie ein wenig komisch damit fand, und daß es eine Art Spitzname für sie selber wurde. Ein einziger Kummer freilich war ihr nicht erspart in diesem Glück. Manchmal, mitten im Plaudern, hob sie ihr frisches Altedamengesicht zu dem Sohne empor und betrachtete ihn betrübt und begeistert zugleich.

„Sieh einmal, Pälche,“ sagte sie, „alles kannst du und alles weißt du. Und da willst du gar nichts werden?“

„Gar nichts, Mutter,“ sagte Paul Bigram und lachte.

„Aber ist es denn nicht jammerschade um deine Gaben?“

Dies leugnete Paul mit Nachdruck, und er wies auf die alten Griechen hin, die seiner Behauptung nach nur deshalb solch ein Prachtvolk waren, weil bei ihnen kein Mensch etwas werden mußte.

„Das kann ja sein,“ antwortete Frau Bigram, schüttelte aber doch noch ein wenig das Köpfchen. Im Grunde war sie entzückt davon, wenn ihr Sohn die Dinge so unter einen großen

Gesichtswinkel stellte. Nur rückzugshalber fügte sie noch hinzu:

„Und zweitens, Paul, die Leute reden tatsächlich davon.“

Hier pflegte sich sein Gesicht in mitleidige Falten zu legen, er nahm die Hand der Mutter, küßte sie, brachte sie nahe unter seine Augen und betrachtete sie aufmerksam.

„Arme Mama,“ sagte er, „da auf deiner Haut sind tatsächlich lauter kleine Bläschen und Pusteln. Das haben alles die bösen Leute mit ihren Gedanken da hingedacht. Meine arme schöne Mama haben sie ganz abscheulich hergerichtet! Sieh einmal hier, ganz deutlich: das ist der schlechte Wunsch vom Herrn Dürckens, und das ist der Neid der Söhne vom Doktor Asam, und das sind die Bosheiten von Madame van Boch! Nein, ich hätte nicht geglaubt, daß sie dir gleich *so* schaden könnten. Arme Mama, freilich, da muß ich mich ändern!“

Frau Bigram errötete unter ihrem weißen Scheitel und blickte verlegen lächelnd auf ihre gepflegte, blütenreine Hand hinunter.

Übrigens hatte sie keineswegs unrecht. Man redete. Nichts ist ja der heutigen Gesellschaft unfaßbarer, als daß ein Mensch, der nicht in einer goldenen und nicht in einer kronengeschmückten Wiege gelegen hat, dennoch darauf verzichtet, sein Leben im Erwerb oder im Ehrgeiz draufgehen zu lassen. Daß einem das Leben selbst, das bloße Dasein, wichtiger sein könnte als der Gewinn seiner Mittel, ist eine monströse Vorstellung. Frau Bigram ahnte ihn schon richtig, den Dialog, der Dutzende von Malen geführt wurde, in Häuslichkeiten, am Stammtisch, in der Harmonie, im Unteren Museum:

„Was will denn nun der jüngste Bigram werden?“

„Nichts.“

„Nichts?“

„Nichts.“ „

„Nichts?!“

Aber als Paul etwa zwei Jahre nach Ablegung seiner letzten Schulprüfung vom Magistratsrat Küppers eines Tages persönlich gefragt wurde, ob er denn nun, als Sohn eines so strebsamen Kaufmanns, wirklich nichts, gar nichts werden wolle und als ihn Herr Küppers dabei auf die zu erwartende Einbuße an bürgerlicher Geltung hinwies, da antwortete er mit höflicher und leiser Stimme, so daß es niemand weiter hören konnte: „Sie gestatten wohl, Herr Magistratsrat, daß ich darauf ergebnst pfeife!“ Der andere starrte ihn verblüfft an und sah, daß dieser sonst ungemein manierliche junge Mensch plötzlich ein Paar harte schmale Lippen im Gesicht hatte und ein ziemlich feindseliges Glitzern in seinen Augen.

Frau Bigram starb, auf eine leichte, fast frohe Weise. Eines Vormittags trat Paul, der spät aufgestanden war, zu ihr ins Zimmer, da saß sie auf dem gewohnten Sessel in ihrem schwarzen Seidenkleidchen. Ihr schmales Gesicht ruhte seitwärts und schien noch ein wenig rosig zu sein; vor dem Fenster lag frischer Schnee, es war als lächelte sie hinaus.

Paul sah gleich, was geschehen war. Er rief keine Leute herbei, nahm einen Stuhl und setzte sich der Mutter gegenüber, um in diesem letzten Alleinsein das liebe Gesicht noch einmal einzutrinken. Fest sah er sie an, ließ keinen Laut hören, und stoßweise stürzten ihm die Tränen auf die Brust. Endlich glitt er von seinem Stuhl herunter, bettete sich vor den Sessel der Mutter und ruhte mit dem Gesicht lange in ihrem Schoß, in kühler schwarzer Seide.

## 2

Paul Bigram war von bemerkenswertem Äußern. Seine Gestalt war groß und dabei allzu massig, aber dank seiner Beweglichkeit und Behendigkeit kam dies niemand recht zum Bewußtsein. Er ging und ritt und sprang und tanzte, als wäre er schlank und leicht, und was ihn dazu befähigte, das war Lebensfreude und ein Herz ohne Gift. Sein Gesicht war keineswegs schön. Unter dicht nach oben stehenden, rauhen, blond-

braunen Haaren lag eine nicht sehr hohe und eigentümlich zerklüftete Stirn; seine Augen waren blau oder grau oder grünblau, man wußte es nicht recht, man wußte aber auch nicht, daß sie eigentlich klein und unansehnlich waren, so mild und froh brannte ihr kleines Licht. Im übrigen war auch sein Gesicht zu fleischig, ja die Wangen hingen früh schon ein wenig herunter, und wer das als Einzelheit gesehen hätte, dem hätte es nicht gefallen. Aber niemand sah es so.

Er saß einmal, noch als Gymnasiast, mit einer jungen Freundin des Abends am Fluß. Sie hatte ihr schmales Haupt an seiner Brust liegen, sah im nächtlichen Schimmer zu ihm auf und flüsterte verliebt, wie schön er sei.

„Schön?“ sagte Bigram. „Mein Herz, ich sehe aus wie die Sau des Teufels.“

Die Kleine stieß einen Schrei aus. Aber beruhigend und mit der Gelehrsamkeit seiner achtzehn Jahre fügte Paul hinzu:

„Mein Herz, so hat Luther den Papst genannt. Da ist nichts dabei.“

Seine Art sich zu kleiden war ungewöhnlich. Er bevorzugte Kleidungsstücke von weitem, ja schleuderhaft freiem Sitz, geräumige Jacken mit ungeheuer breiten Aufschlägen, lange, vielfaltige Mantel, die zudem stets falsch zugeknöpft waren, all dies gefertigt aus großporigen wollenen Stoffen von nicht immer ruhiger Farbe. Auch seine Hüte und Mützen ließen die wohlstandige Form vermissen, nach dem tadelnden Ausspruch eines emsig bestrebtten Elegants von jüngerem Datum sahen sie aus, „als habe man dreiviertel Jahr lang Fußball mit ihnen gespielt“. Dieser scheinbar willkürliche Aufzug entfernte sich beträchtlich von der bei uns üblichen Kleidung, am ehesten hätte man ein phantastisch ausschweifendes Amerikanertum darin erkennen können. Das Eigentümliche aber war, daß der auf folche Art ausgestattete Bigram dennoch elegant erschien, so völlig stimmte diese ungebundene und großzügige Tracht zu seinem freien unbeschwerten Wesen und zu jeder

leichten sorglosen generösen Bewegung seines mächtigen Körpers. Er war ja auch niemals auf den Gedanken gekommen sich anders zu kleiden, und eben diese Selbstverständlichkeit übertrug sich auf alle Welt.

Selbstverständlichkeit war das Wesentliche seiner Existenz. Er hatte niemals zu zaudern, niemals zu wählen zwischen zwei Worten, zwischen zwei Gesten, zwischen zwei Handlungen, und jede Freiheit, die er sich nahm, entsprang wie die seiner Tracht nicht der schwankenden Erwägung eines Draußenstehenden, sondern dem innern Gesetz eines großen Herrn.

### 3

Ein großer Herr war er wirklich nach seiner ganzen Anlage; dazu machten ihn die hohe reine Art seiner Interessen, sein unabhängiges, vertrauendes Verhältnis zum Menschen und seine souveräne Verachtung allen Besitzes. Zu bedauern blieb, daß es ihm nach Herkunft und Lage nicht gegönnt sein konnte, ein ihm gemäßes Leben ohne Hemmungen durchzuführen.

Als seine Mutter in ihrem Grabe lag, blieb er für einige Wochen allein in dem alten Hause zurück und hielt gegen alle Welt seine Tür verschlossen. Seine drei Geschwister, zwei verheiratete Schwestern und ein Bruder, mit denen ihn schwache Bande verknüpften, hatten sich wieder zerstreut, es war mit ihnen verabredet, daß er auf seinen Anteil an dem elterlichen Wohnhaus gegen eine Abfindung verzichten würde. Dies erschien allen als ein unschönes Zeichen mangelnden Feingefühls.

Er aber durchlebte in den alten Zimmern noch einmal seine vergangenen Jahre, er überblickte und erkannte im Zusammenhang den Inhalt seiner Jugend und sein Ich. Er ging mit seiner Mutter um, als wäre sie noch gegenwärtig, ja mit ungehemmter Innigkeit. Er hielt sich an den Plätzen auf, die sie bevorzugt, er las in den Büchern, die sie gern gehabt hatte, oder hielt sie wenigstens in seinen Händen. Er öffnete auch, nach Überwindung mancher Scheu, eines Tages ihren kleinen alten Sekretär,



an dem die gewölbte Schutzdecke mit verschollenem Murmeln in die Höhe rollte, und sah Briefe, Notizbücher, Kochrezepte und die Zeugnisse aus seinen und seiner Geschwister Schuljahren. Er saß davor, ließ die einfachen Bleibsel aus einer Hand in die andere gleiten und übersah, wie sein eigenes Leben, auch dieses nun abgeschlossene Frauenleben, das gerade, treu und voll Ruhe gewesen war, und von dem nicht mehr viel Anderes übrig blieb als ein Nachhall in seinem Herzen. So jung er aber war und so bereit, das Dasein mit festen Armen zu umschließen: dies Auslöschen und Verhallen schien ihm dennoch nicht bemitleidenswert. Er saß und träumte und er sehnte sich wohl auch, aber es kam selten mehr vor, daß sich ihm die Augen netzten. Manchmal dagegen nahm er seine Geige und spielte in seiner freien Art eine Stunde vor sich hin. Er spielte Vortragsstücke, die seine Mutter geliebt hatte, Solveigs Lied oder gewisse Passagen von Puccini oder eine Rhapsodie von Liszt, ihr musikalischer Geschmack war keineswegs der zarteste gewesen. Und während er dastand und darauf losfiedelte, so daß mancher Nachbar über diesen pietätlosen Sohn das Bürgerhaupt schüttelte, fühlte er sich seiner Mutter am nächsten.

Nach vier Wochen schloß er das Haus und reiste davon, ohne sich von irgend einer Seele zu verabschieden. Er wählte nicht lange, fuhr zuerst nach Wien und von da weiter nach Osten. Er sah den nahen Orient, dann Indien, blieb eine lange Reihe von Monaten auf Ceylon, hielt sich in Rußland und in Skandinavien auf, in England und Schottland, mied aus irgendwelchen Ursachen Paris und gelangte auch erst ziemlich spät nach Italien. Dann freilich wirkte der Zauber, und nirgends hatte er so das Dasein geliebt.

Ohne es anzustreben, fand er sich nach kurzem überall nicht nur in guter, nein auch in „der guten“ Gesellschaft. Bald war er nicht mehr darauf angewiesen in den Gasthöfen abzustiegen; bequeme Stadtwohnungen, Jagdhäuser und Herrensitze waren ihm offen, und ohne eigentliche Legitimation gehörte er zu den

paar tausend Menschen, die das ausmachen, was man die europäische Welt nennt. Jene Welt, in welcher jeder den andern kennt, in welcher der Genuß und Besitz aller Kulturgüter Lebensinhalt und auch hauptsächlichlicher Inhalt der menschlichen Beziehungen ist. Diese Welt ist sehr bunt und doch eine Einheit: Teile des großen Adels gehören zu ihr und Teile der hohen Finanz, Sportsleute, Sammler, Künstler sehr anerkannten Ranges, Politiker im Westen und Süden, und solche entwurzelten Frauen, die Weisheit, Maß und Geschmack in ihren Abenteuern einzuhalten wissen.

In diese Welt sah er sich aufgenommen, ohne daß er einen Platz in ihr gesucht hätte. Niemand kam auf den Gedanken, seinem Ursprung oder seiner Tätigkeit nachzuforschen, denn sein Wesen war Freibrief und Titel. Die zu jener Welt zählen, sind den Sorgen des Tages entrückt und wandeln in Freiheit, sie erstreben nichts, weil sie alles besitzen; auch Bigram erstrebte nichts, weil das Allgemeinste seinem Wesen fern lag: der Zweck. Eine unbekümmerte, doch formvolle Selbstverständlichkeit ist das Freimaurerzeichen jener Gemeinschaft; Bigram trug es auf der Stirne, ungewiß, woher es ererbt war. Seine Anlage und seine Lebensform war ritterlich, denn es ist nicht wahr, daß die Natur keine Sprünge mache.

Eines Tages traf er in München einen Altersgenossen aus seiner rheinischen Vaterstadt, einen ernsten jungen Gelehrten, der sich zu Studienzwecken hier aufhielt. Sie speisten zusammen, und beim Nachtschiff fragte der Andere behutsam nach Bigrams Tätigkeit.

„Du bist Künstler, nicht wahr?“ sagte er tastend.

„Ich bin eine Drohne,“ antwortete Paul froh und laut und lachte mit allen seinen weißen Zähnen. Heimgekehrt erzählte dies der Andere mit einer Miene, als spräche er vom Antichrist.

„Sie sind wohl nicht Künstler?“ fragte ihn auch der Maler Stefan Mulzer einmal, den er in Florenz kennen gelernt hatte. Aber hier lag in der Frage nicht bloße Neugier, sondern eine

gewisse zarte und höfliche Verwunderung, den Andern nicht schon als den Urheber schöner Werke zu kennen.

Und ihm antwortete Bigram auch in völlig abweichender Art. „Sehen Sie, Herr Mulzer,“ sagte er und schaute vom Viale, wo sie saßen, über die abendliche Stadt hinunter, „es ist sehr wohl möglich, daß ich zum Beispiel Novellen schreiben könnte wie fünfzig Andere auch. Ich glaube, man kann das lernen, wenn man Nerven und das innere Ohr hat. Nur wäre mir’s wahrscheinlich nicht möglich, mich selber im genügenden Maße wichtig zu nehmen. Man muß sich da ungeheuer für sich selbst interessieren, meinen Sie nicht?“

Mulzer nickte, als wollte er mehr hören.

„Vielleicht könnte ich auch eines Tages auf meiner Geige etwas leisten. Soll ich Ihnen vielleicht einmal vorspielen bei Ihrer Arbeit?“

„Ach ja,“ sagte der Maler, „das wäre hübsch.“

„Man könnte vielleicht schon auf irgend einem Gebiet so ein mittleres Talent aus sich machen. Nur, sehen Sie, was die mittleren Talente zustande bringen, das hat aber schon gar keinen Wert.“

„Das ist wahrhaftig wahr,“ sagte Mulzer. Der Klang seiner Stimme bewirkte, daß sich der Jüngere rasch zu ihm hinwandte und ihm ins Gesicht sah.

„Aber was haben Sie denn?“ sagte er erschrocken und faßte nach den Händen des Andern.

#### 4

So brachte er wandernd und schauend vier Jahre zu und nahm Menschen und Landschaft und Werke gelassen in sich auf, in freudiger Freiheit. Freiheit war das Element, das er liebte und brauchte, sie war sein leidenschaftliches Bedürfnis. Einst als Knabe, wie er zum ersten Mal aus der straffen Obhut seines Vaters sich entfernt und eine Reise nach Köln unternommen hatte, war es sein Vergnügen gewesen, in der fremden

großen Stadt verschiedene Wagen der Straßenbahn zu besteigen und in unbekannte Vororte hinauszufahren, aus keinem andern Grunde, als weil er die Freiheit besaß, so zu tun.

Das einzige Band, durch das er sich gern hatte halten lassen, war die Liebe zur Mutter gewesen; nun genoß er es innig, losgelöst und einzeln zu schweifen, ein menschliches Atom, wie er es bei sich selber nannte. Mancher Aufenthalt bei den überall erworbenen Genossen, manche Station bei mancher Frau in mancher Provinz war schön und beglückend; wenn er sich aber genau erforschte, so blieb das Schönste überall der Umstand, daß man unvermutet eines Abends Abschied nehmen, in halblender Morgenstille mit dem Wagen zur Bahn fahren und um Mittag hundert Meilen von diesem Glück entfernt sein konnte. Niemand wunderte sich und niemand verargte es ihm, denn solcher Unbestand war allzu natürlich verknüpft mit seinem Wesen; auch ist die Welt, in der er lebte, nicht geneigt, Beständigkeit zu fordern und das Hin und Her über Bahnstrecken und Meere weiter wichtig zu nehmen. Es war ihm klar, daß sein bescheidenes Vermögen dem Leben, das er führte, nicht lange standhalten werde, der Zeitpunkt des Versiegens ließ sich berechnen. Dies bedrückte ihn in gar keiner Weise. Andere aber glaubten sich berechtigt und verpflichtet, für ihn besorgt zu sein, und als er sich am Ende von drei Jahren aus Gründen einer geschäftlichen Regelung daheim am Rheine mit seinen Verwandten zusammenfand, wurde er mit einer Art von feindseligem Erbarmen behandelt. Einer seiner Schwäger, ein angesehenener, vernünftiger Mann, führte eine Aussprache herbei.

Er begreife ja, sagte er einleitend, Pauls Neigung zu einem Leben des pflichtenlosen Genusses, obgleich er selber darin eine wahre Befriedigung niemals zu finden vermöchte. Nur scheine sich der junge Schwager über seine ökonomischen Aussichten leider nicht ganz im Klaren zu sein.

Vollkommen klar sei er sich, antwortete Bigram, und niemand möge befürchten, er werde etwa eines Tages den Verwandten zur Last fallen.

Hierauf ging der Andere nicht ein. „Erlaube mir, lieber Paul,“ sagte er, „daß ich vollkommen klar zu dir spreche. Du bist siebenundzwanzig, ich bin zwölf Jahre älter, vielleicht gibt mir das ein Recht zu fragen. Ich nehme an, daß deine Mittel bei der jetzigen Art des Verbrauchs höchstens vier oder fünf Jahre noch ausreichen können.“

Optimist! dachte Bigram und lächelte fröhlich.

„Du lachst und hältst dein Geld für unerschöpflich. Aber glaube mir, ich rechne besser als dn.“

„Kein Zweifel.“

„Nun also, was willst du anfangen, wenn diese Jahre vorüber sind?“

Bigram schlug ein Bein über das andere, tat einen Zug aus feiner kohlschwarzen Zigarre, blies den Rauch höflich zur Seite und sagte langsam:

„Sieh mal, lieber Georg, du meinst natürlich, mir sei das sogenannte gute Leben die Hauptsache, der Luxus. Das ist aber ein Irrtum. Du zitierst gerne die Bibel, wie ich weiß. Da kennst du auch das Wort: »In unseres Vaters Hause sind viele Wohnungen.« Nun, mir kommt es immer ein bißchen ärmlich vor, wenn man sich da mit einer Wohnung begnügt.“

„Du treibst Scherz mit heiligen Dingen,“ sagte der Schwager mit Ablehnung.

„Scherz? Gar nicht. Man sollte, meine ich, wenigstens von weitem in alle die vielen Wohnungen hinein gerochen haben, die für uns gezimmert sind.“

„Die Welt ist kein Vergnügungsetablisement.“

„Du wirst mir nicht sagen wollen, sie sei ein Jammertal, lieber Georg. Jedenfalls braucht sie keines zu sein. Ich für mein Teil finde sie unabschreitbar groß und herrlich und umarmens-

wert. Mir tut es schon leid, daß man notgedrungen ein Drittel seiner Lebenszeit verschläft.“

Der Andere betrachtete ihn überlegen. „Was bist du im Grunde noch für ein Kind!“ sagte er.

„Wieso denn ein Kind? Aber der Schlaf mag hingehen. Man erkennt ihn nicht recht, man kann ihn nicht stellen, trotzdem ist er etwas Köstliches. Aber weißt du, was ich kürzlich einmal berechnet habe.“

„Nun, was hast du berechnet?“

„Wenn du achtzig Jahre alt wirst und brauchst, von deinen Jünglingsjahren an, täglich zwanzig Minuten, um dich zu rasieren, dann rasierst du dich im ganzen Leben dreiviertel Jahr lang. Ist das nicht grauenhaft, ist das nicht jammervoll? Man sollte sich einen Vollbart stehen lassen. Leider geht es nicht.“

Der Schwager stand auf. „Mit dir ist nicht zu reden“, sagte er, „ich sehe wahrhaftig schlimme Dinge kommen.“

„Bitte setz’ dich wieder hin. Ich rede nicht mehr vom Bart. Ich wollte bloß sagen: nur darauf kommt es an, daß einer wirklich lebt.“

„Du meinst also, *wir* leben nicht wirklich, so etwa ich und Leute meinesgleichen.“

Paul wiegte den Kopf. „Etwas Persönliches will ich nicht sagen, durchaus nicht. Aber die Existenz mancher Leute, die nur für die Pflicht und für die Arbeit leben, die kommt mir freilich vor wie der bekannte Ausschuß.“

„Ausschuß?“

„Ja. Der immer nur zusammentritt, um zu beschließen, wo er das nächste Mal zusammentritt.“

„Verstehe ich nicht.“

„Nun, das ist nicht wichtig. Aber glaube mir, wenn ich später mal, bald wahrscheinlich, nur noch hundertfünfzig oder zweihundert Mark im Monat zu verbrauchen habe, dann werde ich auch noch ganz glücklich sein.“

„Na, na.“

„Bibliotheken sind gratis, Museen auch und Spaziergänge auch. Und wenn ich mir ein besonderes Fest machen will, dann bleibe ich einen ganzen Tag im Bett und tue platterdings nichts.“

„Ein nettes Ideal. Übrigens wirst du vermutlich auch die zweihundert Mark bald nicht mehr haben.“

„O doch.“

„Ohne Arbeit?“

„Ohne Arbeit oder mit ein wenig Arbeit.“

„Auf welche Art?“

„Nun, da ist zum Exempel das Spiel.“

„Spiel?“

„Ja das Spiel, das Glücksspiel Ich bin ganz geschickt und sehr ruhig. Verzeih das Selbstlob.“

„Hübsch! Und wenn das versagt?“

„Na, ich verstehe zum Beispiel etwas von Pferden und kenne jetzt allerlei Sportsleute. Ich werde bei Wettrennen gewinnen.“

„Das ist ja alles nicht dem Ernst.“

„Mein vollkommener Ernst. Aber wenn durchaus gearbeitet sein soll: ich könnte zum Beispiel irgendwo Sekretär werden oder noch lieber Bibliothekar bei einem vornehmen Herrn. Sprachlehrer mochte ich nicht werden, das ist lähmend. Aber ich habe ja noch meine Geige, sogar eine sehr gute habe ich mir in Italien gekauft, eine von einem Schüler wie Maggini.“

„Du bist wohl nicht genügend ausgebildet.“

„Fragt sich wozu. Beim Wendling-Quartett wird man mich nicht brauchen können. Aber ich werde etwas vulgärer konzertieren, ich werde in den Restaurants spielen oder in einem Café, und eines Abends kommt dann die Herzogin von Saint-Briac angefahren und läßt mich hinausrufen, und wie ich zu ihr in

den Wagen steige und die Pferde anziehen, schlägt sie den Mantel auseinander und sitzt nackt da in ihrem Zobelpelz.“

5

Bigram verbrachte einige Winterwochen in Venedig. Die Stadt war ganz frei von Fremden, gehörte ihren rechtmäßigen Bewohnern und zeigte ihr eigenes, verändertes, unbekanntes Leben. Bigram hatte im Hotel Britannia ein riesiges Parterrezimmer inne, die angeschwollenen Wasser des Großen Kanals schlugen gegen die Fenster, und im Kamin knatterten die Buchenklötze ans Mestre. Er saß viel zu Hause und las und träumte, und seine Abende verbrachte er in den Theatern, mit dem angespannten Genuß des leidenschaftlichen Liebhabers.

Das Hotel war beinahe leer. Eine Zeitlang erschien im Speisesalou niemand als ein ganz außerordentlich vornehmes russisches Ehepaar, das von den Kellnern mit nachdrücklicher Diskretion einfach als Monsieur und Madame angeredet wurde. Eines Tages war ein dritter Tisch besetzt: von Gemma Pavese, die in diesen Wochen ein Gastspiel absolvierte. Sie stand auf der Höhe ihres Ansehens, war noch schön und schien das Alleinsein zu lieben. Gleichwohl lernte Bigram sie kennen, bald speisten sie zusammen, und nach einigen Tagen hatte die Schauspielerin es sich zur Gewohnheit gemacht, die Rolle des Abends mit ihm zu bereden und einzelne Szenen wörtlich mit ihm durchzugehen.

„Sie sind ein herrliches Echo, lieber Freund,“ sagte sie, „ich kann Sie brauchen. Fünfhundert von unseren italienischen Kunstkennern ersetzen mir nicht Ihre deutsche Empfindlichkeit. Wenn ich des Guten zu viel tue, so brauchen Sie mir garnichts zu sagen, da ziehen Sie einfach Ihre deutschen Angenbrauen ein wenig in die Höhe, und sogleich schäme ich mich. Aber es ist doch vielleicht gut, daß wir nicht immer zusannnen sein werden: nach sechs Wochen hätten Sie mich so diskret gemacht, daß ich allen Kredit verlöre. Ihr seid gefährlich, ihr



Deutschen, und wenn ich nicht schon alt wäre und schon an die Ruhe dächte, dann würde ich mich vor Ihnen hüten.“

„Dann hüten Sie sich nur,“ sagte Bigram. „Denn *alt* ...“

„Zut!“ sagte die Pavese. „Ich *bin* alt. Ich kenne Sie sechs Tage, junger Mensch, und Sie haben sich nicht ein bißchen in mich verliebt.“

„Wissen Sie das? Ich bin wahrscheinlich nur sehr schüchtern.“

„O schweigen Sie!“ rief sie und erhob mit einer schönen Geste der Abwehr eine ihrer braunbleichen, ringgepanzerten Hände.

Eines Mittags speisten sie zusammen. Am Abend zuvor hatte sie die Magda gespielt, und Bigram zeigte sich entzückter als jemals.

„Gehen Sie, gehen Sie,“ sagte sie und war geschmeichelt, „die Vorliebe für Ihren deutschen Dichter verblendet Sie.“

„Kaum,“ sagte Bigram und lächelte mit sanfter Überlegenheit, „kaum. Nein, das war ein Gipfel, fast das Höchste war es.“

„Fast?“

„Mir scheint, es gibt nur eine Frau, die Sie übertrifft, eine einzige.“

„Nun, die Duse natürlich,“ sagte Gemma und zuckte die Achseln, als über etwas leider Selbstverständliches.

„Ich denke nicht an die Duse.“

„Noch eine zweite also! Und in Deutschland natürlich?“

„In Deutschland, ja. Else Lehmann heißt sie. Diese Frau ist nicht schön, sie ist höchst unelegant, sie hört schlecht und sie lispelt ...“

„Sie machen sich lustig über mich.“

„... aber wenn Sie ihre dicken Arme öffnet, um ein Kind zu umfassen, oder wenn sie stottert vor Angst oder Scham oder

verhaltener Liebe, oder wenn sie in höchster Not die Hand zum Munde führt, – so, sehen Sie, mit geschlossenen Fingern, und dazu ihren plumpen Kopf ein wenig hin und her wiegt, dann ist es, als erführe man das Letzte über den Menschen, und das Mitleid verbrennt einem die Brust. Nein, es gibt nichts Schöneres auf der Erde.“

„Wie alt sind Sie, Bigram?“

„Neunundzwanzig.“

„Quelquefois on ne vous donnerait que dix-huit!“

Ein Diener trat herein und überbrachte die Post, eine Menge Sendungen für die Schauspielerin, für Bigram zwei Briefe.

Sie bat um seine Erlaubnis und begann mit dem bronzenen Fruchtmesserchen die Umschläge zu öffnen. Wie sie aufblickte, sah sie Bigram dasitzen, ein geöffnetes Schreiben in der Hand, ein wenig abwesend, mit kurioseem Gesichtsausdruck.

Sie fragte: „Wovon träumen Sie denn?“

„Träumen? Ich denke an sehr reale Dinge. Das ist ein Brief von meiner Bank.“

„Schlechte Nachrichten?“

„Wie man's nimmt. Ich bin ruiniert.“

„Was? Oh! Sie haben unglücklich spekuliert?“

„Keine Rede, Frau Gemma,“ sagte er und war schon wieder guter Laune. „Ruiniert ist auch gar nicht der richtige Ausdruck. Erschöpft ist der richtige, und ich hätte es kommen sehn müssen.“

„Aber was werden Sie beginnen?“

„Nun: vivre en bourgeois et penser en demi-dieu.“

„Ohne Scherz!“

„Ist das ein Scherz? Ich werde etwas sehr Lustiges anfangen, eben habe ich es mir überlegt.“

„Also?“

„Ich kaufe mir vom Letzten, was mir bleibt, ein kleines Gut, ein winziges, eine Hütte, und lebe als Trapper.“

„Wovon denn, Sie Kind?“

„Nun ... ich werde Tiere züchten, Perlhühner oder Affen oder Hunde, nein selbstverständlich Hunde. Und hie und da werde ich einen Raubzug in die Welt machen und werde mir auf malhonette Weise einen kleinen Zuschuß verdienen.“

„So. Wo wird denn Ihr kleines Gut liegen? In Toskana vielleicht oder am Meer?“

„Nein, nicht in Italien. Ich werde mich wohl dorthin zurückziehen,“ er deutete ins Ungewisse, „zu uns hinauf, in ein härteres Land.“

„Und dort werden Sie heiraten? Eine Frau, dick und unelegant, die lispelt und nichts hört, und die Ihnen infolgedessen das Herz bewegt?“

„Heiraten, schwerlich.“

Sie sah ihn an. „Warum bleiben Sie beispielsweise nicht bei mir, Bigram,“ sagte sie dann rasch und in spielendem Ton. „Als mein Studienmeister und Impresario. Was sagen Sie dazu?“

„Aber ich bin ruiniert!“ wiederholte er lächelnd.

„Eben deswegen.“

„Nein, eben deswegen nicht,“ sagte er und küßte ihr die Hand.

## 6

Doktor Alexander Ruge, ein jüngerer Arzt von bereits großem Namen, wurde eines Tages zu einem Ausflug in die Ostsee genötigt. Seine hübsche Freundin, Frau Eva Saccur war es damals, trat in sein Arbeitszimmer in der Regentenstraße, setzte sich ihm gegenüber und betrachtete ihn prüfend.

„Hör einmal, Alexander,“ sagte sie, du siehst miserabel aus. Man hat nicht solche Säckchen unter den Augen mit fünfunddreißig Jahren. Du solltest ein bißchen fortfahren von Berlin.“

„Das wird schlecht gehen, liebe Eva.“

„So, wird das schlecht gehen? Auch wenn ich sehr bitte? Ich möchte nämlich mit.“

„Ach so,“ sagte er liebenswürdig.

„Ja. Hab keine Angst, ich weiß schon: Frauen, die immer verreisen wollen, sind furchtbar. Ich denke bloß an fünf, sechs Tage. Ich möchte auf eine Insel.“

„Insel?“

„Ja. Natürlich nicht Sylt oder Rügen. Irgendwohin in die Nähe, wo man trotzdem niemand kennt. Es muß doch so was geben. Wozu bist du schließlich ein Mann, du hast doch etwas gelernt!“

Sie lachten, nahmen eine Landkarte und entschieden sich für Bornholm. Sie fuhren hin, im herrlichsten Juniwetter, und mieteten sich mitten auf der Insel ein, nahe bei dem berühmten Buchenwalde Allmindingen. Am zweiten Tage unternahmen sie einen Ausflug, schickten an der Küste ihren Wagen zurück und wanderten auf felsigen Pfaden lange überm Meere dahin.

Die Sonne stach, und als es drei Uhr war, zeigte sich plötzlich, zusammengeballt im Westen, über Schweden, eine Wand von schwarzen Wolken. Ein Sturm fing an zu pfeifen, und Alexander sah mit Bedenken auf Frau Saccur, die in ihrer ganz leichten Bluse fröhlich neben ihm herschritt, auf dem Kopf ein seidenes Käppchen und in der Hand statt eines vernünftigen Schirmes einen flotten kleinen Stock. Er sagte:

„Wenn das Gewitter vorbei ist, kleine Eva, dann muß ich dich in die Hände nehmen und auswinden, gerade hinunter ins Meer.“ Er sah sich nach einer Unterkunft um; aber es gibt keine Dörfer auf dieser Insel, und die Höfe liegen zerstreut.

Der Weg führte nun steiler aufwärts, immer der drohenden Schwärze entgegen, und als sie zur Höhe gelangten, sahen sie nahe dem Abhang einen großen Mann sitzen, einen Bauern offenbar, mit breitem verbogenem Strohhut, einer gelben Lei-

nenjacke ohne Kragen und mit blauen Hosen ans dem gleichen Stoff, die seine Knie frei ließen. Nahe bei dem Manne, rechts und links ein wenig hinter ihm, saßen zwei riesige gelbbraune Doggen, wandten die Häupter und knurrten.

Alexander versuchte den Mann zu befragen, aber der verstand kein Deutsch, und mit den paar hochdänischen Brocken war auch nichts anzufangen. Jener sprach vielmehr einen ganz eigentümlich knarrenden, wie verrosteten Dialekt, offenbar war dies Bornholmisch. Doch schließlich, da die Situation ohnehin klar genug war, begriff man einander, und der Bauer ging auf dem Felsenwege mit großen Schritten voran, dicht gefolgt von den beiden kolossalen Hunden. Nach kurzem bog er ab, landeinwärts, schon fielen die ersten dicken Tropfen. Steil ging es nach unten, einen mit saftigem Gras bewachsenen Hügel hinab, sie sahen mitten in der Mulde einen kleinen Hof liegen.

„Ist's das dort?“ rief Alexander.

Der Mann brummte etwas wie eine Bejahung, ohne sich umzuwenden.

In diesem Augenblick brach mit ganzer Gewalt der Regen los. Alexander riß sich die Jacke von den Schultern, um sie Eva umzuhängen, aber auch der Andere hatte das getan, er war rascher und schlang seinen leinenen Kittel um sie. Dann lief er in seinem Hemd voraus durch die stürzenden Wasser, und die Beiden rannten ihm nach. Die zwei Doggen, denen das Ganze großes Vergnügen zu machen schien, jaulten und blafften und rannten wie besessen den Hang nach aufwärts zurück und wieder hinab.

Wie sie den Hof erreichten, wurde durch das Rauschen hindurch noch anderes Gebell hörbar, ein begrüßendes Lärmen tiefer und höherer Hundestimmen.

„Huch, was hat der Mann für viele Hunde!“ rief Frau Saccur lachend und prustend. Und dann waren sie im Haus und gebor-

gen. Ihr Helfer öffnete ein Zimmer, murmelte etwas nicht zu Verstehendes und ließ sie allein.

Sie blickten sich um, mit Erstaunen. Dies war ein Bauernhaus, aber keine Bauernstube. Zwar die Möbel waren einfach und bestanden aus ungestrichenem Holze, das angenehm roch, und auch die Täfelung der Wände zeigte die Landesart. Aber die Anordnung der Gegenstände, der Wurf der Vorhänge, die ganze Atmosphäre des Raumes war nichts minder als bäuerlich.

„Wo sind wir denn hier?“ sagten sie beide gleichzeitig und blickten sich an.

Frau Saccur beugte sich über den Tisch.

„Sieh mal, was da alles liegt!“

Über den schweren Tisch verstreut lagen Bücher in mehreren Sprachen, meist gewichtige Bände von wissenschaftlichem Ansehen, philosophische, sprachliche, naturwissenschaftliche Werke, übereinandergeschichtet und nebeneinander aufgeschlagen. Ein Sternatlas war geöffnet auf ein schräges kleines Pult gestellt. Und zwischen all dem lag ein Heft der Neuen Rundschau von jüngstem, sommerlichem Datum.

„Aber wo *sind* wir denn?“ sagte Eva wieder, in einem noch höheren Tone.

Die Tür ging auf, und ihr Gastfreund kam herein, ohne Hut jetzt, in einer hochgeschlossenen Jacke, mit Tüchern und trockenen Kleidungsstücken überm linken Arm. Er ging auf Alexander zu, schüttelte ihm fröhlich die Hand und sagte:

„Bigram. Sie sind wohl nicht böse über meinen blöden Witz?“

## 7

Mit dem Gelde, das ihm blieb, hatte er diesen Gutshof erstanden und verlebte nun hier den größeren Teil seiner Jahre. Freiheit genoß er in tiefen Zügen, hatte das Meer, weite Felder, Felsen und Wiesenhänge, und hatte sich selbst. Aus den öffentlichen Bibliotheken von Stettin und von Kopenhagen brachten

ihm die Schiffe Lasten gelehrter Werke, unendlich dehnten sich Tage und Abende vor ihm aus, und was Menschen erkannt und erahnt hatten, machte er sich ohne Hast und ohne Zweck zu eigen. Reicher und fester wurde der Stoff, aus dem er seine Träume baute, er besaß alle Erdteile und mehr als ein Zeitalter, wenn er in ungeheurerer Nachtstille bei weitgeöffneten Fenstern Stunden lang in seiner Studierstube auf und ab schritt. Manchmal, bei günstigem Wind und stärkerem Wogen, rauschte das Meer von jenseits des Hanges, manchmal träumte einer von seinen Hunden laut. Dann blieb er stehen und lächelte. So reich und glücklich fühlte er sich in seiner belebten Einsamkeit, daß er sich schwer zum Schlafe entschloß und mitunter bis zum Frühlicht wachte.

Er hatte ein Ehepaar in seinem Dienst, Gorm Anker und Maren Anker, Leute in mittleren Jahren. Sie hatten Unglück gehabt, ihr unversicherter Besitz war ihnen abgebrannt, und nach guter Menschensitte hatten sie bei dieser Gelegenheit mit allen ihren Verwandten schmerzhaft Erfahrungen gemacht. Sie dienten gern und treu bei diesem Herrn, der wenig befahl, körperlich stark war wie ein Schmied und zwischen Versehen und Verschuldung stets gerecht unterschied.

Maren besorgte ihm Küche und Haus, und beide zusammen pflegten den Zwinger. Das Beste tat er selbst an den Hunden. Er erzog sie und wachte über sie in ihren Jugendkrankheiten. Er stutzte auch den Kleinen den Schweif und die warmen Ohren, höchst ungerne und innerlich unablässig fluchend auf die Menschen, die ein Geschöpf anders wollten, als es aus Mutterleibe stieg. In seinen langen und häufigen Abwesenheiten konnte er wissen, daß seinen Tieren nichts mangeln würde; dennoch reiste er mit Unruhe und wachte in mancher Nacht mit Sorgen auf ...

Sagen dürfte ich's keinem Menschen, dachte er dann, die Leute meinen ja, so eine Dogge sei aus Eisen und robust wie ein Nilpferd. O Idioten! Es gibt ja nichts Heikleres als so ein

Tier. Das ist überzüchtet wie Bourbon plus Habsburg. Man braucht sie nur ein wenig falsch zu nähren, gleich haben sie Beulen und Schwären, und die guten Augen entzündeten sich. Nun, am Samstag geht Gorm wieder hinüber nach Rønne ins Hotel und holt die Fleischreste, und am Montag muß aus Kopenhagen der Hundekuchen kommen. Gesegnete Mahlzeit, hochverehrte Viecher! – Worauf er von neuem einschlieft in seinem Gastbett.

Seine Zucht hatte rasch einen Namen erlangt, denn gute Doggen sind selten. Die Beziehungen in der Welt, die sich Bigram während seiner Reisejahre erworben hatte, dienten ihm sehr, und man bezahlte diesem Gleichgestellten gern beträchtliche Preise. Seine Einsiedelei war Gesprächsgegenstand in manchem Zirkel, denn mehr als einen Liebhaber hatte der Zeitüberfluß dazu gebracht, sich auf Bornholm selbst einen der Hunde auszuwählen. Man wurde gut empfangen, angenehm untergebracht und kräftig bewirtet. Bigram waren solche Besuche angenehm, nicht weil er sein Alleinsein gern unterbrach, sondern weil ihm daran lag, den künftigen Eigentümer kennen zu lernen. Denn von jedem einzelnen seiner Tiere trennte er sich schwer und fand in ungewöhnlichen Preisansprüchen durchaus keinen Trost und nur eine unzulängliche Rache.

Häufiger freilich brachte er selbst, nachdem eine Korrespondenz vorausgegangen, seinen Zögling an Ort und Stelle. Ein Drittes gab es nicht.

„Bedaure,“ schrieb er einst einem Kauflustigen zurück, „meine Hunde reisen nicht allein. Wer, um die entstehenden Mehrkosten zu sparen, einem Tier zumuten will, fünfzig Stunden in einem Bretterschlag zu sitzen, womöglich Durst zu leiden und jedenfalls alle Qualen der Verlassenheit und Angst, der ist kein Herr für einen meiner Hunde. Kaufen Sie sich ein ausgestopftes Stinktier!“

Ratschläge wie diesen pflegen nur Männer zu erteilen, die dank ihrer Körperlichkeit auch im Stande sind, sie zu vertreten.



Was Bigram betrifft, so sparte er nicht mit dergleichen Äußerungen.

Einst war er mit einem ganz besonders schönen Rüden in die Provinz Hannover gefahren und hatte bei dem künftigen Besitzer, einem Gutsherrn und Rittmeister außer Dienst, einen Abend verbracht. Neben ihm beherbergte das Haus noch mehrere Gäste, und als gegen Mitternacht die Damen sich zur Ruhe begeben hatten, setzten sich die fünf Herren zu einer Partie Poker, die noch lange währte. Im Verlauf dieses Spieles verlor der Gastgeber, der erst lärmend lustig gewesen war, eine ziemlich beträchtliche Summe, seine gute Laune und seine Haltung schwand, er wurde bedrückt, ja weinerlich, entrüstete sich, wenn einer der Mitspielenden die Chancen der Karte voll gegen ihn ausnützte und demütigte sich auf jede Art, um das Mitgefühl der Anderen zu erwecken. Alle waren sie bereits müde und hätten gern ein Ende gemacht, nur aus Rücksicht auf den Verlierer hielt man sich wach. Endlich wandte sich für diesen wieder das Blatt, und in dem Maße, in dem ihm seine Scheine zurückkehrten, gewann er auch seine Munterkeit wieder, wurde fest und hart und spielte wie ein Pirat, ohne Rücksicht und Dank.

Bigram betrachtete mit hochgezogenen Brauen erst ihn und dann die zwei Tausendmarknoten, die ihm von seinem Gewinn noch geblieben waren; dann erhob er sich, grüßte und begab sich auf sein Zimmer.

Der Hund Knut schlief in einer Ecke. Er stand schwerfällig auf, streckte sich und wedelte.

„Servus, Knut,“ sagte Bigram und schwenkte die beiden Banknoten. „Die da hab’ ich noch gerettet. Davon frühstücken wir heute in Berlin.“ Dann setzte er sich an den Tisch, schrieb auf ein Kuvert den Namen des Hausherrn und Folgendes auf ein Blatt Papier:

„Ich muß mitteilen, daß der Hund Knut es ablehnt, in Ihren Besitz überzugehen. Ich hatte deswegen eine lebhaftere Ausein-

andersetzung mit dem Hund, aber leider kann sich der Hund nicht entschließen, einem Manne zu dienen, der bei Spielverlusten jammert und im Gewinn brutal wird. Ich kann den Hund darin zwar nicht begreifen, aber der Hund ist unbeugsam. Anbei zweiunddreißig Mark vierzig Pfennig als Logiergeld für Knut und mich selbst. Ergebendst *Bigram*.“

Dies geschehen, packte er seine Handtasche und begab sich mit Knut zu den Ställen. Die Knechte waren schon wach, er ließ sich einen Wagen anspannen, setzte Knut neben sich in den Fond und fuhr zur Bahnstation.

## 8

Das Gewitter war kurz, aber der Regen dauerte an bis zur Nacht, und Bigram erlaubte nicht, daß seine Gäste durch die stürzenden Wasser den weiten Weg nach Allmindingen suchten. So blieben sie, aufrichtig dankbar, wurden bewirtet, und als Frau Saccur, müde vom Ausflug, zur Ruhe gegangen war, saßen die beiden Männer beim Burgunder noch wach.

Der Regen hatte endlich aufgehört, die Fenster waren geöffnet, und in voller Flut drang die Nachtluft zu ihnen ein, in der ein Meereshauch war und der starke Duft der nassen Wälder.

Sie saßen lange und tranken und redeten wenig und hatten ein Gefühl, als könnten sie Freunde werden.

„Netter Zufall, daß man sich so getroffen hat,“ sagte Bigram.

„Ganz außerordentlich nett!“ sagte Alexander, und sie tranken ihre Gläser leer.

Alexander schlief kurz, wachte dennoch erfrischt in aller Morgenfrühe auf und ging leise hinaus. Es tropfte noch immer von den Bäumen, die Luft war von einer so urweltlichen Frische, als kreiste die Erde am ersten Tag.

Oh Himmel, was für ein Leben hier, wie köstlich, wie götternah! dachte Alexander mit Neid und mit Zuneigung und hatte nichts so völlig vergessen wie die schlafende Eva Saccur. Er stieg durchs nasse Gras den Hügel hinauf, stand auf dem

Grat und sah im reichsten Morgensonnenglanze ungeheuer das Meer vor sich liegen. Er verweilte lang, eine Stunde gewiß, und ging dann zurück.

Durchs Fenster blickte er in die Wohnstube hinein, ehe er das Haus betrat. Drinnen stand der Frühstückstisch gedeckt, Frau Saccur war noch nicht erschienen, nur Bigram war da. Er saß auf dem Boden, sich gegenüber eine kleine Dogge von vielleicht sechs Wochen, die in komischer Haltung dahockte und ihren eigenen Schwanz im Munde hielt. Bigram hatte ein Buch auf dem Schoß, und Alexander bemerkte mit Verwunderung, daß er offenbar dem Hündchen etwas vorlas. Dabei bewegte er öfters eindringlich und mahnend den Finger, und der Zögling schielte ihn ängstlich an. Plötzlich aber schien Bigram von der Komik der Situation selbst überwältigt zu werden, er ließ das Buch sinken, warf sich hintenüber, und Alexander hörte durch die dicke Glasscheibe hindurch sein schallendes Lachen. Das Hündchen entlief in eine Ecke.

Alexander war im Begriff mitzulachen, so ansteckend wirkte diese einsame Lustigkeit; aber plötzlich empfand er es als unschicklich, auf solche Art den Beobachter zu spielen, er schämte sich fast, wurde Augenblicks ernst und ging weg vom Fenster. Nach ein paar Minuten trat er zu Bigram in die Stube.

Das Hündchen saß noch in seiner Ecke, und Bigram stand über den Schreibtisch gebeugt. Lebhaft wandte er sich um und streckte die Hand aus.

„Guten Morgen,“ sagte Alexander und schüttelte sie. „Aber daß Sie mit Ihrem Frühstück warten, ist beschämend.“

„Ich bitte Sie! Sie waren schon draußen, nicht wahr?“

„Ja. Und Sie haben, glaube ich, schon Unterricht erteilt? Ich ging eben am Fenster vorbei.“

Bigram nickte und holte die kleine Dogge aus ihrem Winkel.

„Ja, dem da habe ich aus dem Linné vorgelesen, das Kapitel über den Hund. Er muß doch schließlich wissen, woran er sich

zu halten hat! Es ist übrigens auch für Nichthunde eine hübsche Lektüre.“

Das Buch lag noch aufgeschlagen, Bigram nahm es und sagte: „Hören Sie einmal zu, ob das nicht zwei Zentner Romane und Lyrik aufwiegt:

„Frißt Fleisch und mehliges Pflanzenstoffe, kein Kraut, verdaut Knochen, erbricht sich nach Gras, lost auf einen Stein: Griechisch-Weiß, äußerst reizend. Trinkt leckend, wässert seitlich, in guter Gesellschaft wohl hundertmal ...“

Hier packte Bigram wieder sein Lachen, und Alexander stimmte mit ein. Das Hündchen schielte furchtsam vom einen zum andern und plötzlich tat es, was man ihm vorlas.

Alexander rief: „Sehen Sie, was er tut! Für gute Gesellschaft hält er uns also.“

„Kleiner See,“ sagte Bigram. Dann holte er von draußen eine Art Stoffbesen und ließ den alles Unschickliche aufsaugen. Er nahm den Zögling beim Nackenfell und setzte ihn auf ein flaches Blechgefäß, das für dergleichen Anfänger irgendwo bereitstand.

„Nase feucht,“ las er dann weiter, „wittert vorzüglich, läuft der Quere, geht auf den Zehen, vor Schlafengehen umkreist er die Lagerstätte, hört im Schlaf ziemlich scharf, träumt.“

Die kleine Dogge war wieder aus ihrer Schüssel hervorgekommen, saß vor Bigram und betrachtete blinzelnd sein redendes Gesicht.

Alexander hatte sich eine Zigarette angebrannt und freute sich.

„Kannst es schon noch einmal hören,“ sagte Bigram zum Hunde, „bravo, fleißig!“

„Treu über alles,“ las er und hob mahnend die Hand, „Hausgenosse des Menschen, wedelt beim Nahen des Herrn, läßt ihn nicht schlagen, geht jener, läuft er voraus, am Kreuzwege sieht er sich um. Macht nachts die Runde. Meldet Nahende. Wacht

bei Gütern, wehrt das Vieh von den Feldern ab, bewacht Rinder und Schafe vor wilden Tieren, – hält Löwen im Schach!“

Die Worte „hält Löwen im Schach“ las Bigram mit plötzlicher Donnerstimme, und mit eingezogenem Schwanz rannte das Hündchen zu seiner Blechschüssel zurück.

„Nun, nun,“ sagte Bigram, „so schlimm ist es auch wieder nicht. „Und im Tone milder Anerkennung fuhr er fort: „Bringt das vom Jäger Erlegte ohne zu naschen, zieht in Frankreich den Bratspieß, in Sibirien den Wagen. Bettelt bei Tische. Heult zur Musik ...“

Mit einem Gefühl des Neides blickte Alexander den Lesenden an. Zweifellos, was Bigram da trieb, das war eine charmante Kinderei. Mancher andere hätte sich dabei gesagt: sieh da, ich treibe eine charmante Kinderei! Bigrams Tun aber war das natürlichste von der Welt, mit der größten Selbstverständlichkeit unterhielt er sich und andere damit, einem kleinen Hundevieh aus der Naturgeschichte vorzulesen: froh, sicher, unbekümmert und völlig uneitel.

Von dir wird man allerhand zu lernen haben, neuer Freund, dachte Alexander. Aber ob man es lernen kann?

Die Seitentür ging auf, und Frau Saccur erschien, ausgeschlafen, rosig und duftend. Man setzte sich zum Frühstück.

„Sie haben gut geruht, das sieht man,“ sagte Bigram und lächelte.

„Gut geruht ist das Wenigste. Aber ich bin auch gut aufgestanden, Herr Bigram, und das ist Anlaß zum Dank.“

Er machte ein fragendes Gesicht.

„Ist es nicht wahr, Alexander: da wird man auf einer wüsten Insel in einen einsamen Hof verschlagen und fürchtet sich vor der Morgentoilette. Gewiß wird es nichts geben als ein grobes Handtuch und Kernseife!“

„Das wäre ja noch schöner!“ sagte Bigram.

„Anstatt dessen, was findet man? Alles, einfach alles. Puder von Guerlain und Seife von Atkinson und köstliches Badesalz und überhaupt alles. Und man kann mit dem Gefühl zum Frühstück kommen, als sei man nicht degoutanter als gewöhnlich.“

„Nicht degoutanter als gewöhnlich,“ sagte Alexander zustimmend, „du hättest es nicht treffender sagen können.“ Alle lachten und aßen.

„Ja,“ meinte Bigram, „es kann doch einmal vorkommen, daß eine Dame herreist, um sich einen Hund zu kaufen, da darf ich doch meine Kundinnen nicht gleich mit Kernseife abschracken.“

„Aha, um einen Hund zu kaufen!“, sagte Frau Saccur. „Das ist wahr.“

Nach dem Frühstück brachen die Gäste auf und beide Männer wußten, daß sie einander künftig suchen würden. „Warten Sie,“ sagte Bigram, „ich bringe Sie auf den Weg. Und Sie sollen eine Eskorte haben, wie sie kein Kaiser bekommt.“

Sie traten hinaus in den rückwärtigen Hof, vielstimmiges Bellen scholl ihnen entgegen. Bigram öffnete den weitläufigen Zwinger, pfiff schrill auf zwei Fingern, und nun stürzte der ganze Schwarm seiner braunen Hunde heraus und umdrängte und umsprang ihn und rieb sich und kratzte an dem langen Ledermantel, den er angelegt hatte.

Und dann setzte man sich in Bewegung, landeinwärts, durch Wiesengründe gegen die Straße nach Allmindingen hin. Wohl vierzig Hunde gaben das Geleit. Groß, eindrucksvoll und würdig schritten die Erwachsenen einher, erhabenen Hauptes und die starken Ruten stolz wagrecht ausgestreckt, die Kinder jeden Alters aber umrannten und umspielten die Alten und trieben den Unfug ihrer Monate.

Noch leuchteten Regentropfen an Blättern und Gras, der hohe Buchenwald war durchströmt von morgendlicher Sonne, in

sein Rauschen scholl Quieken und Geschrei der Kleinen und  
dunkle, mahrende Laute der ehrbar wandelnden Eltern.

## 1921–1924

### Der Kaiser (1921)

In: Die Gäste. Eine Halbmonatsschrift für die Künste, 1. Jahrgang, Heft 1, 1921, Seite 14.

Ein Kaiser in China hatte fünfzig Jahre lang zum Wohlgefallen der Götter und zum Heil seines Volkes regiert. Als sein Fest gefeiert werden sollte, war vom frühen Morgen die ganze Hauptstadt auf den Füßen, und aus der Provinz waren ungeheure Menschenmassen herbeigeströmt, die nun die Gassen erfüllten. Zur vorbestimmten Stunde öffnete sich das große Tor der innersten Stadt, und der Festzug erschien, ein unabsehbares Gepränge von Gold, Fahnen und edlen Gewändern, und in seiner Mitte, getragen in der Sänfte unterm juwelenschimmernden Baldachin, der greise Kaiser, der Liebling der Götter. Alles Volk reckte die Häuse und hob sich auf die Zehenspitzen, und tausendstimmige Segensrufe erfüllten die sonnige Luft. Da ward das Herz des Kaisers erfüllt von Dankbarkeit und unendlicher Milde. Durch ein Zeichen seiner Hand brachte er den Zug zum Stehen, trat aus dem Baldachin hervor unter den freien, blauen Himmel und erhob die flachen Hände und den Blick zu demütigem Preise.

Alles schwieg und folgte der Richtung seiner Augen. Und plötzlich sah man, wie aus der Höhe mit ausgebreiteten Schwingen ein silberner Adler sich niedersenkte. Er trug in seinen schimmernden Fängen ein gerolltes Pergament. Dies legte er sanft in die erhobenen Hände des Kaisers und schwebte zurück in die unvergängliche Heimat.

Alles Volk sah, wie der Kaiser anbetend die Botschaft mit seinen Lippen berührte und sie sodann entrollte.

In purpurnen Zeichen stand da geschrieben: Dir, Kaiser, sei ein Wunsch gewährt!



Der Festzug setzte seinen Weg fort, und inmitten ward der Kaiser dahingetragen. Sein altes Haupt war geneigt, denn er sann tief und inbrünstig nach, wie er die Gabe der Ewigen so wenden könne, daß sie ein Festgeschenk werde für sein ganzes Volk. Und als sie vor dem großen Tempel anlangten, da hatte er gefunden, wonach er suchte.

Die Pforte des Tempels stand offen zu seinem Empfang, und die golden schimmernde Dämmerung des heiligen Innern lud ihn ein. Aber noch ließ er sich nicht die Treppe emportragen. Wieder trat er hervor unter den weiten sonnenleuchtenden Himmel. Diesmal blieb er aus großer Demut nicht aufrecht stehen, sondern in seinem Prunkgewand warf er sich zum Gebet nieder auf die Steine des Platzes, als sei er unwürdig, sein Angesicht den Himmlischen zuzuwenden.

Ringsum aber, von den kreisenden Lanzenreitern nur mühsam zurückgehalten, füllte das Volk das weite Eirund des Platzes. Reihe hinter Reihe standen sie in erstickender Enge und stießen sich und verrenkten sich und hoben sich angehaltenen Atems auf die Zehen und starrten mit gierigen Augen auf dies Schauspiel, wie der Kaiser im kostbarsten Ornat hingestreckt lag und sich demütigte.

Und ganz vorne standen die Kinder und schauten ohne Mühe und ohne Grimassen zu.

Das Gebet aber, das der alte Mann mit stummer Inbrunst zum Himmel aufsandte, lautete so:

„Ihr habt mir einen Wunsch freigegeben, Ihr Mächtigen. Doch ich wünsche nichts für mich. Sondern ich bete und flehe, Allgütige, daß in dieser ganzen Menge, die jetzt meinen Zug betrachtet, einem Jeden das gewährt werde, was er in diesem Augenblick von ganzem Herzen wünscht!“

So betete der Kaiser und erhob sich vom Boden. Da aber erblickten seine Augen das Grauen der Grauen. Denn ringsum stand sein Volk enthauptet, die ganze dichtgedrängte, ungeheure Menge stand ohne Kopf. Nur die Menschen in der hintersten

Reihe hatten den ihren noch auf den Schultern und die unschuldigen Kinder, die vorne standen.

Da erkannte der Kaiser, was er getan hatte, und wie im Herzen aller der Gaffenden nicht Festesfreude und dankbare Frömmigkeit gewesen war, sondern nur der eine inbrünstige Wunsch: Ach, fiele doch der Kopf da vor mir zu Boden, damit ich selber besser sehen kann!

Nur Die ganz hinten standen und die kleinen Kinder vorne waren nicht verwünscht worden, denn sie waren keinem im Wege.

Da betete der Kaiser zum dritten Male, und die Erhabenen übten Gnade, und alles war wie zuvor. Das ganze Volk stand lebend und unverletzt, und allen war es nur, als wäre ein kleiner Taumel, ein leichter Schwindel über sie hingegangen. Priesterlicher Gongruf erschallte, der Zug bewegte sich die Stufen hinan, und die Türen des Tempels gingen zu.

Der Kaiser regierte noch manches Jahr zum Heil seines Landes und zum Beifall der Götter. Allein er ried sein Volk und ward niemals mehr hervorgetragen aus der innern Stadt. Und die ihn durch kunstreiche Gläser von ferne erblickten auf der blumenbunten Terrasse seines Palastes, die sahen, wie er einsam saß im Gewand aus Seide und mit seinen zahmen Vögeln spielte und sprach: mit dem goldenen Fasan, mit dem weißen Pfau und mit dem Pelikan, der bereit ist, sein Blut zu vergießen.

## **Gespräch auf der Altane (1922)**

In: Styl. Blätter für Mode und die angenehmen Dinge des Lebens, 1. Jahrgang, Heft 7, Juli 1922, Seite 196-203.

Sie saßen in der milden Spätsommerluft auf der rückwärtigen offenen Altane des Hauses in der Regentenstraße. Am Nachmittag war Alexander von seiner Ferienreise zurückgekehrt, am kommenden Morgen hatte er die ärztliche Arbeit

wieder aufzunehmen. Nun genoß er einen letzten freien Sommertag im Gespräch mit dem Freunde. Der Diener brachte Gebäck, Früchte und Likör heraus und verschwand. Die Sonne sank schon. Sie blickten hinüber in den noch üppig grünen Garten einer exotischen Gesandtschaft, der im holden Lichte des Spätnachmittags jenseits einer niederen Taxushecke lag.

Teetische waren im Grünen blitzend gedeckt, und in den Laubengängen bewegten sich gelassen einzelne Paare, bräunliche Frauen in schimmernd weißen, leichten Gewändern und Herren von gehaltener Eleganz. Man hörte undeutliche Gesprächsworte heraufklingen und dunkles gutturales Lachen im Alt der lateinischen Frauen.

„Wie hübsch das ist“, sagte Alexander. „Als gäbe es nichts anderes auf der Welt. Sonst um diese Stunde habe ich immer mit Blut und Messer zu tun.“

Paul Bigram betrachtete ihn. „Das ist ja auch mehr als diese ganze Herrlichkeit“, sagte er nach einem Augenblick.

„Natürlich. Ich meine nur: wie selbstverständlich nimmt sich das alles aus da unten! Und doch wird der Herr Marquis Borrego y Margall y Laserna von einem so bitter armen, elenden Volke bezahlt. Ein gutes Gewissen muß etwas schönes sein.“

„Das hast du doch immer gehabt, Alexander! Du wirst es wieder heben. Ich bin überzeugt, du wirst mit gutem Gewissen und recht gutem Appetit verspeisen, was dir der Winter hier bereit hält: Braun, Blond und Rot. Ich bin ganz sicher.“

Alexander lachte. „Hoffen wir's.“ Dann veränderte sich sein Gesicht. „Hör einmal“, sagte er. „ich muß dir eine Geschichte erzählen“. Und er begann mit aller gebotenen Verwischung und Verschleierung zu berichten, wie er irgendwo in einem Gebirgshotel eine wundervolle Frau getroffen habe, von deren strahlend goldenem Haar er angelockt worden sei, wie er mit dieser Frau eine Nacht verbracht und wie sie da plötzlich sich ihre goldene Last vom Haupte gehoben, wie sie bitter geweint

und ihm die traurige Geschichte ihrer Ehe erzählt habe. Aus Gram und Wut über die sinnlose Eifersucht ihres Gatten hatte sie sich selbst ihres schönsten Schmuckes beraubt, aber nun vermochte sie nicht, ihn zu entbehren, und trug ihn tot auf ihrem Haupte.

„Das hat mich doch sehr erschüttert“, schloß Alexander.

„Es wird wieder wachsen, meinst du nicht?“ fragte Bigram.

„Ja. Aber das ist nicht die Hauptsache.“

„Freilich nicht, sie hat eine lädierte Seele, die arme Frau. Und der Gatte auch. Ja, die Ehe! Übrigens“, fügte Bigram hinzu, „unser Freund Stefan Mulzer hat sich verheiratet.“

„Verheiratet?“

„Er wird es dir gleich selbst erzählen. Er kommt her. Ich habe ihm gesagt, daß du zurück bist.“

„Verheiratet?“

„Was machst du für ein Gesicht, Alexander? Er ist schließlich nicht der Erste.“

Alexander sagte: „Es berührt mich doch immer eigentümlich, so oft es einer tut. Einer von den Unseren, meine ich. Sag einmal. Paul, was glaubst du: wenn einmal die Menschheit ihr Gedächtnis verlöre und nichts mehr wüßte von ihren überlieferten Einrichtungen, meinst du, die jungen Männer kämen dann selbständig, jeder für sich, auf den Gedanken, zu heiraten?“

„Schwer zu sagen.“

„Hältst du das für einen naturgewollten Vorgang, daß sich ein Mensch von dreißig Jahren sagt: nun lebe ich noch dreißig Jahre, die verbringe ich mit einem einzigen Weibe, unlösbar, unverbrüchlich?“

„Nun, unlösbar ...“

„Jedenfalls ist das der Sinn der Institution. Wen hat er denn geheiratet?“

„Wen? Ja. Rothmüller hat sie geheißt.“

„Ich meine: was ist es für eine Frau? Schön, gut, freien Herzens?“

Bigram machte ein verzwicktes Gesicht. Aus dem Gesandtschaftsgarten drang abgerissen Geplauder zu ihnen herauf.

„Wie sie ist?“ wiederholte Bigram. „C'est une dinde.“

„Unbegreiflich. Überhaupt, wer so mit seinen Bildern lebt wie Mulzer, wozu braucht der eine Frau?“

„Gerade. Alexander, gerade. Mulzer quält sich doch unmenschlich mit seiner Kunst. Diese Qual ist seine Lebensform. Ich habe mancherlei Künstler gekannt, aber kaum einen, der sich's so sauer werden ließ. Und so ohne Hoffnung.“

„Das kann man nicht sagen. Er hat seinen Namen.“

„Er hat einen Namen, Alexander, einen angefochtenen übrigens: aber er ist nicht, was er sein möchte. Er sagt nicht ja zu sich, keinen Moment. Stell dir sein Gesicht einmal recht lebhaft vor Augen. Man braucht nicht mehr zu wissen von ihm. Er hat nur geheiratet, damit ein Wesen da ist, das vollkommen Ja zu ihm sagt.“

„Und deswegen gleich »une dinde«, wie du so schön sagst? Die wird ihm wenig bedeuten können.“

„Frieden soll sie ihm bedeuten. Beruhigung und Bestätigung.“

„Und seine Freunde, wir? Haben wir nicht Ja gesagt zu seiner Arbeit?“

„Eigentlich haben wir nicht Ja gesagt, sondern »nun ja«: denn, Alexander, ehrlich, was kümmert den einen, was der andere macht! Du fragst vielleicht einmal im Scherz nach meinen Angelegenheiten und ich respektvoll nach deinen Operationen, respektvoll, aber unwissend wie ein Neger, und was für Bilder in der Welt gemalt werden, das kümmert dich nicht and mich nicht.“

„Das ist zu radikal.“

„Radikal, um deutlich zu sein. Wir brauchen uns doch nichts vorzumachen. Jeder lebt ganz allein in seinem Hause, was sage ich: in seinem Zimmer, eigentlich in seiner Haut. Ja, ganz genau an der eigenen Haut endet die Welt.“

„Da wird unser Mulzer also auch nichts gewonnen haben mit seiner geborenen Rothmüller.“

„Eine Illusion wird er gewonnen haben. Und außerdem ist ja die Ehe bekanntlich ein Mysterium. Wer kann da prophezeien!“

„Man möchte ihm wahrhaftig das Beste gönnen“, sagte Alexander nachdenklich. „Wie abenteuerlich ist doch solch ein Kunstkampf. Ja, so ein Künstler ist eigentlich ein Pedant und ein Abenteurer zugleich. Wenn ich am Morgen in meine Klinik fahre, so weiß ich doch ungefähr, was mir bevorsteht; es kann glücken, und es kann mißglücken, aber man hat doch Boden unterm Fuß. Hingegen so ein Maler oder Dichter, der morgens an seine Arbeit geht ... Wenn nun das Talent fort ist, wenn ihm nichts mehr einfällt, wenn das fort ist, was ihn unterscheidet? Denn was ihn unterscheidet, was ihn auszeichnet und zum Künstler macht, das ist ja doch ein Nichts, etwas physiologisch Unwägbares, nicht wahrzunehmen im Organismus. Warum soll's ihn denn nicht verlassen haben über Nacht? Und es verläßt ihn ja auch, wie viele hat es schon verlassen, das Unwägbare! Nein, es muß schwer sein für solche Männer, auch nur eine Nacht ruhig zu schlafen in ihrem Bett. Du hast recht, Bigram, man kann ihn verstehen mit seiner geborenen Rothmüller.“

Ein tönendes Lachen drang zu ihnen empor, ein vielfaches Lachen, in dem sich die Heiterkeit von Männern und Frauen harmonisch vermischte. Es stand eine Gruppe inmitten des Rasens, und alle blickten auf einen schlanken jungen Menschen, der sich etwas abgesondert hielt und fröhlich und eitel lächelte. Offenbar hatte er eben etwas Lustiges, Treffendes, vielleicht ein bißchen Gewagtes gesagt. Nun sprach er von

Neuem, erhob beide Hände dabei, bewegte sie ausdrucksvoll, die Flächen nach außen gewendet, und artikulierte jedes seiner fremdklingenden Worte mit besonderer Klarheit. Und wieder erklang melodisch, wie abgestimmt, das Lachen, vermischt mit heiteren Protestrufen. Dann zerstreute man sich und schien aufzubrechen. Die Sonne stand schon hinter den Gipfeln der alten Bäume. Die beiden oben hatten geschaut und gelauscht mit einem unwillkürlich nachahmenden Lächeln. Nun sagte Bigram, aus einem Gedankengang heraus: „Und wozu führt schließlich der ganze Künstlerheroismus? Da ...“, und er zeigte auf ein Zeitungsblatt, „dem Kirmanns ist einfach sein Hauptwerk verbrannt. Es war im letzten Jahr in der Sezession ausgestellt.“

„Das große Bild? Die »Buße«, oder wie es nun heißen hat?“

„Ja, die »Büßer«. Das ist verbrannt auf einem Transport nach Köln mitsamt dem Eisenbahnwaggon. Und er hat doch sicher auch darum gekämpft, der Kirmanns, ob nun einsam oder gestützt von einer geborenen Rothmüller.“

Nach einer kleinen Pause sagte er in veränderten Tone: „Aber ist es eigentlich denkbar, daß eine geistige Leistung ganz ausgelöscht wird? Leinwand und Farben sind nun fort, aber der Gedanke, der Hauch, das Eigentliche, kann das überhaupt zu-nichte werden, wenn es einmal war?“

„Wenn man ins Große rechnet“, antwortete Alexander, „dann braucht eigentlich kein Waggonbrand zu entstehen. Denn Farben für die Ewigkeit gibt es ja nicht, und ein paar Jahrhunderte früher oder später, das verschlägt nicht viel. Aber Kirmanns wird freilich nicht so gedacht haben, als er das Telegramm bekam!“

Ein Windhauch machte die Baumwipfel rauschen und sich neigen. Eine klingende Frauenstimme rief drunten über Entfernung hin zum Abschied: „Adios!“ Stefan Mulzer trat ein. Er begrüßte die Freunde, setzte sich, nahm zerstreut eine Frucht

zwischen Mittelfinger und Daumen, umtastete ihre Form und behielt sie dann in der Hand.

„Ich wünsch’ dir von Herzen alles Glück“, sagte Alexander.

„Meine Frau läßt grüßen“, antwortete Stefan Mulzer. „Ja, hoffentlich lebt man glücklich miteinander. Warum soll man nicht wenigstens mit *einem* Wesen ganz im Einklang bleiben können! Das darf man doch verlangen vom Leben!“

„Du wirst schon entsprechend gewählt haben“, sagte Alexander freundlich.

„Nun, wißt ihr, eigentlich ist’s eine verdammte Aufgabe für eine Frau. Was verlangt eigentlich so ein Kerl wie ich von seiner Gattin? Sie soll ihm seine ganze Zeit ersetzen, so quasi die ganze Welt.“

Alexander blickte ihn an. „Ich weiß nicht, worüber du dich beklagst. Ich habe wieder die schmeichelhaftesten Dinge über dich gelesen.“

„Das macht dir gewiß riesigen Eindruck, Alexander, gerade so wie mir! Wenn ein Mensch sich anstrengt seit seinem siebzehnten Jahre und kaum mehr die Sonne scheinen sieht vor Anstrengung, dann soll wohl nicht einmal was Schmeichelhaftes in der Zeitung stehen über ihn? Nicht vollbringen können, was er will und vor sich sieht – gibt es eigentlich noch eine andere Qual für einen Mann? Irgend etwas fehlt, man weiß es nicht zu nennen, aber es ist, als hätte man Schwimmhäute zwischen den Fingern und brächte sie nicht auseinander für das Letzte. Verzeiht mir nur, ich singe immer das alte, dumme Lied.“

Alexander schüttelte den Kopf. „Es ist kein dummes Lied, Mulzer. Es ist das alte traurige Lied vom Individuum, dem es zu eng ist in seinen Mauern. Es möchte anderswo sein, es möchte ein anderes sein. Und wenn ich es recht sehe, so stammt alle Phantasie und Kunst aus dieser Quelle. Fast jeder könnte es mitsingen, dein Lied, glaube mir.“



„Bleibt immerhin Paul Bigram“, sagte Mulzer, „der hat mir voriges Jahr erklärt, daß er sich nichts anderes zu sein wünscht, nichts, nichts, nichts.“

„Nun ja“ sagte Bigram und schnitt eine maßvolle Fratze, „Es ist nicht ganz so. Nur, scheint mir, sollte man sich seine Zigarre nicht immer an den Sternen anzünden wollen, Meine ist übrigens aus.“

Er setzte sie von neuem in Brand und fuhr fort:

„Es hat einmal einer gesagt: Das Leben ist des Lebens Sinn. Find' ich sehr, sehr gut: ihr nicht? Wenn man morgens aufsteht und kein Zahn und kein Fuß tut einem weh, und draußen ist gutes Wetter, oder es ist schlechtes Wetter, aber man hat einen dicken Ulster und dicke Stiefel, dann soll man ein Loblied pfeifen und nicht denken, es käme jemals etwas Besseres nach.“

Drunten in dem jetzt still gewordenen Garten lag zwischen den dichteren Büschen schon blaue Dämmerung. Eine elektrische Flamme leuchtete auf, nahe am Boden. In einem Korbstuhl neben einem niedrigen Tischchen saß ein Herr, der schon seine Abendkleidung angelegt hatte, Er schlug die Beine übereinander und entfaltete ein riesiges Zeitungsblatt, Man konnte den Titel lesen: El Imparcial.

Bigram sagte mit einer Geste nach der deutschen Zeitung, die vor ihnen auf dem Tische lag:

„Weißt du, Mulzer, wenn man nicht vergnügt ist, dann muß man auch einmal an das denken, was anderen passiert. Was zum Beispiel dem Kirrmanns widerfahren ist, das wird auch kein Spaß sein, Gleich ein Hauptwerk!“

„Was ist denn dem Kirrmanns widerfahren?“ sagte Mulzer mit sehr veränderter Stimme und nahm das Blatt.

Er fand die Stelle sogleich, seine Hände zitterten. Er tat einen raschen tiefen Atemzug, und über sein Gesicht ging, nicht aufzuhalten, ein Zucken, ein Flammen der triumphierenden Freude, als wäre der Schein einer Siegesfackel daraufgefallen.

Es war nur ein Augenblick, eine kaum meßbare Zeit, aber erschreckend genug. Seine beiden Freunde blickten ihn an. Sie sahen, wie sein Gesicht sich verwandelte, es erbleichte tief und erschien dann plötzlich in dunkle Flammen der Scham getaucht.

Bigram und Alexander saßen stumm, ohne eine Bewegung zu tun, in gleicher Erschütterung. Mulzer hatte die Augen geschlossen und schaute nach innen. Mit jeder Linie, jedem Farbton erblickte er das zerstörte Werk. Er hatte oft genug davorgestanden, mit Ergriffenheit, Demut und Haß. Nie würde er das erreichen: hier war nichts zu erreichen, hier war etwas zu sein. Aus diesem trauervollen Werk blitzte ihm, dröhnte ihm freudig Jugend entgegen, der Triumph des Einklangs mit der Zeit, hier triumphierte, in diesem Bußpsalm, ein Künstler, der seine Generation ausdrückte, der eins mit ihr schien, dessen Schritt ihr Schritt war, untrennbar. Sie reckten sich auf vor seinem inneren Auge, die drei Büßer, in braunen Kutten, steil hin verteilt über einen Gebirgsgrat, in einer ekstatischen Symmetrie, die noch das vorige Jahrhundert verlacht hätte, über sich ein brutales Chaos niedriger, geröllgleicher Wolken und zu ihren wunden Füßen ein glattes, widernatürlich gefriedetes Meer,

Er richtete sich empor, seine Augen blickten zerstört. Er hatte gehaßt, Minuten eines schlimmen, tragischen Lasters hatte er durchlebt. Scheu blickte er seine Freunde an, aber er las nur Ernst und Begreifen in ihren Mienen.

Ein Schweigen lag zwischen den Dreien, aber es war ein Schweigen der Milde.

Es war inzwischen völlig dunkel geworden. Die Leselampe im Pult blitzte greller herauf. Wieder rief, wie zuvor, eine dunkle Frauenstimme: Adios, adios! Der Gesandte hob sein Gesicht vom Zeitungsblatt, schaute suchend umher und winkte ungewiß ins Ungewisse.

## Braucht man mehr zu wissen? (1924)

In: Das Tage-Buch, 5. Jahrgang, Heft 6, 9. Februar 1924, Seite 189.

Friedrich der Zweite unterhielt sich 1785 bei seinem letzten Besuch in Breslau mit dem Professor Garve und nannte dabei die Menge „Canaille“. Garve protestierte: „Als Euer Majestät gestern in die Stadt kamen und alles Volk zusammenlief, um seinen großen König zu sehen, das war nicht »Canaille«.“ Der König erwiderte gelassen: „Setze Er einen alten Affen aufs Pferd und lasse Er ihn durch die Straßen reiten, so wird das Volk ebenso zusammenlaufen.“

Wilhelm der Zweite entdeckte eines Tages, daß es Eine Uniform gebe, die er als Kaiser niemals bekommen könne: die eines Generaladjutanten des Kaisers. Er war unglücklich, denn diese Uniform wies über der rechten Schulter eine besonders reiche und dekorative Goldschärpe auf. Der Monarch grübelte, und er schuf Rat. Er ernannte sich selbst, durch eine Verfügung im Armeeverordnungsblatt, zum Generaladjutanten weiland Seiner Majestät seines hochseligen Herrn Großvaters und trug in dieser macabren Eigenschaft oftmals die schöne Uniform.

\*

Auf der Eisenbahn: Fritjof Nansen, Forscher, Held und Menschenfreund, Fürsprecher der Hungernden, Anwalt der unterdrückten Nationen, fährt durch Deutschland nach Genf. Als er zum erstenmal Halt machen will, hat man ihm sein ganzes Gepäck gestohlen.

Auf der Eisenbahn: Ein Schriftsteller sitzt in der Ecke und liest in einem vergilbten Heft ohne Deckel: Eloge de Milord Maréchal, par le Marquis d'Argens. Ein Herr mit rundem, blondborstigem Kopf nimmt halblaut Anstoß: „Doch 'ne Schande, daß ein Deutscher in solcher Zeit ausgerechnet Französisch lesen muß!“ Der Schriftsteller, freundlich: Das geht Sie

einen Sch.....ck an. Aber damit Sie heute Nacht schlafen können: ein Freund Friedrichs des Großen hat das über den andern geschrieben.“ Der rundköpfige Herr, zwar durch das Wort Sch.....ck gewonnen, aber doch noch kritisch: „Na, wissen Sie, der olle Fritz, das war eigentlich auch ein ganz unsicherer Kantonist!“

\*

Titulatur: Wilhelmina von Holland, die männlich kluge, bedeutende Fürstin aus dem tapferen Hause Oranien, hat die Bezeichnung Majestät abgeschafft. Das passe nicht mehr in diese Zeit. Sie heißt jetzt Mevrouw, wie die Gattin des nächstbesten Kaffeehändlers.

Titulatur: Ich steige in München in eine Straßenbahn. Ein älterer Herr nimmt vor einem zwanzigjährigen Mädels den Hut ab und verbeugt sich: „Guten Tag, Fräulein Geheimrat!“ Großen Bayern, denke ich, zwanzigjährig und schon Dezernentin in einem Ministerium! – Ach Unsinn, ihr *Papa* ist Geheimrat.

\*

Nein, man braucht nicht mehr zu wissen.

## **Koptisch muß sein (1923)**

In: Das Tage-Buch, 4. Jahrgang, Heft 8, 24. Februar 1923, Seite 256-262.

„Gar nichts soll ich,“ klagte Ruth. „Opiumrauchen soll ich nicht, Cocain schnupfen soll ich nicht, und nun soll ich auch nicht mal mehr an den Spieltisch. Warum denn all die Strenge, man lebt ja nur so kurz!“

Ich sah sie an. Schließlich dachte ich, trägt jedes Geschöpf seine Art Gesetz in sich, und zur Stammutter kühner Geschlechter ist diese zarte, großäugige Ruth ohnehin nicht bestimmt.

Wir verließen das Restaurant. Ein Automobil trug uns durch die Nacht in den verschneiten Tiergarten, es bog zweimal ab und hielt an einer Kreuzung.

„Wo sind wir denn?“

Ich öffnete den Schlag, ein kleines Individuum, in weitem Mantel, flaumig beschneit, mit eingedrückter Nase, ohne Handschuhe, kam auf uns zu. „Club?“ – „Ja.“ – Es nahm Platz neben dem Fahrer, wir suchten zur Hauptallee zurück und eilten dann endlos geradeaus, weit, weit nach Charlottenburg. Irgendwo ward gehalten, der Wagen fortgeschickt, und wir beide folgten in Entfernung dem voranschleichenden Individuum durch die öden Straßen.

Ruth flüsterte: „Du, das ist wie Petersburg und Verschwörung. Bei uns zu Hause, wie ich klein war, gab es ein farbiges Bild in einer Zeitschrift, darunter stand: Und wenige Jahre darauf lag Zar Alexander der Zweite blutig im Schnee der Winternacht. Davon habe ich immer geträumt.“

Ich blickte sie wieder an, im Schein einer Laterne. Der Gedanke, daß diese Ruth in ihrem Sealmantel, diese Ruth mit dem provokanten Frauenmund einmal klein gewesen war, daß sie in einem Gitterbettchen geträumt hatte, daß sie mit irgendwem verwandt war, erschien mir ganz sonderbar.

Aber unser Führer machte Halt. Im Schatten einer Einfahrt wartete er auf uns, öffnete geräuschlos, schritt beim Strahl seiner Taschenlampe voran durch einen Gang, durch einen Hof, in ein Rückgebäude. Hier pochte er zweimal. Eine Stimme von drinnen fragte: „Ranke?“

Das Individuum antwortete ganz leise: „Mottenfraß.“

„Unterägypten?“

„Kali.“

„Haifischflosse?“

„Pharao.“

Die Tür ging auf, wir standen im Vorraum einer sehr bürgerlichen Wohnung. Das Individuum ward entlohnt. Eine ernstblickende, stämmige Frau nahm uns die Mäntel ab und ließ uns eintreten.

Es war das gewöhnliche Bild aus diesen Tagen des stürzenden Geldwerts. Um den langen Tisch fünfzehn oder achtzehn Spieler: Geschäftsleute, die von ihrer Erwerbsspannung auch des Nachts nicht los konnten, Viveurs verdächtigen Ranges, denen die Türen der Clubs im alten Westen nicht offen standen, ein Berufstänzerpaar, sie sehr lungenkrank und sylphenhaft hübsch, er von entschlossener Anomalie, mit Rot auf den Lippen und jedes Wimperhaar einzeln geschwärzt, die üblichen Ausländer sodann, ein kleiner milder Japaner, eine intensiv blickende ältliche Dame aus Südamerika, dort, wo der Äquator es quert, und obenan am Tische zwei Schweizer, ungefüg animalisch, rauh gurgelnd, von denen nur einer einen Hemdkragen trug.

Auf dem Mann ohne Kragen blieb mein Blick haften, er forderte zu Kommentaren heraus. Aber Ruth, sonst zu jedem Spott bereit und überbereit, schien weiter nichts an ihm zu finden, sie kramte und schichtete an ihrem Geld und wartete ernst, bis die Karten zu ihr kämen. Hie und da pointierte sie auch ein wenig, verlor einen Schein oder drei, sah niemand, kein Gesicht, und hatte auch mich vollständig vergessen. Das Spiel wirkt auf Frauen genau wie das Opium; es nimmt ihnen ihr Geschlecht.

Ich langweilte mich ein bißchen. Das Spiel ist gewiß ein machtvolles Laster, es ergreift seinen Diener ganz und fest, keine Müdigkeit hat mehr Gewalt über ihn, er steht jenseits der Naturgrenzen wie ein indischer Yoghi und verharret mit erstorbenen Gliedern und brennend wachen Augen sechsundreißig Stunden am Tische. In einem Klub in Warschau kamen alle paar Stunden die Diener und schoben uns Pokerspielern, die wir unsere Hände nicht frei hatten, devot kleine Stückchen

Sandwich in den Mund. Und im frommen, schwäbischen Tübingen pflegten wir Jünger des Bösen, wenn in der Sommerfrühe unser Zufluchtsort geschlossen wurde, im Freien weiterzuspielen, und zwar auf den flachen württembergischen Briefkästen. Aber man muß arm sein, sehr arm, damit das Spiel seinen höchsten Reiz gewähre. Es ist ja gar nicht wahr, daß es hier eine Erregung an sich gäbe, unabhängig von Gewinn oder Verlust. Schön ist das Spiel erst, herrlich ist es erst, wenn von seinem Ausgang viel abhängt, wenn der Verlust Ruin und Gefahr bedeutet und der Gewinn Entspannung und Genuß. Ich bin ordinär genug, es nicht zu verstehen, wenn Großgrundbesitzer oder Bankiers sich um geringe Summen an den Tisch setzen. Dann lieber gleich Schwarzer Peter um türkische Bohnen!

In solcher Gemütsverfassung pflegt man zu gewinnen. Der „Schlitten“ mit den Karten war bis zu Ruth gelangt, sie setzte in ihrem Eifer fast alles ein, was vor ihr lag, verlor gleich den ersten Coup und schob das schräge Gerät mit einer ziemlich heftigen Bewegung vor meinen Platz. Ich verachtete meinen kleinen Einsatz; von dem Gewinn hätte ich mich womöglich in New York sogar rasieren lassen können. Nun schlug ich Ruth eine Vereinigung unserer Kapitalien vor, sie akzeptierte mit einem spitzbübischen Lächeln.

Inzwischen begannen die Viveurs vom dritten Rang sich werbend mit Ruth zu beschäftigen, was mich im Hinblick auf die Schutzimpfung durch das Spiel wenig bekümmerte, die südamerikanische Dame verschwendete mechanisch Glutblicke an die leere Luft, die Tänzerin hüstelte ein wenig, von ihrem Partner wehte ein kosmetischer Hauch peinvoll zu mir her, der kragenlose Schweizer fingerte in nicht üblicher Weise an seinem Hals, die Standuhr schlug die volle Stunde, und ein robust und redlich aussehender Diener vom Schlag der empfangenden Magd ging umher und sammelte das Kartengeld ein: zehntausend Mark für den Platz und für die Stunde.

Von seinem Gesicht glitt mein Auge betrachtend über die Einrichtung des Zimmers hin, die mich gleich eigenartig und sympathisch hatte anmuten wollen. Ich sah die altertümliche Täfelung der Wand, das schöne zarte Muster der langfließenden Fenstervorhänge, den guten Empire-Kamin an der Längswand mir gegenüber und rechts und links davon in glatten matten Goldrahmen zwei große Landschaftsstiche, deren Anwesenheit überraschte. Das eine Blatt stellte, traurig groß und verschollen, die Tempelruinen von Luksor in Ägypten dar, das zweite, heiter mächtig, ein hochgelegenes umbushtes Schloß, dessen Umriß meinen Augen vertraut war. Gewiß, es war, in getreuer Wiedergabe, das alte schöne Schloß von Tübingen mit den Gassen und Brückenstegen, die zu ihm hinaufführen, und ich fand auch gleich die schmalen Fenster, hinter denen zu meinen Zeiten die Bibliothek untergebracht war, und durch die ich hundertmal arbeitsunlustig hinuntergesehen hatte über die bucklige Stadt hinweg in die freie Neckarflur.

Inzwischen war am Tische ein Streit entstanden. Einer der Schweizer, und zwar der, der einen Kragen trug, hatte zu zwei Karten, die an sich schon Gewinnchancen boten, schädlicherweise eine dritte hinzugekauft und wurde nun von seinen Mitpointeuren mit Vorwürfen überschüttet. Besonders erregt zeigte sich die sylphenhafte Tänzerin: von krampfhaftem Husten unterbrochen erklärte sie, nicht bezahlen zu wollen, wenn ein solches Hornvieh, ein solcher Patzer sie in Verlust brächte; ihr schloß sich die glutäugige Amerikanerin an, vielleicht weniger aus Gewinn gier als vielmehr glücklich, ein Ventil für die Kesselhitze ihres Inneren zu finden, zwei der zweifelhaften Kavalier mischten sich galant und drohend in den Kampf, auch Ruth an meiner Seite begann sich zu entrüsten, und der kleine Japaner lächelte still und undeutbar in den Lärm.



Die Tür ging auf, und herein trat in etwas altmodischem Gehrock, die hohe und magere Gestalt gelehrtenhaft gebeugt, ein hier fremdartig anmutender Herr, offenbar, vom Diener oder vom Geschrei herbeigerufen, der Inhaber der Wohnung. Er trat an die Längsseite des Tisches, mir gerade gegenüber, übersah aus seinen goldgeränderten Brillengläsern uns alle, ließ sich, da es still geworden, den Vorfall erklären, deutete auf das schräge Gerät mit den Karten, das seitlich eine Zahlentabelle aufwies, und sagte auf Schwäbisch mit einem Zucken der Ironie um seinen rasierten Mund:

„Was sagt denn der Schlitten?“ Er gab sich auch selbst die Antwort: „Der Schlitten sagt Volonté!“

So war denn zum Protest kein begründeter Anlaß gegeben, leise nachmurrender Friede trat ein, der Schlitten fuhr weiter, und der Hausherr im verschollenen Gehrock verließ vornübergebeugt das Zimmer.

Ich aber saß erstarrt. Denn das war Schärtlin gewesen, der Altphilologe Walther Schärtlin, mein Tübinger Studienfreund, der Sohn der verwitweten Finanzrätin Schärtlin in Ludwigsburg, der Stillste der Stillen, der Bravste der Braven. Er, der mich einst wie einen Irren mitleidig betrachtet hatte, als ich ihm vom morgendlichen Spiel auf den Briefkästen erzählte: er ließ hier in einer Wohnung des Berliner Westens die Leute Baccarat spielen, für zehntausend Mark Kartengeld in der Stunde, und wenn Streit ausbrach unter diesem Nachtvolk, dann trat er herein und fragte auf Schwäbisch: was sagt der Schlitten?

„Nur fünf Minuten, Ruth! Ich kenne den Hausherrn und muß ihn sprechen.“ – „Was mußst du?“ Sie schüttelte unwillig den Kopf, dann blickte sie wieder nach den Karten hin und fuhr fort zu pointieren.

Draußen öffnete mir nach einigem Hin und Her jene ernstblickende Frau die Tür zu Schärtlins Zimmer. Da saß er im

Schein einer hohen grünen Lampe im Schweigen an seinem Arbeitstisch.

„Bist du's wirklich, Schärtlin,“ sagte ich, „oder ist's dein Geist?“

Er stand auf, hob die Lampe so, daß der elektrische Schein auf mein Gesicht fiel, und rief in seinem Dialekt:

„Ja, alter Kerl, wo schneit denn dich der Wind her? So was! Komm, setz dich!“

Ich nahm Platz zur Seite seines Schreibtischs, der über und über mit Büchern, graphischen Tafeln und Manuskripten bedeckt war.

„Mitten in der Nacht kommst du daher, nach zwölf Jahren oder fünfzehn? Was treibst denn du in meiner Wohnung?“

„Ja, Schärtlin, was offenbar alle hier treiben.“

Er sah mich an, mit ehrlichem Erstaunen. „Nicht möglich, den Stumpfsinn machst du mit?“

„Das wundert dich?“

„Bei Gott!“ Und er imitierte in übertriebenem Berlinisch: „Und wenn das Spiel gemacht ist – jeht nichts mehr! Nein, wahrhaftig, das hätte ich dir nicht zugetraut.“

Ich war verblüfft. „Aber mir scheint doch ...“ begann ich zögernd.

„Da scheint dir halt was Falsches. Nimm auch eine Zigarre.“

Wir zündeten an. „Leben muß der Mensch, auch in dieser trostlos wilden Zeit,“ sagte er dann, und rauchte mit Wohlbehagen, „und ich hab' ja nicht nur für mich allein zu sorgen.“

„Du bist verheiratet?“

„Nein, verheiratet bin ich nicht. Aber es leben doch drei Personen von mir, und für einen Menschen der Wissenschaft ist das nicht wenig. Den Mann und die Frau hast du ja schon gesehen ...“

„Die hast du gewiß von daheim mitgebracht?“

„Ja. Es ist ein Ehepaar. Sie waren schon in Ludwigsburg bei meiner Mutter in Dienst. Erst haben sie sich ja ein bißchen gewundert.“

„Und die dritte Person?“

„Die dritte? Babet!“ rief er, und sofort kam aus der Ecke eine schwarze Pudelhündin hervor, groß, wundervoll gepflegt, mit braunen italienischen Augen, und setzte sich im Schein der Studierlampe aufwartend hin.

„S'ischt scho recht, Babettle,“ sagte Schärtlin in extremem Schwäbisch, als fürchte er sonst nicht verstanden zu werden. „Gang no wieder ins Bettle!“

„Das Spiel ist eine gesegnete Einrichtung,“ fuhr er fort. „Man zieht seinen großen Eßtisch aus – er stammt aus Ludwigsburg und wird sich schon auch wundern – man kauft Karten und einen Schlitten und hat sein Auskommen.“

„Ja, ja.“

„Ich seh dir schon an, was du über mich denkst! Ich würde wahrscheinlich das Gleiche denken, wenn's mir um nichts weiter zu tun wäre, als um einen bequemen Unterhalt. Schließlich hat man nicht umsonst acht schwäbische Prälaten unter seinen Voreltern. Aber schau!“

Er ergriff wieder die Lampe, hob sie empor und leuchtete die Wände ab. Die bis hoch hinauf dicht gefüllten Regale seiner Bibliothek wurden sichtbar.

„Bedenke, daß mich meine lieben Gäste in den Stand setzen, so meiner Wissenschaft zu leben, wie es bei uns kaum einer mehr kann. In Italien, in Frankreich, in England erscheint kein Werk, keine Zeitschrift, die mir unerreichbar wären. In allen Sprachen kann ich allmonatlich lesen, was mir wichtig ist.“

„Was ist dir denn wichtig, Schärtlin, was arbeitest du eigentlich? Was ist das hier?“ Und ich wies auf die Bücher und Manuskripte, mit denen der Schreibtisch bedeckt war.

„Koptisch,“ sagte Schärtlin.

„Koptisch?“

Mein Blick fiel auf mehrere mit eigentümlichen Lettern bedeckte Drucktafeln. Es schien mir eine Art vergrößerter griechischer Schrift zu sein, aber untermischt mit mir ganz unbekanntem, barbarisch anmutenden Zeichen.

„Ist das nicht so etwas wie Ägyptisch, Schärtlin?“

„Ja, es ist so etwas wie Ägyptisch,“ sagte er lächelnd. „Bravo, bravo! Es ist die letzte Form des Ägyptischen.“

„Und dafür bist du Spezialist?“

„Eine brotlose Kunst, meinst du. Du weißt selber kaum, wie recht du hast. Eine brotlosere gibt es nicht.“

„Aber in der bist du Autorität?“

„Nun, es ist nicht so schwer, da Autorität zu sein, denn in ganz Deutschland gibt es überhaupt nur noch zwei Leute, die etwas davon verstehen, der eine ist der Herr Hengstenberg in Possenhofen in Bayern, der andere lebt in Köln. Wir drei arbeiten und schreiben eigentlich nur füreinander, obgleich wir uns gar nicht kennen, wir sind in diesem Land unsere einzige Konkurrenz und unser einziges Publikum. Ja, das ist eigentümlich.“

„Sehr,“ sagte ich, und ein unbestimmter Schauer durchfloß mich.

„Du hast ja wahrscheinlich recht, hübsch ist es nicht, einen Spielsalon zu unterhalten, aber schließlich zwingt mich doch niemand, tief im Tiergarten den Gustav mit der eingedrückten Nase auszusuchen. Und dann, das wirst du einsehen, mein Lieber: Koptisch ist wichtiger, Koptisch muß sein!“

Wie er das sagte, war sein Lächeln von hinreißendem Reiz, weise, gütig und selbstironisch. In mir klang es, Gespräche aus Tübinger Jugendtagen wurden lebendig in mir, eine warme Welle flutete durch mein Herz.

„Oh Schärtlin,“ mußte ich sagen, „ich verstehe dich schon.“

„Es ist doch auch was Absonderliches! Da zieht man aus Klostertrümmern und Schutthügeln Texte heraus, die fast nie-

mand entziffern kann. Bloß hier in Europa, weit zerstreut, sitzen ein paar Leute, die machen sich die Heiligengeschichten und apokryphen Evangelien aus dem krausen Geschreibe lebendig.“

„Und gesprochen wird dein Koptisch von gar niemand mehr?“

„Doch, und das ist eben das Allerprächtigste. Es wird gesprochen, aber es wird nicht verstanden. Die Priester in Ägypten gebrauchen es bis auf den heutigen Tag beim Gottesdienst, sie segnen darin und singen darin, und die christliche Gemeinde singt ihnen nach. Aber Priester und Gemeinde verstehen kein Wort. Nur wir paar Leute in Europa verstehen es, ein paar in England, ein paar in Italien, und in Deutschland wir drei, der Herr Hengstenberg, der Kölner und ich.“

Es klopfte. Herein trat der schwäbische Diener, ein Zahlbrett in der Hand, auf dem viele Banknoten lagen. „Herr Doktor,“ sagte er, „da wär’ das Kartengeld für die Stunde von elf bis zwölf. Ein Herr hat nicht bezahlen können. Er hat alles verloren.“

Als ich wieder hinüberkam zu Ruth, saß sie, mit roten Wangen und den Hut ein klein wenig schief gerückt, vor einem hübschen Gewinn.

„Sieh her,“ rief sie stolz, „und da sagst du noch, man soll nicht spielen!“

Die Schweizer pointierten mit Rage und ließen einen Frankenschein nach dem andern wechseln, die minderwertigen Veuvers saßen mit verlöschendem Glanze da, auch die Südamerikanerin glühte bescheidener, und still fuhr der Glücksschlitten um den Tisch. Ich blickte die Ruinen von Luksor an, dann das Tübinger Schloß, ich wünschte nichts mehr, ich spielte nicht mehr und versank in moralische Meditation.

## **Mary Queen of Scots (1924)**

Vorabdruck von „Der Engländer“ (1927) in: Das Tage-Buch, 5. Jahrgang, Heft 38, 20. September 1924, Seite 1341-1347.

Text: siehe „Der Engländer“ (1927), Seite 433.

## Die Melodie (1924)

### Hochbahnfahrt (1924)

In das strahlend durchsonnte Schlafzimmer, darin sie sich ankleidete, trug ein Frühlingshauch erste Blumengerüche aus dem Garten herauf. Die breite Balkontür stand weit offen. Hinter den schwach belaubten Bäumen waren undeutlich andere Häuser zu erkennen, weit hinten erst, obgleich man sich mitten in der Stadt, im alten Berliner Westen, befand.

Sie ließ sich vor dem dreiteiligen Spiegel auf einen lehnenlosen Sitz nieder. „Die Frisur ist nichts,“ sagte sie, „ich war heute morgen zu hastig damit.“ Die Zofe, eine stille, ältere Frau, trat hinter sie und löste mit unfühlbaren Händen die lichtbraunen Flechten auf.

So saß sie ihrem Spiegelbild gegenüber, Blick in Blick. Ihre Augen strahlten, ihr Gesicht mit der heitern Stirn, den zärtlichen Lippen, war voller Leben und Jugend. Er hat recht, mich zu lieben, dachte sie, und ich komme an einem guten Tage zu ihm.

Aber wie sie das dachte, wie sie sich mit klaren Begriffen an das Ziel ihres heutigen Tages erinnerte, kam ein unbestimmt ängstliches und gespanntes Gefühl über sie, ein fiebriges kleines Unbehagen, wie man es vom Abschiednehmen und von den Momenten großer Entscheidungen her kennt.

Vor einer Entscheidung stand sie, oder eigentlich war die Entscheidung schon gefallen. Sie hatte versprochen zu kommen, er, den sie liebte, erwartete sie in seiner Junggesellenwohnung, die draußen an der Stadtgrenze lag, in einem Viertel, das halb Vorstadt war und halb bescheidene Villenkolonie, so wie es seinen äußeren Umständen zukam.

Er war ihr, ein Mann der Kunst von Talent, doch nicht von mitreißender Originalität, unter Leuten des öftern begegnet und hatte sich auf herkömmliche Art in ihr Haus eingeführt, in das

gepflegte Haus einer Frau, die in jungen Jahren Witwe geworden ist und nun eine pflichtenlose und mehr als sorgenlose weltliche Existenz mit guter Haltung genießt. Aus den Besuchen war freundschaftlicher Umgang geworden, aus bewundernder Höflichkeit Werbung, aus sympathischer Gewöhnung beginnendes Schicksal.

Ja, auch ich liebe ihn, dachte Wera, immer Aug in Aug mit sich selber, während die Finger auf ihrem Haupte das leise Werk vollendeten, ich liebe ihn und glaube und vertraue ihm, und ich will ihm gehören.

Das Vertrauen war ihr langsam gekommen. Sie kannte sehr genau die Vorzüge ihrer Stellung, schrieb Huldigungen leichter ihrem Wohlstand und ihrer sozialen Höhe zu als ihrem bloßen Frauenwert und wollte mit vollem Bewußtsein lieber einmal ungerecht gewesen sein als leichtgläubig. Dies Mißtrauen, diese Scheu hatten sie von einer zweiten Ehe und sogar von irgendeiner nahen Beziehung zurückgehalten, und viele Monate hatte es gedauert, ehe sie dem neuen Freunde gegenüber aus ihrer letzten zweifelnden Reserve hervortrat. Vor ganz kurzem erst war das geschehen, an einem Nachmittag hier in ihrem Haus, der voll war von schweren Stockungen im Gespräch, von plötzlichem Flüstern und gewaltsam banalen Worten, hinter denen sich Wunsch und Gewährung verbarg.

Sie lächelte sich zu; wie die Zofe nun die Hände zurückzog, erhob sie sich in ihrem langfließenden Frisiermantel und befahl, ein bestimmtes Kostüm zu bringen, für das sie sich nach Frauenart schon zuvor entschieden hatte, ein Kostüm aus russisch-grünem zartwollenem Stoff, zu dem ein dreieckiger kleiner Hut gehörte, beides mit braunem Pelzwerk besetzt. Die Dienerin legte den Muff aus gleichen Fellen zurecht, reichte die Handschuhe hin und nahm vom Schmuckttisch die goldene Tasche.

„Nein, nicht diese, Frieda, es ist eine aus grünem Leder da, die will ich nehmen.“



Sie trat an ein Schränkchen, schloß auf und nahm Geldscheine heraus. Da, wie sie schon beides, Tasche und Banknoten, in der Hand hielt, stockte sie und sah vor sich nieder. Ein gewisser Augenblick jenes entscheidenden Nachmittags wurde plötzlich lebendig in ihr, ein Augenblick des Zweifels und des Mißtrauens. Vielleicht trug die Berührung mit den Geldzetteln schuld an dieser Erinnerung ...

Er saß, in der Dämmerung schon und kurz ehe er ging, in einem Sessel nahe beim flammenlosen Kamin, da trat sie in einer Wallung auf ihn zu, beugte sich nieder und preßte seinen Kopf einen Augenblick lang an ihre Brust. Ein wenig erschrocken über sich selbst, wich sie zurück und sah sein Gesicht. Was sie da aber sah, das war – so schien es ihr – nicht das Gesicht eines Erschütterten, nicht das Gesicht eines Liebenden und Sehnsüchtigen. Seine Augen – so schien es ihr – blickten völlig klar und unverwirrt, und nichts stand in ihnen als kühle Befriedigung über ein endlich erreichtes praktisches Ziel. Im gleichen Moment jedoch – so schien es ihr – blitzschnell, verwandelte er seinen Ausdruck und blickte liebend und glücklich. Sicherheit freilich gab es nicht. Und was stand diesem einen, höchst bezweifelbaren, in der Dämmerung erhaschten Blick nicht alles gegenüber: tausend zarte und zärtliche Worte, eine lange Werbung voller Würde, Takt und Innigkeit, ein ganzes Dasein, verbracht in der Region des Schönen und Geistigen.

Sie stand noch immer, die kleine grüne Tasche in der einen Hand, in der andern die Scheine. Ich schüttle das ab, dachte sie, ich muß das abschütteln. Es ist ja Unsinn! Und sie machte sich fertig und stieg durch das sonnenüberleuchtete Treppenhaus hinunter, völlig befreit wieder und völlig sicher.

Den Wagen ließ sie zu Hause und nahm durch die heiteren, unhastigen Luxusstraßen des alten Westens ihren Weg zum nahen zentralen Platz. Leicht und fest ging sie dahin, eine schmale Gestalt, verlockend, aber sehr distanziert.

Es war Sonnabend. Die City beendete ihre Arbeit zu früher Stunde. Der Treppenschlund der Untergrundbahn schluckte ein schwarzes Gewimmel von Menschen ein. Schon stand sie unten in der hallenden Halle, dumpf zischend schoß der rot und gelbe Zug heran und bremste mit Brausen. Unter Dutzenden wurde sie hineingepreßt in einen der überfüllten Waggons, fühlte sich nach vorn geschoben und ertastete, um Halt zu gewinnen, eine der Lederschnallen, die von der Decke hängen. Eingekeilt zwischen schwankende Menschen, ward sie dahingetragen.

Ein Herr, nicht unmittelbar in ihrer Nähe, sondern mehrere Meter entfernt, erhob sich und bot seinen Sitzplatz an. Warum gerade mir, fragte sie sich flüchtig, es stehen doch noch andere Frauen, ältere ... Aber da er ein zweites Mal bat, nahm sie an. Ein mäßiges Opfer, das er bringt, dachte sie noch, denn sie sah den Höflichen zur Türe streben und schon am nächsten Haltepunkt den Wagen verlassen.

So saß sie nun schmal emporgerichtet zwischen zwei Männern, den Blick auf der Wand all der im Stehen Eingezwängten, die den Raum zwischen den beiden Sitzreihen füllten. Der Zug lärmte im engen Schacht und stieß an den Kurven; einmal wurde Weras linker Arm, der den Muff hielt, unsanft berührt, der Nachbar sprach eine Entschuldigung, sie wandte sich hin und sah flüchtig einen vierschrötig gewöhnlichen Gesellen im schwarzen Überzieher und steifen Hut, einen langweilig brutalen Geschäftsmenschen, den sie sogleich vergaß.

Wieder und wieder hielt der Zug mit kurzen Rucken, stumpfes und mißmutiges Gedränge herrschte an den Türen, in fünfzig Händen knisterte die Abendzeitung, Parfüms und menschliche Dünste zogen in Streifen durch das enge Gehäuse. Aus ihrer unterirdischen Röhre stieg die Bahn unvermittelt empor, das künstliche Licht erlosch, die rote Spätsonne strömte ein und legte grausam in den Gesichtern Spuren von Krankheit und

Laster bloß. Man raste hoch überm Straßendamm auf Pfeilern dahin.

Da, mit einemmal begann neben Wera ein Flüstern, begann ein Murmeln, und als die Worte ihr Bewußtsein erreichten, unterschied sie feierliche Sprache, gehobenen Rhythmus, Dichtung.

„Aber das Saitenspiel tönt fern aus Gärten, vielleicht daß  
Dort ein Liebender spielt oder ein einsamer Mann  
Ferner Freunde gedenkt und der Jugendzeit ...“

Sie wandte den Kopf. Es saß ihr zur Rechten ein blasser junger Mensch, bescheiden gekleidet, mit den Zügen eines sanften Ekstatikers und hatte in den handschuhlosen Händen ein kleines billiges Buch. Das hielt er nahe vor die kurzsichtigen Augen und las daraus Verse, las, seiner Umgebung offenbar ganz entrückt: eine unerwartete, widersprechende, höchst sonderbare Figur hier in dem schlingernden Kasten mit seiner banalen Menschenfracht.

Wera blickte ihn an. Niemand außer ihr hörte wohl den Unbekannten, denn für die Stehenden übertäubte das Geräusch des Zuges die leise Stimme, und zur andern Seite des Schwärmers schloß die Querwand den Wagen ab.

Wie unwahrscheinlich, wie rührend echt, dachte Wera, hier in der Hochbahn! Was mag er lesen, was mag das sein?

Der Fremde hob sein Gesicht vom Buche auf, er hatte vielleicht ihren Blick gefühlt. Aber er sah sie noch nicht, in seinen kurzsichtigen und sanften Augen träumten noch die Bilder der Dichtung, noch war er entrückt und schaute gleichsam durch Wera hindurch in eine jenseitige Ferne. Sie errötete. Und plötzlich färbte auch seine schmalen Wangen ein Rot, er ward sich seines unziemlichen Starrens bewußt und sagte unendlich verlegen, unendlich bescheiden: „Oh, Pardon, Pardon, gnädige Frau, ich war so versunken, ich wollte gewiß nicht ...“

Der Typus dieses Fremden war so ganz ungefährlich, so gar nicht männerhaft im gewohnten Sinn, zudem war er kein „Herr“, ein kleiner Angestellter vielleicht, etwa aus einer Buchhandlung; sie lächelte mit Güte.

„Was ist’s denn, das Sie so in Entzücken versetzt“, sagte sie freundlich, „darf man fragen?“

„Sie kennen es gewiß, gnädige Frau“, gab er zurück und wurde wieder rot, fast wie ein Mädchen, das ein keusches Geheimnis preisgeben soll. „Es ist ja Hölderlin.“

„Oh, Hölderlin.“

„Er ist ja das Schönste, gnädige Frau, er ist ja der Heiligste, der Reinste!“ Und er blätterte hastig in seinem billigen Büchlein. „Oh, hören Sie das, kennen Sie das?“

»Heilig Wesen, gestört hab ich die goldene  
Götterruhe dir oft, und der geheimeren,  
Tieferen Schmerzen de Lebens  
Hast du manche gelernt von mir.

Oh, vergiß es, vergib! gleich dem Gewölke dort  
Vor dem friedlichen Mond, geh ich dahin, und du  
Ruhst und glänzest in deiner  
Schöne wieder, du süßes Licht!«

Während er las, gleich während der ersten Verse, hatte der Schwärmer einmal flüchtig aufgeschaut: hinter Weras vorgebeugtem Rücken hatte er ganz kurz dorthin geblickt, wo jener langweilige Geschäftsmensch saß. Nun aber, da er geendet hatte, schlug er seine Augen zu Wera auf, und sie bemerkte, daß diese Augen voller Tränen standen. Erschlossenen Herzens ohnehin, weich im Vorgefühl des Glückes, dem sie entgegenfuhr, empfing sie davon einen tiefen Eindruck. War es nicht wie ein Zeichen, daß sie gerade heute, am Tag des Vertrauens und der Hingabe, diesem in die Weltstadt verlorenen reinen Träumer begegnete! Ein heißes Bedürfnis, ihm zu danken, ihm Freundliches zu tun, überkam sie. Gewiß war er arm, er sah so

aus, aber – o über die Schranke zwischen Mensch und Mensch!  
– wie wäre es möglich gewesen, ihn zu erfreuen, ohne mißdeu-  
tet zu werden.

Sie erfuhr, daß er einem Ort in der Altmark entstamme und irgendwo im Stadtosten Schreiber bei einem Advokaten sei. Ach ja, es fiel ihm schon schwer, tagaus, tagein Akten zu kopieren, kleinliche Briefe zu ordnen, Kostenrechnungen auszu- schreiben. Aber er flüchtete in seine Götterwelt. Daheim in seiner Stube standen auf dem Regal die Sängler und Tröster, und jeden Morgen nahm er einen von ihnen mit auf die Fahrt. Er gönnte sich sogar die höhere Wagenklasse, um ungestörter zu lesen. Nein freilich, von der Großstadt erfuhr man auf sol- che Weise nicht viel ...

Wera saß ganz ihm zugewendet und hatte kaum bemerkt, wie der Wagen sich leerte. Längst war man wieder unter der Erde; ihr Ziel mußte nahe sein. Einige von den noch im Raum Verbliebenen waren aufmerksam geworden auf das seltsame Paar, der eine oder andere lächelte wohl auch, wie er den ärm- lich Gekleideten mit leiser Inbrunst Verse sprechen hörte, aber man kehrte sich bald wieder ab mit dem Gleichmut der Welt- städter. Nun erhob sich auch der Geschäftsmensch, der bis zu- letzt sehr dicht neben Wera gesessen hatte, er schritt vorbei, streifte den lyrisch Verzückten mit einem Blick – Wera be- merkte es –, und der sah ihm kindlich und voll ins Gesicht. Jener verschwand. Der Enthusiast aber, in seinem Übereifer, berührte Wera am Arm: „Oh, das noch, das noch, gnädige Frau! Vielleicht kennen Sie es nicht. Ich glaube, es ist das allerschön- ste:

»Ist nicht heilig mein Herz, schöneren Leben voll,  
Seit ich liebe? Warum achtetet ihr mich mehr,  
Da ich stolzer und wilder,  
Wortereicher und leerer war?

Ach, der Menge gefällt, was auf den Marktplatz taugt,  
Und es ehret der Knecht nur den Gewaltsamen.  
An das Göttliche glauben  
Die allein, die es selber sind.«

Da aber bremste der Zug aufs neue. Der Begeisterte warf einen Blick hinauf auf die Namenstafel. „Hier bin ich an meinem Ziel“, sagte er und stand auf. „Danke, o danke, daß Sie mir haben zuhören mögen!“ Er verneigte sich ungeschickt, und ehe Wera ihm hatte die Hand reichen können, was sie doch unbedingt tun wollte, stand er schon bei der offenen Tür und glitt eben zur rechten Zeit noch vom Zuge. Beim Weiterfahren sah ihn Wera mit linkischen Schritten über den Bahnsteig davonschreiten.

Sie lächelte gerührt und beglückt. Schön war das gewesen, was er zuletzt las, wie ein goldener, beziehungsreicher Spruch über der nahenden Stunde:

An das Göttliche glauben  
Die allein, die es selber sind.

Das mußte sie dem Freunde erzählen, diese Verse würde sie ihm vorsagen – in wenigen Minuten schon, denn nun war auch sie angelangt, hier kam die Station, die letzte der Linie.

Sie verließ den Wagen, fast als einzige ging sie langsam, langsam durch die Halle, im Vorgenuß eines gesicherten Glückes. Der Beamte am Sperrgitter sah ihr erwartend entgegen und streckte die Hand hin, um ihre Karte zu nehmen.

Da erstarrte sie, suchte dann fiebernd und stand wieder reglos, ohne ein Wort. Ihr Muff war leer, die kleine grüne Handtasche war verschwunden.

„Ich habe die Karte nicht mehr“, sagte sie endlich, „und auch kein Geld.“

Der Beamte blickte sie an. Er sah ihre Kleidung, er sah ihr blaßes Gesicht. Er kannte Menschen. „Gehen Sie nur durch“, sagte er und schloß das Gitter.

Mit tastenden Tritten erstieg sie die Treppe, die in die rote Abendhelle hinaufführte. Dann stand sie auf einem weiten, nur halb städtischen Platz. Er war lückenhaft von großen neuen Häusern umgeben, die Mitte nahm eine spärliche Pflanzung ein, ein paar Kinder spielten, jemand saß ohne Mantel in der kühlen Luft auf einer Bank und las die „Tägliche Rundschau“. Ja, von hier aus waren es also nur noch wenige Schritte bis zu jener Wohnung ...

Aber sie stand, und in ihr Hirn zog eine häßliche Klarheit. Was ihr geschehen war, konnte freilich nicht bedeutend heißen, gewiß kam dergleichen täglich ein dutzendmal vor in der riesigen Stadt. Zwei Gauner hatten sie umstellt und um eine mäßige Summe beraubt. Zwei? Nein drei. Der erste hatte ihr den Platz zwischen seinen Kumpanen aufgedrängt, der zweite, dicht neben ihr, hatte den Coup gewagt, der dritte ... Der dritte hatte einfach ihre Aufmerksamkeit abgelenkt. Er war der Harmlose, der kleine Angestellte, der Enthusiast aus der Altmark. Er packte das Opfer beim Gefühl. Er spielte zum handfesten Zweck, was immer es Schönes und Ehrwürdiges gab: Unschuld, ein Leben im Geist, Empfindung für das Heilige. Das Heilige warf er als Köder aus. So mußte er also wissen, o ja, er wußte, was das Heilige war und welche Wirkung es übte. Er selber stand freilich hoch darüber, als höhrende Bestie, und grinste ihr zu als sein letztes Vermächtnis:

An das Göttliche glauben  
Die allein, die es selber sind.

Sie sah die beiden ihre Blicke tauschen, der Geschäftsmensch stand auf, ging vorüber und zwinkerte dem Schwärmer zu: Ich hab die Tasche, komm! Und der Schwärmer, mit kind-

lich hellem Augenaufschlag, erwiderte: Geh nur voran, ich habe verstanden.

Aber noch einen dritten Blick sah sie vor sich: den des Mannes, der dort, ganz nahe, auf sie wartete und gewiß schon mit zornigen Grimassen in seiner Stube auf und ab schritt. Sollte ihm die erstrebte, die erlistete Ehe jetzt noch entgehen ... Sie sah ihn wieder vor sich an jenem Nachmittag: er glaubte sich unbeobachtet, da blieb sein Gesicht leblos, und in seinen Augen stand nichts anderes als kalte Zufriedenheit über ein endlich erreichtes Ziel. Jetzt wußte sie es. Jetzt glaubte sie es zu wissen.

Ein Abendhauch kam über den Platz daher. Plötzlich fror sie in ihrem knappen Kostüm aus weicher Wolle. Sie vergrub die Hände in ihren leeren kleinen Muff. Dann atmete sie tief auf, so daß fast ein Seufzer daraus wurde, und ging rasch davon, dorthin, wo sie die innere Stadt vermutete.



## Ein Konzert (1927)

### Der Engländer (1927)

Mein Freund Alexander erzählte:

Die schroffen Kreideklippen von Dover stiegen aus dem Meere auf, und schon hatte ich Lust, den nächsten Dampfer zu nehmen und nach dem Kontinent zurückzufahren. Das Wetter war häßlich, das Meer fast schwarz, und die Insel England zeigte sich unsagbar abweisend und feindselig.

Ich fuhr nach London aus mehr als einem Grund. Der berufliche war nicht der stärkste, Neugier auch nicht. Ich fuhr hinüber, um einen Haß loszuwerden, dessen ich mich schämte.

Mich hatten die Engländer im Kriege gefangengenommen, und in ihrer Gefangenschaft war es mir nicht gut gegangen. Man mißhandelte uns nicht, man ließ uns auch durchaus nicht hungern, aber man behandelte uns wie Menschen sechster Ordnung, wie Geschöpfe, die nun leider einmal unter dem Völkerrecht und unter dem Recht des Himmels stehen und deshalb bedauerlicherweise nicht ausgetilgt werden dürfen.

Solange der erste Kommandant regierte, konnte es gehen. Das war ein älterer Major, in Indien zum Krüppel geschossen, der schließlich finden mochte, daß wir ihm immer noch näher standen als die Afridis, und den im übrigen nur sein Bridge und die Kynologen-Zeitung interessierten. Er wurde jedoch bald abgelöst von einem blutjungen Herrn, Oberleutnant seinem Rang nach, der sich in Flandern ausgezeichnet hatte und dort verwundet worden war. Schon seine Jugend war eine Herabsetzung für uns. Man besprach dies lebhaft.

Man hatte bald anderes zu besprechen. Mit allen Vergünstigungen war es vorbei. Der neue Herr ließ uns das Notwendige, aber das Ueberflüssige, notwendiger noch als das Notwendige, wurde uns entzogen. Wir durften keinen Sport mehr treiben;

Sport ist für Menschen. Wir durften keine Bücher mehr empfangen; Bücher sind für Kulturgeschöpfe. Wir durften nicht mehr dreistimmig singen; Gesang ist für freie Seelen. Oede und Trübsal fiel auf das ganze Lager, die Tage waren dreimal so lang, und alle Hoffnung schien ausgelöscht.

Wir sahen ihn. Er war ein eleganter Offizier, sehr gerade, mit einem hübschen, ganz leeren Gesicht, den Arm trug er in der Binde und auf der Brust vier Kriegsorden. Wenn er inspizierte, und er tat es häufig, sah er niemand ins Gesicht. Auch ein Gutsherr, der seine Ställe inspiziert, sieht ja den Kühen nicht ins Gesicht, sondern aufs Euter oder sonstwohin.

Auch die bewachende Mannschaft änderte augenblicklich ihren Ton. Uebergriffe kamen auch ferner nicht vor, kein eigentliches Unrecht. Aber die englischen Soldaten waren ganz plötzlich keine Menschen mehr für uns, sondern bewachende Maschinen.

Wegen einer vermeintlichen Unregelmäßigkeit wurde ich zum Kommandanten gerufen. Ich vermochte mit einigen Worten das Mißverständnis aufzuklären, und es erfolgte nichts. Niemand wurde bestraft. Dennoch verließ ich das Bureau mit Wut und Haß im Herzen.

Er hatte über mich weggeblickt mit seinen leeren, dummen Knabenaugen, er hatte mit einer Stimme zu mir gesprochen, in der jeder Ton eine unermeßliche Gnade war. Ich kannte ihn ganz. Er war die Nation, die mitten in Europa einen Kolonialkrieg führte. Er focht für die Zivilisation. Er zweifelte nicht. Er glaubte an die Hunnen, er glaubte an alle Greuelthaten. für ihn gab es Schwarz und Weiß, Schuld und Reinheit. Er dachte nicht nach über die Hintergründe, die jedes geschichtliche Geschehen hat. Ihm waren die großen Worte eine Realität, für sie war er marschiert, für sie stand er hier. Er hätte es gar nicht verstanden, wenn sich ein Barbar menschlich hätte mit ihm auseinandersetzen wollen. Seinem armen engen trockenen Hirn war längst alles entschieden, eigentlich war nie etwas zu ent-

scheiden gewesen. England führt seine Kriege für die Tugend; ein Engländer und eine Dame haben immer recht; wer beim Händedruck den Handschuh anbehält, ist kein Gentleman. Er stand auf einer Kreideklippe.

Achtzehn Monate dauerte unter seinem Kommando unser ödes Elend. Ich nahm einen tiefen Ekel vor England und englischem Wesen mit nach Hause.

Dies erschien mir selbst unwürdig. Ich kannte ja doch das Land und das Volk; ich wußte ja doch, daß nicht nur mein kleiner armseliger Offizier englisch war, sondern auch gewisse andere Leute, Keats und Shelley und Swinburne zum Beispiel. Aber ihre Verse, die ich einst so sehr geliebt hatte, klangen mir nicht mehr, ich hörte sie in seiner kalten toten Knabenstimme, und sie waren ohne Zauber, ohne Duft. Ich hatte einst englische Häuslichkeit geliebt, aber jetzt haftete mir nur langweilige Respektabilität im Gedächtnis; ich hatte einst englische Kühnheit geliebt, aber jetzt gestand ich nur Phantasielosigkeit zu, die sich den Tod nicht vorstellen kann; ich hatte einst englische Rechtschaffenheit geliebt, aber jetzt schien sie mir ohne Herz, ohne Wärme. Der armselige Leutnant warf mir seinen langweiligen Schatten über das ganze Eiland.

Ich schämte mich. Ich spürte die ekelhafte Lepra des Nationalhasses an meiner Seele. Im Gespräch ertappte ich mich dabei, daß ich von englischem Fischblut sprach, von englischer Bigotterie, von englischem Cant, wie irgend ein Zeitungsleser. So fuhr ich schließlich hinüber, um mich in der Wirklichkeit des großen Landes von allen Formeln und Worten und Redensarten und von dem fatalen Eindruck meines Lagerlebens reinzuspülen.

Die ersten Tage in London brachten mich nicht weiter. Meine Geschäfte waren bald erledigt, leicht und angenehm, wie ich zugeben mußte. Ich sah dann eine Anzahl meiner Bekannten, war auch zwei- oder dreimal in Familie; man zeigte sich unverändert. Ich aber war verändert, mich würgte von erlittener Un-

bill ein Druck in der Brust und in der Kehle. Ueberall saß der Offizier mit bei Tische, kalt, platt, töricht und unangreifbar.

Ich fing es anders an. Wie ein Fremder, der zum ersten Mal am Victoria-Bahnhof ausgestiegen ist, ging ich allein in der Stadt umher, um aufs Neue das Gesicht von Englands Größe zu sehen.

Ich ging, wie so oft in früherer Zeit, um die Stunde des Geschäftsschlusses zur London-Bridge und wartete von der City her den Menschenstrom ab. Mit dem Glockenschlag begann er zu fluten, tausendweis, zehntausendweis, hunderttausendweis, in eiligem Tempo, ohne Gedräng, ohne den kleinsten Streit, ohne Laut. An dieser Stelle hatte ich sonst tiefer als irgendwo Englands ruhige Gewalt empfunden. Jetzt sah ich ein ungeheures Defilee von Automaten, zu blutlos, zu leblos für irgend eine Unordnung. Mein Oberleutnant hunderttausendfach.

Ich versuchte es mit den Docks und marschierte wie einst stundenlang zwischen den Lagerhäusern und Packhöfen und Gewölben dahin, unter sich kreuzenden Kranen hindurch, um die eingeschnittenen Bassins herum, wo auf Schiffen aller Größe und Herkunft Menschen aller Farben mit Ballen und Fässern und Kisten aller Inhalte hantieren. Eine Viertelstunde weit roch es nach Oel, dann eine Viertelstunde weit nach Kaffee, nach Wein, nach Leder, nach Tabak, nach Gewürzen, die ich gar nicht einmal bestimmen konnte. Ich sah die Quantität, die ungeheure, aber sie lebte mir nicht. Wer ohne Phantasie ist wie mein Offizier, wer ohne menschliches Fühlen ist wie mein Offizier, dem, dachte ich nur, muß ja jeder Gewinn reifen, worüber sollte er straucheln!

Die Religion ist dort im Lande noch eine Macht, eine gesellschaftliche gewiß, aber auch eine seelische. Am Sonntag in der Kathedrale sprach ein hoher Würdenträger, ein sehr berühmter Prediger. Ich ging hin. Er war alt und fett, aber wie er anfang zu reden, sah ich hinter seinem ovalen Gesicht fahl durchscheinend die schmalen, leeren Knabenzüge meines Offiziers. Vier

Arten von Menschen, sagte der berühmte Prediger, wolle er unterscheiden. Erstens solche, die anständig seien, aber nicht fromm. Diese, sagte er, werden noch fromm. Zweitens solche, die fromm seien, aber nicht anständig. Diese, sagte er, werden noch anständig. Drittens solche, die anständig seien und auch fromm. Diese, sagte er, können uns allen als Beispiel dienen. Viertens solche, die weder anständig seien noch fromm. Für diese, sagte er, wollen wir beten. Es war mathematisch und trostlos. Und durch eine Gemeinde hindurch, in der jeder Einzelne den Kopf meines Oberleutnants auf seinen Schultern trug, ging ich hinaus.

Es waren die Monate der großen imperialen Ausstellung. Ich fand sie, wie ich sie zu finden erwartete: ein ungeheures Material, reizlos von meinem Offizier hier aufgehäuft. Auf staubigen Wegen schob sich im Sonnenbrand eine uniforme Menge zwischen langweiligen Palästen einher, die kümmerlich exotischen Charakter vorzutäuschen suchten. Ja, dies war Südafrika, dies Australien, dies sollte Indien sein. Und im Innern wurde gezeigt, daß man in Kapstadt, in Adelaide und in Madras denselben Hut trägt und in der gleichen Wanne badet wie in Sheffield und in Liverpool. So war es richtig und anständig. Mein Oberleutnant hatte über alle inkorrekte Exotik gesiegt. Die Macht des englischen Volkes sollte gezeigt werden, und sie wurde gezeigt; als ein gleichmachender Schimmel überzog sie die einst so merkwürdigen, so unterschiedenen Länder der Erde. Aus einem Pavillon drang schrille Musik, ich trat ein, da drehten sich zu den wilden Tönen ungekannter Instrumente Tänzer aus Burma in Verzückung und Versunkenheit. Hier ließ der Schimmel eine kleine Ecke frei. Es wirkte verblüffend, fast verletzend. So empfand es auch das Publikum, das stocksteif auf den Holzbänken saß und aus den leeren Augen meines Offiziers zuschaute. Aber dergleichen war ganz vereinzelt. Man bestaunte lieber das Puppenhaus der Königin oder staute sich vor der Auslage eines Juweliers, deren Prunkstück kein Edel-

stein war, sondern ein eigenhändig unterzeichneter Scheck des englischen Königs über zwei Guineen. Ja das war herrlich zu sehen. Ungeheure Scharen von Schulkinden wurden auf den Wegen und durch die Paläste dahergetrieben. Sie waren gruppenweise ganz gleich gekleidet und trugen schon alle jenes Gesicht. Ein Jammer befiel mich, wie noch niemals, wie selbst dort im Lager nicht, ein Jammer des kollektiven Ekels, des Nationalhasses, der sich wütend seiner selbst schämt. Meine Kur war mißlungen, ich würde morgen nach Hause zurückkehren.

Ich suchte den Ausweg aus dem staubigen Labyrinth und geriet versehentlich in eine andere Welt gigantischer Langweile, in den Vergnügungspark. Oh, eine riesenhafte Zelt- und Barakenstadt; aber leider war meinem Oberleutnant nichts eingefallen. Eigentlich sah man nur Marterinstrumente, Drehscheiben, Wellenbahnen, raffinierte Vorkehrungen, um auch dem seefestesten Volk der Erde die Mägen umzukehren. Nun, ich war ja dessen nicht erst bedürftig.

Ich weiß nicht, welche Macht mich bei den Schultern nahm, mich an einer Kasse meinen Schilling erlegen und in ein würfelförmiges Gebäude eintreten ließ. Der Name „Tempel der Schönheit“ wird es schwerlich gewesen sein. Nun, wie ich auch hineingeriet, dies war eine seltsame Veranstaltung.

Rund um den Raum waren hinter Glas eine Anzahl gleichgroßer Zimmer zu sehen, im Stil verschiedener Zeiten möbliert, und in jedem dieser gläsernen Käfige bewegte sich stumm eine Frau.

Da war Kleopatra zu sehen, die ihre tief umschminkten Augen verdrehte und sich von der Schlange beißen ließ; da memorierte Sarah Siddons ihre Rolle aus einem Buch, das groß die Aufschrift „Macbeth“ trug; da wiegte Madame Pompadour ihren gepuderten Kopf hin und her, lauschte kokett ins Leere und setzte sich nieder, um ein Staatsbillett zu verfassen; da kniete Maria Stuart – Mary Queen of Scots – bleich vor Leid

und Liebe auf ihrem Betstuhl und hob die gefalteten Hände auf zum Kruzifix. Alle diese Frauen bewegten die Lippen und sprachen vielleicht. Aber es drang kein Laut durch das dicke Glas, das bis zur hohen Decke hinaufreichte. Und inmitten dieses Spuks bewegte sich ohne Flüstern, ganz versunken, eine todernte Menge.

Das hat mir noch gefehlt, genau das, dachte ich und war bei Gott von allem Humor verlassen. Hier hab' ich die Formel. So starr und scheinlebig ist dies Land, ist dies Volk, und genau so ewig. Ewig läßt sich Kleopatra von der Schlange beißen, ewig intrigiert die Pompadour, ewig lernt die Schauspielerin Ihre Rolle. So platt und öd ist das Gehirn Englands, so platt und öd interpretiert es die Welt. Hier ist der kalte Begriff, hier ist der Tod. England ist der Tod. Mein Offizier ist der Tod. Und ich sah ihn vor mir, den Gehäßten.

\*

Ich sah ihn wirklich. Nicht so, wie ich ihn täglich, stündlich wiedergesehen hatte, seit meine Füße auf britischem Boden gingen. Sondern ihn, ihn sah ich, ihn in Person.

Ich war mit der schweigenden Menge bis zum Käfig der Maria Stuart gelangt, da stand er, ein wenig rückwärts an den tragenden Mittelpfeiler gelehnt und starrte mit seinen leeren Knabenaugen in die Glaszelle der Figurantin.

Er trug keine Uniform, er war wohl längst nicht mehr Offizier. Er stand da in einem mäßig sitzenden, graubraunen Dutzendanzug, man sah leicht, daß er nicht London bewohnte, sondern die Provinz.

Mir ging es sonderbar in diesem Augenblick. Wie oft hatte ich mir im Traum und im Wachen eine Begegnung mit diesem da ausgemalt, und meine Wünsche dabei waren nicht freundlich gewesen. Er hatte ja doch ein gutes Stück meiner Seele auf dem Gewissen. Jetzt straffte sich mir kein Muskel, und mein Herz schlug nicht schneller. Ruhig betrachtete ich ihn.

Nicht einmal erstaunt war ich. Und doch durfte der Zufall wohl erstaunlich heißen, der uns Beide unter all den Millionen hier zusammenführte, gerade in diesem Tempel der Schönheit, wo doch unser Beider Platz nicht war.

Oh doch, der seine war hier. Und darum eben war ich auch nicht erstaunt und nicht rachgierig.

Andächtig stand er da vor dem Zimmer der Stuart, unbeweglich. Er liebte diese Königin. Ja, dies war leicht zu erkennen: er liebte die Königin und nicht das kleine Mädel, das in Haube und Halskrause und Samtkleid, ein silbernes Kruzifix auf der Brust, dort drinnen öffentlich betete. Er stand da und liebte einen Begriff, den Begriff von holder Jugend, die sich einmal vergessen hat und nun büßt.

Er glaubte. Er glaubte an Mary Queen of Scots, wie er an die Barbaren geglaubt hatte. Er war kein Verrückter; er wußte, daß dort hinter der Scheibe keine Fürstin betete, aber er glaubte an die Wirklichkeit, an die einfache Wirklichkeit der Seele, die sich hier zur Schau stellte. Oh, es lag wahrhaftig ganz auf seiner Linie. Seine starre kalte Verachtung der deutschen Soldaten, die nun einmal Hunnen waren und nicht englisch sprachen, und seine Hingebung an diesen historischen Buntdruck, sie waren das Gleiche.

Ich befragte den Aufseher. Ja, es war so: man kannte ihn hier bereits. Er kam täglich und faßte Posto vor dem Käfig der Beterin. Manchmal blieb er Stunden lang. Man hatte schon daran gedacht, ihn nachzahlen zu lassen.

„Geht er auch nicht, wenn die Damen wechseln?“ fragte ich, „denn sie wechseln doch sicher, dies hält ja kein lebendiger Mensch länger als zwei Stunden aus.“

„Drei,“ sagte der Aufseher, „alle drei Stunden kommt eine Neue. Ihn stört das nicht. Die nächste Stuart kommt gleich jetzt, um fünf.“



Ich dankte dem Mann. Es war rührend zu sehen, wie mein Offizier alles tat, um die Aufmerksamkeit seiner Königin zu erregen. Er riß die Augen auf, er machte bedeutungsvolle Grimassen, er bewegte linkisch die eine Hand vor seinem Gesicht. In allen den Tagen hatte er noch nicht herausgefunden, daß sie in ihrer hell erleuchteten Glaskammer ihn gar nicht wahrnehmen konnte, ihn, der unter der Menge im fahlen Halbdunkel dort draußen stand. Ihre krank umschminkten Augen schienen auf jeden zu blicken und sahen doch keinen. Was mochte er denken? Er dachte nichts. Er glaubte.

Die Stuart raffte ihre Röcke, und, als habe sie im Nebenraum irgend etwas zu suchen, glitt sie durch eine Tapetentür im Hintergrund hinaus.

Ich trat heran zu ihm. „Sie wird abgelöst,“ sagte ich mit äußerster weltlicher Stimme, „jawohl, abgelöst wird sie, sie zieht sich jetzt um. Benützen Sie doch den Moment!“

Es war, als schlug der Blitz ein. Er wies mich nicht ab, er sagte auch nichts. Er stand einen Augenblick wie angewurzelt, wurde ganz blaß, atmete auf und war schon draußen.

Und wie ich selbst wieder in die Zelle blickte, betete drinnen schon die neue Stuart, im Kostüm der alten, auch ihr ähnlich, aber doch ein ganz anderes Weib.

Da ging auch ich hinaus, ich bog um das Gebäude und sah, wie die zwei eben miteinander davon gingen.

Sie trug ein graues Schneiderkleid und einen blauen Hut. Offenbar hatte er sie im vorigen Augenblick erst angeredet. Ihre Profile waren einander zugekehrt, auf dem ihren ging die landesübliche Entrüstung bereits in helle Freundlichkeit über, das seine war brennend rot.

Nein, niemals, niemals hätte ich gedacht, daß der gute liebe Junge so tief erröten könnte!

\*

Ich kehrte zur Stadt zurück, verließ meinen Omnibus beim Marble Arch und ging in den Park. Schöne Kinder kamen mit ihren jungen Müttern daher, unter den spazierenden Männern sah man viel redlich offene Gesichter und manches bedeutende, überall herrschte ruhige Heiterkeit, ein schöner Abend kündigte sich an, und ich war, auch hier, in meinem Vaterland.

## **Ein Konzert (1927)**

Der Geheime Kommissionsrat Heuduck, einst ein bewährter Konzert- und Theateragent, war achtundsiebzig, als ich ihn kannte. Heute wäre er hundert. Er war ein wunderbar frischer, gepflegter Greis, und er wirkte stattlich, obschon er klein war: er war sogar so außerordentlich klein, daß ich, der ich nur mittelgroß bin, seinen Spazierstock mit ausgestrecktem Arm nicht zur Erde brachte. Dies war ein Experiment, das mich studentenhaft belustigte, und ich stellte es heimlich nicht selten an, beim Kommen oder Fortgehen etwa, im Vestibül seiner Villa.

Heuducks Bekanntschaft hatte ich in der akademischen Lesehalle gemacht. Nun ging ich gerne zu ihm. Er wohnte komfortabel, mit schönem Ausblick, auf halber Höhe des Burgbergs, auch gab es Weine bei ihm, für die mir der Sinn nicht fehlte; vom Haut-Brion eines gewissen Jahrgangs spüre ich noch eben jetzt den sanften Brand auf der Zunge. Und dann war er der erste Mensch, den ich erzählen hörte. Er erzählte mit Passion, und vermutlich war ich nichts anderes für ihn als ein enthusiastischer Zuhörer, wenigstens hat er für meine Lebensumstände niemals das geringste Interesse gezeigt. Aber nicht, daß er erzählte, wovon er erzählte, war wohl die Hauptsache. Seine Geschichten handelten ja alle von einem: vom Ruhm.

Ruhm ist für den jungen Menschen ein großes Wort, mir jedenfalls schlug es damals durch Mark und Bein. Später gibt sich das. Man erkennt, daß er Zufall, Mißverständnis, öffentliche Dummheit ist, man „sieht des Ruhmes heilige Kränze auf

der gemeinen Stirn entweihet“ und denkt sich sein skeptisches Teil. Für den Achtzehnjährigen aber war der pygmäische Greis, der sein Leben lang mit Ruhm gehandelt, Ruhm erzeugt und gepflegt, Ruhm ernten geholfen hatte, ein halbmagisches Wesen. Er sprach von nichts anderem. Er führte mich in ein Zimmer, dessen Wände bedeckt waren mit Bildern ehemals hochberühmter Bühnen- und Konzertkünstler, er schlug die Alben vor mir auf mit ihren Photographien – Daguerreotypen waren die frühesten noch –, ordenbedeckte Fräcke folgten da aufeinander, verschollen gebauschte Ballroben, ganz leere, triviale Gesichter zumeist, die in verwahrlosten Gräbern nun lange zerfallen waren, und von deren Namen kein Nachhall mehr lebte. Ich blätterte oft in den Bänden. Ein Gesicht fiel mir auf: ein jugendlicher Mann noch, vollbärtig nach einstiger Mode, mit sehr edler Stirn und traurigen Augen.

„Wer ist das“ fragte ich.

„Das, lieber Freund, das war der beste von allen.“

\*

„Es gab,“ erzählte er, „damals zwei Baritonsänger bei uns, deren Ruf beim Konzertpublikum ungefähr gleich war: diesen Carra, nach dem Sie fragen, und dann Aldringer. Ungemein verschieden voneinander, die beiden: Carra ein stiller, ernsthafter Mann, verfeinert durch Leid, denn er hatte bei einer Epidemie in der gleichen Nacht seine junge Frau und sein Töchterchen verloren, ein Deutscher übrigens trotz seinem Namen; Aldringer ein raffender Gewaltmensch, besessen von Ehrfucht und Lust am Weibe, vollwangig, vollblütig, mit einem Löwenbrustkasten.

Zwischen den beiden war der Kampf aufs äußerste entbrannt – oder nein, der Ausdruck ist schief, denn es kämpfte nur Aldringer. Ich vertrat auch ihn, das verstand sich beinahe, die Verhältnisse waren ja dazumal noch eng bei uns, geradezu rührend waren sie. Nun, an mir hatte er gegen Carra keinen Bundesgenossen, das können Sie sich denken, lieber Freund. Er

war für mich ein Viechskerl mit einer Riesenstimme, die mir zinste, und damit genug.

Aber er brauchte mich nicht. Er besorgte seine neidische Arbeit schon allein. Es war kein Zufall, daß ungefähr in jedem Konzerte Carras, während droben der Bleiche, Gesammelte bei einem seiner mildesten Piani war, sich laute Zwischenfälle ereigneten. Und öfters war auch zu spüren, welche Stärke es für einen Mann bedeutet, wenn er ohne Maß zechen und die Nächte durchsitzen kann; es soll Journalisten der geringeren Sorte geben, die dem Kumpan solcher Nächte nicht leicht einen Gefallen verweigern und ihm zuliebe dem Rivalen gern einmal giftige Stiche versetzen.

Nun wissen Sie, mein Lieber, Sie müssen sich unter solchen Angriffen nichts Heutiges vorstellen. Das war alles vergleichsweise zahm, da haben wir heute ganz andere Chemikalien zu verspritzen. Aber Carra war empfindlich, er war geradezu hautlos, für ihn genügten die Dosen. Natürlich schadete ihm das alles gar nicht in der Meinung der Leute. Er besaß das, was dem zechenden Stimmkoloß zu seiner Wut eben fehlte: den Zauber. Sehr möglich, daß wir ihn jetzt ungenießbarromantisch fänden mit seiner Marmorstirn, aber er entsprach durchaus einem Ideal jener einstigen Jahre, und der schwermütige Samt seiner reinen Stimme berückte tiefer als die Grundgewalt des andern.

Das Konzert nun, von dem ich Ihnen erzähle, war eines der letzten, die ich veranstaltete. Ohnehin war ich damals nicht mehr jung und den Exaltationen dieser Schar von Besessenen, die man Künstler nennt, nicht recht mehr gewachsen. Aber nach jenem Abend hatte ich genug. Seitdem wohne ich hier bei meinen Truthühnern und meinen Hunden und weiß nicht einmal, wie die von Gottes Zorn getroffenen Stimmphänomene heißen, die heute, ihr Notenblatt vor dem Magen, auf den Podien der Welt um die Palme ringen.

Also der Saal war voll, der größte, den sie damals hatten in Berlin. Fünf Minuten vor Beginn war schon kein Platz mehr unbesetzt – ein sympathischer Anblick für den Unternehmer. Nur ganz vorn, in der ersten Reihe, genau in der Mitte, war ein einziger Stuhl noch frei. Wir blickten beide dorthin, Carra und ich, durch das kleine Fenster, das in halber Höhe der Podiumtüre angebracht war; Carra mußte sich bücken dabei, ich aber nicht. Endlich kam auch dieser Nachzügler. Es war ein unbeträchtlicher Herr, so schien es, nicht mehr jung, ohne ein Haar auf seinem Schädel, etwas schläfrig, verschlossen und mißmutig von Ausdruck.

Der Begleiter nahm Platz am Flügel. Carra trat hervor. Beifall, warmer, liebevoller, langer Beifall empfing ihn.

Sein Programm, das wir miteinander zusammengestellt hatten, umfaßte zwei sehr verschiedene Teile, einen ersten aus hoher, älterer Musik, und dann, nach dem Pauseneinschnitt, einen populären, einen Opernteil.

Er begann, würdig genug, mit der berühmten Arie für Baß aus dem »Messias« von Händel, es folgte, italienisch gesungen, Glucks schönes »Oh del mio dolce ardor« und dann wieder etwas Geistliches, die Kantate 56 von Bach – unter den zweihundert Kantaten, die Bach geschrieben hat, vielleicht die allerschwierigste. Er sang sie mit Meisterschaft, mit einem so vollkommenen Adel, daß sich seliges Entzücken im Saale ausbreitete. Ich blickte immer durch mein Fensterchen und konnte bei den Leuten in den ersten Reihen deutlich sehen, wie Bewunderung, Freude, Rührung die Gesichter veränderten.

Nur jener eine, der in der Mitte ganz vorn, der, der zu spät gekommen war, hatte sich kein bißchen verändert. Ganz zugehlossen saß er da, den Blick ohne Ausdruck vor sich hingewandt, und als Carra geendet hatte, rührte er nicht die Hände. Es wirkte ganz seltsam, wie er zwischen enthusiastischen Nachbarn, den Blicken des Künstlers doch unmittelbar ausgesetzt, so unbeteiligt und stumpf verharrte.

Carra gelangte zu Beethoven. Ich bemerkte, wie er seitlich ein wenig vom Flügel wegtrat, so daß er dem Ungerührten genau gegenüberstand, und so sang er nun nacheinander: »Ich liebe dich«, »An die Hoffnung« und – hiermit beschloß er den ersten Teil – jenes liebeschimmernde »Adelaide«.

Jubel, Sturm, aufschlagende Brandung. Carra trat zu mir in das Zimmerchen, er war ganz bleich, überanstrengt, außer sich. Und er sagte genau das, was ich zu hören erwartete:

„Heuduk, sehen Sie den Menschen in der ersten Reihe?“

„Was für einen Menschen?“

„Der sich nicht regt. Der so glotzt.“

„Aber Carra,“ sagte ich, „was reden Sie? Zeigen Sie sich doch! Die Leute toben!“

Er trocknete seine Stirn, nahm Notenblätter zur Hand und ging hinaus. Nun legte sich das Brausen mit beglückter Eile. Der Begleiter spielte zwei erste Takte einer Zugabe. Ich öffnete den Türspalt ein wenig. Carra sang:

»Denn es gehet dem Menschen wie dem Vieh, wie dies stirbt, so stirbt er auch, und haben alle einerlei Odem, denn es ist alles eitel, denn es ist alles eitel. Es fährt alles an einen Ort. Es ist alles von Staub gemacht und wird wieder zu Staub.«

Es klang mir wie Brahms. Ein Lied der hohen, der männlichen Resignation. Und Carra sang sie alle vier, die »Ernsten Gesänge«, die damals neu waren, und er endete mit jenem Wunderlied, das auf den Worten des Paulus schreitet: »Aber die Liebe ist die größte unter ihnen«.

Der Saal war aufrecht. Niemand hatte das noch gehört. Die Leute riefen, winkten. Aber er verließ sogleich die Bühne. „Haben Sie es wieder gesehen,“ rief er aus, „der sitzt da wie aus Stein! Er rührt sich nicht, ich kann ihn nicht bewegen.“ Dann lag er auf dem Diwan, er hatte sich die Hemdbrust geöffnet und hatte sieh ein feuchtes Tuch auf das Herz gelegt.

Ich trat an mein Fenster. Der Saal war jetzt nur lückenhaft besetzt, das Publikum erging sich draußen. Aber in der vordersten Reihe, ganz allein, saß der Kahle, Ausdruckslose und stierte vor sich hin. Es war mir selber unheimlich.

„Wissen Sie was, Carra,“ sagte ich, „jetzt schicke ich einen Diener zu ihm mit irgendeiner erdichteten Nachricht. Der Mensch muß weg! Von mir aus soll er uns nachher verklagen. Sie werden mir ja noch krank!“ Aber er ließ mich nicht fort. „Passen Sie auf,“ sagte er, „ich schlage doch noch Feuer aus diesem Kiesel! Ich lasse ihn nicht, er segnete mich denn!“

Es läutete draußen. Und es begann das Duell.

Ich führe Ihnen seine einzelnen Waffengänge nicht vor, lieber Freund, Sie sollen nicht die Schulter zucken und sagen: der Heuduck, das ist ein alter Schwätzer! Genug, Carra hatte mich angesteckt mit seiner Nervosität, und während er seine Arien von Bellini und Weber sang, dann zwei von Verdi und schließlich die Canzonetta aus dem Don Juan, starrte ich wie hypnotisiert auf den verdammten Kerl, der sich nicht regte, wenn um ihn und hinter ihm nach jedem Vortragsstück der Enthusiasmus losbrach. Erwürgen hätte ich ihn können, den Mann, zumal als Carra sich einmal umwandte und mit einem Blick der Verzweiflung das Fensterchen suchte, hinter dem er mich wußte.

Er jammerte mich, wie er da draußen stand und sich die Seele aus dem Leibe sang. Wie er die Beherrschung seiner Kunstmittel, wie er seinen Triumph nicht spürte, weil er den einen nicht bezwang. Den einen, der vielleicht ein Narr war oder ein Mensch mit einem geschenkten Billett, der überhaupt nicht wußte, was das sei: Gesang, Kunst, oder am wahrscheinlichsten ein elender Snob, der sich aus eitlem Distanzgefühl für zu gut hielt, seine Handflächen gegeneinander zu bewegen. Alles vergebliche Ringen eines Menschen verkörperte sich mir in dem armen Carra; alle vergebliche Mühsal eines Herzens um ein anderes Herz, das leer und fühllos bleibt, aller Kampf eines edlen Willens gegen den Widerstand der stumpfen Welt.

Ein Gedanke streifte mich plötzlich ... War ein Plan hier im Spiele? Hatte etwa Aldringer diesen stumpfsinnigen Felsen da in die erste Stuhlreihe gepflanzt, um den Rivalen, dessen Empfindlichkeit er kannte, zu stören, zu verwirren, zu schädigen? Wie immer es war – eine Programmnummer noch, die letzte, dann, der Himmel sei gepriesen, war alles zu Ende!

In diesem Augenblick trat mein Carra weiter vor auf dem Podium, bis unmittelbar an den Rand, so weit, daß er den Kahlen hätte mit ausgestreckten Armen erreichen können. Er bereitete sich vor zum letzten, entscheidenden Gang.

Die Waffe war scharf. Es kam eine Hauptleistung seines Repertoires, jedermann wartete schon auf sie, und es gab sicherlich Leute, die vor allem um dieser Arie willen ins Konzert gekommen waren. Es war die berühmte, die bravouröse, die jedem vertraute große Arie aus dem »Barbier«, Rossinis unvergängliches Meisterstück. Figaros Hochgesang auf seine Geschicklichkeit, seine Umsicht und Unentbehrlichkeit, aber weit darüber hinaus ein Jubellied der Lebensbejahung, ein skurriler Hymnus auf die Lust des Daseins und Sichregens, der sich selbst nicht genug tun kann, der immer von neuem anhebt und hinstürzt in tolle Accelerandi und Crescendi – die unvermittelt dann unterbrochen werden durch einen Sprechgesang von souveräner Drolligkeit.

»Ich bin das Faktotum der schönen Welt, ja ich,« sang Carra dem Feind in die unbewegte Maske hinein, »hab' mir die schönste Bestimmung erwählt!« Verzückt, amüsiert und begeistert lauschten die Leute. Aber ich dahinten, ich hatte Angst. Ich nahm ein Opernglas vom Tische, das dalag, und spähte atemlos dem Widersacher ins Antlitz. Es rührte sich nichts darin. So konnte er denn auch nicht lachen? Es war unmenschlich.

»Ich gratuliere mir selbst zum Glück, mir selbst zum Glück! Ha, bravo Figaro, bravo, bravissimo, ich bin der Glücklichste durch mein Geschick!«



Ich hatte das Opernglas weggelegt. Ein neues Etwas in Carras Stimme machte mich aufhorchen, eine so ungeheure Intensität des Ausdrucks, daß ich zu zweifeln anfang, ob auf diese Art die schwierige Arie bis zum Ende durchzuführen sein werde. Ich blickte auf ihn, ich sah, wie sein Rücken zuckte. Er hatte sich förmlich nach vorwärts gebeugt, er sang nur für den dort, sang dem ins Gesicht, nun mußte es doch kommen, nun mußte es doch ausbrechen in diesen Zügen, und dann, o welche Erlösung, dann war für immer alles gewonnen!

»Man ruft, man seufzt nach mir,  
Will mich bald dort, bald hier,  
Grafen, Barone,  
Mädchen, Matronen,  
Bald heißt's rasieren, bald rapportieren,  
Bald ein Billettchen flink adressieren,  
Figaro, Figaro, Figaro, Figaro!  
Figaro, Figaro, Figura, Figaro!  
Zuviel, weh mir!  
Man foltert mich zuviel, wahrhaftig!  
Alles auf einmal, ich kann nicht mehr ...«

Ich riß die Tür auf, ich stürzte zu ihm, ich sprang von der Bühne hinab. Entsetzenspanik im Saal, Fragen, Gemurmelt, Geschrei, Drängen der Masse nach vorn. Der Begleiter stand auf dem Podium und starrte. Alles war aufrecht. Nur in der vordersten Reihe saß mit völlig stumpfem Ausdruck der eine. Ein kleiner freier Raum hatte sich um ihn gebildet. Denn auf ihn war Carra herabgestürzt und, mit dem Antlitz nach unten, lag sein Kopf auf den Füßen des Feindes.

Ich kniete hin. Ich kehrte ihn um. Aber aus seinem Munde floß Blut, und die Augen waren schon gebrochen.“

\*

Nach einer Weile erst sprachen wir wieder.

„Und Ihre Vermutung war richtig?“ fragte ich leise.

„Er saß wirklich dort als ein Werkzeug jenes Rivalen?“

Heuduck nickte.

„Wer gibt sich denn aber her zu so etwas? Was für ein Unmensch muß das sein, der solche Qual einen Abend lang ansieht und kaltherzig steigert!“

„Gar kein Unmensch,“ sagte Heuduck. „Ein sehr armer Mensch. Ein geschlagener Mensch. Ein Taubstummer einfach.“

## 1927–1946

### Nacht in Cannes (1928)

In: Vossische Zeitung, Nummer 85, 19. Februar 1928, Das Unterhaltungsblatt, Nummer 43. – Auszug aus: Bruno Frank: Politische Novelle. Berlin : Rowohlt, 1928, Kapitel 6.

Ein Kapitel des neuen Werks „*Politischer Novelle*“, das dieser Tage im Verlag Ernst Rowohlt, Berlin, erscheint. – Carmer, ein deutscher Staatsmann, ist mit seinem Sekretär auf einer Erholungsreise im Süden begriffen. Aus Italien vertreibt ihn das Mißbehagen über laute Manifestationen des Fascismus. Er kehrt nach Deutschland zurück, wo ein Kabinettswechsel bevorsteht, der auch ihn wieder zu Amt und Wirkung bringen soll. Achille Dorval, der französische Minister – es ist *Briand* porträtiert – legt Wert darauf, ihn zuvor, noch ohne offizielle Erschwerung zu sehen. So nimmt er seinen Rückweg über Cannes.

\*

Als sie ins Hotel kamen, war Achille Dorval noch nicht da. Er war auch nicht angemeldet. Hinter dem Empfangstisch flüsterte man und betrachtete die Nachfragenden mit großen Augen. Sie fuhren zu ihren Zimmern hinauf.

Als die Stunde der Abendmahlzeit kam, ließen sie auftragen. Carmer, nach seiner Gewohnheit, aß karg, aber er sprach auch beinahe kein Wort. Doktor Erlanger beobachtete betrübt diese Verdüsterung.

„Mein Gott“, sagte er, „was wird es sein! Ein Mißverständnis. Eine unaufschiebbare Arbeit in der letzten Minute. Eine kleine Verspätung.“

„Er dürfte sich nicht verspäten.“

„Er weiß Sie in den Ferien, und er selbst ist so eingespannt: Noch gestern hat er in der Kammer gesprochen.“

Carmer nickte nur. „Ich weiß, daß es Unsinn ist“, sagte er endlich, „Sie haben vollkommen recht. Aber die öffentliche Meinung der Welt hat uns Deutschen zu übel mitgespielt. Jeder von uns ist überempfindlich, ist förmlich hautlos geworden.“

„Herrn Dorvals Meinung ist Ihnen doch genugsam bekannt. Wer von Ihnen beiden hat sich denn um diese Zusammenkunft so eifrig bemüht!“

„Ich sagte Ihnen ja schon, daß Sie recht haben. Einem Engländer, einem Bulgaren meinetwegen, würde es gar nicht einfallen, hier schlechter Laune zu werden. Er wäre über den pflichtenlosen Abend vergnügt und würde sich unterhalten.“

„Das sollten wir auch tun. Ich möchte Sie gar nicht gern Ihrer Verstimmung überlassen.“

„Nochmals vernünftig. Kleiden wir uns um.“

Als sie die Hotelhalle betraten, war sie menschenleer. Die weit geöffneten Türen des großen Speisesaals ließen ein Bild eleganter Verwüstung sehen. Essensdunst lastete wolkengleich über den zerwühlten Tischen. Die Kronleuchter waren gelöscht. Die Blumen der Tafeldekoration starben als Kehrlicht. Kellner in Hemdsärmeln hantierten.

„Ja“, sagte der Empfangsherr, „man diniert zeitig bei uns, und man diniert schnell. Ich bin das fünfte Jahr hier, und jeden Winter begibt man sich eine Viertelstunde früher ins Kasino. Dort stellt man sich so unfehlbar ein wie der Soldat beim Appell.“ Und er lächelte wie der Theatermeister, der Bescheid weiß hinter der Mechanik der menschlichen Leidenschaften.

Auch draußen, in paradiesischer Sternennacht, kein einziger Mensch. Das Meer rauschte gegen den verödeten Damm.

„Wenn man zu dieser Stunde auf dem Großen Sankt Bernhard spazieren geht, kann man nicht gut einsamer sein“, sagte Carmer.

„Bis auf die dort.“ Und Doktor Erlanger wies nach der spiegelnden Fahrbahn, auf der als Nachzügler noch Autos daherschossen, mit tiefem Summen, warnend aufschluchzend auch einmal, flachgestreckte, mächtige Wagen allesamt, im Innern strahlend erleuchtet. Man sah einen weißen Pelz, einen Agrafenblitz.

Das Kasino, am Ende des Spazierdammes, strahlte aus riesigen Fenstern. Während Carmer und sein Begleiter vor der Garderobe zu warten hatten, blickten sie zur Linken eine offene Treppe hinunter in das Nachtrestaurant. Urwaldmusik scholl herauf, eine Art tiefes Heulen im Charlestontakt, schwül und traurig, von Pfiffen und Aufschreien, wie die Nacht von Blitzen, durchzuckt und zerrissen. Zweimal aber, während sie standen, stieg eine süße, heimwehkranken Melodie aus dieser Dumpfheit hervor, dunkel beginnend, zu hellster Höhe sich öffnend: die unheimlich echte Nachahmung einer Frauenstimme durch ein Saxophon, ärgerlich beinahe, dennoch herzversehrend. Sie legitimierten sich und betraten, zur Rechten, den Spielsaal.

Es herrschte Kirchenstille. Unveränderliche, geheiligte Rufe nur der zelebrierenden Croupiers, trockenes nachhalloses Klappern des Dienstgeräts aus Holz und Galalith. Im vordern Raume, darin es um Geringeres ging, vielleicht noch manchmal ein Flüstern, im Allerheiligsten aber vollkommene Starre der Versunkenheit. Im Abendanzug und großen Kleide saß man und erwartete, auf seiner Reise um den jovialen Tisch, das Verhältnis mit den Karten.

In diesem Spiel erscheint ja die geistige Tätigkeit auf ihr endgültiges Minimum zurückgeführt. Es wird nur verlangt, daß man bis zehn zählen könne. Ein dressiertes Tier könnte mitspielen. Alle Tische waren dicht besetzt und von Schweigenden dicht umlagert.

Einer aber war da, der größte und feierlichste, abgesondert durch eine Schranke, von Dienern mit Amtsketten majestätisch

betreut, da saß inmitten auf erhöhtem Stuhl der Bankhalter, anonymes Werkzeug seines Konsortiums, und teilte nach rechts und nach links hin unaufhörlich die Karten. Hier brauchte niemand zu warten, hier war immer das Glück gegenwärtig. Geschichtete Berge der farbigen Marken lagen vor dem Thronenden. Der Monatertrag eines Bergwerks, der Anteil an einem Schiff; eine Tee-Ernte glitten über das Tuch. Niemand zeigte ein gerötetes Gesicht, niemand lächelte. Sakraler Stumpfsinn herrschte. Der Hochstapler, der Spieler, der sein Letztes wagt, belebende Darsteller sonst auf dergleichen Bühnen, sie fehlten. Sie wagten sich nicht hierher. Die großkapitalistische Gesellschaft war unter sich. Nordamerika und England überwogen; man sah den Herrn argentinischer Herden, den Kaffeemagnaten aus Rio und aus Amsterdam, Ueberbleibsel des reichen europäischen Adels. Männliche Jugend fehlte. Weibliche war da, aber sie bezauberte nicht, sie verlockte hier keinen, obwohl die Kleider von Molyneux und Patou durch idolhaften Schmuck herrlich aufgehöhht waren. In einem mathematischen Seminar konnte die Luft nicht weniger sinnlich sein. Ein abstrakter, ein eisiger Wind wehte.

Dies Cannes, an dieser Südküste, war zu dieser Stunde der eleganteste Ort der Erde. Hier hatte man an festgelegtem Datum zu erscheinen, um seine Zugehörigkeit darzutun. Die gesellschaftliche Kontrolluhr ließ sich nicht täuschen. Cannes war dieser Saal.

„Amüsiert es Sie, Erlanger?“ fragte Carmer, „soll ich Ihnen aufzählen, wer da herumsitzt. Oder wollen Sie mittun?“

„Aber um Gottes willen, Meister, ich bin arm. Und finden Sie denn, daß es einem Lust macht?“

„Lust? das ist hier ein seltsames Wort. Nein, nach Lust sieht das alles nicht aus. Hier schleicht ja der Tod im Schlafrock um die Tische.“

In diesem Augenblick tauchte ihnen gegenüber, auf der andern Seite der Millionentafel, ein spitzbärtiger Herr in mittleren

Jahren auf. Er grüßte Carmer. Er war im Abendanzug wie alle Welt. Er hatte eine große Glatze, sehr feine Züge und ein liebenswürdiges Lächeln. Er spielte nicht, er schien nur freundlich zu beobachten. Es war Ustrjalow, der Sowjetkommissar.

Sie verließen den Spielsaal und streiften durch den weitläufigen Amüsierpalast, durch Bars, Tanz- und Konzerträume, vorbei an den Türen des eingebauten Theaters, die sich eben zum langen Zwischenakt auftaten, und standen dann von neuem in der Eingangshalle, vor jener offenen Treppe.

Sie waren ohne Ziel, zudem scheute sich Carmer vielleicht vor der enttäuschenden Einsamkeit seines Hotelzimmers, so stiegen sie hinab. Die Negerkapelle exekutierte soeben wieder jenes dumpfheulende Getön mit seinen Pfiffen und Aufschreien, welches das Stück der Mode zu sein schien. Wie eine Parodie aller Sehnsucht stieg aus wilder Wirrnis die süße, heimwehkranken Frauenstimme empor, einem Saxophon gehörig, das ein grinsender Teufel regierte.

Man hörte auch hier beinahe kein Französisch. Frankreich, in seinem Wohlstand hart getroffen, hatte nur noch geringen Anteil am Luxus dieser Winterküste. Auch die Russen von einst waren ja nicht mehr da ... Ein Juwelen- und Kleiderluxus war ausgelegt, der etwas Bleiches, etwas Totes hatte. Es ging hier nicht um Freude und Reiz, hier wurden Millionen-Rivalitäten ausgetragen, geisterhafte Duelle des Goldes, in einer unbetretbaren, unwirklichen Region. Die Frauen unter diesem Schmuck und die Männer, die ihn bezahlten, waren müde und still. Müde und still wurde auf der ausgesparten Glasfläche, die von unten farbig erleuchtet war, zu den Höllenrhythmen getanzt. Zwei große Tische mit Amerikanern nur lärmten ein wenig, schüchtern bewarfen sie sich mit den Samthündchen, die das Restaurant seinen Gästen verehrte. Aber man blickte nicht einmal hin. Der alte Reichtum der Erde saß weiß und sterbensmatt, frenetisch bebrüllt, begrunzt und bepiffen von den jähen Synkopen des Urwalds. Es fehlten nicht Gäste selte-

nen Anblicks. Eine große indische Dame war da, in farbigen Schleiern, die linke Nasenwand mit einem Smaragd inkrustiert; ihr benachbart, an einem runden Tischchen, ausgelöscht und korrekt der konstitutionelle König eines nordischen Staates mit zwei alten Begleitern.

Da, mitten in einer Produktion, auf ihrem tobenden Höhepunkt, riß die Musik. Schweigen. Es wirkte wie eine Art negativer Tusch und sollte so wirken. Unwillkürlich blickte man nach dem Eingang. Zwanzig Sekunden vergingen. Becky Floyd erschien auf der Treppe.

Sie war höchst dezent, sie war mädchenhaft gekleidet. Ein mattgrünes Leibchen, hoch ansteigend, verhüllte ihre Büste, ihr mäßig gebauschter Reifrock, rosa mit Gold, ließ kaum die braunen Fesseln sehen. Sie stand einen Augenblick still auf der zweitobersten Stufe und lächelte aus ihren Tieraugen auf dies Millionenparkett hinab. In ihrem ölglaten, funkelnd schwarzen Haar, dem Kunst auch den letzten Rest seiner afrikanischen Krausung genommen hatte, und das ihrem schmalen Haupte anlag wie eine Haut, spiegelten sich scharf die Lüsterflammen der Decke.

Mit einem hohen, an den Nerven zerrenden Gewimmer setzte die Musik wieder ein, ein jähes Tutti alles Schlag-, Klirr- und Blaszeugs und all dieser Negerkehlen scholl empor als gewaltig huldigender Gruß. Becky Floyd stieg die Stufen herunter und begann, unverweilt, zu tanzen.

Sie war neunzehn Jahre alt, und ihr Ruhm war unermesslich. In ihr unterlag die weiße Gesellschaft dem scharfen Reiz der Rasse von übermorgen. Ihre langen Tieraugen, ihre Hüften, ihre Knie lebten in Abertausenden von Träumen. Sie hätte Herzöge heiraten können und auch einen der Geldkönige jener Neuen Welt, in der kein weißer Proletarier mit Menschen ihrer Farbe die Atemluft teilt. Sie zog es vor, allein zu sein, unbeschenkt, uneingereicht; ihr dunkler, begnadeter Körper ganz allein trug sie empor. Dieses braune Mädchen beutete sich sel-



ber aus wie ein Unternehmer sein Bergwerk. Es war bekannt, daß sie sechzehn Stunden am Tag arbeitete. Wenn sie in Paris ihren Morgen mit Übungen und in den Filmateliers hingbracht, begann sie bei einem Frühstück im Ritz oder im Claridge zu tanzen, und nun riß die goldene Schnur ihrer Produktionen nicht mehr ab. Ihr Wagen trug sie von Empfang zu Empfang, von Musikhall zu Musikhall; keine Revue, kein Varietéprogramm war des Erfolges gewiß ohne das Gliederspiel dieser dunklen Bezwingerin, und die Welt der Genießenden, in Paris sich beegnend, dürstete danach, ihr auf den Teppichen der Salons nahe zu sein. Spät in der Nacht erschien sie in ihrem eigenen Tanzhause auf dem Montmartre, wo nie ein Stuhl zu haben war, die Eleganz der Adepten sich im engsten drängte und jeder der winzigen Tische ihr das Jahreseinkommen eines Großkaufmanns abwarf. Wenn sie dort um die vierte Morgenstunde schied, so war ihr Körper so gespannt, das Lächeln ihrer Tieraugen so frisch wie sechzehn Stunden zuvor. Sie hatte einer unbestimmbaren Menge von Tausenden ihre Reize ins Blut geworfen, im Gespräch mit Hunderten war sie liebenswürdig, scherzhaft, aufstachelnd gewesen, aber sie hatte niemand bemerkt, keine Stimme gehört, es war alles von ihr abgelaufen wie Wasser ablaufen mußte von ihrem ölglaten spiegelnden Nachthaar. Sie eroberte ohne Ansehen der Person wie ein Element, und der Scheck, den sie an jedem Montag der Bank von England übersandte, wurde von Woche zu Woche größer, Dokument ihrer wachsenden, alles überwachsenden Macht über die Weißen.

Jetzt war in Paris Regenwetter und schlechte Laune, und die Herde der Anbeter war an dies azurne Meer geflüchtet. Sie ließ sie hier nun fronen. Als ein Sklavenvogt raste sie mit neunzig Kilometer Geschwindigkeit diese Küste auf und nieder und schwang die Geißel ihrer dunklen Betörung. Sie hatte heute schon in Mentone getanzt, am Cap Martin, im Negresco in Nizza, vor einer Minute war sie hier aus dem Auto gesprungen,

niemand wußte, zu welchen Festen sie diese Nacht noch erwartet wurde, in Villen oder Kasinos, in einem erleuchteten Garten am Meer. Sie tanzte und unterjochte. Ihr Scheck in dieser Woche war der höchste gewesen, seitdem sie Kaiserin war. Sie begann, in ihrem bescheidenen Stilkleidchen, einen Tanz, der beinahe altmodisch wirkte, eine Art schmachtenden Walzers. Sie tanzte ganz langsam, die schönen Arme ausgebreitet, so daß man ihre golden gefärbten Fingernägel unterscheiden konnte. Den kleinen Kopf hielt sie weit nach rückwärts geneigt und die Augen scheinbar geschlossen, man sah ihre Lider, die mit einem Goldpuder bestäubt waren. Ganz selten einmal ging ein Zucken durch ihren Leib, und eine blitzschnelle, harte und bizarre Geste zerschnitt den züchtigen Tanz und schien ihn zu verhöhnen. Als er aber zu Ende war, sank sie mit holder Bescheidenheit tief ins Knie, wie die Elevin einer Ballettschule an einem thüringischen Hof.

Keine Pause. Mit einem Aufschrei fand die Negermusik zu sich selber zurück. Becky Floyds Mund, der eben noch so töchterlich gelächelt, wölbte sich plötzlich vor zu dem afrikanischen Fleischtrichter, der er eigentlich war, mit einem kleinen tückischen Grinsen blickte sie sich im Saale um und ersah sich einen beleibten, glatzköpfigen Herrn, der friedlich bei seiner Gattin saß. Sie forderte ihn auf. Er gehorchte. Jeder wußte, daß man sich hier zu fügen habe. Die Darbietung war bekannt. Man erwartete sie.

Das seltsame Paar stand sich inmitten des Raums gegenüber auf der farbig durchleuchteten Fläche. „Tanzen Sie“, rief Bekky mit einer ganz hohen, glashell zwitschernden Stimme, die sinnlich beunruhigte, „tanzen Sie, machen Sie es wie ich!“ Sie raffte ihr Kleid, die braunen Beine wurden sichtbar, dunkler als Gesicht und Arme, die weltberühmten Beine, köstlich geformt. Und nun begannen sie im Charleston zu grimmassieren, blitzschnell, mit fabelhafter Beherrschung. Das dicke Gegenüber deutete etwas jammervoll Ähnliches an, mit einem entschuldi-

genden Lächeln. Sein Bauch stieg auf und nieder, seine grauen Schläfenhaare flatterten. Becky Floyd berührte ihn nicht. Sie tanzte nahe vor ihm her, ihn anfeuernd durch zwitschernde Schreie, rascher und immer wirbelnder, dann zog sie den Eidechsenkopf zwischen die Schultern, machte sich klein, tapste rückwärts und vorwärts, blickte fromm von unten und bewegte grotesk sägend, eng am Leibe, die Arme dazu. Das Orchester plärrte und pfiß. Das Opfer wurde entlassen.

Sie wählte andere. Ihr funkenschnell streifender Blick ersah sich untrüglich die Aeltesten, Unmöglichsten, alle die durch ein Luxusleben im Gold und im Fleische entstellten Greise. Keiner entzog sich; es war ein seltsames klassisch gewordenes Opfer der Würde. Jeder kam und bewegte vor ihrer fremden, unheimlichen Jugend schwerfällig den alten Körper, der schon nach dem Grabe neigte.

Der Saal vibrierte und genoß. Alle die Blasierten, nicht zu Bewegenden, hier fanden sie die geheime Lust der Unterwerfung. Leises Jauchzen, unterdrücktes Gelächter, unersättliches Schauen. Plötzliche Stille aber und beinah erschrockenes Sichansehen, als Becky Floyd nun, mit deutlichem Entschluß, ihr Äußerstes wagte ...

„Kleinlich ist sie nicht“, sagte Carmer, „ein Schauspiel, das sich lohnt!“ Und er nannte Doktor Erlanger den Namen des neuen Partners. „Undenkbar!“ rief Doktor Erlanger mit knabenhaft weiten Augen, „das ist unmöglich!“ Aber es war so.

Von der blumenbeschütteten Tafel, der er vorsah, hatte sie sich den Londoner Goldfürsten geholt, den Uralten, Halbmythischen, Haupt einer zweihundertjährigen Finanzdynastie, schwer gebeugt, körperlos fast, Machtwort nur noch und Begriff, den Greis, der über Staaten entschied, der Völker darben und essen ließ.

Ohne Zögern folgte er ihr. Man senkte die Köpfe. Mit vieler Haltung stellte er sich ihr gegenüber und rührte seine neunzigjährigen Füße in einer kindlichen Andeutung der wilden Pas.

Sie aber raffte ihr sittiges Kleid nun höher und höher, jetzt sah man die Knie, jetzt die Schenkel, sie kreiste im Rausch ihrer Wälder und, unter einem durchdringend hohen glashellen Schrei, riß sie sich mit ihren beiden Fäusten zugleich Rock und Mieder vom Leibe, ihre fremden Brüste, spitz, die Knospen purpurn gefärbt, sprangen ins Licht, und völlig nackt, die Scham nur eben bedeckt, gab sie sich drehend preis in gewaltig groteskem Rasen.

Der alte Engländer stand still und blickte sie an. Er schaute aus großer Nähe auf diese Nacktheit, auf diese dunklen Schenkel, die schönsten der Erde vielleicht, makellos schwellend, schlank und versehrend weiblich dabei, wie von der Hand eines fremden Gottes in atmender Bronze geformt.

Carmer sah sich um, seltsam angerührt. Der Saal war aufrecht, die Bedrückung war fort. Man jauchzte. Man schlug die Hände zusammen zum Widertakt der Urwaldmusik, man jubelte ihr zu in fünfzehn Sprachen der weißen Menschen, und in allen Männerblicken war Neid auf den Alten, den es heute getroffen hatte, – denn dies, daß ein Mann so stehen durfte und im strahlenden Licht vor aller Augen seine Lust und Fleischesanbetung zeigen, dies eigentlich war der neue, der ungeheure Trick, mit dem die Dunkle dort eine Welt erregte und hielt.

Der Engländer war langsam an seinen Platz zurückgekehrt. Dies aber würde nun fortwähren und steigen bis zum Ende, das Spiel ihrer Schenkel wurde frecher und einladender, sie schickte sich an zum letzten, zum ungeheuerlich schamlosen, hohnlachend gewaltigen Triumph des schwarzen Geschlechts.

Aber in diesem Augenblick geschah das Unwahrscheinliche: die Aufmerksamkeit wurde abgelenkt. Es kam vom Eingang herunter ein Mann, alt schon, großgewachsen, eckig und ziemlich gebeugt. Er war unmöglich angezogen, und die Unmöglichkeit bestand vor allem darin, daß er seinen Ueberzieher anbehalten hatte, ein enges, dickes, schlechtsitzendes Kleidungsstück aus schwarzem glattem Stoff. Sogar den schwarzen

Melonenhut behielt er auf dem Kopf; so eilig war er. Seinen Stock mit silberner Krücke hielt er in der Hand, vielmehr trug er ihn, unterhalb des Griffs gefaßt, in ungeschickter Weise vor sich her. So kam er die Stufen herunter, mitten in die Produktion der afrikanischen Kaiserin hinein. Der Gedanke schien ihm fern zu sein, daß sein Auftreten hier irgendeine Wirkung hervorbringen könnte. Suchend und eilig blickte er umher, wo er hinkam, rückten die Leute zur Seite, wer noch saß, stand auf, viele verneigten sich. Aber Achille Dorval, als wäre er ganz allein in einem leeren Saal, ging auf den Gefundenen zu. Er streckte ihm die Hände entgegen, auch die, die so ungeschickt den Stock umklammert hielt, sah Carmer in die Augen, lachte dann und sagte:

„Ich bin untröstlich, mein Freund. Aber das kommt davon, wenn man im Automobil auf Napoleons Straßen reist!“

„Sie haben einen Unfall gehabt?“

„Einen langwierigen Defekt. Genau an der Stelle vor Grenoble, wo damals die Armee zu ihm abfiel. Aber das hat mich nicht getröstet. Was haben Sie denken müssen von mir!“

Er nickte Doktor Erlanger zu, der etwas bleich hinter seinem Stuhle stand, und dann gingen sie alle drei sogleich miteinander fort. Die Negermusik schwieg längst, von mehreren Seiten heftig bedeutet. Die Gesellschaft stand und schaute dem Manne nach, dessen unelegantes Greisenalter eine Idee bedeutete: die Idee Europa und Frieden. Auch der nordische König, zwischen seinen alten Begleitern, blickte grübelnd hinter ihm drein.

Becky Floyd, mitten aus ihrer Urwaldraserei zur Gelassenheit sich ernüchternd, war mit einem klugen Seitenblick ihrer herrlichen Tieraugen gleich bei Achille Dorvals Auftreten lautlos entwichen.

## Politische Novelle (1928)

### 1

Der Reisende aus Deutschland, der in der Pension Palumbo die Zimmer 14 und 15 bewohnte, erwachte wie alle Tage pünktlich um halb sieben. Er stand augenblicklich auf, wusch sich, und kaum bekleidet, mit nacktem Oberleib, trat er in den kleinen Wohnraum, der an sein Schlafzimmer stieß. Auch hier standen beide Fenster weit offen, mit voller Flut strömte ihm südtalischer Frühling entgegen. Das Gärtchen unten brannte von Farben, weiterhin in der Tiefe strahlte und rauschte der Golf; aber der Gast vergönnte sich noch keinen Blick, sondern begann unverweilt seine Körperübungen.

Es waren zuerst die herkömmlichen Drehungen des Rumpfes und Beugungen der Knie, durchgeführt nach offenbar vorgezeichneter Ordnung. Dann aber wandte er sich einem Lederball zu, der zwischen senkrecht gespannten elastischen Schnüren in einer Ecke des Gemachs kopfgroß in Kopfhöhe schwebte, und begann diesem Phantom mit kunstgerechten und gewaltigen Fauststößen zu Leibe zu gehen.

Er sah nicht aus wie ein Boxer. Sein Gesicht, schmal und fest, von blasser wenn auch keineswegs kranker Farbe, wirkte verfeinert, wirkte geistig, und vollends sein Körper schien von der Natur nicht auf brutale Leistung angelegt. Sonderbar fremd, nicht recht zugehörig, wie ertrotzt und erzwungen traten an diesen fast gebrechlich geformten Schultern und Armen Muskelschwellung und starke Sehne hervor.

Er arbeitete still, methodisch; in unermüdlicher Abwechslung schnellten seine Fäuste gegen den Ball. Endlich aber, als der Schläger abließ von ihm, zitterte er nur ganz wenig noch nach und schwebte sogleich unverwandt, Abbild einer stumpfen und toten Masse, der kein Wille, kein Vorstoß der Welt etwas anhaben kann.

Der Reisende nahm nun ein paar Hanteln hervor, Federhanteln, im Innern mit starker Stahlspirale versehen. Abwechselnd preßte er sie zusammen in seinen Fäusten und ließ wieder locker. Er endete nach zehn Minuten, kleidete sich an und begab sich über die dunkle Steinstiege des alten Bischofshauses in das Gärtchen.

Er wurde erwartet. Doktor Erlanger stand an die Balustrade gelehnt und blickte über die obst- und weinbepflanzten Terrassen hinunter aufs Meer. Sie nahmen ihre Plätze ein. Vor dem Gast des Zimmers 14 lag ein Brief, ein Riesenexemplar von einem Brief, ein wahres Paket in starkem, rotbraunem Umschlag. Solch eine Sendung traf an jedem Morgen hier ein.

Sie frühstückten. Der Aufwärter, bejährt, in Hemdärmeln und grüner Schürze, ging ab und zu, die Inhaberin des Hauses Palumbo, eine stille Schweizer Dame, kam durch das Gärtchen, grüßte aus kleiner Entfernung und sah mit einem erfahrenen Blick nach dem Rechten. Gäste waren noch nicht zu sehen. Morgenstille. Kein Laut. Kein Vogel sang in dem Garten.

Doktor Erlanger, jung, groß, sehr brünett, mit auffallend engstehenden Augen, frühstückte mit Appetit. Aber der Gast von Zimmer 14 nahm sehr wenig, eine Tasse Tee, eine Scheibe trocknes geröstetes Brot und ein Ei schienen ihm zu genügen.

„Sie essen wieder gar nichts“, sagte sein Gefährte in einem achtungsvollen, dabei fast zärtlichen Ton, „ein Fremder müßte glauben, Sie wollten schlank bleiben.“ „Schlank nicht, Erlanger, aber nüchtern.“ Und mit einem kleinen spöttischen Lächeln hob er das Gestell mit dreierlei süßem Gelee in die Höhe, um es dem Hungrigen hinzureichen. Er setzte es unvermittelt nieder und besah seine Hand.

„Das ist doch erstaunlich“, sagte er. „Diese Übungen mit der Hantel strengen die Muskeln so an, daß sie zuerst nicht das Leichteste bewältigen. Ein Kind könnte einen umbringen.“

„Nun machen Sie auch noch Hantelübungen, Herr Carmer? Warum tun Sie das alles; es verwundert mich immer. Ich weiß

doch zu genau, wie Sie über Sport und Sportleidenschaft denken. Mit welchem Hohn haben Sie mir einmal ein Zeitungsblatt vorgewiesen, das in riesigen Lettern die Überschrift trug: ‚Ehrt Eure deutschen Meister‘ – und es waren Fußballmeister gemeint!“

„Da verwechseln Sie zwei Dinge. Sport? Nein, mit Sport hat das gar nichts zu tun. Man muß kräftig sein zu ganz andern Zwecken.“

„Zu andern?“

„Nun, es hat jemand ausgesprochen, der Mensch sei ein prügelndes Tier, danach muß man sich richten.“

„Oh, mich dünkt aber, niemand sei auf solche primitiven Kampfmittel weniger angewiesen als gerade Sie. Zwanzig Worte von Ihnen, eine einzige ironische Pointe, mit Ihrer leisensten Stimme vorgebracht ...“

Der andere hob seine wenig brutale Hand. „Recht falsch“, sagte er, „recht falsch. Logik ist gut, Erlanger, Vortrag ist brauchbar, Ironie tut ihren Dienst. Aber im Grunde läuft doch alles auf das Körperliche hinaus, die Faust ist letzte Instanz. Politik, Guter, ist keine Sache des Denkens und des geistigen Wettstreits. Seien Sie überzeugend, seien Sie witzig, seien Sie sublim – da unten sitzen die, Leib an Leib, und hören zu mit einem Drittel Bewußtsein, und ihre Körperlichkeit murrst: dem möchten wir’s zeigen! Man bändigt sie anders, Erlanger, wenn man sich seines eigenen Leibes sicher fühlt. Es ist lächerlich und beschämend. Aber es ist wahr.“

„Voltaire konnte nicht boxen“, sagte Doktor Erlanger.

„Darum hat ihn der Rittmeister Beaugard auch blutig geschlagen. Lassen Sie Ihre Kinder nur trainieren, Erlanger, wenn Sie einmal welche kriegen. Wenn ihr Juden einmal alle Bescheid wißt mit Kinnhaken und Uppercuts, dann wird es bald keinen Antisemitismus mehr geben, glauben Sie nur!“ Und er blickte den jungen Mann brüderlich an.



Ihr Frühstück war beendet, der Aufseher mit der Schürze trug ab. Herr Carmer öffnete sein Briefpaket. Es enthielt Aktenstücke, Handschreiben und sehr viele Ausschnitte aus deutschen Tageszeitungen. Doktor Erlanger war hinter ihn getreten, willens offenbar, der Durchsicht stehend beizuwohnen; ein Stuhl wurde für ihn herbeigezogen.

„Das kann nur Tage noch dauern“, sagte der Mitlesende nach einer Weile. Stille dann wiederum. Mit dem Stift wurden kurze Weisungen notiert und das kommentierte Blatt dem Sekretär weitergegeben. Der schichtete es sorgsam zum Übrigen.

„Es kann unmöglich dauern“, sagte er von neuem. „Die Entschlüsse, die jetzt bevorstehen, werden die anderen nicht verantworten wollen. Man wird froh sein, vor der Entscheidung die Bürde weiterzugeben. Sie werden sich bereit halten müssen Herr Carmer!“

Stille. Ein Nicken. Ein Lächeln. Nun blieben die Zeitungsblätter noch übrig. Mit buntem Stift waren viele Stellen angekreuzt oder eingerandet, die nach dem Urteil der Einsender Beachtung verdienten. Mit rasch gleitenden Blicken unterrichtete sich der Geübte. Gäste betraten den Frühstücksgarten. Die beiden standen auf, reichten einander die Hand und trennten sich.

## 2

Carl Ferdinand Carmer war unter der Republik dreimal Minister gewesen, einmal Minister in Preußen und zweimal Minister des Reichs. Seiner Laufbahn nach war er ein Richter. Er entstammte der Familie jenes Freiherrn von Carmer, der als Großkanzler König Friedrichs das Preußische Landrecht schuf, das erste moderne Gesetzbuch Europas und also der Erde. Die Linie des Hauses, der Ferdinand Carmer angehörte, war bürgerlich geblieben, obgleich ihr unter mehreren Königen die Nobilitierung leicht erreichbar gewesen wäre. In diesem Widerstreben sprach sich Selbstgefühl aus, ein Bürger- und Geistesstolz, der in der untadelhaften Verwaltung verantwortungs-

voller Ämter sein eigenes, besonderes Patriziat sah und vererbte.

Namentlich Ferdinand Carners Vater, Justizminister und dann Oberpräsident von Westfalen unter dem ersten Wilhelm, lebte in solcher Gesinnung. Seine Männer waren jene Patrioten, die dem siegreichen Preußenkönig rieten, sich nicht Kaiser, vielmehr Herzog der Deutschen zu nennen, da von äußerem Hoheitsprunk nur Überspannung und Gefahr zu gewärtigen sei. Er hatte auch die lauten Zeiten des Enkels noch erlebt, und Ferdinand Carmer erinnerte sich mit hellster Deutlichkeit eines Tages, da sie miteinander in Berlin einer Denkmalsenthüllung beigewohnt hatten, einer schmetternden und blitzenden Festivität, und wie auf dem Heimweg der Vater an Blüchers Standbild haltgemacht und mit der weißbekleideten Rechten hinaufgedeutet hatte:

„Dieser Herr da, nicht wahr, hat seinerzeit Preußen gerettet. Außerdem hat er die Welt von Napoleon befreit. Manche mißbilligen das, aber Tatsache bleibt es. Nun, dafür hat er sein Denkmal. Aber weißt du auch, wie es bei so etwas zugeht im alten Deutschland, im richtigen Deutschland? Da kamen in der Frühe zwei Arbeiter hierher und nahmen die Hülle herunter. Publikum war auch da, gewiß, drei Männer standen auf diesem Platz morgens um sechs: der Bildhauer Rauch, Hegel und Gneisenau.“

Ferdinand, der Sohn, war mit Hingebung Jurist. Es dünkte ihn schön, mit leisem Scharfsinn das geschriebene Gesetz nach dem Bedürfnis der mächtig sich wandelnden Gegenwart auszulegen und sinnvoll zu erhalten. In der späten Stille seines Arbeitszimmers an den Grundlagen von Staat und Gesellschaft mauernd, war er oft glücklich. Da er Zivilrichter war, blieben seiner Empfindlichkeit Verantwortungsnöte beinahe erspart. Als der Krieg losbrach, war er, ein Fünfunddreißigjähriger, Rat am Kammergericht in Berlin.

Unvermittelt, mit eisernem Zugriff, nahm ihm der Krieg alles Glück. Er nahm ihm, als erstes, die Frau. Seit einigen Jahren lebte er in einer wahrhaft seligen Ehe mit einer Tochter aus altem süddeutschem Kaufmannshause, einem geisteslebendigen, pikanten, heitern Geschöpf. Gleichzeitig mit ihm ging sie in jenem August als Pflegerin zur Front. Sechs Wochen später starb sie an einer Infektion; Carmer sah nur noch ihren entstellten Leichnam. Er wankte, er meinte nicht länger zu leben. Aber er richtete sich auf. Noch hob und trug ihn die Welle von heroischer Unvernunft, die alles Land überrollte. Zwei Monate später hätte er dem Schlag nicht widerstanden.

Denn dies war der zweite, für einen Mann seiner Art schwer tragbare Verlust; ihn brachten die Ereignisse um allen Frieden mit sich selbst.

Die Vernunft hatte nicht standgehalten! Alle lebenslang geübte Klarheit, Nüchternheit und Kritik war zum Teufel gegangen vor dem Anprall einer tobenden Stunde. Wie der Letzte und Dumpfeste, blind und taub, hatte er geglaubt und gewütet, mit hochrotem Kopfe – o ewige Scham! – hatte er auf einem öffentlichen Platz mit der fanatisierten Menge geschrien und die Arme geschwenkt, er, der doch wußte, was der Krieg bedeutete und wie er entstand: nicht aus einem Zusammenprall von Edelmut und Gemeinheit wahrhaftig, sondern aus ganz unheroischen Tatsachen von trister Greifbarkeit, über die man bunte Tücher deckte, um das Volk zu verführen. Das Volk, ja – aber auch ihn? Wie nahmen sich eigentlich die Worte Erbfeind, Blutsbrüderschaft, Rache aus im Munde eines, den seine Herkunft, seine Anlage, seine Erziehung zu Wahrheit und Klarheit verpflichteten! O ewige Scham! Nach Jahren noch kehrte die Vorstellung bei ihm wieder, daß der Tod seiner geliebten Frau Strafe gewesen sei für seinen Verrat am Geiste.

Die angestaute Erkenntnis brach hervor in ihm und wurde zum Entschluß an einem Nachmittag in Flandern, als er, für wenige Tage zurückgenommen von der Front, an einem Feld-

rain saß und ruhte. Ein Militärzug fuhr an ihm vorbei, der neues Kanonenfleisch heranrollte. An den offenen Schiebetüren der Viehwagen drängten sich die Gezeichneten und brüllten ihr Lied in die Herbstluft.

„Ganz so ist mein Gesicht“, sagte er auf einmal vor sich hin und wurde dunkelrot, obwohl er allein war. Er stand auf, er ging zur Abteilung zurück. Er hatte ein verbranntes, zerschossenes Dorf zu durchqueren. Vor einem wenig versehrten Hause sah er die angesengte, halbnackte Leiche eines Mannes liegen, an der ein hungriges Schwein fraß.

Er tat, was ihm Recht schien. Er warf die Waffe hin. Er meldete sich krank, mit einer Dringlichkeit, die Kopfschütteln hervorrief. Er ließ sich anfordern von seinem Gericht, er betrieb diese Anstalten mit solchem Eifer, daß er sich alsbald von den Offizieren gemieden sah.

Er fand daheim, was er jetzt wünschte. Der Posten als Präsident einer Strafkammer wurde ihm zugeteilt, Menschenschicksal in unmittelbarer Nacktheit ging Tag um Tag unabsehbar durch seine Hände. Auch als Verwalter der Wissenschaft pflügte er nun dieses Feld. Reform war nötig, Besserung war nötig; dies Strafrecht, das den Eigentumsschädiger grausam büßte, aber den Rohen, den Herzensbösen wenig bedrohte, das in Gespinnste persönlichster Lebenshaltung dumm täppisch hineingriff und Leben verwirrte statt Leben zu schützen – es sollte die Generation nicht mehr beleidigen, die aus dem Elend dieser Jahre hervortauchte.

Carmer arbeitete mit gewaltiger Energie, mit doppelter, weil so allein die Einsamkeit seines verödeten Hauses ertragbar wurde. Er fand Beachtung, er erweckte ein Echo weit über den Ring der Berufsgenossen hinaus. Denn mit währendem Kriege schärfte sich in mancher Schicht das soziale Gewissen – ein Ergebnis halb dumpfer Angst, halb einer durch ertragenes Leid gesteigerten Fähigkeit, mitzufühlen. Diese Aufsätze nun eines hohen Richters, eindringlich, klar, voller Kenntnis, Sagazität

und einer Menschlichkeit, die sich zuchtvoll noch das geringste Pathos versagte, wurden begierig aufgenommen und von der Tagespresse diskutiert. Man nötigte ihren Urheber, als das Schreckensende schon näher drohte, zu persönlichem Hervortreten. Sein vom Geist und vom Leid gekerbtes Gesicht, die glänzende Trockenheit seiner Rede prägten sich ein. Die Partei des bürgerlichen Fortschritts versicherte sich seiner. Der Nationalversammlung, dem ersten Reichstag gehörte er als Mitglied an. Im dritten Jahr nach dem Umschwung legte er sein Richteramt nieder und tat seinen Schritt zur entschiedenen Linken. Man begann ihn zu hassen, zu beschimpfen, zu verdächtigen, zu bedrohen – so daß er schon nach kurzer Laufbahn zu staatsmännischer Tätigkeit auf deutsche Art völlig legitimiert erschien.

### 3

Carmer ging seinen täglichen Weg. Er hatte ihn nicht einmal versäumt in den nahezu drei Wochen, die er nun hier verweilte.

Er ging die Gasse hinunter, über den Platz, vorbei an der uralten Erztür der Kathedrale, er durchquerte den Ort und stieg jenseits hinan, um zur Villa Cembrone zu gelangen. Seltsamer Weg, erregend immer von neuem! Dies Ravello war ein Ruinengrab, über dem dürftiges Leben sich rührte. Was heute nicht mehr war als ein Dörfchen, nach Menschenzahl und Bedeutung, das war einst eine mächtige Stadt gewesen, beherrschend rundum gelagert auf der Bergkuppe, Residenz eines Bischofs und großer üppiger Herren. Volksmäßige maurische Bauten waren geblieben, aus schwarzem Tuffstein alles, schwach besiedelt, verwaorlost, verfallen; von den Wundersitzen aber jener Afflitti, Castaldi, Ruffoli, mit ihrer alhambrischen Pracht, ihren saraizenischen Saalfluchten, ihren Lusthöfen, Fontänen und Marmorbassins nichts anderes mehr übrig als die Gärten voll tobender Blütenfülle, eine stehengebliebene Marmorwand einmal mit zierlich enggeordneten Säulchen, ein Bogen, als Hufeisen

köstlich geschwungen, gefüllt mit Myrte und Lorbeer, das abgesprengte Stück von einem Brunnenrand.

Dies alles war schön und war seltsam; es war nicht das, was er liebte. An jedem Morgen stieg er zu jener Höhe hinauf.

Eine Art Treppenweg führte hin, schmutzig, schlecht gehalten auch er. Vor den Häusern aus Tuff spielten Kinder, halbnackt, im sonderbarsten Typengemisch, so daß man zurück-sank durch die Jahrhunderte und es einem taumelig, traumhaft zumute werden konnte. Knaben waren da, die aussahen wie Beduinen Nordafrikas, ein schlankes Dirnchen zeigte Stirn und Haaransatz der hergeruderten Hellenin, wieder eins trug einen Helm aus goldenem Haar, vom normannischen Urahn leuchtend überkommen. Und in manchem Gesichtchen stieß das alles zusammen: die ganze wirre Geschichte dieses fruchtprangenden Küstenstrichs mochte man aus ihm ablesen, dem die Völker Europas und Afrikas nacheinander, miteinander, verlangend ihre Schiffsschnäbel zugekehrt hatten. Sie waren fröhlich und freundlich, die vorzeitlich Gemischten. Sie kannten den Fremden, der allmorgendlich ihre Gassenstufen erstieg, viele grüßten. Bald war er außerhalb.

Die Sonne wütete schon, als er zur Villa Cembrone gelangte. Das Haus blieb zur Linken, und langsam, in wieder neuer Vorfreude, durchschritt er den langen Rebengang, der quer durch den Garten läuft. Zu seiten war alles voll von aufbrechenden Rosen und Hortensien. Er atmete ihren Duft, aber er sah sie nicht, er blickte geradeaus, dorthin, wo die Pergola abbrach und dem Auge sich nichts weiter mehr bot als ein Abgrund von Bläue. Ihm schlug das Herz. Er zögerte noch. Er trat hinaus.

Das Belvedere Cembrone ist eine breite und lange Terrasse, am Rande des Berges, ungeheuer hoch überm Meer. Zwei Marmorbänke standen da. Carmer trat vor an die Balustrade. Nie war dies auszuschöpfen. Schöneres gab es nicht auf dieser Erde – nicht für ihn. Oh, daß er wußte um diesen Ort! In frühen Jahren einmal war er hier gewesen, und der Jüngling hatte es

köstlich gefunden. Nicht so unvergleichbar aber, wie es sich mit werdender Reife seiner Seele darstellte. Er war gereist, wie heute alle reisen. Aber mit jedem Jahre hatte er deutlicher gewußt, daß dies hier, dieser Ort, genau dies, dieser Marmorbalcon von fünf Meter Breite und zwanzig in die Länge, die wahre Heimat seines Herzens sei. Nun kam er her, Tag um Tag. Nur für diesen Fleck Boden war er so weit gereist. In den Nächten wachte er auf, unruhig vom Glück einer bevorstehenden neuen Heimkunft am Morgen.

Großer, gewaltiger, herzläuternder Ausblick von dieser Terrasse. Tiefer Absturz, schwindelnd tief, über Hänge voll Wein, Maulbeer und Feigen, gleiche Hänge nahehin zur Rechten, zur Linken, bronzebraunes Gebirge sodann, vortretend, umfangend, umschließend, wieder sich weitend, und zwischen ihm, licht und leicht ins Grenzenlose sich öffnend, die Bucht. Eine Meerbucht, sonnenleuchtend, sonnensatt, von einer Bläue, die hier zum Purpur sich aufhebt und dort zu violetten Tiefen sich säuf-tigt, satt, satt, nicht trunken machend, nicht sehnsuchterwek-kend, sondern Friede atmend, Gewißheit und Dauer. Nirgends am lichtschimmernden Himmel eine einzige Wolke, kein halber Ton, nichts Zweifelhaftes, eindeutig jede Linie, jede Fär-bung, alles ganz Klarheit, ganz Leben, ganz Diesseitigkeit. Oh, hier stehen und den ruhigen Blick aussenden nach rechtshin, ihn folgen lassen dem reinen Umriß des Festlands, langsam, langsam zum Cap Licosa, bis er einbiegt zum Golf von Polica-stro und so dem Auge entschwindet. Haltmachen aber inmitten des Wegs, wo deutlich herscheinend im hellen Tage in Paestum der Griechentempel steht, Poseidons Wohnhaus am Meer, des-sen Stufen er triefend emporsteigt. Den Horizontbogen umrei-sen sodann mit dem Aug und Capri erreichen zur Rechten, das felsig sich aufhebt, Inselsitz der Sirenen, sich am festländi-schen Cap gegenüber den Zauberstuhl der Circe. Denn ringsum hier war fabelhaftes homerisches Land, aus dieser Bläue waren die ewigen Schiffermärchen aufgestiegen, früheste Vollendung

abendländischer Poesie. Auch über ihnen kein Wolkenschatten der Ungewißheit, alles klar an ihnen und rein, fester großer Begriff, alles Figur, umrissen und gültig, Mittelländisches Meer, leuchtende Wiege alles Rechten und Schönen, das uns noch tröstet, von Wein und Feigen umfassen!

Wein und Feigen. Er mußte lächeln. Ihm fiel ein, was er vor Zeiten einmal gelesen hatte: daß jetzt noch in einigen Sprachen des Nordens aus normannischer Südzeit ein Wort fortbestehe, das vom Verlangen nach Feigen sprach: figiakasta, daß aber die Isländer, die es im Munde führen, seinen frühen Sinn nicht mehr kennen und jede Art von Sehnsucht damit meinen. Ja, hier war alle Sehnsucht gestillt. Hier war man am Ziel. Hier gesundete das Herz von aller Wirrnis, von aller Dumpfheit, die über dem gequälten Erdteil lag, von aller unsaubern, stickigen Schwärmerei, von allen Pulverdünsten und Kirchendünsten, die in der Heimat unter dem bleiernen Himmel das Atmen erschwerten. Nichts davon reichte an diesen Ort, kaum mochte man hier sich erinnern, daß weit im Norden ein geplagtes, dunstiges Reich lag, in Krämpfen sich wehrend gegen Asien, das herandrang mit schneidender Heilslehre, und gegen das friedlos Kolossale von jenseits des Ozeans. Hierher drang kein Erlösungsschrei vom tausendjährigen Reich und hierher nicht der leere Lärm einer eisendröhnenden Neuen Welt. Schauen und atmen und da sein, mit Würde und Heiterkeit seinen Lebenstag durchschreiten, einfach sein einfaches Werk tun, Mensch sein, sonst nichts, kein Schwärmer, kein Träumer, kein Tier, das seines Leibes sich schämt, kein Adept des Abgrunds und nach dem Riesigen ohne Gier, kein Brünstiger, der nicht die Gegenwart kennt, kein Knecht der Idee, kein Hassender – o stillende Frucht und kräftiger Wein und heilende Südluft!

4

Der nächste Tag war ein Sonntag. Carmers Aufenthalt näherte sich dem Ende. Die Rückkehr nach Deutschland war nötig, und zudem telegraphierte aus Paris Achille Dorval und



wünschte das Datum ihrer Zusammenkunft festzusetzen. Sie sollte an der französischen Südküste stattfinden, in Cannes: Carmer fügte sich darin der Neigung des viel Älteren, der sein Land ungern verließ.

Sie kannten einander von mehreren Konferenzen her und sie sympathisierten, man hatte in Paris die Hand am Puls der deutschen Politik, die Regierungsänderung im Reiche galt als sicher bevorstehend, an Carmers neuem Hervortreten konnte dabei kein Zweifel sein. Der französische Staatsmann wünschte lebhaft, ihn noch zuvor, noch ohne offizielle Erschwerung, zu sehen. Mit Zähigkeit strebte sein vorurteilsloses Alter dem großen Ziele friedlicher Sicherung zu. Hier war das Erbe, das er zu hinterlassen hoffte.

Carmer hatte seine Abreise schon zweimal verschoben. Cannes – das bedeutete eine Frist von Tagen und jenseits, unmittelbar, lag die Heimkunft, nach der sein Verlangen gering war. An jedem Morgen, wenn Doktor Erlanger hinter ihn trat, um die angelangte Briefschaft gemeinsam mit ihm zu prüfen, spürte er nicht ohne Gewissensqual, daß sein Widerstreben aufs neue gewachsen war.

Heimkehren also wieder in diesen Braukessel trüb schäumender Böswilligkeit, der sich deutsche Politik nannte, langsam sich wieder mitdrehen im übel gemischten Brei; bei öffentlicher Tagung die abgestandenen Phrasenreste beschwingterer Vorzeiten schmecken müssen, hinter verschlossenen Türen aber das ängstliche Gezänk von Philistern, die an ihren nächsten schäbigen Vorteil denken. Nie ein männlicher, gerader Impuls, nie ein Wort, das aufstieg wie der Rauch am klaren Tage; in der eigenen Partei, bei der sein Herz doch hätte ganz sein müssen, viel dürftiger Beamtengeist, Kleinbürgerei und Scheu vor der eigenen Courage; die wenigen denkenden und kräftigen Gefährten vor der Zeit abgenutzt, bedrückt und zerrieben.

Und um einen das Volk, diese sechzig Millionen, Herzstück des Erdteils, ewiger Mutterschoß der Idee, der Musik und in- nigster Dichtung, aber von einer beispiellos finsternen und schmerzhaften Geschichte als öffentliches Wesen verdorben und verfälscht, so unfähig, Leib seiner reichen Seele zu sein, so unkund seiner selbst, so kindisch, daß es jedem schielenden Schmeichler anheimfiel.

Nichts ließ es sich in seiner Unsicherheit lieber bezeugen, als daß es allein das Volk aller Völker sei, ausersehen unter den Nationen, umringt von Pfauen und Tigern ganz allein treu, rein, tapfer, fromm, wahrheitsmutig und seelengroß. So weit ging sein Hang zu romantischer Selbstbetäubung, daß ihm jeder recht war, der mit einem Schwall herkömmlich dunstigen Ge- redes sich selber als Heiland und Symbol der Volkstugenden empfahl: der krakeelende General war ihm recht, der eitle Kon- junkturmystiker war ihm recht, sogar der profitwütige Nurver- diener war ihm recht, wenn er bloß den blutarmen Hang nach dem Kolossalen zu befriedigen schien und seinen Riesenladen mit nationalfrommen Spruchtafeln austapezierte.

Blickte man aus südlich heiterer Ferne auf dies wolkenüber- hangene Vaterland zurück, so schien es einem, als sei der Himmel dort von allen den aufgestiegenen Phrasen und nebel- haften Halbgedanken so trübe und undurchsichtig geworden. Ach, wer sollte Lust haben zur Rückkehr! Wer sollte nicht wünschen, das alles dort zu vergessen, und, wenn er dort lebte, eben einsam zu leben, in der eigenen Wahrheit, im verschlos- senen Hause.

Hielten es denn nicht alle so, die etwas tauten im Lande? Es war zur Seltenheit geworden, daß ein Mann von Ernst und geistigem Stolz in Deutschland Politiker war. Mit Spott und Mißachtung sahen alle dem dunstigen Treiben zu, oder viel- mehr sie sahen nicht zu, sie kehrten sich ab und ließen das Feld dem Gezücht.

Und darum eben waren Carmers Tage hier unten gezählt. So unmöglich es war, mit dem Gedanken an Flucht, an Einsamkeit im Geiste nicht immer wieder zu spielen, so unmöglich war diese Fahnenflucht selbst, fort von der guten Sache der Aufrichtigkeit und des humanen Willens: zu klein war das Häuflein der Streiter. Dies war nun also der letzte Sonntag. Er war früher hinaufgestiegen zur Höhe als sonst, und wie er zurückkam, setzte er sich, einziger Gast, vor das ärmliche kleine Café, der Erztür der Kathedrale gerade gegenüber. Dies war allsonntäglich sein Posten um diese Stunde. Er blickte dann hin über die Piazza, die ganz leer dalag, weil alles beim Gottesdienst war im uralten romanischen Tempel, und wartete auf den Augenblick, da drinnen die Orgel zum Schlußakkord aufbrauste, langsam die gewaltige Türe sich auftat und das ganze Städtchen, festtätlich angetan, hervorströmte und sich anschickte zum Schaugang. Man durchblickte dann die Kirche bis hinauf zum Altar. Es war niemand mehr da. Nur der Sakristan ging hin und wider und löschte die Kerzen. Zur Rechten sah man aus schwarzweißem Marmor die Kanzel, sah die zierlich gewundenen Säulen, auf denen sie ruht, die heiteren Löwen, auf denen wieder die Säulen ruhen, und in der Höhe porphyren und prunkend den Adler, der das Leseputz trägt. Aber blickte man hin über den sonnigen Kirchplatz, so war es erquickend, mit wieviel Form, mit wieviel heiterer Würde sich das Völkchen in seinem Corso bewegte, niemand war laut, niemand frech, niemand linkisch, noch in diesem vergessenen kleinen Gemeinwesen wurde ein Talent zur Gesellschaftlichkeit reizend erkennbar, von dem man dort in der ungestalten, gebärdenlosen Heimat nichts wußte.

Heute war alles ganz anders. In der Frühe, beim Fortgehen, hatte er nichts bemerkt, aber nun, wie er dasaß bei seinem Eisgetränk und auf die frommen Laute hinter der Erztür lauschte, sah er die leere Piazza verändert. Sie war dekoriert.

Es wirkte gespenstisch. Von allen Seiten schaute das Bildnis her, sechsmal, achtmal starrte es von großen grobgedruckten Plakaten, beim Bäcker verdeckte es ganz das Schaufenster, so daß man drinnen gewiß nichts mehr sehen konnte, Carmers Rücken durchbohrte es von der Mauer des kleinen Cafés, ein ungeheures hing vom Stadthaus herab, und zwei flankierten sogar die Tür der Kirche, altrömisch das erste, mit angedeuteter Toga, das andere im Stahlhelm der Blutjahre, aber drohend ein jedes, mit eckigem Umriß, mit düsteren Augen, gefalteten Brauen, zugepreßtem Mund, das Weichliche, Schwache künstlich wie vor dem Spiegel versteckt, alles ganz Fassade, ganz Willensschauspiel, ganz mühsames Denkmal: der Herr der Herren, der Fürst über Leben und Tod, der Übercäsar – der Renegat und Bramarbas.

Carmer hatte bisher von der Seuche nicht viel zu spüren bekommen. Der Hochmögende dort in der Toga war Geschöpf und Beauftragter der großen Fabrikherren im Norden, ihnen hatte er das aufsässige Heer ihrer Arbeiter gefügig gemacht, zum Segen der Produktion und der Kasse. Dort im industriellen Bezirk und dann in Rom, seiner Residenz, war seine Herrschaft in Flor und manifestierte sich tobend. Langsamer gewann man den Süden, wo das Volk lässig war, unbekümmerter, zum Spott sehr geneigt, und wo wenig Industrie war, die zahlte.

Was war man nicht alles gewesen im neapolitanischen Land, ohne sich weiter zu rühren! Gutes Regiment hatte man erfahren und viel öfter liederliches und schlechtes. Normannisch war man gewesen, sarazenisch und staufisch, französisch von Gnaden der Anjous und spanisch unter den Vizekönigen, österreichisch dann, französisch wieder und endlich italisch unterm Hause Savoyen. Die Sonne schien immer, Mandel wuchs, Feige und Wein, und es war einem wohl in der Armut. Das sollte nun enden. Man griff herunter aus Rom mit dem gepanzerten Arm, mit Werbezügen und Glorie. So etwas war heute im Werk. Fahnen hingen herum, Girlanden waren ausgespannt,

Spruchschilder riefen die Losung des Tages aus, eine kleine Rednerbühne war aufgezimmert. Nun, er mußte dies schwerlich hören und ansehen! Man brauchte ja leider nicht zu reisen, um solche Art Knechtslärm mitzuerdulden. Er legte sein Geld aufs Tischchen.

Da aber erbrauste zum Schlußakkord drinnen die Orgel, die Gläubigen begannen zu strömen, und im gleichen Moment, Schlag auf Schlag, marschierten aus den Seitengassen die Züge hervor. Betont sich zurückhaltend, mit einer Verneigung vor der andern, älteren Macht, hatten sie während des Gottesdienstes den Kirchplatz leer gehalten, nun aber, mit Präzision, auf prompt gegebenes Kommando, rückten sie vor, um mit ihrer Heilslehre zu empfangen, was aus den Armen der andern Lehre kam.

Kriegerischer Aufmarsch, Musik, die Hymne, Heilrufe, schräg aufwärts geworfene Arme, die Rom nachäfften, wie alles Rom nachäffte an der uniformierten Schar: selbst ihre Backen noch trugen sie römisch gefaltet, von den Halbgottplakaten ringsum grimmig belehrt.

Heute war kein Corso. Ravello feierte sein Waffenfest. Ach, diesem Aufwand widerstanden sie nicht. Sonntäglich gestimmt, für die Abwechslung dankbar, hörten sie gerne die Hymne an, die von Jugend und aber Jugend schrie, obgleich ihr Zuruf dem Ältesten und Abgelebtesten in der Welt galt, sie erlagen, südliche Kinder die sie waren, der militanten Geste, sie warfen die Arme nach vorn, sie stimmten ein in das Lied, schüchtern zuerst, denn sie kannten den Text nicht, dann aber, da ewig die gleiche Strophe erklang, lauter und fröhlich, bald sang der ganze Platz, die Front der Schwarzuniformierten löste sich auf, es begann die Vermischung, wieder und noch einmal die Hymne, ein Kommando dann, Stille, und es betrat die primitive Bühne der Redner.

Ja, das hatte Carmer recht häufig gehört. Ein bitterer Ekel, ihm so vertraut, brannte ihm schon bei den ersten Sätzen im Schlunde. Er hätte dem Armseligen dort einsagen können.

Ja – Kraft und Waffen und Macht, und die herrlichste Rasse und das angestammte Recht, und der Tag, der nun anbrach, und das neue Geschlecht und die Vorherrschaft über den Erdteil! Und fort mit der Freiheit! Neue Bindung, die eigentlich höhere Freiheit war! Und wer sich da wehrte, der wurde zermalmt, und die Adler der Legionen überflogen Gletscher und Meere, und Raum braucht der Tüchtige, Raum! Und wir sind jung und die andern sind alt, und was jemals Großes geschah auf dem Erdball, das haben die unsern getan, denn alle waren sie immer die unsern, die großen Heerführer und die großen Fürsten und die großen Künstler, alle, alle die unsern! Christus sogar war ein Italiener. Und wir sind rein und wir sind treu und wir sind edel und wir sind fromm und wir sind bieder und wahrheitsmutig und seelengroß. Und überall draußen, da ist der Verfall und faule Genußsucht und Barbarei, die versinkt. Italien, Italien!

Und als der Redner geendet hatte, der ein runder, schwitzender Spießbürger war, da jubelten alle, vermischt wie sie dastanden mit der schwarzuniformierten Reklametruppe. Da waren sie alle reine, auserwählte Italiener, und allen schlug das Herz unterm Sonntagshemd im Triumph, dieser einzigen Rasse anzugehören – allen, wie sie dastanden, mit hellenischer Stirn und arabischen Augen, mit normannischem Blondhaar, mit spanischen Nasen. Oh, es war ein gesegnetes Fest, und wenn zweitausend solcher Feste ihre Wirkung getan haben würden, dann kam für die mailändische Industrie auch der glorreiche Tag, an dem die Legionen über den Mont-Cenis und den Brenner marschierten und der jenseitigen Industrie beibrachten, was altrömische Tugend und Herrlichkeit ist!

Carmer stand auf und erreichte auf einem Umweg seine Bischofswohnung. Es war doch wohl am Ende gleich, wann er reiste, ob in zwei Tagen, ob heute. Während er die Depesche

nach Hause und die für Dorval niederschrieb, stellte er mit einem Lächeln bei sich fest, daß er sich auf die Begegnung freute. Doktor Erlanger wurde benachrichtigt. Sie fuhren am Mittag.

5

„War nicht sein Weg umgekehrt wie der Ihre? Sie, Herr Carmer, standen nach Herkunft und Amt bei den Erhaltenden, und Sie haben sich denen zugesellt, die kämpfen müssen. Aber Achille Dorval war Sozialist – und was für einer! Diese Fahne hat er als Staatsmann verlassen.“

„Sie haben dem Anschein nach recht, Erlanger. Und was für einer, sagen Sie. Ja, ein flammender Sozialist. Als ganz junger Mensch hat er so begeisternd den Generalstreik verteidigt, daß ihn seine Genossen beim großen Verbrüderungsfest gleich zu ihrem Ehrenhaupt ernannten. Niemand hat eindringlicher gegen den Krieg gepredigt ...“

„Das will ich meinen! Ich habe seine alten Reden gelesen. ‚Wenn wir den Befehl bekommen, auf Fremde, die uns nichts getan haben, zu schießen, so richten wir die Gewehre anderswohin!‘ Und dann ist er doch Minister gewesen während des Krieges.“

„Aber im zweiten Jahr schon hat er über den Frieden verhandelt, und der unbiegsame Alte mit dem Mongolengesicht hat ihn gestürzt. Nein, Erlanger, denken Sie nicht, daß ich Ihnen recht gebe. Er ist ein Mann und ein Greis geworden, er hat die Macht über Volk und Zeit gewollt und erlangt, er ist Umwege gegangen, er hat paktiert und Kompromisse geschlossen und gewartet, wie einer, der vor sich die Ewigkeit hat. Aber er ist einer Idee treu geblieben, der einfachen Idee der Gerechtigkeit und der Freiheit – die er nicht untersucht, die er nicht kritisiert, an die er ganz einfach glaubt und glauben will. Es kommt sehr oft für einen Mann darauf an, daß er sich schlichter erhält, als er seinem Verstand nach sein müßte.“

„Ich begreife“, sagte Doktor Erlanger.

„Sie werden es völlig begreifen, Sie werden es körperlich spüren, wenn er vor Ihnen steht. Jene einfache Idee hat seine Augen so klar gehalten, ach, man muß vielleicht als Franzose geboren werden, um so glücklich zu sein.“

Die Nachtfahrt lag hinter ihnen. Schlafend waren sie die tyrrhenische Küste hinaufgetragen worden, nun umfuhren sie im hellen Mittagslicht den Nordrand dieses Meeres. In reinem Kontur zog sich die felsige Küste an den freudigen Fluten dahin. Da sie vielfach sich bog, sah man immer, woher man kam und wohin man eilte. Der Eisenstrang führte so nahe am Wasser, daß Brandungswellen mit ihrem Gischt den Waggon besprühten.

„Ja, er ist glücklich“, wiederholte Carmer, „ihn hat das Schicksal beschenkt. Wie leicht scheint ihm alles zu werden! Ich glaube, er liest niemals ein Buch, und Akten – o nein. Seine Hand ist unwillig, anderes herzugeben als seine Unterschrift, und mit der ist er sparsam. Kein Mensch kann so wenig Beamter sein. Seine Feinde nennen ihn pathologisch faul. Wer ihn in seinem Ministerium aufsucht, der kommt da in einen großen eirunden Saal mit schönen Gobelins an den Wänden. Ein paar Sessel stehen da, sonst nichts als der Schreibtisch, vollkommen leer, ich glaube, nicht einmal ein Tintenfaß ist aufgestellt. An diesem Schreibtisch, ironischerweise, sitzt er und raucht seine Zigaretten. Mitunter kommt ein Beamter und hält Vortrag. Das darf nicht länger dauern als zehn Minuten. Dann nickt er, sagt nichts und bleibt wieder allein. Nach einiger Zeit geht die Glocke, man findet ihn, wie man ihn verlassen hat, und er gibt den Entscheid. Wird er gestürzt und ein neuer Herr zieht ins Palais, dann nimmt er Hut und Stock und geht hinaus. Mehr ist nicht fortzuräumen.“

„Er kommt ja auch bald wieder.“

„Allerdings. Wie oft mag er Minister gewesen sein in diesem Vierteljahrhundert? Zehnmal? Zwölfmal? Jedesmal braucht er nur da fortzufahren, wo er aufgehört hat. In der Zwi-



schenzeit ist ja doch nicht viel Vernünftiges geschehen. Und er hat nichts vergessen. ‚Ich habe ein Gedächtnis wie der römische Redner Hortensius‘, hat er zu mir gesagt, ‚ich kann nichts von allem vergessen, was ich einmal gehört habe. Das mit diesem Redner zum Beispiel, ich muß es noch aus der Knabenzeit haben. Hortensius, ein Name für einen Gärtner!‘ Das ist so seine Art zu sprechen.“

„Nur begreife ich eines nicht“, sagte Doktor Erlanger. „Gute Kenner des internationalen Geschäfts nennen ihn unwissend. Wie verträgt sich das mit diesem Wundergedächtnis?“

Carmer lächelte. „Ja“, sagte er, „das stammt von ihm selbst. ‚Ich weiß gar nichts‘, ist sein drittes Wort, im vierzehnten Jahrhundert hätte man mich angestaunt, aber für unsere Tage bin ich zu unsystematisch, heute gilt der Fachmann!‘ Man muß ihn gesehen haben, wenn er den Ausdruck gebraucht. Er meint nichts Freundliches damit.“

Er schwieg und blickte über das Ligurische Meer hinaus, das im Mittagslicht flirrte und tanzte. Dann kehrte sein Blick zurück; er deutete auf die Zeitungen, die auf der Polsterbank lagen. „Dorval hat recht“, sagte er. „Fachleute werden den Erdteil nicht heilen. Fachleute sind dazu da, um alles Elende, was geschieht, zu rechtfertigen und dauernd zu machen. Sie foltern in Rumänien, die Fachleute, sie hacken in der Türkei von Rechts wegen Arme und Beine ab, in Italien verbannen und schlagen sie tot, sie hängen in Rußland. Noch im Kleinsten verhindern sie alles Notwendige und Gute. Da ... welch ein Unsinn!“

Man hielt. Der französische Grenzbeamte stand in der Tür des Abteils und forderte ihre Pässe.

## 6

Als sie ins Hotel kamen, war Achille Dorval noch nicht da. Er war auch nicht angemeldet. Hinter dem Empfangstisch flüsterte man und betrachtete die Nachfragenden mit großen Augen. Sie fuhren zu ihren Zimmern hinauf.

Die Stunde der Abendmahlzeit kam, sie ließen auftragen. Carmer, nach seiner Gewohnheit, aß karg, aber er sprach auch beinahe kein Wort. Doktor Erlanger beobachtete betrübt diese Verdüsterung.

„Mein Gott“, sagte er, „was wird es sein! Ein Mißverständnis. Eine unaufschiebbare Arbeit in der letzten Minute. Eine kleine Verspätung.“

„Er dürfte sich nicht verspäten.“

„Er weiß Sie in den Ferien, und er selbst ist so eingespannt: Noch gestern hat er in der Kammer gesprochen.“

Carmer nickte nur. „Ich weiß, daß es Unsinn ist“, sagte er endlich, „Sie haben vollkommen recht. Aber die öffentliche Meinung der Welt hat uns Deutschen zu übel mitgespielt. Jeder von uns ist überempfindlich, ist förmlich hautlos geworden.“

„Herrn Dorvals Meinung ist Ihnen doch genugsam bekannt. Wer von Ihnen beiden hat sich denn um diese Zusammenkunft so eifrig bemüht!“

„Ich sagte Ihnen ja schon, daß Sie recht haben. Einem Engländer, einem Bulgaren meinetwegen, würde es gar nicht einfallen, hier schlechter Laune zu werden. Er wäre über den pflichtenlosen Abend vergnügt und würde sich unterhalten.“

„Das sollten wir auch tun. Ich möchte Sie gar nicht gern Ihrer Verstimmung überlassen.“

„Nochmals vernünftig. Kleiden wir uns um.“

Als sie die Hotelhalle betraten, war sie menschenleer. Die weitgeöffneten Türen des großen Speisesaals ließen ein Bild eleganter Verwüstung sehen. Essensdunst lastete wolkengleich über den zerwühlten Tischen. Die Kronleuchter waren gelöscht. Die Blumen der Tafeldekoration starben als Kehricht. Kellner in Hemdsärmeln hantierten.

„Ja“, sagte der Empfangsherr, „man diniert zeitig bei uns, und man diniert schnell. Ich bin das fünfte Jahr hier, und jeden Winter begibt man sich eine Viertelstunde früher ins Casino.“

Dort stellt man sich so unfehlbar ein wie der Soldat beim Appell.“ Und er lächelte wie der Theatermeister, der Bescheid weiß hinter der Mechanik der menschlichen Leidenschaften.

Auch draußen, in paradiesischer Sternennacht, kein einziger Mensch. Das Meer rauschte gegen den verödeten Damm.

„Wenn man zu dieser Stunde auf dem Großen Sankt Bernhard spazieren geht, kann man nicht gut einsamer sein“, sagte Carmer.

„Bis auf die dort.“ Und Doktor Erlanger wies nach der spiegelnden Fahrbahn, auf der als Nachzügler noch Autos daherschossen, mit tiefem Summen, warnend aufschluchzend auch einmal, flachgestreckte, mächtige Wagen allesamt, im Innern strahlend erleuchtet. Man sah einen weißen Pelz, einen Agrafenblitz.

Das Casino, am Ende des Spazierdammes, strahlte aus riesigen Fenstern. Während Carmer und sein Begleiter vor der Garderobe zu warten hatten, blickten sie zur Linken eine offene Treppe hinunter in das Nachtrestaurant. Urwaldmusik scholl herauf, eine Art tiefes Heulen im Charlestontakt, schwül und traurig, von Pfiffen und Aufschreien, wie die Nacht von Blitzen, durchzuckt und zerrissen. Zweimal aber, während sie standen, stieg eine süße, heimwehkranken Melodie aus dieser Dumpfheit hervor, dunkel beginnend, zu hellster Höhe sich öffnend: die unheimlich echte Nachahmung einer Frauenstimme durch ein Saxophon, ärgerlich beinahe, dennoch herzversehrend. Sie legitimierten sich und betreten, zur Rechten, den Spielsaal.

Es herrschte Kirchenstille. Unveränderliche, geheiligte Rufe nur der zelebrierenden Croupiers, trockenes nachhalloses Klappern des Dienstgeräts aus Holz und Galalith. Im vordern Raume, darin es um Geringeres ging, vielleicht noch manchmal ein Flüstern, im Allerheiligsten aber vollkommene Starre der Versunkenheit. Im Abendanzug und großen Kleide saß man

und erwartete, auf seiner Reise um den jovialen Tisch, das Verhältnis mit den Karten.

In diesem Spiel erscheint ja die geistige Tätigkeit auf ihr endgültiges Minimum zurückgeführt. Es wird nur verlangt, daß man bis zehn zählen könne. Ein dressiertes Tier könnte mitspielen. Alle Tische waren dicht besetzt und von Schweigenden dicht umlagert.

Einer aber war da, der größte und feierlichste, abgesondert durch eine Schranke, von Dienern mit Amtsketten majestätisch betreut, da saß inmitten auf erhöhtem Stuhl der Bankhalter, anonymes Werkzeug seines Konsortiums, und teilte nach rechts und nach links hin unaufhörlich die Karten. Hier brauchte niemand zuwarten, hier war immer das Glück gegenwärtig. Geschichtete Berge der farbigen Marken lagen vor dem Thronenden. Der Monatsertrag eines Bergwerks, der Anteil an einem Schiff, eine Tee-Ernte glitten über das Tuch. Niemand zeigte ein gerötetes Gesicht, niemand lächelte.

Sakraler Stumpfsinn herrschte. Der Hochstapler, der Spieler der sein Letztes wagt, belebende Darsteller sonst auf dergleichen Bühnen, sie fehlten. Sie wagten sich nicht hierher. Die großkapitalistische Gesellschaft war unter sich. Nordamerika und England überwogen; man sah den Herrn argentinischer Herden, den Kaffeemagnaten aus Rio und aus Amsterdam, Überbleibsel des reichen europäischen Adels. Männliche Jugend fehlte – weibliche war da, aber sie bezauberte nicht, sie verlockte hier keinen, obwohl die Kleider von Molyneux und Patou durch idolhaften Schmuck herrlich aufgehöhht waren. In einem mathematischen Seminar konnte die Luft nicht weniger sinnlich sein. Ein abstrakter, ein eisiger Wind wehte.

Dies Cannes, an dieser Südküste, war zu dieser Stunde der eleganteste Ort der Erde. Hier hatte man an festgelegtem Datum zu erscheinen, um seine Zugehörigkeit darzutun. Die gesellschaftliche Kontrolluhr ließ sich nicht täuschen. Cannes war dieser Saal.

„Amüsiert es Sie, Erlanger?“ fragte Carmer, „soll ich Ihnen aufzählen, wer da herumsitzt. Oder wollen Sie mittun?“

„Aber um Gottes willen, Meister, ich bin arm. Und finden Sie denn, daß es einem Lust macht?“

„Lust? das ist hier ein seltsames Wort. Nein, nach Lust sieht das alles nicht aus. Hier schleicht ja der Tod im Schlafrock um die Tische.“

In diesem Augenblick tauchte ihnen gegenüber, auf der andern Seite der Millionentafel, ein spitzbärtiger Herr in mittleren Jahren auf. Er grüßte Carmer. Er war im Abendanzug wie alle Welt. Er hatte eine große Glatze, sehr feine Züge und ein liebenswürdiges Lächeln. Er spielte nicht, er schien nur freundlich zu beobachten. Es war Ustrjalow, der Sowjetkommisсар.

Sie verließen den Spielsaal und streiften durch den weitläufigen Amüsierpalast, durch Bars, Tanz- und Konzerträume, vorbei an den Türen des eingebauten Theaters, die sich eben zum langen Zwischenakt aufgaben, und standen dann von neuem in der Eingangshalle, vor jener breiten offenen Treppe.

Sie waren ohne Ziel, zudem scheute sich Carmer vielleicht vor der enttäuschenden Einsamkeit seines Hotelzimmers, so stiegen sie hinab. Die Negerkapelle exekutierte soeben wieder jenes dumpfheulende Getön mit seinen Pfiffen und Aufschreien, welches das Stück der Mode zu sein schien. Wie eine Parodie aller Sehnsucht stieg aus wilder Wirrnis die süße, heimwehkranken Frauenstimme empor, einem Saxophon gehörig, das ein grinsender Teufel regierte.

Man hörte auch hier beinahe kein Französisch. Frankreich, in seinem Wohlstand hart getroffen, hatte nur noch geringen Anteil am Luxus dieser Winterküste. Auch die Russen von einst waren ja nicht mehr da. Ein Juwelen- und Kleiderluxus war ausgelegt, der etwas Bleiches, etwas Totes hatte. Es ging hier nicht um Freude und Reiz, hier wurden Millionen-Rivalitäten ausgetragen, geisterhafte Duelle des Goldes, in einer unbetreubaren, unwirklichen Region. Die Frauen unter die-

sem Schmuck und die Männer, die ihn bezahlten, waren müde und still. Müde und still wurde auf der ausgesparten Glasfläche, die von unten farbig erleuchtet war, zu den Höllenrhythmen getanzt. Zwei große Tische mit Amerikanern nur lärmten ein wenig, schüchtern bewarfen sie sich mit den Samthündchen, die das Restaurant seinen Gästen verehrte. Aber man blickte nicht einmal hin. Der alte Reichtum der Erde saß weiß und sterbensmatt, frenetisch bebrüllt, begrunzt und bepiffen von den jähem Synkopen des Urwalds. Es fehlten nicht Gäste seltenen Anblicks. Eine große indische Dame war da, in farbigen Schleiern, die linke Nasenwand mit einem Smaragd inkrustiert; ihr benachbart, an einem runden Tischchen, ausgelöscht und korrekt der konstitutionelle König eines nordischen Staates mit zwei alten Begleitern.

Da, mitten in einer Produktion, auf ihrem tobenden Höhepunkt, riß die Musik. Schweigen. Es wirkte wie eine Art negativer Tusch und sollte so wirken. Unwillkürlich blickte man nach dem Eingang. Zwanzig Sekunden vergingen. Becky Floyd erschien auf der Treppe. Sie war höchst dezent, sie war mädchenhaft gekleidet. Ein mattgrünes Leibchen, hoch ansteigend, verhüllte ihre Büste, ihr mäßig gebauschter Reifrock, rosa mit Gold, ließ kaum die braunen Fesseln sehen. Sie stand einen Augenblick still auf der zweitobersten Stufe und lächelte aus ihren Tieraugen auf dies Millionenparkett hinab. In ihrem ölglattem, funkelnd schwarzen Haar, dem Kunst auch den letzten Rest seiner afrikanischen Krausung genommen hatte, und das ihrem schmalen Haupte anlag wie eine Haut, spiegelten sich scharf die Lüsterflammen der Decke.

Mit einem hohen, an den Nerven zerrenden Gewimmer setzte die Musik wieder ein, ein jähes Tutti alles Schlag-, Klirr- und Blaszeugs und all dieser Negerkehlen scholl empor als gewaltig huldiger Gruß. Becky Floyd stieg die Stufen herunter und begann, unverweilt, zu tanzen. Sie war neunzehn Jahre alt, und ihr Ruhm war unermesslich. In ihr unterlag die

weiße Gesellschaft dem scharfen Reiz der Rasse von übermorgen. Ihre langen Tieraugen, ihre Hüften, ihre Knie lebten in aber Tausenden von Träumen. Sie hätte Herzöge heiraten können und auch einen der Geldkönige jener Neuen Welt, in der kein weißer Proletarier mit Menschen ihrer Farbe die Atemluft teilt. Sie zog es vor, allein zu sein, unbeschenkt, uneingereicht; ihr dunkler, begnadeter Körper ganz allein trug sie empor. Dieses braune Mädchen beutete sich selber aus wie ein Unternehmer sein Bergwerk. Es war bekannt, daß sie sechzehn Stunden am Tag arbeitete. Wenn sie in Paris ihren Morgen mit Übungen und in den Filmateliers hingebracht, begann sie bei einem Frühstück im Ritz oder im Claridge zu tanzen, und nun riß die goldene Schnur ihrer Produktionen nicht mehr ab. Ihr Wagen trug sie von Empfang zu Empfang, von Music-hall zu Music-hall; keine Revue, kein Variétéprogramm war des Erfolges gewiß ohne das Gliederspiel dieser dunklen Bezwingerin, und die Welt der Genießenden, in Paris sich begegnend, dürstete danach, ihr auf den Teppichen der Salons nahe zu sein. Spät in der Nacht erschien sie in ihrem eigenen Tanzhause auf dem Montmartre, wo nie ein Stuhl zu haben war, die Eleganz der Adepten sich im engsten drängte und jeder der winzigen Tische ihr das Jahreseinkommen eines Großkaufmanns abwarf. Wenn sie dort um die vierte Morgenstunde schied, so war ihr Körper so gespannt, das Lächeln ihrer Tieraugen so frisch wie sechzehn Stunden zuvor. Sie hatte einer unbestimmbaren Menge von Tausenden ihre Reize ins Blut geworfen, im Gespräch mit Hunderten war sie liebenswürdig, scherzhaft, aufstachelnd gewesen, aber sie hatte niemand bemerkt, keine Stimme gehört, es war alles von ihr abgelaufen wie Wasser ablaufen mußte von ihrem ölglaten spiegelnden Nachthaar. Sie eroberte ohne Ansehen der Person wie ein Element, und der Scheck, den sie an jedem Montag der Bank von England übersandte, wurde von Woche zu Woche größer, Dokument ihrer wachsenden, alles überwachsenden Macht über die Weißen.

Jetzt war in Paris Regenwetter und schlechte Laune, und die Herde der Anbeter war an dies azurne Meer geflüchtet. Sie ließ sie hier nun frohnen. Als ein Sklavenvogt raste sie mit achtzig Kilometer Geschwindigkeit diese Küste auf und nieder und schwang die Geißel ihrer dunklen Betörung. Sie hatte heute schon in Mentone getanzt, am Cap Martin, im Negresco in Nizza, vor einer Minute war sie hier aus dem Auto gesprungen, niemand wußte, zu welchen Festen sie diese Nacht noch erwartet wurde, in Villen oder Kasinos, in einem erleuchteten Garten am Meer. Sie tanzte und unterjochte. Ihr Scheck in dieser Woche war der höchste gewesen, seitdem sie Kaiserin war. Sie begann, in ihrem bescheidenen Stilkleidchen, einen Tanz, der beinahe altmodisch wirkte, eine Art schmachtenden Walzers. Sie tanzte ganz langsam, die schönen Arme ausgebreitet, so daß man ihre golden gefärbten Fingernägel unterscheiden konnte. Den kleinen Kopf hielt sie weit nach rückwärts geneigt und die Augen scheinbar geschlossen, man sah ihre Lider, die mit einem Goldpuder bestäubt waren. Ganz selten einmal ging ein Zucken durch ihren Leib, und eine blitzschnelle, harte und bizarre Geste zerschnitt den züchtigen Tanz und schien ihn zu verhöhnen. Als er aber zu Ende war, sank sie mit holder Bescheidenheit tief ins Knie, wie die Elevin einer Ballettschule an einem thüringischen Hof. Keine Pause. Mit einem Aufschrei fand die Negermusik zu sich selber zurück. Becky Floyds Mund, der eben noch so töchterlich gelächelt, wölbte sich plötzlich vor zu dem afrikanischen Fleischtrichter, der er eigentlich war, mit einem kleinen tückischen Grinsen blickte sie sich im Saale um und ersah sich einen beleibten, glatzköpfigen Herrn, der friedlich bei seiner Gattin saß. Sie forderte ihn auf. Er gehorchte. Jeder wußte, daß man sich hier zu fügen habe. Die Darbietung war bekannt. Man erwartete sie.

Das seltsame Paar stand sich inmitten des Raums gegenüber auf der farbig durchleuchteten Fläche. „Tanzen Sie“, rief Becky mit einer ganz hohen, glashell zwitschernden Stimme, die



sinnlich beunruhigte, „tanzen Sie, machen Sie es wie ich!“ Sie raffte ihr Kleid, die braunen Beine wurden sichtbar, dunkler als Gesicht und Arme, die weltberühmten Beine, köstlich geformt. Und nun begannen sie im Charleston zu grimmassieren, blitzschnell, mit fabelhafter Beherrschung. Das dicke Gegenüber deutete etwas jammervoll Ähnliches an, mit einem entschuldigenden Lächeln. Sein Bauch stieg auf und nieder, seine grauen Schläfenhaare flatterten. Becky Floyd berührte ihn nicht. Sie tanzte nahe vor ihm her, ihn anfeuernd durch zwitschernde Schreie, rascher und immer wirbelnder, dann zog sie den Eidechsenkopf zwischen die Schultern, machte sich klein, tapste rückwärts und vorwärts, blickte fromm von unten und bewegte grotesk sägend, eng am Leibe, die Arme dazu. Das Orchester plärrte und piff. Das Opfer wurde entlassen.

Sie wählte andere. Ihr funkenschnell streifender Blick ersah sich untrüglich die Ältesten, Unmöglichsten, alle die durch ein Luxusleben im Gold und im Fleische entstellten Greise. Keiner entzog sich; es war ein seltsames klassisch gewordenes Opfer der Würde. Jeder kam und bewegte vor ihrer fremden, unheimlichen Jugend schwerfällig den alten Körper, der schon nach dem Grabe neigte. Der Saal vibrierte und genoß. Alle die Blasierten, nicht zu Bewegenden, hier fanden sie die geheime Lust der Unterwerfung. Leises Jauchzen, unterdrücktes Gelächter, unersättliches Schauen. Plötzliche Stille aber und beinahe erschrockenes Sichansehen, als Becky Floyd nun, mit deutlichem Entschluß, ihr Äußerstes wagte ...

„Kleinlich ist sie nicht“, sagte Carmer, „ein Schauspiel, das sich lohnt!“ Er sprach lauter als sonst. Er sprach, um sich einer Bezauberung zu entwinden, die er kommen fühlte und die er nicht wollte. Und er nannte Doktor Erlanger den Namen des neuen Partners.

„Undenkbar!“ rief Doktor Erlanger mit knabenhaft weiten Augen, „das ist unmöglich!“ Aber es war so.

Von der blumenbeschütteten Tafel, der er vorsaß, hatte sie sich den Londoner Goldfürsten geholt, den Uralten, Halbmythischen, Haupt einer zweihundertjährigen Finanzdynastie, schwer gebeugt, körperlos fast, Machtwort nur noch und Begriff, den Greis, der über Staaten entschied, der Völker darben und essen ließ.

Ohne Zögern folgte er ihr. Man senkte die Köpfe. Mit vieler Haltung stellte er sich ihr gegenüber und rührte seine neunzigjährigen Füße in einer kindlichen Andeutung der wilden Pas. Sie aber raffte ihr sittiges Kleid nun höher und höher, jetzt sah man die Knie, jetzt die Schenkel, sie kreiste im Rausch ihrer Wälder und, unter einem durchdringenden hohen glashellen Schrei, riß sie sich mit ihren beiden Fäusten zugleich Rock und Mieder vom Leibe, ihre fremden Brüste, spitz, die Knospen purpurn gefärbt, sprangen ins Licht, und völlig nackt, die Scham nur eben bedeckt, gab sie sich drehend preis in gewaltig groteskem Rasen.

Der alte Engländer stand still und blickte sie an. Er schaute aus großer Nähe auf diese Nacktheit, auf diese dunklen Schenkel, die schönsten der Erde vielleicht, makellos schwellend, schlank und versehrend weiblich dabei, wie von der Hand eines fremden Gottes in atmender Bronze geformt.

Carmer sah sich um, seltsam angerührt. Der Saal war aufrecht, die Bedrückung war fort. Man jauchzte. Man schlug die Hände zusammen zum Widertakt der Urwaldmusik, man jubelte ihr zu in fünfzehn Sprachen der weißen Menschen, und in allen Männerblicken war Neid auf den Alten, den es heute getroffen hatte, – denn dies, daß ein Mann so stehen durfte und im strahlenden Licht vor aller Augen seine Lust und Fleischesanbetung zeigen, dies eigentlich war der neue, der ungeheure Trick, mit dem die Dunkle dort eine Welt erregte und hielt.

Der Engländer war langsam an seinen Platz zurückgekehrt. Dies aber würde nun fortwähren und steigen bis zum Ende, das Spiel ihrer Schenkel wurde frecher und einladender, sie schick-

te sich an zum Letzten, zum ungeheuerlich schamlosen, hohnlachend gewaltigen Triumph des Schwarzen Geschlechts.

Aber in diesem Augenblick geschah das Unwahrscheinliche: die Aufmerksamkeit wurde abgelenkt. Es kam vom Eingang herunter ein Mann, alt schon, großgewachsen, eckig und ziemlich gebeugt. Er war unmöglich angezogen, und die Unmöglichkeit bestand vor allem darin, daß er seinen Überzieher anbehalten hatte, ein enges, dickes, schlechtsitzendes Kleidungsstück aus schwarzem glattem Stoff. Sogar den schwarzen Melonenhut behielt er auf dem Kopf; so eilig war er. Seinen Stock mit silberner Krücke hielt er in der Hand, vielmehr trug er ihn, unterhalb des Griffs gefaßt, in ungeschickter Weise vor sich her. So kam er die Stufen herunter, mitten in die Produktion der afrikanischen Kaiserin hinein. Der Gedanke schien ihm fern zu sein, daß sein Auftreten hier irgendeine Wirkung hervorbringen könnte. Suchend und eilig blickte er umher, wo er hinkam, rückten die Leute zur Seite, wer noch saß, stand auf, viele verneigten sich. Aber Achille Dorval, als wäre er ganz allein in einem leeren Saal, ging auf den Gefundenen zu. Er streckte ihm die Hände entgegen, auch die, die so ungeschickt den Stock umklammert hielt, sah Carmer in die Augen, lachte dann und sagte: „Ich bin untröstlich, mein Freund. Aber das kommt davon, wenn man im Automobil auf Napoleons Straßen reist!“

„Sie haben einen Unfall gehabt?“

„Einen langwierigen Defekt. Genau an der Stelle vor Grenoble, wo damals die Armee zu ihm abfiel. Aber das hat mich nicht getröstet. Was haben Sie denken müssen von mir!“

Er nickte Doktor Erlanger zu, der etwas bleich hinter seinem Stuhle stand, und dann gingen sie alle drei sogleich miteinander fort.

Die Negermusik schwieg längst, von mehreren Seiten heftig bedeutet. Die Gesellschaft stand und schaute dem Manne nach, dessen unelegantes Greisenalter eine Idee bedeutete: die Idee

Europa und Frieden. Auch der nordische König, zwischen seinen alten Begleitern, blickte grübelnd hinter ihm drein.

Becky Floyd, mitten aus ihrer Urwaldraserei zur Gelassenheit sich ernüchternd, war mit einem klugen Seitenblick ihrer herrlichen Tieraugen gleich bei Achille Dorvals Auftreten lautlos entwichen.

7

In der Vorhalle des Hotels erhob sich aus seinem Sessel Herr François Bloch, Dorvals Begleiter. Er war nicht älter als Doktor Erlanger. Im Gegensatz zu ihm war er zierlichen Leibes und beinahe blond, nur ihre engstehenden Augen glichen sich überraschend und blickten gleich klug, gleich freundlich, gleich traurig. Sie schauten einander an, als man sie vorstellte; ein mehrtausendjähriges gleiches Schicksal grüßte sich selber in diesem Blick.

Achille Dorval sagte: „Ich denke, Herr Carmer, wir werden unsere jungen Freunde heute abend nicht mehr brauchen. Bitte ruhen Sie sich aus!“

Beide verneigten sich. „Gute Nacht, Meister“, sagte Doktor Erlanger, und Carmer reichte ihm die Hand.

„Gute Nacht, Meister“, sagte François Bloch zu Dorval. Er gebrauchte das gleiche Wort, es klang auf französisch ein wenig anders, aber eben nur so, wie in dem einen Gebirgstal die Leute anders reden als im nächsten. Davon lag auf beider Gesicht noch ein unbestimmtes Lächeln, während sie sich dem rückwärtigen Ausgang zuwandten und, eigentlich ohne Verabredung, zusammen in den Garten hinaustraten.

Auch hier war um diese Stunde kein Mensch. Milder Pflanzenatem lag in der Luft. Die weichbestreuten Wege schimmerten rötlich vom Licht, das benachbarte Transparente herüberwarfen. Musik war hörbar, aber gedämpft. Korbsessel und Bänke luden Ruhesuchende ein, die nicht kamen. Die jungen Herren wandelten ein wenig auf und ab.

„Kenne ich nicht Ihren Namen?“ fragte Doktor Erlanger, und es war vorher noch kein Wort geredet worden, „habe ich ihn nicht in der ‚Nouvelle Revue Française‘ gelesen?“

„Das wäre möglich“, sagte François Bloch und war vor Vergnügen errötet, „ich dilettiere ein wenig.“

„Eine Studie über Stefan George und Mallarmé – oder irre ich mich?“

Sie nahmen Platz in einer Nische, zwischen Orange und Lorbeer, und es begann ihr langes, bald höchst bewegtes Gespräch ...

Oben in Dorvals Wohnzimmer, mit seiner schalen Hoteleleganz, verriet noch nichts die Anwesenheit eines Mieters. Wahrscheinlich hatte er wenig mitgebracht. Nur ein großes Lederbehältnis mit dunklem Tabak stand auf dem Tisch. Er begann auch sofort damit, sich Zigaretten zu rollen, eine nach der andern, vorratsweise: hunderttausendfache Übung verriet sich in der genauen und zierlichen Bewegung seiner kleinen Hand, die doch zuvor den Spazierstock so ungeschickt umklammert hatte.

Ein Kellner trat auf ein Glockenzeichen ein.

„Ich trinke nicht“, sagte Carmer.

„Gar nicht? Mir, mein Freund, bringen Sie einen weißen Wein hier vom Süden, offen, nicht in der Flasche!“

„Ich zweifle, mein Herr“, sagte der Kellner mit einer Verbeugung, die sein verachtungsvolles Lächeln kaum verbarg, „daß so etwas im Hause ist.“

„So wird man über die Straße laufen und es holen. Bringen Sie es rasch.“

Und sie begannen ihr langes, friedestiftendes Gespräch. Dorval sagte, und es war vorher eigentlich nichts gesprochen worden:

„Ich bin glücklich, zu denken, daß Sie nun bald mein Partner sein werden.“

„Es ist nicht gewiß, Herr Dorval. Ich bin nicht entschlossen.“

„Sie werden sich entschließen, o ja, auch ich träume nicht selten davon, die paar Jahre, die mir noch bleiben, zu feiern, spazieren zu gehen, im Schatten zu liegen. Man tut es nicht. Man darf es auch nicht. Belehren Sie mich, Herr Carmer ... ich höre.“

„Ein Wort von sonderbarer Ironie. Den Mann belehren, vor dem die bewohnte Erde daliegt wie ein Brettspiel!“

„Gut, den Vergleich laß ich gelten. Mir ist bekannt, was die Figuren sollen. Aber ihr andern kennt jede Faser vom Holz, aus dem sie geschnitzt sind. Man hat Ihnen doch wohl erzählt, daß ich sehr wenig weiß?“

„Ganz Europa kennt diese anmutige Fiktion und genießt sie.“

Der Wein war gekommen. „Nun denn“, sagte Dorval, „ich trinke auf das, was allein uns am Herzen liegt!“ Und er umspannte mit seiner kleinen Hand das fußlose Glas, so wie ein Bauer trinkt. „Oh, er riecht gut.“ Er hielt sein Gesicht über den Trank geneigt. „Es tut mir leid, daß wir gar nicht in Ihrer Sprache miteinander reden können. Ich habe zu viel versäumt. Einst hätten zwei Männer wie wir Latein miteinander gesprochen, – das ist dahin.“ Er schwieg einen Augenblick. „Belehren Sie mich“, wiederholte er dann, „lassen Sie mich Ihre Gedanken wissen. Wir wollen einen Untergrund mauern, auf dem wir uns beide sicher und frei bewegen können.“

„Es wird nötig sein, Herr Dorval, daß auch Sie Steine dazu herbeitragen. Warum legen Sie Wert darauf, daß ich zuerst und allein rede?“

Dorval saß da, in schlaffer Haltung, den schweren Kopf zwischen den hohen Schultern steckend, über denen der schwarze Stoff seines billigen Anzugs Falten warf. Sein massiges Untergesicht lastete auf einem hohen Stehkragen von ver-

schollener Form. Matt hängend die Lippen. Ungepflegt, fransig gebauscht der graue Schnurrbart. Die Nase vorspringend und derb. Unter den hoch geschwungenen Brauen hielt er seine Augen gesenkt. Die Stille dauerte lang. Dann schaute er auf, mit einem Blick, der frei war, herzlich und klug, und ein plötzlich sehr fester, gespannter Mund sagte:

„Sie können reden. Ich bin aufrichtig.“

„Wenn ich daran zweifelte, wäre ich nicht gekommen.“

„Das ist höflich, Herr Carmer, aber ich verlange nicht, daß es die Wahrheit sei. Nicht weil Sie mir glauben, sind Sie hierhergekommen, sondern damit Sie mir glauben lernen. Gut denn“, fuhr er langsam und beinahe feierlich fort, „mein Fall ist einfach. Ich bin kein sehr komplizierter Mann, Carmer. Ich habe den Rest meines Lebens der Idee des europäischen Friedens gewidmet, das ist meine ganze Politik. Verlangt man, daß ich sie verleugne, so demissioniere ich am gleichen Tag. Das können Sie wörtlich wiederholen, wenn Sie nach Ihrem Amtsantritt zum erstenmal im Reichstag sprechen.“

Der Greis schloß die Augen. Ungefügt, schlaff, saß er im Sessel, die ewige Zigarette zwischen den Fingern.

Carmer antwortete nicht. Er quitierte nicht über dies hohe Geschenk. Er versuchte, sich die Stunde vorzustellen, da er die Worte Dorvals wirklich vom Rednerpult aus wiederholen würde, und er vermochte es nicht. Es gelang ihm nicht, das wohlvertraute Bild des Reichstagssaales sich zu vergegenwärtigen, die konzentrische Ordnung der Sitze, das Glasdach ... Mit einem Schauer stellte er fest, daß er an jenen Augenblick nicht glaubte.

Er schüttelte dies ab.

„Haben Sie Dank“, sagte er endlich. „Da Sie es denn wünschen, werde ich Ihnen über den augenblicklichen Zustand Europas alle die Dinge vortragen, die Sie besser wissen als ich.“

„Sie irren, Herr Carmer ich wiederhole das, Sie ahnen nicht, was mir alles noch neu ist. Ich bin fast nirgends ein Fachmann. Als Fachleute haben wir andere in Frankreich. Oh, sie sind schrecklich zum Teil!“

„Nun“, sagte Carmer langsam, „denkt man an unser Europa und für unser Europa, so wird man mit dem Eingeständnis beginnen müssen, daß dieser Erdteil von seiner alten Stellung nicht viel mehr übrig hat. Er hatte sich selber zum Erdteil ernannt, er hatte sich als Erdteil benommen. Als er das nicht mehr tat, war es aus. Alle seine Werte stehen in hoher Gefahr. Er muß sich, mit ein wenig Vernunft, mit ein wenig Gesittung, wieder auf seine Funktion besinnen. Der Anprall, nicht wahr, ist gewaltig. Es ist immer wieder und immer noch einmal die Schlacht von Salamis, die geschlagen werden muß!“

Dorval, ohne das Haupt zu bewegen, hob seine Lider. Er sagte: „Dies ist die Art, wie ich Politik zu treiben liebe. Die meisten reden immer nur von Mindestzöllen und Transfer.“

„Das werde ich sogleich auch tun. Von griechischen Inseln wird kaum mehr die Rede sein.“

„Recht schade!“

„Oh, wir werden Griechenland meinen, auch wenn wir von Zöllen reden ... Die Sache fängt damit an, daß heute sechs Millionen Europäer nichts zu essen haben. Aber die sechs Millionen sind nur die Unglücklichsten. Der Rest, überwiegend, lebt elend. Bei Ihnen in Frankreich lebt er heute karg, bei uns fristet er ein Dasein ohne alle Freude. Zwei Drittel der Deutschen sind Arbeiter und Angestellte mit nichts anderem vor sich als Arbeit bis ans Letzte. Aber auch von denen, die übrig bleiben, hat fast niemand Geld. Dennoch regiert das Geld.“

„Man könnte sagen: deswegen. Das Geld ist selten geworden. Darum ist es der Wunschtraum aller. Ich hatte einen Chauffeur, der meinen Dienst verließ, weil ich nicht Millionär bin. Es fehlte ihm an nichts, aber er brauchte den Geruch des Geldes, er betete ihn an.“



„Dieser Ihr Chauffeur, Herr Dorval, ist heute unser armes Europa. Seine Servilität gegenüber der Neuen Welt hat etwas Rührendes und Primitives. Es ist im Begriff, vor dem Reichtum und dem Unternehmungsgeist der Staaten endgültig die Waffen zu strecken. Aber so wie heute die Welt aussieht, ist der materielle Tod zugleich ein Tod der Seele und des Geistes. Die Perser kommen diesmal von Westen und bedrohen das Mittelmeer. Und unser Salamis führt einen nüchternen Namen: wirtschaftlicher Zusammenschluß. Jeder Student kennt das Rezept. Statt dessen haben wir es glücklich auf siebenundzwanzig Zollgebiete gebracht! Siebenundzwanzigfach ist dies Europa zerschnitten. Wir sind vom ersten Anfang der Vernunft noch weit entfernt.“

„Weit! Als ich jüngst einmal die Hoffnung aussprach, die kranken Franzosen in ihren Spitälern würden nun bald eure guten Medikamente haben, ohne daß man gezwungen wäre, damit zu knausern, da heulten die Fachmänner auf: Utopist, Utopist! Carmer – ich habe die Ohren voll von dem Ruf.“

„Utopie ist ihnen alles Notwendige. Jeder Unfug ist ja noch möglich. Sie verzollen einander den Bissen vorm Munde.“

„Ich will es meinen. Rumänischer Weizen muß sein, italienischer Mais, französischer Wein – warum nicht europäischer Wein, europäischer Weizen? Nur damit es der Mensch auf Erden noch ein wenig schwerer hat, als die Natur es befiehlt. Ein paar Profitmacher wollen es so, und das Volk glaubt an ewige Gesetze.“

„Unverbrüchlich. Bei uns in Deutschland haben sie jetzt den Brotzoll erhöht. Es wehrte sich niemand. Manchmal ist es wahrhaftig schwer, nicht zum Mystiker zu werden.“

„Jeder Kampf um eine Besserung, Carmer, ist ein Kampf gegen hohle ausgestopfte Begriffe, die von den Menschen verehrt werden. Man muß hineinstecken, dann raschelt das See-gras.“

„Da hat man zu tun! Vor Mythologie, vor atavistischem Haßbedürfnis sieht keiner, was er braucht.“

„Zwölftausend Millionen Goldfrancs im Jahr!“

„Wie?“

„Ich sage: zwölftausend Millionen Goldfrancs bezahlen die europäischen Staaten jedes Jahr für ihre Rüstung. Die Menge ruft Beifall. Lieber nicht essen, nicht wahr, nur keinen Abstrich vom Haß! Die ganze Unterwelt des Menschen sträubt sich dagegen.“

Er sprach dieses Wort „Unterwelt“ mit einer Grimasse aus, die ganze Abneigung des Voltairianers zuckte in dieser Verzerrung seiner Muskeln.

„Es wäre ja vielleicht nicht unwichtig, ein wenig darüber nachzudenken, wie die Erde vor Unheil und Grauen zu bewahren sei. Ah, weit gefehlt! Unsere Großmächtigen, für die wir alberne Träumer sind, starren wie behext auf ihre Fetische: Erz, Petroleum, Baumwolle, Kautschuk. Viel lieber als den Verzicht auf ein halbes Prozent wollen sie lautlose Städte sehen, in denen die Gerippe der vergasten Menschen aufrecht um den Familientisch sitzen.“

Zum erstenmal hatte er seine Stimme erhoben, sie hatte plötzlich Klang, Leben und Reiz. Und, wunderlich, zum erstenmal an diesem Abend fiel Carmer der Redner Achille Dorval ein, wie er ihn einst, an einem entscheidungsvollen Nachmittage in Paris, die widerstrebende Kammer hatte zähmen hören. Im Sessel dem leise, fast ungelentk sprechenden alten Mann gegenüber hatte er den gewaltigsten, den mitreißendsten Parlamentsrhetor der Erde vergessen. Nun vernahm er sie wieder, die Stimme von damals, die tiefe und feste, die rauschende unwiderstehliche. Er sah den Minister sich über die Versammlung herabbeugen, die Unwilligen überschattend mit seiner eckigen, großen Gestalt, sah ihn ausgreifen mit seinen langen Armen, als wolle er alle körperlich herziehen zu sich, dann plötzlich sich riesig aufrichten zum Schlußwort, das hämmernd

begann, mit erzenem Klang – und da fuhr auch die kleine, die ungeschickte, die frauenhafte Hand hämmernd nieder auf das Pultbrett, zum Eisenstück geballt, einmal, ein zweites Mal. Schweigen dann. Es war alles gesagt. Die bezwungene Kammer fuhr auf und raste.

Es war ein einziger Augenblick ... Carmer fand sich zurecht. Er sah, daß Achille Dorval sich vorgebeugt hatte zu ihm. „Sie haben gekämpft, Carmer?“ fragte er leise, behutsam, „Sie waren Offizier?“

„Begeisterter Offizier. Nicht lange Offizier. Nicht lange begeistert. Gleich zu Anfang ist meine Frau als Pflegerin im Felde gestorben.“

„Mein Gott! Sie war jung?“

„Ganz jung.“

„Grausig“, sagte Dorval. „Das hat Ihnen die Augen geöffnet?“

„Keineswegs. Opfer war ja der sogenannte Sinn des Krieges. Nein, ich sah etwas Einfaches. Ich sah in einem verbrannten Dorf die Leiche eines Mannes, an der ein hungriges Schwein fraß. Wissen Sie, Dorval, die Vernunft eines Menschen ist nicht stark, nicht vielvermögend, sie muß immer erst einen Leichnam sehen, an dem ein Schwein frißt.“

Achille Dorval stand auf. Mit einem Ruck hob er seinen schweren Körper aus dem Sessel heraus. Er streckte Carmer seine Hände hin.

„Man soll nicht mehr schlau sein“, sagte er mit Nachdruck. Er kehrte auf seinen Sitz zurück.

„Es wird nie mehr kommen“, sagte er nach einer Weile. „Wir Träumer werden es verhüten. Träumen wir, Carmer, träumen wir mit großer Kraft! Aber hüten wir uns vor den Alpträumen der andern.“

„Sie sprechen von England?“

Dorval antwortete nicht. Ungeschickt tastete er an den Inentaschen seines schwarzen Anzugs umher und brachte ein zerknittertes Papier zum Vorschein. Er faltete es auseinander und hielt es zwischen Carmer und sich. Es war eine kleine Karte der Welt, ein grober Erdplan, der aussah, als wäre er einem Schullehrbuch entnommen.

„Das betrachte ich gerne“, sagte er. „Damit habe ich mich heute unterhalten, als ich an der merkwürdigen Stelle, eine Stunde vor Grenoble, auf dem Kilometerstein saß und verzweifelt war, weil ich Ihnen nicht telegraphieren konnte. Da –“ und er zog mit dem Zeigefinger eine Gerade über das halbe Blatt, die von Memel bis ans Ochotskische Meer hinreichte. Unsere britischen Kollegen müssen ja wirklich bedeutende Empfindungen haben, wenn sie das so ansehen! Ein Alptraum, wahrhaftig. Alle die zahllosen Millionen, die auf diesem ungeheuern Kontinent siedeln, zwischen der Ostsee und dem Stillen Ozean, fest vereinigt, kein unterworfenen Indien mehr, keine Erdsklaven mehr in China, die dem Landeigentümer achtzig Prozent ihrer Ernte abgeben müssen, ein Asien, das sich fühlt! Man rechnet in London mit Kontinenten und in Jahrhunderten, und unsere idyllischen Ländchen sind nur bescheidene Posten im Kalkül. Ihr seid ein Soldat gegen Moskau, und wir sind einer, man muß gerecht sein: kleinlich sind sie nicht da drüben.“

Carmer ließ einige Augenblicke vergehen. Dann sagte er: „Sie weigern diesem Kreuzzug die Gefolgschaft, Herr Dorval. Aber Sie selber, ich weiß es, Sie lieben Moskau nicht.“

„Ich bin zu alt, es zu lieben. Alter ist sonst das schlechteste Argument. Aber in diesem Falle bin ich alt, wie Frankreich alt ist und Deutschland. Ich will nichts wissen von der Begeisterung unserer Snobs, die ihre Augen verdrehen, wenn Rußland genannt wird, und die unglücklich wären, wollte man ihnen in ihrer Villa ein Zimmer beschlagnahmen. Nein, ich wünsche nicht, daß Moskau käme. Ich kann es nicht wünschen. Ich singe Ihnen nicht das Lied von der wirtschaftlichen Kluft zwi-

schen Westeuropa und dem östlichen Tiefland, obgleich es ein wahres Lied ist. Aber aus dem Blute der Völker werden Jahrtausende nicht so rasch fortgewaschen. Noch in unserm letzten Bauern, in euerm ärmsten Arbeiter ist ein Bedürfnis lebendig nach Absonderung, nach einem Leben als Person. Was der Franzose, der Deutsche will, ist ein menschenwürdiges Nebeneinanderstehen. Aufgehen in einer Gemeinschaft will keiner bei uns. Oh, ich bin nicht der Narr, den Zauber zu leugnen, der vom Kreml herstrahlt zu den Beladenen und Elenden. Die Schuld liegt an uns, den Führern! Unsere Herzen sind matt geworden. Das Wort Menschlichkeit ist zur Attrappe geworden, zu einem Tafelaufsatz beim Bankett. Das Wort Demokratie auch. Es liegt an uns, ihm wieder Leben und Feuer zu geben. Haben wir Mut! Glauben wir! An der Demokratie ist Persien gescheitert.“

Er hielt noch immer die kleine Karte der Welt in seiner linken Hand, die herabhing. „Es liegt alles auf euch und auf uns“, sagte er, „wir können es uns nicht einfach, nicht eindringlich genug vorstellen. Überall in Europa blasen die eingebildeten Narren die Backen auf und machen ihr eigenes Stürmchen. Wahrhaftig, dies ist der Moment! Seien wir wenigstens einig, wir hundert Millionen, Griechenland war kleiner und schwächer, als damals der Xerxes kam. Freilich – heute kommen sie von Westen mit ihrer Unbekümmertheit und ihrem Gold, sie kommen von Osten als ungeheure Woge kollektivistischer Uniformität ...“

In diesem Augenblick stieß der Wind das angelehnte Fenster völlig auf, der quäkend schrille Aufschrei einer Musik schlug herein, gefolgt von einem negerhaft wilden Stimmenjubil.

„Und von dorthier“, sagte Dorval und deutete mit dem alten Haupt nach dem Fenster, „von dorthier kommen sie auch!“

8

„Wozu rede ich denn?“ rief Herr François Bloch. Er rief es erregt, schrill beinahe und in ausgezeichnetem Deutsch. „Was

braucht man mich noch als Zeugen? Ihr Goethe selbst, der doch von der deutschen Sprache irgend etwas verstanden haben wird, hat sie den schlechtesten Stoff genannt, in dem ein unglückseliger Dichter Leben und Kunst verderben könne.“

„Er durfte das sagen“, antwortete Doktor Erlanger mit dunkleren Lauten, in raschem Französisch. „Er hat sie ja mitgeschaffen, die Sprache! Warum sollte ein Vater in übler Laune sein Kind nicht einmal schelten.“

„Er hat gewußt, was er meinte! Er hatte das griechische Ohr, Ihr Goethe, wie muß er schon an dieser Überfülle von Konsonanten gelitten haben. Es knarrt und krächzt und hustet, Ihr Deutsch, daß Sie es wissen! Stellen Sie sich wirklich einmal vor, was Alkäos oder die Sappho zu diesen rauhen, dämmrigen, heisern Tönen gesagt haben würden.“

„Aber Ihr Gallisch, Herr Bloch, das hätten sie wunderschön gefunden! Ein Idiom, das sich durch die Nase spricht. Wenn wir heiser reden, Bester, so habt ihr den Stockschnupfen. Und außerdem noch den Schluckauf mit euerm Akzent auf der letzten Silbe. Ein klinisches Bild geradezu. Ja, da wäre dem Pindar wohl geworden!“

„Bei euern Hilfswörtern hätte er sich erholt.“

„Bei was?“

„Beim Anblick der Krücken, ohne die ihr nicht gehen könnt. Bei euerm Haben und Sein und Werden, euerm Müssen, Mögen, Sollen, Können! Und selbstverständlich Hilfswort und Partizip immer hübsch weit auseinander. Die Hände hätte er überm Kopf zusammengeschlagen und verzweifelt gerufen: das Verbum, das Verbum!“

„Ich höre ihn, mein Herr Bloch, ich höre ihn. J’attends le verbe! Denn zweifellos hätte er es auf französisch gerufen. Bei euch freilich, da gibt es nichts zu warten, da weiß man, was folgt. Was ist nur im siebzehnten Jahrhundert euern Grammatikern eingefallen? Eine Sprache mit Bewußtsein so zu verhun-

zen! Ihr diesen Trott vorzuschreiben! Sie kommt ja daher wie der Gaul im Karussell!“

Ja, unten im Garten, in jener Nische zwischen Orange und Lorbeer, war man nicht lange einig geblieben. Zwar war von Politik mit keiner Silbe die Rede zwischen den jungen Sekretären. Über einigen Meinungs austausch persönlich-literarischer Art war man, bald schon, auf das Sprachliche gekommen, und hier zeigte sich plötzlich, beiden unvermutet, diese glühende Parteinahme, dieser fanatische und feindselige Enthusiasmus. Die Würde und Schönheit der Sprache, in der jeder von ihnen empfand, dachte und schrieb, wurde mit scharfen Waffen verfochten, wie die Würde und Schönheit der Damen in einem mittelalterlichen Turnier: solcher Chauvinismus in das Nationale und Staatliche übersetzt, hätte ungefähr bei jeder Wendung Gefahr und Kriegsfall bedeutet.

Seltsam zu denken, daß dies nun „Gäste“ waren in ihren Völkern, Fremde anstößigerweise unter denen, deren Wort und Dichtung sie so verzehrend liebten, Unechte, Störer, Geduldete. Hätte sie einer gehört, die Erwägung hätte ihm kommen können, ob nicht der innige Anteil am Worte, am Laut werdenden Erinnerungsschatz eines Volkes, Zugehörigkeit tiefer begründe als manche fragwürdige Blutsverwandtschaft. Vielleicht aber, wer will da schwören, hätten sich einem strengen Hörer die Streitenden nur vollends verdächtig gemacht. Der hätte vielleicht gefunden, daß jeder von ihnen allzu vollkommen die Sprache des andern rede. Denn im Bestreben, nur ja verstanden zu werden, tauschten sie unaufhörlich Schwert und Schild im Turnier und brachten ihre Feindseligkeiten in eben dem Idiom vor, dem sie galten.

„Gesetzlosigkeit“, sagte etwa François Bloch wieder auf deutsch. „Sie lieben die Gesetzlosigkeit in der Sprache? O ja, Ihr Deutsch macht einen ausschweifenden Gebrauch von ihr. Da wird ein Gedanke zu einer sechsmal verschränkten Periode zusammengedreht, einfach weil man sechs Sachen auf einmal

will. Man martert den Hörer, den Leser, man hält ihn hin – endlich bringt dann ein Schlußwort die Auflösung, die Erlösung. Ist nicht im Deutschen jeder Satz auf kleinstem Raum ein Richard Wagnersches Musikdrama? Am Ende wird erlöst. Zuvor aber, quälend lang, gibt es nichts als Schwere, Langeweile und Dunkelheit.“

„Das ist echt. Das ist wahrhaftig echt! Was Sie da über Wagner sagen, Herr Bloch, darauf will ich gar nicht erst eingehen. Ihre Besten haben ihn geliebt. Und um ihn zu verwerfen – dazu muß man ihn erst einmal geliebt haben! Aber was unser Deutsch angeht, so sollten Sie sich um Gerechtigkeit wenigstens bemühen. Es ist wahr,“ fuhr er fort, und zwar unvermerkt auf französisch, „es gibt bei uns ein Ringen mit der Sprache, das dem Franzosen ganz fremd ist. Das Unermeßliche, das Metaphysische drängt ins Wort und kann sich doch nie ganz in ihm erlösen.“

„Ah, da haben wir’s!“

„Ja, da haben Sie’s. Das ist ein recht ergreifendes Bemühen, eben weil es niemals glücken kann. Und hier ist Ehrfurcht am Platze.“

„Ah!“

„Jawohl. Ehrfurcht vor dem Überwältigten, der stammeln muß.“

„Stammeln wie ein Kind oder ein Verzückter!“

„Nun, das sind keine verächtlichen Menschensorten. Freilich, die ‚Sprache der Vernunft‘ ist kaum für sie gemacht.“

„Das sollten Sie nicht in Anführungszeichen sagen, lieber Herr Erlanger. Vernunft und Helligkeit sind nicht Geringes, gerade heute dürfte man davon nicht abschätzig reden. Wenn Sie ‚vernünftig‘ sagen, so meinen Sie dürrig, ich weiß schon. Nun, ich bin nicht blind. Unser Französisch ist gewiß ärmer als euer überfülltes Spätgermanisch, ärmer an Stoff, das ist wahr. Aber was hat es aus seiner Armut gemacht! In keinem Idiom



kann man genauer sein, geschickter, schlagender, geistvoller. Keins reiht die Gedanken in so logischer Ordnung aneinander, so rein, so natürlich. Keins legt sie dem Hörer so handlich zur Erwägung vor. Keins ist so dienlich, so höflich. Keins ist so human!“

„Ach, das große Wort! Gleich das größte.“

„Gut denn, vermeiden wir es. Keins ist so völlig weltgerecht, will ich einmal sagen. Das ist sein Rang.“

„Einen höhern gibt unserm Deutsch sein unendlicher, sein beinahe mystischer Reichtum. Mag es in Dingen des faßbaren Daseins spröde und schwerfällig sein, mag es sich oft ins dämmrige Gleichnis flüchten müssen – bei uns wird jedes Wort von den Sternen beglänzt und nicht vom Kristallüster.“

„Von den Sternen? Von der Studierlampe! Nach der riecht eure Sprache und eure Literatur. Ihr seid Stubenrevolutionäre, ihr Deutschen. Womit ich nicht sagen will, daß ihr kein Unheil anrichtet. Dazu langt's! Wenn ich an euern Lessing denke ...“

„Auf den Namen hab ich gewartet.“

„Der mußte auch kommen. Der Typus der Ahnungslosigkeit! Ordnung und Gesetz im Geistigen so zu verhöhnen – wie billig, wie dankbar!“

„Und Lessing war ja bekanntlich ein Erfolgsanbeter. Er war ein Prasser und starb als Millionär.“

„Ich weiß, daß er arm war. Aber geistig gesprochen war er ein Wüstling. Wie, nicht zu sehen, von welcher Bedeutung der Zwang war, den die Meister des französischen Dramas sich auferlegten! Nicht zu ahnen, was es auf sich hatte mit jener dreifachen Einheit, das heroische Bedürfnis nach Gesetz und Beschränkung so zu verkennen!“

„Es ist Ihnen doch sicher bekannt, Herr Bloch, wessen Entdeckung Sie da wiederholen? Denn natürlich mußte erst ein Deutscher kommen, um die Langeweile jener Schulfüchse so vornehm auszudeuten.“

„Schulfüchse? Langeweile? Was für ein Deutscher?“

„Einer, der aus pädagogischer Liebe zum eigenen Volk so hymnisch übertrieb. Oder glauben Sie denn ernsthaft, daß der Wanderer jenseits von Gut und Böse Ihren Corneille geliebt haben kann, der ledern ist wie ein alter Reitersattel?“

„Oh. Oh!“

„Wir Deutschen werfen uns Ausländerei vor, mit wieviel Unrecht! Unsere Ausländerei ist Selbstkritik. Und an der soll es jenseits gewisser Grenzen gründlich fehlen.“

„Jenseits gewisser Grenzen fühlt man sich eben wohl in seiner Haut – und man hat recht. Während bei euch! Drei Viertel eurer Literatur und eure ganze Philosophie sind Ausdruck des Mißbehagens.“

„Von Philosophie, mein Herr Bloch, wollen wir vielleicht lieber nicht sprechen. Oder doch? Bestehen Sie darauf? Ihr habt ja, wie es heißt, auch Versuche gemacht, an der Welt herumzudeuten. Man hört von Descartes ...“

„So, hört man von ihm? Descartes, der das Tor aufriß!“

„Nur leider ein Tor nach der verkehrten Seite. Und der gegen Leibniz so epochal unterlag.“

„Monade! Prästabilisierte Harmonie! Identitas indiscernibilium! Der metaphysische Zirkus!“

„Schlagworte! Witze!“

„O nein. Wo war seine Sendung, seine Tat?“

„Nun, vielleicht finden Sie die ‚Tat‘ bei Kant, in seiner ungeheuren Bezweiflung der Kausalität? Oder wer genügt Ihnen? Schopenhauer vielleicht, der als erster die Frage getan hat nach dem Werte des Daseins?“

„Eine echt deutsche Frage wahrhaftig. Eine vollkommen überflüssige Frage, da es nun einmal ist, wie es ist, unser Dasein, und es sich um gar nichts anderes handeln kann als darum, es ein bißchen wohnlicher, ein bißchen menschlicher einzurichten.“

„Womit denn unweigerlich eine Aufzählung der Pariser Moralisten beginnt, der Leute mit den Lebensrezepten, angefangen bei Montaigne bis herunter zu Chamfort?“

„Allerdings, bis Chamfort, den Ihr ‚Wanderer‘ einen wahrhaft europäischen Autor genannt hat, einen, den, hätte er Griechisch geschrieben, auch Griechen verstanden haben würden, während Ihr Goethe ...“

„Halt, halt!“

„Ich zitiere ja nur. Ihr Goethe, meint der Wanderer, habe doch mehr, als recht sei, die Wolke umarmt, und ein Plato etwa hätte nur mit Widerwillen das Dunkle bei ihm gespürt, das übertriebene und dann wieder Klapperdürre ...“

„Halt, halt, halt!“ rief da Doktor Erlanger noch einmal. Er rief es so entschieden, daß François Bloch schwieg und ihn erwartungsvoll ansah. Offenbar schickte er sich an, etwas ganz Besonderes zu äußern, etwas Starkes und Zwingendes. Der Zauberschein jenes Höchsten, dessen Name gefallen war, mußte aufleuchten, der Zweifler sollte geblendet die Augen schließen und als ein Besiegter verstummen. Goethe ... Er suchte nach einer Formel. Aber zu viel war zu sagen. Herr Erlanger fand keinen Beginn. So saß er recht lange und äußerte gar nichts.

„Nun, Goethe?“ sagte endlich Herr François Bloch, leise, nicht ohne Ironie.

„Ich werde Ihnen etwas erzählen, Herr Bloch. Etwas erzählen ist immer das beste. Eine kleine Geschichte, sie stammt aus einem französischen Buch, einer Biographie. Hören Sie zu ... Sie müssen sich in den Norden Ihres Vaterlandes versetzen, in die Normandie, nach Rouen. Dort gibt es oder gab es am linken Ufer der Seine eine Allee, eine schöne Allee mit hohen Bäumen. Jenseits sieht man die Stadt mit ihren Türmen. Man schreibt 1837 oder 1838. Es ist ein schöner Frühlingssamstag und zwar Ostersonntag. Über den Fluß herüber kommt ein junger Mensch. Er kommt aus seinem Gymnasium, eben war

Schulschluß. Es ist der junge Flaubert. Er hat keinen Hut auf seinem halblangen prächtigen Haar, bekleidet ist er mit einem gelben Rock, der viel zu leicht ist für die Jahreszeit, und mit einer weiten, hellblauen Hose. In der Hand trägt er ein Buch. Er setzt sich auf eine Bank dort am Ufer und beginnt zu lesen. Sein Gesicht verändert sich, er wird blaß, mit dem Handrücken muß er sich Tränen fortwischen. Er liest. Die Sonne ist beinahe hinunter. Da fangen vom jenseitigen Ufer her die Glocken zu läuten an, die das Fest verkündigen. Aber das ist zu viel für den jungen Menschen, der Zusammenklang übermannt ihn, ihm schwindelt vor Glück der übermächtigen Schönheit, das Buch entfällt seiner Hand, die Augen werden ihm dunkel, ohnmächtig sinkt er hernieder an seiner Bank. Hinzukommende bringen ihn heim.“

„Der Faust?“ fragte Herr François Bloch leise, „welche Stelle? Der Osterspaziergang?“

„Der zweite Monolog. Flaubert hat es erzählt. Aber denken Sie doch, daß er ihn auf französisch las! Das ist kaum dasselbe, nicht wahr. ‚Annoncez-vous déjà, cloches profondes, la première heure du jour de Pâques ... cantiques célestes, puissants et doux, pourquoi me cherchez-vous dans la poussière?‘ Es heißt aber so ...“

„Es heißt“, fiel Herr Bloch mit zuckenden Lippen ein, und er war bleich wie jener Gymnasiast, und sein Deutsch hatte fremdere Laute als sonst vor Erregung:

„Welch tiefes Summen, welch ein heller Ton  
Zieht mit Gewalt das Glas von meinem Munde?  
Verkündiget ihr dumpfen Glocken schon  
Des Osterfestes erste Feierstunde?  
Was sucht ihr, mächtig und gelind,  
Ihr Himmelstöne mich am Staube ...“

Die Himmelstöne! Besiegt und beglückt wäre er ihrer Stimme vielleicht lange gefolgt. Aber ein schriller Jubel zer-

schnitt sie. Es war der dämonenhafte Aufschrei jener Urwaldmusik, es war derselbe Triumphruf der afrikanischen Perser, den man auch oben, in jenem Zimmer des zweiten Stockwerks, so deutlich vernahm. Herr François Bloch brach ab. Sie blickten sich an.

9

Dort oben endete man nicht. Die Schale auf dem Tisch war fast bis zum Rande gefüllt mit Achille Dorvals Zigarettenschmüll. Draußen war es völlig stille geworden. Ein erfrischender Wind wehte ins Zimmer. Überm Meere zeigte sich ein grünlicher Schein. Die kleine Standuhr überm Kamin, bronzene und häßlich, schlug mit Wimmern die vierte Stunde.

Sie hatten längst begonnen, vom Greifbarsten und Drängendsten zu reden. Mit Mühe kamen sie vorwärts. Hier war beinahe jeder Schritt durch Selbstschüsse und Fußangeln bedroht. Sie sahen sich in einem Wald, einem dichten Gestrüpp von öffentlichen Vorurteilen, ein Schwacher konnte wohl die Arme sinken lassen und daran verzweifeln, je wieder in die freie Sonne zu gelangen.

Von Grenzfragen war eine Stunde lang die Rede gewesen, von Veränderungen der Karte im Osten Deutschlands zumal, Problemen, die von einer überall gleich böswilligen öffentlichen Meinung giftig umlärmt wurden. Es war schwierig gewesen, davon zu sprechen. Es war noch schwieriger, von der Besetzung im Rheinland zu sprechen. Die gewissenhaften Hüter der öffentlichen Meinung sorgten ja unablässig dafür, daß sich dies alberne Sinnbild den Deutschen immer neu als Schmach in ihr Fleisch brannte, und daß in Frankreich ein Teil des Volkes sich daran klammerte, und den Reiterstiefel auf deutscher Erde nicht missen zu können vermeinte.

Es mußte von der Entschädigung die Rede sein, von Jahresbeträgen, Aufhäufung dieser Beträge, Transferierung, mußte ausführlich, ernsthaft und immer wieder die Rede davon sein, obgleich das wirtschaftliche Antlitz des Erdteils und der Welt

sich fast mit jedem Jahre gewaltig wandelte und zudem kein vollsinniger Mensch glauben konnte, daß ein solcher Tribut sich über weite Zeiträume festlegen und vom Einfluß einer immer undurchdringlichen politischen Zukunft werde unabhängig erhalten lassen.

„Es ist eine Frage des Vertrauens“, sagte Carmer. „Und für den Unterlegenen, dem harte Forderungen gestellt sind, ist es unendlich schwer, Vertrauen zu haben. Was wir denn bekommen, wenn wir beginnen, von Eintracht, von Freundschaft zu sprechen? ‚Und jener Korridor‘, werden sie rufen bei uns. ‚Und die Soldaten in Mainz! Und unsere Zahlungen, endlos und ungeheuer!‘ Ihr habt es meinesgleichen nicht leicht gemacht, vom Frieden zu reden, wie soll man verstanden werden!“

„Es gibt“, sagte Achille Dorval schleppend, „für den Politiker keine größere Gefahr, als im voraus an alle Kritik, an alle die Vorwürfe zu denken, die er erleiden wird. Das belastet und hemmt unsäglich. Mit so schwerem Gepäck, Carmer, marschieren wir nicht bis zum Licht ... Friede“, fuhr er fort, „ja Friede ist ein eigentümliches Wort. Wenn einer Friede sagt, dann widerspricht ihm eigentlich niemand. Man stimmt ihm eher zu, man redet in rücksichtsvoll gedämpftem Tone zu ihm wie zu einem Kranken. Und im Grunde denken alle: das ist ein Blödsinniger mit einem rührenden Tic.“

„Oh, Sie haben es leichter!“

„So, ich habe es leichter. Haben Sie einen genauen Begriff davon, wie sie über mich denken, unsere Realpolitiker und Fachleute? Nach rückwärts die Uhr, nach rückwärts! Und wer sie daran hindert, der muß zerstampft werden mit dem berühmten Reiterstiefel. Was, ich habe Bedenken gegen unsere glorreiche Kolonialarmee, diese Herde von grauhäutigem Vieh, das man dressiert, damit es einst Europa vernichten kann? Aber diese Wulstmäuler sind ja vortreffliche Franzosen, und sie haben gegen Goethes und Mozarts Land die Zivilisation gerettet! Wie, ich will am Rhein die Besatzung verschwinden machen,

die unsere einzige Sicherung ist? Zwar in Wirklichkeit ist sie gar keine Sicherung, sondern eine widerwärtige und schädliche Dummheit, aber da der menschliche Geist langsam ist, hält er eben jetzt beim Jahre sechzehnhundert, und damals war der Reiterstiefel ein Argument. Oh, die Dummheit, die Dummheit, Carmer, sie ist eine gewaltige Macht.“

„Ein gewaltiger Proteus! Sie wirkt und zerstört in vielerlei Gestalt. Sie verlarvt sich bei uns als mystisch tiefe Seelenhaftigkeit, an der die Welt genesen soll, sie schminkt sich bei euch mit den Farben der Zivilisationskirche, die allein alle Heilsgüter zu vergeben hat. In der Kulisse steht überall der Profitraffer, der Machtnarr, und grinst. Er hat auch Ursache, zu grinsen. Je schädlicher, je gefährlicher eine Tendenz für ein Volk ist, desto leichter wird es überredet zu ihr. Wie steht's denn bei uns. Anständige Rechtspflege? Soziale Gesetze? Freiheit der Bildungsmittel? Nichts davon. Man ist den Massen solange mit mystischem Geschwätz in den Ohren gelegen, bis sie ein erreichbares und nahes Ziel für verächtlich zu halten anfangen. Um das zu korrigieren, dazu brauchen wir euch.“

„Und wie sehr wir euch! Wie nötig haben wir etwas von jenem schwereren seelischen Gewicht, von jener Unbedingtheit in Sachen des Geistes, von jener zähen und methodischen Ernsthaftigkeit, mit der man vielleicht nicht verführt und bezaubert, aber dauerhaft baut und erhält. Ein wenig Hegel in unserem Blut, ein wenig Humboldt“ – er sprach die Namen seltsam gallisch aus – „und unsere Spitäler, unsere Laboratorien, unsere Telephonämter sogar“, er lächelte flüchtig, „werden den Vorteil davon haben.“

Er stockte und fuhr dann fort, viel leiser: „Es ist meine fixe Idee, Carmer, monomanisch beinahe. Ich denke an nichts anderes. Es muß, es muß der Tag kommen, der den Irrtum von tausend Jahren wieder gut macht. Der die entsetzlich klaffende, brandige Wunde an der Flanke Europas heilt. Der uns endgültig wieder zusammenführt zur Rettung unseres großen gemein-

samen Erbteils. Es muß die Zeit kommen – nein, sie muß da- sein die Zeit, da kein hungriges Schwein mehr an einem deut- schen oder französischen Toten frißt. Was Sie da berichtet ha- ben, Carmer, das sagt eigentlich alles. Mehr haben wir nicht geredet. Denken wir immer daran, immer! Es gibt nichts Wich- tiges. Nie mehr! Nie mehr! Wir werden Schritt um Schritt zusammengehen, Carmer, aber vielleicht werden wir niemals mehr so miteinander reden können wie heute. Entscheidungen wird es geben im Kleinsten und Einzelnen, unsere Referenten werden uns hundertmal Vortrag halten, und jeder wird ach so speziell sein – aber verlieren wir uns nie an das Nächste, blik- ken wir immer dorthin. Carmer, dorthin, geradeaus, über uns, dort, dort, ist das Licht! Lassen wir uns ruhig angreifen und beleidigen, jeder in seinem Land, lassen wir uns verhöhnen, besudeln, bespeien, fürchten wir die Kugel nicht und nicht das Vitriol – glauben wir einander!“

Er brach ab. Es riß Carmer, aufzuspringen und den Alten in seine Arme zu schließen. Aber er war ein Deutscher, er fürchtete die Geste. Er streckte ihm nicht einmal die Hände hin. Er schaute ihn nur an. Und da plötzlich durchschnitt es ihn, scharf wie ein Schwert – unsinnig der Gedanke und doch unentflieh- bar –, daß es ihm nicht bestimmt sei, mit Dorval gemeinsam dieser Zukunft noch zuzustreben. Warum aber nicht, warum? Ein Vorhang von dicker Nacht wallte nieder.

„Es ist ja nicht einzusehen“, hörte er Dorval aus einer Ferne sagen, „daß wir ewig leiden sollen, nur weil die Söhne Karls des Großen sich damals benommen haben wie Dummköp- fe ...“

## 10

Carmer schlief kurz. Früh wurde geklopft. Man brachte ei- ne dringende Depesche, zu eigenen Händen und gegen einen auszufüllenden Rückschein bestellbar.



In Berlin war das Kabinett gestürzt. Der offizielle Rücktritt war für den heutigen Tag beschlossen. Der mit der Neubildung betraute Parlamentarier bot Carmer das Amt an.

Er legte das bläuliche Papier beiseite und setzte sich an das breite Fenster, vor dem im Morgenlicht, in freudigstem Silber und Blau, sich das Meer ausdehnte. Ziemlich ferne, spielzeuggroß, zog ein Dampfer die Rauchfahne hinter sich her.

Carmer atmete die reine und sonnige Brise ein. Er bedachte das Ereignis. Er schien sich selber sonderbar ruhig, zu ruhig nach dem Gespräch der vergangenen Nacht, diesem hohen und befeuernden Pakt. Freilich, es kam nur, was lange erwartet war. Aber diese vollkommene Stille in seiner Brust, dies Fremdsein und Fernsein, erschreckte ihn doch. War diese Stunde jetzt denn nicht ein großer Moment? Wann soll ein Mann glücklich sein, wenn nicht in der Stunde, die ihm das Mittel überliefert, einer für recht erkannten Idee mit Hoffnung zuzustreben! Was war das für ein Weibergedanke, der ihn anfiel im Anblick der frisch blitzenden Fläche, als sei es ihm bestimmt, den Rand dieses Meeres, dem er seit Tagen reisend folgte, nicht zu verlassen, als ende hier irgendwo an dieser antiken Küste sein Schritt? Morgen vielmehr, dies war gewiß, nahm er Abschied von ihr und reiste der Pflicht entgegen, mit der ihn das blaue Papier dort betraute. Unwillkürlich suchte er es mit dem Blick. Aber es lag nicht mehr dort auf dem Tisch. Der Wind, der von Afrika blies, hatte es zu Boden geweht.

Als er angekleidet und das Zimmer geordnet war, ließ er Doktor Erlanger herüberbitten. Doktor Erlanger kam, in Hast, offenbar vom Schlaf aufgestört. Seine Freude war rührend. ‚Freuen Sie sich nicht zu früh‘, fühlte sich Carmer getrieben ihm zuzurufen, aber er sah ein, daß dies eine Mahnung ohne vernünftigen Sinn gewesen wäre. So wurde die telegraphische Antwort redigiert und dem Getreuen übergeben.

Es war auf elf Uhr ein Spaziergang mit Dorval verabredet. Aber als sie aus der vollen und flüsternden Hotelhalle auf die

Croisette hinaustraten, war kein ruhiges Vorwärtstommen. Man war nicht laut, man verständigte sich durch Winke, es ging bei Dorvals Kommen ein Wehen durch die lange Zeile der auf Bänken und Sesseln Untätigen, der Fluß der Entgegenwandelnden teilte sich, manche nahmen den Hut ab, so daß auch Dorval schließlich den seinen in der Hand behielt, sie hörten die Kodaks ungeniert knacken. Jeder benahm sich, als habe der, den der Ruhm gezeichnet hat, auf zivile Rücksicht keinerlei Anspruch mehr.

„Nehmen Sie erst mal an, Carmer“, sagte Dorval, „die Leute wüßten auch noch, wer Sie sind!“ Dies war der gute Moment für seine Neuigkeit. Zuvor, als sie im Hotel einander begrüßten, hatte er ihn versäumt. Eine nicht recht begreifliche Scheu hielt ihn nochmals zurück. Er sagte nichts. Sie verließen den Strandweg und versuchten, gegenüber an den Kaufläden entlang zu wandeln. Aber auf dem schmalen Gehsteig war es nicht besser.

„Man muß es ihnen nicht übelnehmen“, sagte Dorval, „sie langweilen sich ja so unsäglich. Was für ein Los, durch die Mode von Kurplatz zu Kurplatz geschleift zu werden!“

Carmer nickte. Die niedrigen Häuschen, budenähnlich, an denen sie behindert vorbeirückten, waren besetzt von den weltberühmten, den märchenhaften Firmen der Place Vendôme und der Rue Royale. Es waren die Modehäuser, die Juweliere, die Parfumeurs der noch überlebenden Steinreichen. Ein eigentümlicher Geschmack bestimmte die Auslagen: als höchste Feinheit zeigte sich überall die Andeutung, die Vereinzelnung, die Dürre. Da lag, auf meergrünem Samtgrund hingeweht, ein einfaches Kleidchen, sehr kurz, nicht mehr als ein Stückchen hechtgrauer Stoff eigentlich mit ein paar aufgenähten schwarzen Perlen am Gürtel, und bedeutete, dank einer schwer zugänglichen Konvention, letzte Auslese, höchste Kostbarkeit. Da stand im Fenster des Parfumeurs über einem chinesischen Schal ganz einsam ein einziges Flakon mit goldener Flüssigkeit.

Dies waren die Tempel für Eingeweihte. Ein durchdringender Snobismus stieg aus allen Fenstern den beiden Männern entgegen, die ihre Gesichter im Gehen dieser Leere zugekehrt hielten. Es herrschte, um diese Mittagsstunde, gewinnbringendes Leben. Die Frauen der kapitalistischen Großwelt gingen aus und ein in den berühmten Buden, aus Überlieferung mehr denn aus Genuß- und Besitzdrang prüften sie, wählten, verwarfen; die ermüdeten Vögte der Weltarbeit zogen fügsam hinter ihnen drein. Es geschah mehrmals, wenn die Spazierenden irgendwo haltmachten, daß drinnen die Kundin alle Köstlichkeiten im Stich ließ und, wie ein hübsches Tier im kristallinen Käfig, durch das nackte Fenster zu Dorval hinausspähte. Er lächelte dann ziemlich verwegen. Aber leise sagte er, so daß es nur Carmer hören konnte:

„Keine Lust, meine Schönen! Man würde vor Langeweile sterben.“

„Wobei?“

„Wobei! Carmer, fragen Sie nicht so zynisch. Nein, wenn man als junger Mensch mit einem Dorfmädel vom Tanze fortging und sie hinter dem Wirtshaus sachte ins Gras legte, das war doch was anderes! Sie können sicher sein, alle diese Damen hier riechen nach nichts. Deswegen thronte auch die goldene Flasche so souverän dort im Fenster.“

Carmer lächelte. Es war ein Lächeln nicht ganz ohne Betrübniß. ‚Fragen Sie nicht so zynisch ...‘ Ach, er war so entfernt vom Zynismus, daß er vielmehr Mühe hatte, Anspielungen auf jenes Lebendigste gleich zu verstehen, darüber dieser frische Greis so derb und unbekümmert scherzte. War er selbst nicht viel älter als der? Damals, bei jenem furchtbaren Tod, mit einem Tag, wurde er alt. Aber damals war er nicht vierzig. Ein flüchtiger Schmerz ging ihm durch die Brust, ein Ahnen, daß es vielleicht Sünde und Raub sei, vom mächtig kreisenden Lebens- und Liebesstrom sich so vorzeitig abzusperren. Eine recht deutsche Sünde vermutlich. Sie konnten endlich aus-

schreiten. Einige rasche Kreuz- und Quergänge hatten sie dem Gebiet eleganter Neugier entzogen. Hinter der teuern Fassade am Meer atmete harmlos die südliche Kleinstadt. „Hier ist es hübsch“, sagte Dorval. Auch hier erkannte man ihn. Manche Leute traten aus ihren Türen und blickten dem alten Manne nach, der Frankreichs Geschick eigenwillig seiner Idee entgegenführte. Nicht alle Begegnenden blickten freundlich. „Im Schoß der Meinen bin ich hier nicht“, sagte Dorval. „Man war hier zu fernab vom Krieg. Wie soll man ihn fürchten!“

„Das Unheil zu wollen, gibt es immer Gründe“, antwortete Carmer. „Dort wo man ihm nahe war, ist man vielleicht nicht weniger verbissen, im Angedenken erduldeten Leiden.“

„Ja“, sagte Dorval, „so hat es fortgeschwärt, bei euch wie bei uns.“

Sie waren in eine Gasse gelangt, wo in jedem zweiten Torgang Blumen und Früchte feilstanden. Sie kosteten beinahe nichts, ein Zehntel soviel wie vorn am Meer. Aber von denen dort kam ja niemand hierher. Frauen im Hauskleid, in Hausschuhen, standen bei den Hökern und feilschten behaglich um einen Sou. Alles roch stark und süß nach den riesigen Garben der Mimosen.

Das Straßenschild trug den Namen eines Marschalls aus dem letzten Krieg. Sie sahen es zufällig beide, wie sie um die Ecke bogen.

„Dieser Stadtrat hat einfach die Rangliste abgeschrieben, – da sehen Sie, Carmer, selbst die Säbel dritten Ranges sind nicht vergessen! Nun, als Zwanzigjähriger war ich einmal in Ihrem Berlin. Vor lauter preußischen Generälen, die ich immer wechselte, habe ich niemals eine Adresse gefunden. Man muß der Menschheit ein Brandmal aufdrücken, dann behält sie einen im Gedächtnis. Gegen Weichlinge, die ihr die Antisepsis oder den Kehlkopfspiegel bringen, ist sie weniger dankbar.“

„Mitunter doch!“ Carmer wies mit den Augen nach oben. Das Schild in dieser dritten Gasse trug Achille Dorvals Namen.

„Ah“, sagte der alte Mann recht unberührt, „in einigen Städten, wo es das gab, haben sie's auch schon wieder weggelöscht. Ein flauer Bruder, der Dorval! Recht so. Sie sollen ihr Krebsleiden los werden und ihre Ärzte vergessen.“

Als sie ins Hotel zurückgelangten, war die Eingangshalle vor Neugierigen unpassierbar. Ein kleines Heer von Journalisten war eingetroffen; von vielen Stellen dieser Küste waren sie herangeeilt, in der Hoffnung, den Leiter von Frankreichs auswärtiger Politik hier am Ferienorte zugänglich und gesprächig zu finden. „Man erzählt ihnen wohl nichts“, meinte Dorval sehr leise, „was soll ich auch sagen!“ und mit einer überaus liebenswürdigen Bewegung sich bei dem Halbkreis der Andrängenden entschuldigend, sagt er: „Ich muß Sie enttäuschen, meine Herren. Ich habe mir zwei Tage Urlaub genommen, um einen alten Freund wiederzusehen. Es tut mir leid, daß Sie sich Mühe gemacht haben.“

„Oh, Herr Dorval“, rief ein englischer Journalist, weißhaarig, jünglingsschlank, mit dem gegerbten Teint des Tropenfahrers, „wir erkennen Ihren Freund. Wir wünschten so sehr ...“ Und Carmer hörte seinen Namen flüstern.

„Gilfond! Ich sah Sie erst nicht.“ Dorval schüttelte dem Weißhaarigen die Hand. „Aber Sie werden nichts hören von mir. Ich verderbe mir nicht die Spannung auf Ihre berühmten Kombinationen. Was wäre ein Zeitungsmann, den man erst informieren müßte!“

Und einen Vorteil wahrnehmend, folgte er dem voranschreitenden Carmer zum Aufzug. Die Photographen knatterten hinter ihm drein, zufrieden scheinbar, auch nur seinen gebeugten Rücken festzuhalten.

Oben in Dorvals Wohnzimmer, dem Ort ihres nächtlichen Gesprächs, trat Carmer ans Fenster. Nach einigen Augenblicken drehte er sich um:

„Man hätte Ihnen schon etwas erzählen können. In Berlin wechselt heute das Kabinett. Ich habe zugesagt.“

„Das haben Sie heute erfahren?“

„Heute. Ganz früh.“

„Und Sie sagen mir nichts? Sie sind nicht in mein Zimmer gestürzt! Sie gehen eine Stunde neben mir her und reden von Straßenschildern? Nein, nein, Carmer, es lebe Deutschland! Aber wie um des Himmels willen sollen wir euch verstehen!“ Dann fügte er hinzu, leise, mit einem Lächeln, das seine schweren alten Züge mit einer Anmut übergöß: „Nun, Carmer, ich bin sehr glücklich.“

Das Telephon rasselte. Und jetzt war auch hier keine Ruhe mehr. Fortwährend begehrte man Einlaß. Die Sekretäre postierten sich wie Schildwachen auf den Gang.

„Ich mache einen Vorschlag“, sagte Dorval. „Das wird hier kein Vergnügen mehr sein. In einer Stunde, wenn alle beim Essen sind, lassen wir am rückwärtigen Ausgang den Wagen vorfahren. Bloch und Ihr Erlanger bleiben als Maskierung und Nachhut und folgen mit dem Expreß. Wir beide aber, wir ziehen über Land, und wo es uns behagt, da halten wir an und machen uns einen friedlichen, einen festlichen Abend.“

## 11

Der starke offene Wagen stieg auf Umwegen in die Berge hinauf. Der Mann am Steuer, ein kleiner, ernster Bretone, trug sehr korrekt seine weiße, schwarzeingefasste Sommerlivree. Aber neben Carmer, der den Hut mit einer leichten Mütze vertauscht hatte, saß Dorval im schlecht gemachten Überzieher, den steifen, runden Filz auf dem Kopf, in der Hand seinen Spazierstock – ein bizarrer Protest gegen jede Art von Geckerei und Gelegenheitsmaskerade. Unwillkürlich vergleichend gedachte Carmer jener Bilder des Hochmögenden auf dem Kirchplatz von Ravello: im Staatsprunk eins, mit dem Stahlhelm ein anderes und eins in cäsarischer Toga.

Sie fuhren an weiten bunten Blumenfeldern vorbei, starke Wellen von Hyazinthen- und Rosenduft überfluteten ihre Stra-

ße. Dann war man in Grasse. Aus seinen Parfümfabriken drangen, unerträglich beinahe, noch weit stärkere, konzentrierte Düfte.

„Hier vermengen sie die Blumen mit Schweinefett“, sagte Dorval und verzog sein Gesicht.

„Es riecht widerlich.“

„Ja, es stinkt bestialisch.“

Zwischen gewaltsam geformten Bergkuppen ging jenseits die Fahrt, über verwegene gespannte Brücken, enge Serpentinien hinauf und abwärts. Jeden Augenblick, in erstaunendem Wechsel, vertauschte man die Vegetation. Vom Gebiet der silbergrauen Olive stieg man empor bis zum Hornbaum und zur Kiefer des Nordens, um alsbald wieder, mit bewegendem Ausblick ins fernere Gebirg und über die See, hinabzusinken zu Myrte, Orange und Pinienbaum, in warme Täler, die durchduftet waren von Lavendel und Thymian.

Vor Toulon war von neuem die Küste erreicht. Nahe beim Hafen durchfuhr man die Stadt. Die Kais waren von Uniformierten dicht belebt; fischgraue und weiße und schwarze Kriegsschiffe lagen vor Anker.

„Das ist nun von allem das Dummste“, sagte Dorval. „Sechzig Millionen Goldfrancs Stück für Stück. Und dabei ist so eine Donnerbarke, behaupten die Kenner, im Seekrieg heute genau so nützlich wie ein alter Stiefel. Ja, ganz genau so nützlich, als schwämme hier vor uns ein alter, weggeschmissener Stiefel“, wiederholte er, denn die Vorstellung schien ihn grimmig zu belustigen, „wir wollen nicht aufhören, es ihnen vorzurücken!“

Carmer blickte ihn an. Aus seinen heiteren und klaren Augen glänzte eine unbedingte Zuversicht. Er würde, nach Erden-gesetz, nicht lange mehr leben, wenig, kaum noch etwas würde er am Fühlen und Irren der Menschen zu ändern vermögen in der winzigen Spanne, die ihm gegönnt war; aber ihn beschlich deswegen kein Zweifel, daß es recht und notwendig sei, unbe-

irrt, furchtlos nach der hellen Seite des Horizonts hinzudeuten. In solcher Haltung, als sein eigenes Denkmal schon jetzt, stand er da vor den Augen der Welt und der Spättern, unverdrossen, diesseitigläubig und einfach.

Ihre Straße führte nun dicht am Meere entlang. Im sinkenden Tage traten zur Rechten die Berge weiter zurück, sie wurden niedrig und wehrten den Winden nicht ferner. Aber heute spürte man keinen. Alle die Siedlungen, die man passierte, nicht Fremdenorte mehr, zeigten ihr schlichtes, mäßig und heiter provinzielles Leben.

„Hier irgendwo“, sagte Dorval, „sollten wir bleiben. Sonst sind wir in einer Stunde schon in Marseille. Und in der Hölle, Carmer, werden Sie nicht übernachten wollen.“

„In der Hölle?“

„In ihrem Vorhof zumindest.“

„Sie haben Höllenvorhöfe in Ihrem Frankreich?“

„Oh, Marseille ist nicht Frankreich. Wenn es nicht der Vorhof der Hölle ist, so doch jedenfalls der von Afrika und der Ausguß von vier Erdteilen.“

Eine kleine Bucht hatte sich aufgetan, umstanden von einem stattlichen Dorf oder Städtchen. Auf sanft ansteigendem Boden, im Halbkreis, staffelten sich die flachen Häuser, blau, orange und rot, überragt von der mönchsbraunen Kirche, deren zwei Türme viereckig waren, verschieden hoch und Burgtürmen ähnlich. Die Uferstraße entlang lagen Fischerboote, mit eingezogenen Segeln.

„Fahr vorsichtig, Philippe“, sagte Dorval und berührte die Schulter des Chauffeurs mit dem Stockgriff. Die Einwohner traten beiseite aus ihren Gruppen. Es roch würzig nach Meerluft, nach Fischen und nach Gebratenem. Der Seegang war sanft, der Himmel tiefblau wie Veilchen.

„Ja, das wäre so unser Ort“, wiederholte Dorval, „sie werden nur kaum einen Gasthof haben.“



Aber wie zur Antwort sahen sie gleich wo die Häuserzeile endete, ein wenig abseits, sacht erhöht, ein kleines Hotel liegen, einen appetitlichen ockergelben Würfel, vor dessen Frontmitte, schneelig leuchtend, neugestrichen offenbar, sich als Namensfigur plastisch ein prächtiger Schimmel bäumte.

Droben trat mit seiner Frau zusammen der Wirt aus dem Hause und öffnete den Schlag. Es waren Leute in mittlerem Alter, nicht vom provenzalischen Typus, ohne Überschwang. Aber als sie die Reisenden ins Auge faßten, blieb ihnen der Mund offen.

„Das ist nicht möglich“, riefen sie beide im gleichen Ton.

„Das ist sogar gewiß, meine Freunde. Aber wenn Sie es gut mit uns meinen, so erzählen Sie es nicht.“

„Zu niemand ein Wort, zu niemand! Wir sind nur außer uns, nicht wahr, Denise. Ah, wenn Sie wüßten, mein Herr!“

„Sie haben am Ende kein Zimmer frei?“

„Kein Zimmer? Denise, Herr Achille Dorval fragt, ob wir Zimmer für ihn haben! Ah, mein Herr ...“

Sie bekamen im ersten Stockwerk die vorderen Stuben, zwischen deren Fenster der milchige Schimmel sprang, große Räume von angenehmer Leere, vergnügt tapeziert, jeder mit einem gewaltigen Bett und zwei kretonnebezogenen Fauteuils. Sie erfrischten sich ein wenig von der Fahrt und traten miteinander vors Haus.

Zwei Tische standen zur Mahlzeit gerichtet, grob, aber fleckenlos gedeckt, die langen, köstlichen Brote lagen bereit. Kaum saßen sie und begannen zu schauen, so trat der Wirt zu ihnen, und unfähig, länger an sich zu halten, mit glänzenden Augen begann er:

„Das ist der schönste Tag meines Lebens! Wir beide, meine Frau und ich, wissen Sie, woher wir stammen, Herr Dorval? Aus Ihrer Heimatstadt.“

Jetzt erst war die Glücksbetäubung erklärt. Auch Carmer verstand. ‚Ich bin aus seinem Ort‘, bezogen auf einen bedeutenden Menschen, das war ja wie ein Rang in diesem Lande, wie ein immerwährender Strahl und Segen. Lang Verblichene sandten den Strahl noch aus. Immer traf man in Frankreich auf jemand, der es einem in der ersten Viertelstunde anvertrauen mußte, leuchtenden Blicks: ‚Ich bin aus Besançon wie Victor Hugo, aus Valenciennes wie der Maler Watteau, aus Cahors wie Gambetta!‘ Das mochte man kindlich und eitel nennen, es war dennoch das Anzeichen einer lebendigen Beziehung zwischen der Nation und denen, die sie darstellten. Und nun dieser Wirt ... Leibhaftig stieg der Hausgott seiner bretonischen Stadt aus dem Auto und setzte sich bei ihm zu Tische.

„Sie werden sehen“, sagte Dorval behaglich, als der Strahlende wieder ins Haus gelaufen war, „sogleich erfahre ich, daß ich sein Vetter bin. Ich habe lauter Vettern dort in dem Städtchen.“

Friedlichster Abend. Vor ihnen breitete sich, in milden Farben, ein beruhigtes Meer, der Himmel erlebte, zur Rechten, weit, über Spanien, versank die Sonne in einem Wunderschein von Hellgrün und Purpur. Die farbigen Häuser des Dorfes, unwirklich schimmernd und rein umrissen, stuften sich meerwärts zu ihrer Linken. Stimmen schollen herauf. Dort wo die Häuser aufhörten, lag, Kiel nach oben, ein Boot, an dem mit seltenen Hammerschlägen junge Männer etwas ausbesserten. Es war noch warm.

Er stand wieder vor ihnen, Teller und Gabeln in Händen.

„Ich muß es Ihnen sagen, Herr Dorval, es ist wohl verzeihlich: wir sind sogar verwandt miteinander.“

„Nicht möglich. Vettern am Ende?“

„Beinahe. Aber Sie werden sich schwerlich erinnern. Mein Vater hatte daheim das Wirtshaus Zum goldenen Kopf. Und was den Ihren betrifft ...“

Aber nun schwieg er verwirrt, unsicher plötzlich, ob dies noch statthaft wäre.

„Auch der meine war ein Wirt. Nun freilich: der Goldene Kopf das war ein Hotel von Ruf – lag es nicht am Quai de la Fosse? Dagegen das unsere, du lieber Gott! Sie müssen wissen, Carmer, unseres war eigentlich kaum mehr als ein Ausspann, so eine Herberge in der Vorstadt, dort wo die Straße von Rochefort hereinkommt. Für mich kleinen Kerl war es lustig dort, die Fuhrleute von ganz Frankreich kehrten ein in ihren prächtigen Kitteln, ich sah alle Pferderassen und lernte die Dialekte sprechen ... Aber nun, Bester, zu unserm Diner! Wir haben Appetit – und wir feiern ein Fest. Sie werden uns zeigen, welche Künste Ihr Vater Sie einst gelehrt hat, daheim im Goldenen Kopf!“

„Und Ihre Wünsche, Herr Dorval? Die Ihren, mein Herr?“

„Oh, wir haben Vertrauen.“

„Da läuft er“, sagte Carmer, „den Kopf voll Ideen. Frankreich macht jeden zum Schwelger. Ich zum Beispiel weiß sonst das liebe lange Jahr nicht, was auf dem Tisch steht, und dabei bin ich doch kein Asket ...“

„Nicht?“ fragte Achille Dorval, und der Deutsche lachte.

„Ich jedenfalls freue mich auf die Speisen, Carmer, und freue mich auf den Wein. Hoffentlich hat mein Vetter einen kleinen Cassis, der wächst hier herum. Die Tage mit Ihnen sind wie ein Jungbad für mich. Mit ganz frischem Herzen marschiere ich jetzt in die Zukunft, wie ein junger Mensch, seitdem ich darauf zählen darf, Ihren gleichen, unverzagten Schritt zu vernehmen von jenseits des Rheines. Die Leute morgen abend in Nîmes werden mich nicht wiedererkennen, ‚das ist ja gar nicht der alte klapprige Dorval‘ werden sie rufen.“

„Sie reden morgen in Nimes?“

„Ja, in der Arena. Das ist seit langem versprochen.“

Die Vorspeisen kamen. Mit einem rotbackigen Kellnerburschen schleppte der Wirt sie an in schwerer Menge, eine wahre Landschaft von kleinen Schüsseln und Tellerchen bedeckte den Tisch, gefüllt mit scharf und mild duftenden, gaumenreizenden Leckereien: Seemuscheln, Seeigel, Schnecken und Thunfisch, Oliven und riesige Bohnenkerne, Artischockenböden, gesalzen, in Essig, Kalbshirn, kalt mit gerösteter Butter, und auf etwas größerer Platte, inmitten, die Morue à la brandade, das Stockfischgericht der Provence, bereitet mit Pfeffer, Öl und einer Prise von Knoblauch.

„Wittern Sie den Süden?“ fragte Dorval, „unser Wirt hat sich eingelebt hier unten. Stört Sie der Duft? Für mich gehört er zu Sonne und leuchtendem Meer. Unter uns gesagt, ich glaube, Plato und Alexander haben mächtig danach gerochen.“

Da trat um die Ecke des Hauses eine Dame. Sie war ohne Hut, über dem Arm trug sie ein Tuch.

„Meine Pensionärin“, sagte flüsternd der Wirt, „die einzige zu dieser Jahreszeit. Eine sehr ruhige, sehr distinguierte Dame.“

„Daran zweifeln wir gar nicht“, sagte Dorval. Mit einer ganz leichten, anmutigen Bewegung beschaute die Neugekommene vom zweiten Tisch her ihre Nachbarn. Sie war gewohnt, allein zu sein im ruhigen Abend. Erstaunen trat in ihre Augen, sie wandte sich sogleich ab, um einen Schimmer errötet.

„Gefällt sie Ihnen?“ fragte Dorval leise, und ohne eine Antwort abzuwarten, die auch nicht kam, erhob er sich, verneigte sich schwer, und mit der Stimme, der noch keine Volksmenge und kein Parlament widerstanden hatte, sagte er:

„Gnädige Frau, es wäre doch traurig, so stumm und abgetrennt voneinander zu speisen. Ein alter Mann darf um manches bitten. Wollen Sie uns die Erlaubnis geben, Ihre Gesellschaft zu sein?“ Sie stand auf, tat frei und einfach den Schritt herüber, bot Dorval die Hand hin und antwortete:

„Ich weiß diese Freude zu würdigen, mein Herr. Ich werde sehr gerne bei Ihnen sein. Frau Grandin.“

„Dies ist Herr Carmer“, sagte Dorval.

Sie saß nun an der Breitseite zwischen ihnen, mit dem Rücken zum Hause, hinausblickend auf Himmel und Meer.

„Ah, Frau Grandin“, sagte der Wirt und goß Wein in ihr Glas, „wie oft habe ich mich gewundert, daß eine Dame wie Sie diese Eintönigkeit hier verträgt! Nun entschädigt ein Abend für alle. Ich bin glücklich darüber.“

Sie dankte mit einem Lächeln. Sie war schwerlich ganz jung mehr, wie sie so dasaß, und es ließ sich fragen, ob man sie hübsch nennen konnte. Ihre Züge waren vielleicht zu willkürlich dafür, die kleine Nase zu launisch gebogen, der sanfte Mund ein wenig zu breit. Aber von ihrer kinderhaft runden Stirn, von ihren langen, grauen, dunkelwimprigen Augen, die gewiß ganz so blickten wie einst in der Jugend, ging Anmut und Zauber aus. Ihr Teint erschien frisch in der Dämmerung; als die Windlichter gebracht wurden, sah man, daß er es nicht war, wie ein ganz zart gegittertes Netz lag erste Welkheit über dem Antlitz. Sie war völlig schlicht und doch entzückend gekleidet: in ein Kleid aus sehr dünner, lichtgrauer Wolle, allenthalben mit einem schmalen, dunkelgrünen Lederstreifen eingefast. Ihre geraden und kräftigen Schultern, ihre frauenhaften Arme, ihre Brust, deren bewahrte Schönheit man ahnte, bewegten sich sanft unter dem zärtlichen Gewebe. Aus ihrem schwach gelockten braunen Haar, das seitlich gescheitelt war, fiel eine Welle ihr oft bis aufs Auge. Was von ihr ausging wie ein Duft, als Ausatmung ihres Wesens, das war Selbstverständlichkeit, herzhaftes Klugheit, und ein natürliches Fröhlichsein, das die Resignation eines begonnenen Abstiegs leicht nur beschattete.

Sie aß gern und ohne Ziererei mit von den guten Sachen, die der glückliche Hausvater auftrag für seinen berühmten Gast,

der duftenden Suppe aus vielerlei Kräutern, der stattlichen Meerbarbe dann, hochrot leuchtend auf ihrer Schüssel.

„Wissen Sie, mein Freund“, sagte Dorval, „daß Sie einen alten Römer verrückt machen könnten! Nichts hatten die lieber als diesen Fisch. Sie reisten weit, um ihn zu essen.“

„Und dabei zweifle ich noch, Herr Dorval, daß ihn diese Römer so anrichten konnten wie ich. Haben Sie die Güte, meine Sauce zu beachten!“

„Eine Langustensauce, nicht wahr?“ fragte Frau Grandin.

„Meine Erfindung, gnädige Frau. Ich denke, sie ist glücklich?“

Und er war wieder davon.

„Man läßt den Ruhm des Landes leuchten vor Ihnen mein Herr“, sagte sie lächelnd zu Carmer, „aber Sie halten sich allzusehr zurück. Sie werden den Braven noch kränken.“

„Er wird mich für einen Wilden halten, der nichts versteht, und wird getröstet sein. Wie soll ich ihm klarmachen, daß ich am liebsten nur ein Stück von seinem Weißbrot in seinen Wein tauchen möchte. Dabei schmeckt man schon dieses ganze reiche Land. Wenn Sie es mir erlauben, gnädige Frau, so tu ich's einmal.“

„Das muß ich nachmachen“, sagte Dorval. „Carmer, Sie haben recht. Weizen der Ebene und Saft der Berge. Der kleine Cassis ist gut, was?“ Und er betrachtete liebevoll den bernsteinenen Trank im groben Glase.

„Ja“, sagte Carmer, „er schmeckt nach Stein und nach Sonne, rein und bitterlich.“

Und er blieb auch beinahe ganz bei seiner Brot- und Weinandacht, während der Wirt sein Ehrendiner weiter auftrag: seine Spargel von doppelter Daumendicke, von denen nach dem Speisen kein holziges Fäserchen übrigblieb, sein Hähnchen in Rahm mit jungen Salaten, den andern süßen Salat endlich zum Nachtisch, den aus Früchten, der duftete wie der Garten Eden:

aus Kirschen, Melonen, Birnen und Pfirsich, mit einem herben Likör fremdartig nur eben genetzt. Das Mahl war so leicht, so unbeschwerend, daß auch wer ihm zusprach, nur heiterer und lebendiger davon werden konnte – ‚und dabei‘, dachte Carmer, ‚ist dies ein Dorfgasthaus und nicht einsehen läßt sich, warum sein Wirt ein besserer Meister sein soll als tausend andere im Land. Sich von reinen, leichten Speisen ernähren, ob das nicht am Ende viel wichtiger ist und förderlicher als manche Last von Würde und Idee? Wie fröhlich sitzt er da, der bedeutende Alte, nicht übersättigt von all den guten Sachen und nicht erhitzt, und scherzt mit mir, aber nicht wie ein großer Mann, der sich herbei- und herabläßt, sondern ganz frei und bequem. Und wer mag sie selber denn sein, daß sie so ohne Zwang sich allem gewachsen zeigt? Es ist schwer möglich, das zu bestimmen. Sie kann eine Dame von Wohlstand und Familie sein, sie kann eine kleine Bürgersfrau sein, die Bewegung, mit der sie eben jetzt ihr Löffelchen mit Fruchtsaft zum Munde führt, ist ihnen sicher allen gemeinsam. Wie selbstverständlich lauscht sie und lacht, ganz ohne Anspruch, und ganz ohne Demut. Sie fühlt sich an ihrem Platze, einfach weil sie eine Frau ist und weil eine Frau sich niemals erst zu beweisen braucht, sondern durch ihr bloßes Dasein, durch das Geschenk, die Anmut ihrer Gegenwart so viel Geltung besitzt wie der Bewährte, der Greis. Mild und einnehmend spricht er zu ihr. Völlig ist ihnen die Sprache gemeinsam. Alle reden sie gut und schwerelos und ohne Dunkelheit hier im Lande, und jeder Satz ist wirklich ein Satz, so redet man eben, so bietet sich jedem die Sprache dar, nicht wie eine Wolke, die zerfließend aufschwebt zu Sternen, nicht wie ein mächtiger Spaten, der zähes Erdreich umwühlen soll nach Schätzen, sondern als ein schönes, bequemes Instrument des Lebens. Leben, leben, sie tun’s, und sie tun es mit gutem Gewissen. Sie ist übrigens entzückend ... Sie verteilt ihre Gnaden, unbeabsichtigt scheinbar, sie blickt auch mich freundlich an, sie will nicht, daß der Fremde, der wenig spricht

und nicht zu speisen weiß, sich ausgeschlossen fühle, liebenswürdig und zugänglich ist sie aus sanftem Anstand und Herzenspflicht. Denn nicht wie eine einzelne Frau sitzt sie hier am Tische, sie sitzt hier und plaudert für alle Frauen Frankreichs, so leicht, so leicht, und wenn sie mich ansieht wie eben jetzt, als gefalle ihr mein doch schon altes Gesicht, so muß ich das keineswegs glauben, sie will nur, daß ich nicht traurig sein soll. Aber ich bin nicht traurig, Madame Grandin, ich bin keineswegs traurig oder doch höchstens aus einem allgemeinen Grund: weil das Dasein vorbei ist, vergangen, und weil man's heute vielleicht noch nützen kann, aber nicht mehr recht sich dran freuen.'

Es war doch kühl geworden. Dorval half ihr das Tuch um die Schultern legen.

„Ja“, sagte sie, „wenn dieser Stern dort heraufkommt, dann fängt es immer an kalt zu werden.“

„Und das zu beobachten, ist Ihre Unterhaltung Abend für Abend? Unser Wirt hat ganz recht, wenn er sich wundert!“

„Nun, er hat öfters die Güte und unterhält mich. Auch von Ihnen, Herr Dorval, hat er gesprochen. Ja, das hat er mir neunmal erzählt. Zehn Tage bin ich jetzt hier.“

Dann fuhr sie ernsthaft fort: „Erst wollte ich meinen kleinen Sohn mit hierhernehmen – so klein ist er eigentlich gar nicht mehr, schon dreizehn –, aber es war zu teuer. Und ich selber hatte Erholung so nötig. Ich war erschöpft.“

„Sie arbeiten in Paris?“ fragte Dorval, im Tone der Achtung.

„Ja. Nicht sehr gern. Ich finde es garstig. Aber was soll man tun! Es wurde notwendig, als damals gleich zu Beginn ... als damals mein Mann starb.“

Die Männer senkten unwillkürlich den Kopf. Sie verstanden recht gut, woran Herr Grandin „gestorben“ war, und beiden war es zumute, als trügen sie eine Schuld. Sie blickte von einem zum andern. Kein Wort war nötig. Wenn Menschen so



verstummten auf dieser Erde, so dachten sie immer das gleiche. Das Schweigen währte Minuten.

Dann, mit einem Mal, hob sie den Arm und reckte ihn gegen den Nachthimmel auf, an dem die Sterne strahlten wie Lampen.

„Wir decken ihn zu!“ rief sie aus, „den einen dort decke ich zu. Wir wollen es nicht mehr sehen, das rote, das schreckliche Auge!“

Und ihre schmale, feste Hand bedeckte den Kriegsstern. Aber zwischen ihren Fingern, an denen die Nadel Spuren hinterlassen hatte, glänzte weiß das Licht von sanfteren Gestirnen.

## 12

Sie waren nach Mittag aufgebrochen und erreichten vom Landinnern her die Vorstadt. Über ein löcheriges Zufallspflaster holperte langsam der Wagen. Niemand wich aus, niemand fuhr auf gesittete Weise. Schräg in die Fahrbahn gestellt warteten Maultier- und Hundekarren. Automobile von verschollenem Typ, halblahm und geflickt, in denen Männer in Blusen und barhäuptige Frauen saßen, gaben heulende Hupensignale, auf die niemand achtete.

Die Vorstadt endete nicht. Niedrig und breit waren die farbigen Häuser hingesezt, als sei hier Raum in jedem Überfluß, als dehne sich weithin nach allen Seiten Wüste aus oder Steppe. Alles schien zufällig und vorläufig hier, an mancher Behausung sah man keine Türe, nur ein roter oder grüner Tuchvorhang hing schlaff in der unbewegten Luft. Die Bewohner saßen davor, völlig müßig am hellen Nachmittag, schreiend, gestikulierend und lachend mit einer Unbekümmertheit, die etwas Gewaltames und beinahe Verrücktes hatte. Ein gelblicher, stinkender Staub wirbelte auf unter den Fahrzeugen, die Sonne stieß ohne Erbarmen herab. Eine Schwere, eine Benommenheit, fiel auf Carmer, ein Gefühl wie bei nahendem Fieber. Zum erstenmal während der ganzen Fahrt rückte Dorval an seinem schwarzen Melonenhut, unter dessen Rand ihn die Haut schmerzte. „Sollte man denken“, sagte er, „daß wir vor zwei

Stunden unsere kleine Bucht verlassen haben, Frau Grandin, meinen Vetter und den Schimmel.“

Sie gelangten endlich zur Bahnstation. Carmer legte seine Reisetasche hier nieder. Mit dem schweren Gepäck war der Sekretär vorausgefahren. Der Zug nach Deutschland ging erst am Abend. Stunden hatte Carmer noch vor sich.

Im Herzen der wimmelnden, dröhnenden Stadt fuhren sie weiter und hielten an einer Kreuzung. Rechts mündete eine breite Hauptstraße, schwarz von Menschen und Wagen, zur Linken sah man Wasser, ein tief eingeschnittenes Bassin, sah Masten und Takelwerk. Aber schräg vor ihnen zog sich die andere Straße hinauf, die Dorval jetzt fahren würde, die Rue de la République: ein Stück weiter oben brach sie ab, um sich jenseits zu senken, dort ging es ins Innere von Frankreich hinein. Carmer stand am Rande des Gehsteigs. Er nahm seinen Hut ab. Mit einer ungeschickten Bewegung legte Dorval den seinen neben sich auf den Sitz und reichte Carmer über den Wagenschlag hinweg beide Hände.

„Alors!“ sagte er und nickte seinem Verbündeten in die Augen. Sein beredter Mund stand leicht offen dabei unter dem fransigen Schnurrbart. Dann fuhr das Auto die steile Straße hinauf. Dorval hatte sich umgewendet – mit dem ganzen Oberleib, da wohl sein Nacken zu steif war – und er winkte. Nun war er kaum mehr zu sehen. Er hob seinen Stock empor über sich, so hoch er nur konnte. Der Stockgriff glänzte. Das Auto erreichte die Höhe, es ging jenseits hinab, noch war der Griff zu sehen, als einziges noch, die Sonne strahlte ein letztesmal heftig auf in dem Silber, ein Blitz und ein Gruß.

Carmer tat die wenigen Schritte zurück zu jener Hauptstraße. Es war die berühmte Cannebière, der Boden, den die Tausende der täglich Anschwimmenden, nach Europa Hungrigen, unmittelbar von den Schiffsplanken betraten, eine Einbruchsstelle der dunklen Welt. Europa empfing sie mit riesigen Kaffeehäusern, mit Varietés und Kinematographen und mit Kaufläden, darin

die Ware von erlesenem Luxus neben kindischem Tand zur Schau lag, der den Barbaren, den Spielfreudigen locken sollte.

Hier schritten truppweise oder allein die Matrosen aller Marinen und die Soldaten von Frankreichs weitdislozierter Kolonialarmee, in Khaki manche gekleidet, viele aber noch im traditionellen Bunt: mit roten Hosen und rotem Fes der Zuave, mit roter Schärpe der Afrikajäger, dem ein Schleier vorm Brande den Nacken schützt, in roter Jacke und rotem Mantel der Spahi, den arabischen Überwurf über dem Schädel. Dies Blutrot tupfte und besprengte den Korso. Und in allen Hautfarben spazierten inmitten die Unterworfenen, noch Niedergehaltenen, jedes Gelb war da aus Kambodscha und Annam, jedes Schwarz vom Niger, Logone und Kongo, jedes Braun vom Nordrande Afrikas. Sogleich schien hier jeder zu Hause. Lange wankte im Gedräng vor Carmer ein alter, ungeheuer gewachsener Berber einher, gestützt auf zwei sehr elegante Kokotten, die winzig klein, kichernd und neckend, ihn am Burnus zupften. Mit schwerer ernster Gier blickte er, ohne zu sprechen, auf sie nieder. Carmer bemerkte mit einem Male, daß er der Gruppe gefolgt war, sie nicht aus den Augen ließ. Ärgerlich, sich selbst nicht begreifend, blieb er stehen und suchte sich einen Platz vor einem der Cafés. Stunden hatte er noch vor sich.

Die Benommenheit wollte nicht weichen. Im Bedürfnis nach Ermunterung, nach einem physischen Stachel, bestellte er sich ein scharfes Getränk und nahm es hastig. Er schmeckte vielfaches Gewürz. Ein etwas ekler Nachgeschmack blieb, wie von Gummi. Aber die Wirkung war da.

Unendliches Reden um ihn, rasches und lautes Geplapper, mit springendem Akzent, in gezogenen und dunklen Dialektlauten. Fremdartig schreiend diskutierte man Geschäfte, Frauen und Politik. Alle Tische waren in Bewegung, ein Gefuchtel von Gesten durchschnitt die heiße Luft. Ein tiefbrünettes Volk war dies, mit flammenden Augen, kräftigem Teint, mit regelmäßigen, sogar edlen Zügen, die aber von Grimassen fortwährend

zerrissen wurden. Es war, als ob hier etwas Kostbares verdeckt und verwischt würde durch beweglichen Schutt. Was aber war es?

Für Abwechslung war gesorgt auf dieser Terrasse. Das Gaukel- und Bettelvolk der Seestadt produzierte sich vor den Müßigen. Elend und Krankheit waren zu sehen, wie sie so gnadenlos Europa nicht hervorbringt. Ein Neger, ein altes Geschöpf schon mit weißen Backenbartbüscheln, wies seine Hände vor mit dem Phänomen der Kifussa: blaugrau wirkten die Pocken unter dem Schwarz des Rückens, grünlich aber unter dem Rosa des Handtellers. Grinsend zeigte er dies, aus möglichster Nähe, stolz auf die tödliche Seltenheit. Niemand beachtete ihn. Ihn löste ein Knabe ab, ein verwahrloster und frecher Mischling, abgezehrt, mit brennenden Schlitzaugen und hartem straffen Haar, auf dessen Schulter mit Turkomütze und kleinem Säbel ein Äffchen saß. Es war dressiert, zu salutieren und Haltung anzunehmen, aber immer nach dem soldatischen Gruß wurde es von einem schwindsüchtigen Husten geschüttelt und hielt dabei auf eine herzzerschneidend menschenhafte Weise die behaarte, magere Hand vor den schwärzlichen Mund. Der Knabe hüstelte mit. Man ließ sich nicht stören. Eine fast wilde Unbarmherzigkeit schien Carmer aus diesem harten Geschnatter, diesen dumpfen Vokalen um ihn zu dringen. So unbedingt war die Ablehnung jedes Mitleids, so zwingend, daß er selbst nur verstohlen seine Gaben den Elenden hinreichte.

Ihm war nicht gut zumute. Gewiß wäre es richtig gewesen, aufzustehen, ein Hotel aufzusuchen, gründlich zu ruhen und erst am Morgen zu reisen. Aber man erwartete ihn ja – dort. Morgen würde er sich über Akten an seinem Schreibtisch, würde er sich in einem deutschen Fraktionszimmer finden. Er dachte mit mattem Spott daran, mit Unglauben fast. Aber er blieb. Und als der Kellner, einladend die Flasche hebend, neben ihn trat, nickte er und trank noch einmal hastig von der scharfen Essenz.

Das Militärische schien Trumpf zu sein unter den Mühseligen dieser Stadt. Auch der nächste Bettler hatte das, was von ihm übrig war, soldatisch staffiert. Er saß auf einem jener kleinen Wagen, auf denen sich beinlose Krüppel fortbewegen, tief unten zwischen den Knien der glücklich Schreitenden. Auf dies Wägelchen hatte er seine Orgel montiert, ein modernes, mechanisches Werk. Zu drehen gab es hier nichts. Er saß mit verschränkten Armen, während er spielte, ein Kentaur von Mensch und Maschine. Er trug den feldgrauen Rock der französischen Infanterie mit gelbem Aufschlag am Kragen, darauf die Regimentsnummer 103 zu lesen war, und die geradegeschnittene, feldgraue Kappe mit dem weit vorspringenden Schirm. Das Gesicht darunter wirkte frisch und normal, mit lebhaften Äuglein, roten Backen und einem verwegenen Schnurrbart, ganz als könnte sein Besitzer jetzt gleich in Reih und Glied treten und flott seine Beine werfen.

„Chassez-moi donc cette orgue de Barbarie!“ Das hatte der Geschäftsführer gerufen, ein nervöser und unnützer Herr, der zwischen den Tischen umherstand. Aber der Kellner, dem die Weisung galt, war allzu beschäftigt, der Kentaur dröhnte weiter. Carmer kannte sein Stück. Er hatte es sogleich erkannt, mit unverhältnismäßiger Verwunderung, ja mit Freude. Es war das Modestück aus dem Kasino in Cannes, dumpf, schwül und traurig, von Pfiffen und Aufschreien zerrissen wie von Blitzen der Nacht. Alles war wieder da: die tobende schwarze Musikbande, die Reichen der Erde, die so sterbensmatt saßen, die afrikanische Kaiserin, die sie alle verlockte und die ihre Wünsche mit braunen Füßen trat, und sein eigenes bestürzendes Gefühl, das er mühsam bezwang. Heute hätte er es bezwungen. Er horchte. Er wartete. Sogleich nun mußte aus dieser Wirrnis, gleich einer Parodie aller Sehnsucht, die süße nachgeahmte Frauenstimme sich erheben, so ärgerlich hier, dennoch so herzversehrend. Aber die kam nicht. Die Töne fehlten. Das Werk lief leer. Dann setzte es mit Geheul wieder ein.

„Chassez donc enfin cette orgue de Barbarie!“

Seltsames Wort ... Carmer kannte es nicht und er deutete es falsch. Ihm war ganz, als werde es hier und heute zum erstenmal und mit Grund gebraucht. Die Barbarenorgel! Während sie, nun ernstlich verwiesen, mit Lärmen davonkroch, sah Carmer sich abermals um zwischen den plappernden, gestikulierenden Gästen ...

Es war so. Sie hatten ein Recht, von Barbaren zu sprechen. Dies waren ja Griechen! Dies volle runde Kinn hier war griechisch, jener Ansatz des Haars, die gerade Linie dort, die ganz ohne Winkel von Stirn und Nase geformt war. Alles erschien wie verschüttet, halbverborgen unter fremdem, angeschwemmtem Element, man hätte die Teile zusammensuchen müssen, wie man sie aus Erdmassen zusammensucht bei einer Ausgrabung – aber es war da.

Und es mußte auch da sein, er wußte es wieder. Diese Stadt hier im Westen, bei der er heute das Meer verließ, Griechen hatten sie gegründet, und sie hatte griechisch geblüht um ihre Heiligtümer. Und als Athen sein Parthenon aufrichtete zu Ehren der Pallas: aus diesem Massilia hatte es Bildhauer gerufen, um das Haus der klarsten, der geistigsten Göttin würdig zu schmücken. Da hatte es wohl seine Richtigkeit mit dieser Stirn und jenem gemeißelten kleinen Ohr. Aus den überflutenden Wellen dunkleren Blutes tauchten sie empor wie letzte marmorne Riffe. Carmer stand auf. Die Sonne mußte schon nahe dem Untergang sein, aber von Abkühlung war nichts zu spüren. Still und schwer stand die Luft über der volkreichen Straße. Er fühlte sich gelähmt, wie gefährdet, unfähig Widerstand zu leisten gegen den fremden und bösartigen Zauber dieser Stadt, die nicht mehr Europa war. Noch lag Zeit vor ihm, einen Spaziergang zu tun und unten am Wasser, gleich dort wo die Masten aufragten, Erfrischung zu suchen vor der Nachtfahrt nach Deutschland.

Da, während er den Kellner bezahlte, hörte Carmer von einer hellen Stimme plötzlich seinen Namen rufen, Vor- und Zunamen, fremdartig entstellt, dennoch deutlich. Es mußte natürlich ein Irrtum sein. Das Gewühl war jetzt, gegen Abend, noch dichter geworden. Aus ihren Lagerhäusern drängten nach beendetem Tagwerk die Massen der Hafenarbeiter in die Stadt, ein verwegenes Völkergemisch, in Reihen daherschwenkend. Spielend ihrer Macht sich bewußt, brachten sie jedermann zum Ausweichen und hielten auf dem Fahrdamm Autos und Roßkarren an. Die ersten Reklamelichter flammten schon auf, gelb und rot, und fleckten blutig die Straße. Da hörte Carmer von neuem seinen Namen rufen.

Es waren die Zeitungsjungen. An allen Ecken waren sie postiert, auf patschenden Füßen liefen sie am Rinnstein entlang und riefen ihr Abendblatt aus: ‚Das Kabinett in Deutschland gestürzt‘ – und sein Name. Aus Sakkoärmeln und Burnussen griffen die Hände nach dem Papier, überall standen und saßen die Männer, weiße und braune Stirnen über die Nachricht geneigt. Sein Name begleitete Carmer, wie er dahinschritt. Er hörte ihn ungläubig, fast mit Widerwillen. War es denn so gewiß, daß er reisen mußte, nur weil alle diese es riefen? Ein Stück weit vor sich sah er plötzlich, als einmal der Strom der Flanierenden sich teilte, platt und eilig wie eine Wanze am Boden den Kentauren dahinstreben, gleichfalls dem Wasser zu.

Am Wasser unten rief niemand mehr Carmers Namen. Es war ziemlich still hier. Er wandte sich rechts um das tief eingeschnittene, schmale Becken und schritt an der Langseite weiter. Gerade vor ihm, im Hintergrund, riesig ausgespannt, ein eisernes Spinnennetz, verband das Gesträng einer schwebenden Fähre die Ufer. Dahinter mußte die freie Bucht sich auftun.

Hier aber war keine Erfrischung zu holen. Das Wasser des Alten Hafens lag ölglatt und schmutzig. Nur bescheidene Fahrzeuge ankerten. Segel hingen schlaff. Es roch nicht gut. Keine Welle drang bis hierher.

Dieser Tümpel also war für ihn das letzte Stück mittelländischen Wassers, hier nahm er Abschied von der Flut, die dort unten zwischen Poseidons Wohnhaus und dem Sitz der Sirenen so morgendlich aufgestrahlt und deren schimmernder Weite er all die Tage reisend gefolgt war ... Da aber wurde sein Blick von einem Glänzen angezogen.

Jenseits des Beckens lagen Schuppen und Lagerhäuser und weiterhin, bleiern entfärbt schon, mit ihren Kaminen die moderne Arbeitsstadt. Doch hoch darüber, auf weißem Felsen, am frühesten wohl von der Sonne begrüßt, am spätesten verlassen von ihr, strahlte und flammte das goldene Riesenbild von Notre-Dame de la Garde, mit seinen Zügen nicht zu erkennen, kein Heiligenbild hier, aber hineinleuchtend in alle Gassen als ein Blitz und ein Gruß. So war er heute schon einmal begrüßt worden, von dem Voltairianer, dem Alten, der heimfuhr in sein Europa. Er lächelte, und er wandte sich ab.

Am diesseitigen Ufer, zur Rechten, staffelte sich lichtlos die Altstadt, in der beginnenden Dämmerung anzusehen wie eine ungeheure, stumme Burg. Carmer wußte nicht, welcherlei Leben diese steinernen Massen in sich verbargen. Es fiel ihm auch nicht auf, wie zahlreich Polizei die Gegend besetzt hielt. Achtlos passierte er, in seinen Gedanken vorwärts schreitend, einen letzten Kordon. Quer über dem Damm hinüber standen in Käppi und Pelerine die Bewaffneten, ihre Gesichter dem Bezirk zugekehrt, den Carmer nun betrat. Sie schauten dem Gutgekleideten nach, und zwei von ihnen wechselten einen Blick.

Er war nicht lange vorüber, da sah er hart beim Wasser am Boden den Beinlosen sitzen und Mahlzeit halten. Vor sich auf seiner Barbarenorgel hatte er jetzt die Speisen stehen: kleine Fische, Brot und ein Fläschchen. Und während er aß und trank, hielt seine linke Hand ein Zeitungsblatt; er las beim Essen, als ein einsamer Junggeselle, im Licht einer schon entzündeten Laterne, das auf sein Blatt fiel.



Carmer blieb stehen und holte nach, was er am Nachmittag versäumt hatte. Er legte dem Geschöpf höflich Geld auf seine Maschine. Dabei traf sein Blick die großgedruckte Überschrift der Zeitung, er las seinen Namen. Der Kentaur blickte unter der Infanteriemütze hervor mit seinem frischen Gesicht zu Carmer auf; er kaute fort und dankte nicht. Aber als jener weiterging, ließ er, mit einem Druck auf den Knopf, einige Töne seines dumpfen Liedes hinter ihm herschallen. Es klang wie ein höhnisches Gurren.

Die Häuserreihe drüben brach ab. Ein kleiner Platz war eingeschnitten, leicht dämmerig schon. Eine breitfächerige Pinie stand dort, einige Laubbäume und inmitten ein Brunnen. Es war wie ein Dorfplatz. Eine Brise hob endlich an, die Baumkronen wiegten sich langsam, Kühle verheißend. Carmer überschritt die Uferstraße und begab sich in diese Erquickung. Er ließ sich nieder auf der Bank, neben dem Brunnen, der mit frischem Rauschen sprang. Es war hier ganz still. Er sah niemand. Mattheit umfing ihn. Er schloß seine Augen zu einer halben Träumerei, die er kommen fühlte, und der er sich gern überließ. Schweigen war um ihn, sanfte Kühle und, auch vor seinen geschlossenen Augen, mildes Abendlicht. Er saß, ein Jüngling wieder, am hochausschauenden Fenster eines alten Raumes, dessen gelehrten Frieden er hinter sich spürte, sein Blick aber ging über einen bepflanzten Hof hinweg, in dessen Mitte ein Brunnen sprang, weit über Wipfel und Terrassen hinaus in die freie Neckarflur. Denn es war nicht sein flaches und karges Norddeutschland, das vor ihm sich dehnte, es war ein Bild aus jungen Tagen, aus Schwaben, und er wußte auch gleich, wo er saß: am Fenster der Bibliothek in der schwäbischen Studienstadt. Ja, dort lief die Allee tief unten, und da blinkte der Fluß, und die sanften Hügel wellten sich weithin, reich begrünt, doch ohne Üppigkeit, rechte Heimat eines mäßigen, frohen und innigen Stammes.

In deinen Tälern wachte das Herz mir auf  
Zum Leben, deine Wellen umspielten mich,  
Und all der holden Hügel, die dich  
Wanderer kennen, ist keiner fremd mir ...

Es waren diese Verse, die in ihm aufklangen. Doch konnte er es denn sein, der sie sprach, er, der Sohn der strengen Ebene? Oder wurden sie ihm zugesummt von denen, die er hinter sich wußte im kühlen, gotischen Büchersaal, geneigt ein jeder das junge Haupt auf den Studientisch, die Schwabenhäupter mit den sinnenden Augen und der eigenwilligen Stirn? Und nun sah er, mit einem innerlichen befreienden Lachen, daß er nicht allein war. Neben ihm saß einer am alten Fenster und blickte über das sanftprangende Land hinweg, ein Niegeschauter, lange Vertrauter, lange Vergangener, und ihm kam dieser Gesang zu wie keinem:

Und o ihr schönen  
Inseln Joniens! Wo die Meerluft  
Die heißen Ufer kühlt und den Lorbeerwald  
Durchsäuselt, wenn die Sonne den Weinstock wärmt,  
Ach! wo ein goldner Herbst dem armen  
Volk in Gesänge die Seufzer wandelt ...

Ja, er war es, der Dichter, der wissende Träumer, er, der Griechenland umfaßte in einem Gefühl und seine Heimataue, und der schwärmend erkannte, was not tat. Ein schlanker Jüngling saß er da, im schwarzen Scholarenrock, über dem freiheitlich der weiße Hemdkragen weit zurückgeschlagen war, das strahlende junge Haupt auf den Arm gestützt, der wieder auf dem jahrhundertalten Simse ruhte. Lichtes Haar über leuchtender Stirn, zart und klar Mund und Wange gezeichnet, das mildscheinende Auge von hoher Braue überkreist, furchtlos der Blick und doch ganz ohne die Härte des Lebens, überreich an Gefühl und unbeirrbar wahrhaftig, tiefer Erkenntnis voll und tieferer Sehnsucht, hold und wissend beredt.

Carmer öffnete seine Augen. Er war nicht allein. Neben ihm auf der Bank saß einer, ein Stummer. Nicht stumm nur mit der Zunge, auch totenstumm angetan.

Ein dunkles, weites Reisegewand verhüllte ihn vom Kopf bis zum Halse, nichts sah hervor als eine schwarzbraune Hand, die geballt auf dem Schoß lag. Ein indigoblaues Tuch war um das Gesicht gewunden und am Hinterhaupt zu einem dicken Knoten geschlungen, man sah nicht Auge, nicht Mund, nicht Stirn. Aus Wüstenferne kam er wohl her, eine Wüstenreligion nur verbarg mit solchem Gebot das Antlitz ihrer Kinder, um es vorm feinen Sand zu schützen. Ein Tibbu mochte er sein oder Tuareg vom wilden Lande Ahaggar oder aus einer der riesigen Lehmstädte Afrikas, aus Timbuktu vielleicht, der ‚Bauchhöhle‘, wo in den finstern Straßen, überragend die fensterlosen Häuser mit den Kamelshälsen, auf ihrem hunderttägigen Marsch die Karawanen einander begegnen. Am Oberarm, der Carmer zugekehrt war, überm Gewand trug der Verhüllte einen Armring aus grünem Stein, geschliffen, breit und hoch, weniger ein Schmuck als zum Parieren der Waffe geschaffen. So saß er da, eine lichtlose Festung.

Er schien zu warten, wie schweigend hier andere warteten – Carmer sah es erst jetzt. Zwei Matrosen gingen langsam miteinander auf und ab, ohne ein Wort zu tauschen. Unter einer Platane, den Rücken an ihren Stamm gelehnt, stand ein schwarzer Heizer oder Speicherarbeiter mit affenhaft hängenden Armen. Er wartete. So wirkte der ganze Platz wie ein Vorraum.

Der Dunkle, mit einem Rauschen seiner Gewänder, stand aufrecht. In kleiner Entfernung machte er halt und wandte sich um. Carmer wußte, daß er ihn ansah aus seinen blauen Tüchern, und schon folgte er nach. Der Lichte und Wissende, der hold Beredte, er streckte keine selige Hand aus, um ihn zu halten.

Eine breite Gasse öffnete sich. Dem Ufer gleichlaufend mußte sie ins Stadttinnere zurückführen. Es war die Richtung

nach der Station, Carmers kürzester Weg. Aber schon ließ er beschämt die Ausflucht fahren. Nein, nicht darum ging er hinter diesem drein, weil ihn der den verständigen Weg wies. Er folgte. Er folgte – und war in der Hölle.

Denn schon bewegten sie sich auf ihn zu aus ihren Höhlen, die zur Linken und Rechten die Gasse säumten. Überall an diesen turmhohen, dunklen Häusern stand das Erdgeschoß offen wie eine Wunde. Es waren nicht Wohnungen, es waren flache, trüb erhellte Verschläge. Eine Pritsche in jedem, eine Pferdedecke darüber, ein zurückgeschlagenes Stück Rupfen als Tür. Da kauerten sie und warteten auf Männer. So gab es also Männer, denen das hier zur Lust diente ...

Sie waren halbnackt oder schaurig grotesk kostümiert, mit langen bunten Hemden oder mit einem Flitterrock und einem zerfetzten Schal. Ihr Luxus waren durchsichtige Strümpfe. Aber Schuhe schienen fast unbekannt; die Füße mit wollenen Lappen umwickelt schlurften sie durch den Unrat der Gasse. Sie schrien Preise aus, für die man sich sonst in der Welt ein Brot oder vier Zigaretten kauft. Menschenunwürdiger konnte kein Lebenslos sein. Und dies waren Tausende, man spürte es gleich, dies war nicht ein Winkel, nicht ein schmales Quartier, dies war ein Herd von Grauen und Tod, so gewaltig, daß er sich dem Zugriff entzog, daß jedes Krebsmesser vergeblich schnitt und der Kanker gräßlich nur nachwuchs. Am Eingang stand er einer Höllenstadt, auferbaut aus dem hergetriebenen Schlamm der Welt; der war hier angekrustet seit Jahrhunderten, giftiger und gefährlicher als irgendwo sonst, hier an der offenen Wunde des Erdteils, wo alle dunkle Barbarei einbrach in die Gesittung – und in ihn selbst.

Wahre Scharen umgaben ihn nun, der Gutgekleidete hier war der verlockende Bissen, auf den im Bassin die Raubfische zuschießen. Ihre Hände faßten nach ihm, es riß ihm eine den Hut von der Stirn und lief im Triumph damit fort, hoffend, er werde ihr nachsetzen und werde der Räuberin dann erliegen in

ihrem Winkel. Er dachte nur flüchtig, wie schaurig arm sie denn sein müsse, daß ihr ein solcher Gegenstand den Diebstahl wert war, und ließ ihn ihr gern. Alarm war in der Dirnenstraße, die vor ihm Lauernden, Kauernden, hatten am Zustrom gemerkt, daß Beute nahe war, und in Haufen verstellten sie seinen Weg. Zurück denn also! Er wandte sich um. Da sah er sich einer entgegenwogenden Phalanx gegenüber, die lautlos auf Lumpen schlich.

Er blieb stehen und schaute. Etwas Niededachtes überwältigte ihn. Er blickte in einen kotigen Schmelztiegel aller Rassen. Er erkannte mit einem Blick die Völkerschaft dieses Hafens, erzeugt in endloser Zeit von hergeschwemmtem Kriegsvolk und unter sich giftig sich neu erzeugend. Hier war jedes Gesicht eine Mischung und Fratze. Von allen hatten sie alles. Ihre Augen zumal waren gestohlen. Da trug eine auf steilem Schädel das moosartige Wollhaar der Schwarzen, aber ihr Gesicht war grünlich bleich, mit langen und weiten Augen und der gebuckelten Nase der Jüdin. Die schräggeschlitzte schmale schwarze Lidspalte der Hochasiatin saß über der Schnauze eines Bantu; aus einem runden Kopf, einer Zwergrasse angehörig, der grauhäutig war, blinkte das hellblaue Auge des Nordens, ein einziges nur, das andere war von Krankheit oder einem Fausthieb geschlossen. Es waren Dutzende, viele Dutzende. Sie schrien ihm zu in entstellten Sprachen, sie bliesen ihm ihren Todesatem ins Gesicht, sie versperrten ihm mit dichtem Knäuel die Rückkehr zu jenem Platz mit den Platanen und dem Brunnen. Er blickte dorthin. Er konnte entkommen. Aber er ging nicht zurück.

Der Vermummte, dem er gefolgt war, war lange verschwunden. Carmer schritt aus, ohne Führer. In Haufen eilten sie neben ihm her, ohne Geräusch, wie ein Zug von Schatten aus einer Unterwelt. Manche blieben schon kraftlos zurück, hundert Schritte ermüdeten sie, die nie ihre Höhle verließen. Eine, noch eine verschwand, vom Wink eines Käufers bedeutet.

Ein Rупfenvorhang fiel. Die Männer, die durch diese Straße strichen, waren Soldaten. Jenes Blutrot leuchtete überall aus dem bleiernen Dämmer. Man sah keinen im bürgerlichen Rock, kaum eine Arbeitsbluse. Wer nicht uniformiert war, trug einen Rest, zeigte einen Fetzen von Uniform. Dies waren die Männer, die hier bei den Schmutzblütigen wohnten, sie lebten von ihnen, sie schützten sie auch, hier sanken sie unter und mischten sich bei und wurden zu Vätern. In allen Winkeln lungerten sie: Davongelaufene, Ausgemusterte, Flüchtige vor irgendeinem Kriegerrecht, eine Feldmütze auf dem Schädel, im blauen Rock, im roten Mantel, in Wickelgamaschen, Abfall des Krieges allesamt, Splitter allesamt von der furchtbaren Waffe, mit der Europa Selbstmord beging.

Eine Gasse mündete ein, zur Linken, er schlug sich dorthin und sah, daß nun nicht eine mehr folgte. Diese Gespenster schienen an ihren Ort gebunden. Oder gab es hier ein Gesetz des Waldes, das dem einen Tier den Weidweg des andern verbot? Unverständliches Keifen gellte ihm nach.

Die neue Gasse war enger und krumm, ein steil aufwärts führender Schlauch, der am Berg hin sich bog. Höhle lag an Höhle, viele mit offenem Vorhang, so daß man Gekaufte und Käufer in der Paarung beisammen sah. Schankstuben dazwischen, wo Legionäre und Farbige in der Erschlaffung des Trinkers auf ihren Stühlen den Leib hängen ließen. Drohende und verächtliche Blicke folgten dem aufwärts Eilenden. Greisinnen in grauen Säcken watschelten hinter ihm drein und priesen mit gaumigen Lauten ihre Ware oder auch sich. Da aber taten sich, wieder zur Linken, die Häuser auseinander, ein Ausweg öffnete sich, dunkel und still.

Aufatmend machte er halt. Langsam wich die Betäubung. Ja, hier schien der Höllenspuk zu enden. Nun fort hier, aufwärts am Berg, in saubere Luft!

Doch schon sah er, daß dies keine Straße war. Dies war ein tiefer Einschnitt im steinernen Block, ein Sack, ein langge-

streckter finsterer Hof eigentlich. Dort ragte die Mauer auf. Vor Carmer stand eine Frau. Ein breiter, roter Lichtstreif, der aus ihrer eben geöffneten Tür fiel, beleuchtete sie.

Sie schaute ihm entgegen. Als sie erkannte, daß er umkehren wollte, streifte sie mit einer ruhigen Bewegung ihr weites Hemd nach unten und zeigte ihre Brüste, die schön waren.

„Komm“, sagte sie mit hohem, gläsernem Ton und in einem Französisch, das eingelernt klang, „komm! Jung. Schön. Nicht viel Geld geben!“

Und als der Fremde nicht näherkam, fügte sie dringlich hinzu: „Madagaskar. Vater ein König. Hova! Hova!“ Dies Wort wiederholte sie mehrmals, so als bedeute es etwas Besonderes, einen hohen Wert. War es ihr Volk, ihre Kaste?

Carmer mußte sie ansehen. Alles Dunkle und Fremde, seinem Willen Feindliche – da stand es als schöne Verlockung. Oh, diese glich nicht den lemurischen Schatten. Wohl möglich, daß sie würdig geboren und daß die glückliche Insel ihre Heimat war, fruchtreich, mit prangenden Wäldern, von Afrika abgetrennt durch reißende Strömung, dem fernern Arabien und Indien genähert durch sanftere Wasser.

Ihr gemischtes Blut machte diese schön. Es war wenig vom Neger an ihr und viel vom Malayen. Hochgewachsen stand sie da, hellbronzten von Farbe, das ungekrauste Haar einfach geordnet, die tiefdunklen Augen unwissend blickend, und jung, ganz jung, fünfzehnjährig vielleicht – unmenschlicherweise hierher verschlagen.

„Hova! Hova!“ sagte sie wieder und deutete auf ihre Halskette, die über den nackten Brüsten hing und anderer Herkunft war als das schamlos billige Kattunzeug ihres Hemdes. Sie war kunstvoll gearbeitet, viereckige Glieder aus hellem durchsichtigem Horn hingen auf eine Art ineinander, die kultisch wirkte. Blickte man dies Schmuckstück recht an, so sah man die Bronze vorm binsengedeckten Haus betend auf ihrer Matte liegen.

Carmer schüttelte lächelnd den Kopf und wandte halb seinen Schritt – unfähig zu fliehen. Eine sinnliche Süße flutete auf in ihm, ein Verlangen nach diesem jungen braunen Weibe, betäubend. Der Gefahr dieses schweren Tages, nun erlag er ihr, und wollte erliegen.

Da stand, ihm den Weg versperrend, lautlos aus den Häusern hervorgewachsen, ein Neger, ein langes mooshaariges fleischendes Geschöpf. Er war so lang, daß er Carmer überragte, obgleich er tiefer stand auf dem abschüssigen Hof. Er trug den Monteuranzug und die Würfelmütze der Hafenarbeiter, aber sein Gesicht war nach der wilden Art seines Volkes gezeichnet: auf jeder seiner Wangen waren ihm schmale Hautstreifen herausgeschnitten, und drei tiefe Rinnen, blutrot im Schwarzen, liefen parallel von der Schläfe zum Kinn. Seine rechte Hand, hinterm Rücken verborgen, schien bewaffnet, die Linke deutete in überzeugender Weise nach der Brust, an die Stelle, wo er bei dem Fremden die Brieftasche vermutete.

„Dein Geld!“ sagte er englisch. „Fort mit dir“, antwortete Carmer, viel mehr verwundert über das Abenteuer als wütend.

„Pack dich!“

Mißtrauend suchte er Deckung. Nun also würde die Junge und Schöne, so war es bestimmt, sich auf ihn werfen, seinen Hals umklammern von rückwärts und ihn zur Beute machen. Aber sie stand unbeweglich, mit stillem Gesicht, ein unschuldiges Rätsel, unmäßig verlockend. Die Hand des Gezeichneten fuhr nach vorn, er hob das Messer mit einem Grinsen.

Es war ein schönes Messer, Carmer hatte Zeit, es zu sehen. Die Klinge in Flammengestalt, sehr spitz, zweischneidig und breit, mit einer stark erhöhten Schiene, von der das Blut bequem ablaufen konnte. Kein langweiliges Fabrikat aus Solingen, oder aus Sheffield, sondern ein autochthoner Gegenstand vom Niger oder Ubangi, Prunkstück für ein Museum.

Der Riesige näherte sich. Die bräunliche Schleimhaut seiner Augen glänzte, Carmer spürte seinen ranzigen Geruch. Das



Unglaubliche, wüst Verzauberte der Situation wollte ihn lähmen. Er überwand das. Und plötzlich, ganz unvermutet, mit Sachkunde, schlug er dem Bedroher die Faust unters Kinn, daß der wie ein Brettergerüst zusammenstürzte. Er fiel gegen die Hauswand, mit dem Rücken zu ihr saß er seltsam am Boden, eingeknickt, Kopf und Oberleib pendelnd nach vorn.

Carmer fühlte sich sanft von rückwärts berührt. Er wandte sich um. Sie war da. Sie bot sich ihm hin, anders als zuvor. Sie blickte ihn wohligh von unten an, mit leicht geöffnetem Mund. Ein Duft stieg auf von ihr wie von Mandel oder seltenen Hölzern, bitter und zart. Ihre starre, starke Brust drängte ihm zu. Da schlug er die Arme um sie und beugte sich nieder und suchte den dunklen Mund und verging. Und in diesem Kusse starb Carmer.

Sein Mörder war leise hervorgekommen. Er stolperte fast über die Beine des Geschlagenen, hielt sich noch und raffte das Messer auf, das jenem entfallen war.

Er trat hinter die umschlungen Dastehenden und maß Carmers Rücken. Er zielte mit feigem Bedacht und stieß ihm mit voller Gewalt die Flammenklinge unter das linke Schulterblatt.

Der Getroffene bäumte sich auf aus dem Kuß, hob weit seine Arme, kreiste schwankend um sich und fiel nieder auf das Pflaster, den Kopf zuhöchst.

Der Afrikaner dort lag in Betäubung. Die Schöne war fort, mit einem Schimpfwort und Stoß in ihren Winkel gescheucht. Der Mörder stand allein. Er stand zu Carmers Häupten, seinen letzten Atem erwartend, um ihn auszurauben und seinen Leichnam zu verbergen. Er war ein Weißer, ein junger Mensch mit einem breiten hellen Gesicht, mit stumpfblauen Augen und stumpfblondem Haar, das hervorquoll unter der Kokarde einer schirmlosen Soldatenmütze. Von dem einen Heer war diese Kokarde genommen, vom andern die blaue Zuavenjacke, vom dritten der Gurt. Er hielt das Urwaldmesser in seiner Hand, das er beim Stoß der Wunde entrissen hatte. Aber er selbst war nur

ein Splitter der furchtbaren Waffe, mit der Europa seinen Selbstmord beging.

Carmer sah den Menschen nicht mehr. Er hatte keine Schmerzen, nur ein Gefühl des Verströmens, Versiegens. Und Glanz vor den Augen, als er dahinging.

Denn durch Gassenschluchten und Steingewirr flammte, von ihrer gewaltigen Höhe auf weißem Fels, Notre-Dame de la Garde in das Dunkel der Mordstadt, getroffen vom letzten Strahl dieses Tages, kein Bild einer Heiligen hier, nicht erkennbar: ein Gruß nur, ein Abschiedswink, ein blitzender Silbergriff, die Verheißung.

## **Der Magier (1929)**

In: Der Magier. Novelle. Berlin: Rowohlt, 1929.

Das Schloß, vor mehr als zweihundert Jahren am Abhang des Odenwalds aufgebaut, öffnete seine Flügel gegen die Rheinebene, in den oberen Fenstern seines Mitteltrakts spiegelte sich am spätesten die Sonne. Es hatte nach der Mediatisierung des reichsunmittelbaren Geschlechts Jahrzehnte hindurch leer gestanden, der Einrichtung fast beraubt, unbetret, verwaorlosend. Dann hatte man seine Säle weißgekalkt und mehrere Generationen evangelischer Präparanden hier erzogen. Ein spekulativer Heidelberger Pächter hatte diese gemessene Jugend abgelöst und den schönen, luftig gelegenen Bau zur Fremdeneinkehr bestimmt. Aber die Fremden waren spärlich gekommen, und wer nach dieser Zeit sich aufschließen ließ, der fand die Säle zu ebener Erde völlig entwürdigt, eiserne Gartenmöbel verrostet an den Wänden lehnend, und vermodertes Laub am Boden, das einmal hereingeweht und von niemand mehr hinausgefegt worden war.

Dann eines Jahres im Juli war ein offenes Automobil die Straßenschleife heraufgefahren, vorn neben dem Chauffeur ein Mädchen aus dem nahen Dorf, das die Schlüssel hatte, und im

Fond zwei fremde Herren: lang aufragend, mit einer Hakennase, schweigsam der eine, der andere klein und aufgereggt. Der Kleine schlug über den Zustand des Schlosses die Hände zusammen, so als sei er ihm unbekannt, und begann mit beredten Worten darzulegen, wie diese Räume ohne Eisenmöbel und Blätterschutt wirken müßten. Dies alles müsse man sich wegdenken, wegdenken, hatte er unermüdlich wiederholt und seine Maklerdringlichkeit schließlich bis zu hymnischer Erhebung gesteigert. Der andere hatte kaum ein Wort geäußert, war aufmerksam hin und her gegangen, hatte erst auf dem Podest der Treppe verweilt, wobei er der sehnsüchtigen Biegung der Marmorrampe mit seinem Spazierstock nachfuhr, und dann lange im obersten Stockwerk an einem der rückwärtigen Fenster, das nicht ohne Mühe geöffnet worden war. Pflanzenattem wehte herauf. Der Park war gänzlich verwildert. Ganz vorne, unmittelbar unter seinen Augen, lag vom Postamente gekollert ein Amor aus Sandstein und streckte eins seiner dicken Beinchen und einen Arm mit dem Rest seines Bogens betroffen zum Himmel.

Sie waren abgefahren, nach Norden hin wiederum, und der Agent hatte während der langen Fahrt mit Engelszungen geredet, feurig erst nur, flehender dann, zuletzt verzweifelt, fast weinend, da er keinerlei Antwort bekam. Aber vor der Portierloge des Hotels „Frankfurter Hof“ in Frankfurt erklärte der große Herr mit wenigen leisen Worten, daß er Schloß Odenberg kaufe, nur allerdings schwerlich zum geforderten Preis. „Sprechen Sie mit Herrn Eisenreich!“ Man sprach mit Herrn Eisenreich, oftmals und tagelang. Dann wurde man einig. Und Odenberg war wieder dem Leben bestimmt.

Der Zauberer Meskart streckte seine Hand aus, und der Fürstensitz erstand. Es kehrten Würde und geschwungene Pracht in diese Säle zurück, es fand sich, wettstreitend dargeboten von den Händlern in London, Berlin und Amsterdam, der herrlichste Hausrat zusammen, von einem unfehlbaren Auge der Er-

bauerzeit gemäß zusammengefügt. Nie hatten diese braven Reichsbarone so erlesen gehaust. Ein visionärer Blick, bedient vom Eifer der Welt, führte jenes Jahrhundert zurück, so rein, wie es sich selbst kaum gekannt hatte. Es verging nur ein Winter und Frühling, und hier herrschte Reichtum ohne Prahlerei, Kostbarkeit ohne Gesuchtheit. Repräsentation war das Wesen jener Epoche, heutiges Behagen war ihr unaufdringlich, ohne Störung hinzugefügt.

Hier residierte der Hochberühmte alljährlich zwei Sommermonate lang. Es war bekannt, daß er um die Junimitte einzutreffen pflegte. Seine Hofberichte verfehlten nicht, es bekanntzugeben, weiße, braune und gelbe Menschen lasen es in jedem Jahre gedruckt. Sein Ruhm ging über das Persönliche hinaus. Wo der Begriff Theater gedacht wurde, war sein Name gleich mitgedacht. Sein Zauberstab war über zwei Kontinente ausgerect, aber das magische Feld seiner Wirkung reichte viel weiter. Man sprach bei ihm so wenig mehr von Erfolg oder Mißerfolg, wie man es dem Frühling als Erfolg nachrechnet, ob seine Blüten einige Tage früher oder später erscheinen. Sie werden kommen. Meskart hätte dürfen Jahre hindurch Mattes und Mäßiges zeigen, es wäre den Menschen kaum ins Bewußtsein gedrungen. Er war noch nicht fünfzig Jahre alt und schon ein Mythos.

Es verkleinerte den so Vergotteten nicht, daß seine Anfänge, vielen noch deutlich, kein Menschenalter zurücklagen. Eingeweihte erzählten aus den Tagen, da er in einer Vorstadt von Prag mit einer Handvoll jüdischer Schauspieler in Jargonstücken begonnen hatte. Manche hatten ihn selbst noch spielen sehen. Episoden, Nebenrollen von leiser Stärke waren seine Sache gewesen. Die Legende hatte sich dieser Leistungen bemächtigt. In irgend einem Familienstück, so konnte man hören, habe er, der ganz junge Mensch, einen Alten gespielt, den Großvater eines Mädchens, das dem ungeliebten reichen Mann zum Altar folgen soll. Und so erschütternd sei sein wortloser

Kummer gewesen, mit dem er als Einziger kommendes Unheil voraussah, so trauervoll herrlich der einfache Segen, mit dem er die Braut zum Schicksalsgange entließ, daß die Darstellerin unversehens in wirkliche, heiße Tränen ausgebrochen sei, die Nerven verloren habe, und die Vorstellung, nicht zur Enttäuschung sondern zum Verständnis des Prager Vorstadtpublikums, ein vorzeitiges Ende haben müssen. Diese Darstellerin übrigens, eine schmale und glühende Jüdin von herbem Liebreiz war in jenen alten Tagen seine Frau geworden; aber sie war verbrannt und verloschen, ehe sie seinen Aufstieg ganz hatte sehen können.

Der begann in Wien, mit steiler Kurve. Nicht Überlegung, der gewisse Instinkt, der sein Leben lenkte, brachte ihn zuerst in diese Hauptstadt an der großen Kulturscheide, die damals mit dem leicht fiebernden Jubel des Bedrohten ihre letzten Feste feierte. Enthusiasmus nahm ihn auf. Theater von solchem Glanz in Farbe und Klang und Menschenreiz hatte man hier in diesen letzten Jahren nicht erlebt, man fand sich bejaht, bestätigt und geheim beschwichtigt, das bunte Daseinsfeuer, das hier von der Bühne brannte, war freudigster Schein über einer glücksüchtig taumelnden Welt. Es war schön zu existieren im Wien jener Jahre, so schön vielleicht wie im Paris vor 1789 für die nicht Unterdrückten; der große, magere Mann im schlechtsitzenden Anzug kostete die gefährliche Popularität, die diese Stadt ihren Lieblingen so sklavinnenhaft unter die Füße zu breiten wußte. Sie schien ihn nicht zu beirren. Eine riesige Arbeits- und Phantasiekraft wußte sich nicht genug zu tun. Es folgte eine jener erstaunlichen Inszenierungen der andern. Er gab, nach einigen Darbietungen modischer Art, den Wienern ihren Nestroy zurück, den sie beinahe vergessen hatten, Nestroy, Shakespeares jüngsten Bruder, seine atemlos tollen, tief sinnigen, unsterblichen Possen. Er spielte ihnen dann Shakespeare selber, anders als er ihnen in der hohen und festen Tradition ihrer Staatsbühne erschienen war, einen Shakespeare

ganz Scharlachrot und Mordschwarz, Bilderbuch des Genies, zum Greifen und Fürchten und angstvollen Lachen nahe. Es sprangen Schauspieler auf seine Bühne, die gestern keiner gekannt hatte und die ohne ihn keiner hätte kennen lernen: fragmentarische Talente, Spezialitäten, in denen sein untrüglicher Spürsinn die eine magische Essenz erkannt hatte, an der ein Publikum sich entzünden könnte. Es hieß unter den Spottlustigen, daß niemand auf seinem Theater eine große Rolle zu tragen bekomme, der nicht stammle, lispel oder eine hohe Schulter habe. Aber diese Stadt, der Schönheit so willig untertan, nahm die Stammler und Lispler und körperlich Halben doch auf, sie bestätigte sie mit einer Lust, in der vielleicht ein Hang zur Selbstzerstörung war, sie bereitete ihnen den Ruhm, den wohlgeschaffene und herrlich redende Heldenpieler Menschenalter hindurch in ihr genossen hatten. Sie unterwarf sich. Meskart wurde zum Zauberwort. Es wimmelte ihm zu, was in sich den Funken verspürte, überzeugt, er werde ihn zur Flamme anblasen. Er besaß, der Mann der wenigen und leisen Worte, diese Kraft. Er war wie ein Magnet, der das Gold aus der Schlacke hervorzog. Tradition hemmte ihn nicht. Er fing überall neu an. In einer Aufführung von „Richard dem Dritten“ war der einzige Schöne der ungestaltete und hinkende König. Er hinkte nicht, er war gleißend, aber dank einer geheimen Überredungskraft, die dem Schauspieler von seinem Führer kam, spürte jeder geheimen Mangel. Tragik der Verkrüppelung. Damals wehrten sich mehrere. Nun sei der Weg offen, schrieben sie, für Medea das Lamm, Penthesilea die Hausmutter, Hamlet den fröhlichen Lebemann. Aber sie schwiegen auch schon. Bald wäre es unpassend gewesen, an Meskart zu zweifeln.

Eines Tages war er in Berlin. Ein zugleich neuheitsgieriges und sprödes Publikum war hier zu gewinnen. Aber es war, als hätte man ihn gebraucht. Eine glänzende und rauschende Periode, deren offizielle Äußerungen den feineren Sinn beleidigten,

hier fand sie den repräsentierenden Künstler, von überlegenem Geschmack. „Ein Richard Wagner der Regiekunst“: dies war eine der ersten Formeln, mit denen er begrüßt wurde, und eines der Werke Wagners aus versteinender Überlieferung in ein neues szenisches Dasein zu rufen, schien die nächste ihm gesetzte Aufgabe zu sein. Man berief ihn dazu, dringlich. Er lehnte ab. Ein deutliches Gefühl – nie gab er ihm Worte – hielt ihn zurück. Seine Kunst mit der des alten Magiers zu verbinden, schien ihm falsch, schien ihm ein Zuviel in der einen Richtung. Er wollte dies niemals. Statt dessen entfaltete er um diese Zeit all seine festlichen Gaben an einem Drama des spanischen Lope de Vega und ließ frommen, höfischen und ritterlichen Prunk in einer barocken Fontäne glühend aufschießen. Und als nach geharnischem Aufzug und kirchlicher Entfaltung das Haus tobte, erschien er zum ersten Mal in Person, um zu danken vor den Hingerissenen, zwischen Kardinalsrot und glimmender Rüstung stand er im schlechtsitzenden blauen Anzug, die Krawatte halb in den weichen Kragen gerutscht, wie ein Arbeiter, der von seiner Maschine wetritt, und verbeugte sich ein wenig, mit dem ausdrucksvollen, großen Mund freundlich und vieldeutig lächelnd.

Aber in diesen gleichen Tagen starb daheim seine bleiche Frau, die wenige kannten. Er folgte ihrem Sarg ganz allein, es war ein Novembertag mit eisigem Regen. Dann verschwand er auf einige Wochen.

Man war darauf gefaßt, ihn verloren zu haben. Es kam Theaterfreunden, die sich ihm nahe geglaubt hatten, zum Bewußtsein, daß er ihnen eigentlich immer nur in einer Abendstunde geheimnisvoll aus seinen Geschöpfen redend erschienen war. Die Ursache seines Verschwindens war wenigen bekannt. Dann eines Tages war er wieder da, unverändert dem ersten Anschein nach, und mit dem Tag begann seine eigentlich große Periode, die, auf welche seine Anhänger immer zurückdeuteten, wenn über den vom Ruhm Umrauschten später mißwollend

geurteilt wurde. Damals, hieß es, hat er das Reinste und Feinste geboten, so Wahrhaftiges und Strenges wie nur je einer auf deutschen Bühnen.

Es war der Winter, in dem aufeinanderfolgten: Coriolan, ein Kammerspiel Strindbergs, Timon von Athen und die Goethische Iphigenie.

Die Umkehr zum Innerlichen erschien ganz natürlich. In jeder anderen Kunst wäre es unwahr und schamlos gewesen, wenn sich erlebter Schmerz so augenblicklich, so unverhüllt in öffentliche Darstellung umgesetzt hätte. Nicht bei dem Theatermenschen. Noch das Private und Zarteste suchte hier den Leib, die Äußerung im strahlenden Licht. Allein gelassen zu sein im Haufen der ewig Fremden, wie war es aufrichtiger auszudrücken als mit der Dur-Musik von Shakespeares Aristokratenstück; wie inniger und unentrinnbarer als in dem Kammerspiel Strindbergs vom Altern, in dem Meskart nicht den großen Schauspieler allein, der „der Herr“ war, sondern seine ganze gepflegte und trostlose Umwelt so erschütternd schweigen ließ, daß der Tod, der nicht angesprochen wird, leibhaftig von der Bühne herabzusteigen und auf lautlosen Sohlen durchs Parkett zu schreiten schien. Aber Vortakt war dies und Vorgesang zu jener Weltverzweiflung und Weltverneinung, die wenige Wochen danach aus dem „Timon“ heraus ein strebendes, aufgewecktes, den Augenblick fortschrittsgläubig umfangendes Publikum schreckte. Mit der Gestaltung des hassenden Philosophen wurde der komische Darsteller, von dem man sonst abenteuerlichen Spaß, skurrile Verdrehung gewohnt war, zum ersten tragischen Spieler der Epoche. Meskart als Einziger hatte in ihm die tragische Substanz aufgespürt, das furchtbare Verschlossensein in einer feindselig leidenden, sich selber zu Tode ätzenden Einsamkeit. Die Menschen verließen das Theater mit der Empfindung, daß es sich in einer Welt, um die es so stand, die so überhaupt angeschaut werden konnte, nicht weiter mehr leben lasse; mit einem wahren Durst nach Beschwichtigung



umfingen draußen ihre Blicke die treibenden Volksmassen, die elektrischen Lichter, die gestauten Wagen. Aber allabendlich stürzten sich, nach dem Schrecken gierig und ihn fürchtend, neue Zuschauermengen der Vereisung entgegen, die ihr Gefühl dann nicht ertragen konnte. Nach kaum dreißig Abenden brach die Reihe der Vorstellungen ab, und es wurde „Iphigenie“ gegeben.

Das Gedicht, sonst als edel-gebildetes Weihespiel von den Leuten der Bühne ein wenig mitleidig geachtet, zeigte mit einem Male sein Antlitz als Drama. In den goldenen Adern seiner Sprache kreiste Blut. Die ungeheure Gespanntheit der Seelen, ihrer Ängste und Erwartungen wurde spürbar. Es geschah das nie Erlebte, daß ein heutiges Publikum nach dem Liede der Parzen erstarrt saß, im Innersten angerührt. Denn nicht als Deklamationsstück und Wortgeschmeide erglänzten die ewigen Strophen, die Titanentochter stieß sie wie eine drohende Faust gegen den Himmel, den man von grausam lächelnden, kaltherzig feiernden, genießerischen Usurpatoren leibhaftig über den Soffitten bewohnt sah.

Es war bald nach dem Kriege. Wem unter den Hörern immer untragbares Leid und Unrecht zugefügt war, hier fühlte er seine Sache geführt, und die bedrängte Brust ward von Weh und Zorn wahrhaft gereinigt, wie sich der Zauberer Meskart die seine befreit hatte. Wie ein seliger Morgen nach einer Gewitternacht ging Versöhnung, Glück und milder Verzicht des fünften Aufzugs vor den Entlasteten auf. „Du glaubst“, sprach der König noch widerstrebend, grollend, „es höre der rohe Skythe, der Barbar, die Stimme der Wahrheit und der Menschlichkeit, die Atreus, der Grieche, nicht vernahm?“ – „Es hört sie jeder, geboren unter jedem Himmel!“ Es hörte sie jeder.

Aus der sie redete, die sich Meskart zum Mund seines Schmerzes geformt hatte, sie war keine Griechin. Sie hatte das harte Antlitz, den asketischen Leib einer mittelalterlichen Deutschen, die karge Geste, den bleichen und jenseitigen Blick

einer Madonna des Grünewald. Aber beim ersten Ton dieser innigen Stimme, die nicht ohne eine wehe Schärfe war, hätte Orest sie als seine Schwester begrüßt. Denn so redete die Wahrheit selbst. Ein Menschentum von beseligender Gewalt, eine Lauterkeit des Leids und der Glückessehnsucht, eine transzendente und doch so reale Hoheit war da beim ersten Ton, – Wahnwitz zerging, Gewölk zerriß, und Friede und Glaube ging auf über einer blutigen Welt.

Es war Ironie, daß gerade diese innige, wahrhaftigste Schöpfung des Zauberers Anlaß und Ausgang wurde zu seiner imperialen Laufbahn. Einer sah, unter Tausenden, dies Schauspiel an, er näherte sich Meskart, gewann ihn und führte seine Kunst übers Meer und zum lautesten Erdenruhm.

Dieser Eine trat eines Nachts im Theater auf ihn zu, sprach kaum ein Wort zur Einführung, sondern sofort dies: „Schauen Sie, Herr Meskart, was soll das? Was wollen Sie in dem blöden Europa, das fertig ist, ausgepumpt, trübselig, ein Provinzialmuseum? Was wollen Sie mit so einer Iphigenie? Kammermusik, schön! Aber für wen denn noch? Wenn einer ein tausendstimmiges Orchester in sich trägt, dann soll ihn die Welt hören. Ich werde Ihnen das richten!“

Er durfte so direkt und anstößig daherreden, denn er gehörte zu jenen Menschen, die unbedingt Recht haben, solange sie sprechen. Während er sprach, war Europa ein trübes Überbleibsel und Goethes Dichtung ein Vergnügen für Philologen. Eine Stunde später, als er mit Meskart zu Abend speiste, nannte er sie das oberste Werk der Deutschen, zitierte lang, ließ einzelne Worte erfunkeln, indem er sie gleichsam zwischen den Fingern gegen das Licht hielt wie der Juwelier edle Steine, und erklärte es mit starken Ausdrücken nur für ganz und gar unbegreiflich, daß „dieser Windhund, der Goethe“, in seinem ersten Akt jenem Bericht Iphigeniens von den Untaten ihrer Ahnen nicht die letzte Form verliehen habe. „Bald entehrt Thyest des Bruders Bette. Rächend treibt Atreus ihn aus dem Hause.

Tückisch hatte schon Thyest ... Das klappert, das knarrt! Wer soll denn das sprechen!“

Meskart sah ihm grübelnd in das runde, kluge, halb kindliche Gesicht, das sich dem ersten Blick nicht gleich enträtselte – und auch keinem spätern. Eben diese Verse waren bei der Probenarbeit durch kein Tempo, durch keine Tönung lebendig zu machen gewesen, sie blieben dürr und starr im Mund der gotischen Griechin. Entmutigt hatte er abgelassen. Wer war der Mensch, der als einziger das gespürt hatte? Wie kam er zu dieser genauen Empfindung für solche – „Kammermusik“? Aber er war schon ganz woanders und erzählte von einem Kriminalstück, das in einem Theater am Broadway, „und nicht einmal an der ganz teuern Ecke“ seit zweieinhalb Jahren das Haus fülle.

Wer Gabriel Eisenreich zehn Minuten lang gegenüberaß, glaubte ihn immer gekannt zu haben; wer ihn jahrelang kannte, bemerkte plötzlich, daß er nichts von ihm wußte. Er war überall zu Hause, die Hotelportiers zweier Erdteile strahlten, wenn er durch die Drehtür kam, und auch der Page strahlte, der ihm die ungeheure rindslederne Handtasche nachschleppte, sein einziges Gepäckstück. Im übrigen besaß er in vielen Hotels bedeutende Depots von Büchern; er vermehrte sie fortwährend durch Kauf und las auch tatsächlich darin, wenn er um drei Uhr morgens von Bridgepartien nach Hause kam, in denen er unweigerlich gewann. Eisenreich stammte aus Mähren, und zwar aus einer kleinen Stadt mit Namen Iglau. Jedermann wußte das, denn es war sein Stil, alle Verhältnisse und Vorkommnisse der Welt mit dem Maßstab von Iglau zu messen.

„Was ist das gegen Iglau“, war seine ständige Redensart. „Mein Freund Prusik in Iglau ist da ganz anderer Meinung“, sagte er mißbilligend zu einem Wildfremden, „was, Sie kennen Prusiks aus der Minoritengasse nicht – ja, lieber Herr, wie wollen Sie da mitreden!“

Frage man einen seiner zahllosen Bekannten, was dieser Gabriel Eisenreich denn nun eigentlich treibe, so bekam man zur Antwort: Eigentlich – ja eigentlich sei er so eine Art Agent. Das traf zu und auch nicht. Bewegung, Feuer in eine Welt zu bringen, die ihm angeblich äußerst langweilig vorkam, ungewöhnliche Menschen zu verbinden, die einander sonst nicht gefunden haben würden, Kunstpolitik von abenteuerlichem Ausmaß war sein Beruf. Mit verblüffenden Plänen beschäftigt befuhr er zweihundert Tage im Jahr den Erdball. Sein Wanderleben war luxuriös. Niemand wußte so recht, wovon er es bestritt. Denn er war kein Agent, niemand hatte ihn je für sich einen Vorteil verlangen hören. Er diente mit zur Schau getragendem Zynismus und mit heimlicher Leidenschaft einer Sache, einem Menschen. Ein Beobachter nannte ihn einmal im Gespräch einen König Kandaules der Kunst. Was er liebte, mußte er zeigen. Er hatte sich in Meskart verliebt. Er wünschte die große Hochzeit zwischen ihm und der Welt. Der König Kandaules zerstört, was er liebt. Eisenreich verhalf Meskart zum Weltruhm. Die Griechin blieb am alten Gestade zurück.

Meskart zeigte sich New York mit jener rauschenden Inszenierung des Lope, dem inbrünstig üppigen Zusammenklang aus schwärmender Ehre und frommem Prunk. Er siegte damit. Jene Gebetsszene, die seither zu beinahe sprichwörtlicher Berühmtheit gekommen ist, entschied seinen Triumph auf dieser neuen Erde: die Szene, in welcher der Kirchenfürst, aufragend in seinem roten Gewand inmitten der widerstrebenden Ritterschaft, für ihren Sieg gegen die Ungläubigen betet, wobei unter dem andächtigen Getön eines unsichtbaren Orchesters einer der Geharnischten nach dem andern bezwungen niedersinkt, so daß endlich nur der König noch aufrecht bleibt, eine stählern funkelnde Gestalt, weit abgetrennt von der andern in Purpur, wie jene in Licht eingehüllt über der dunklen Menge, – bis auch er das Haupt beugt, den Nacken, die Knie, und der Kardinal ganz allein steht, mit stärkerem Tone betend, in dem jetzt der Tri-

umph seiner heiligen Sache läutet, und unter seinem inbrünstigen Dank, den ein kirchliches Jauchzen des vollen Orchesters umrauscht, der Vorhang zum ersten Male sich schließt.

Als Meskart dann nach dem Ende den geschmückten Hotel-saal betrat, darin ihm das Bankett zugerichtet war, empfing ihn erneut der absichtsvolle Jubel der dreihundert Menschen, die einem Künstler auf diesem Kontinente den Rang zuweisen. Er saß zwischen der jungen Frau des Oberbürgermeisters von New York und der alten, spukhaften, geldgewaltigen Dorothy Callman, sprach wenig, lächelte freundlich zu den vielen Reden und empfand vielleicht, wer mochte es sagen, die herzbeklemmende Öde, von der manche Triumphe begleitet sind, und die aus bösem Gewissen stammt. Er umzog mit den Blicken langsam die Hufeisenkontur der ungeheuren Tafel und suchte nach Eisenreich. Aber Eisenreich, ohne den dies alles nicht gewesen wäre, war nicht zu entdecken.

Er befand sich um diese Stunde in einem ziemlich schmutzigen, kleinen Theater der 135. Straße, wo soeben eine Nachtaufführung begonnen hatte. Neger spielten, eine frisch aus dem Süden, aus Georgia oder Alabama angereiste Truppe, zum ersten Mal in New York. Sie gaben ein höchst einfältiges Familienstück, bei dem sich's um eine verlorene Halskette drehte, mit lauter kreuzbraven Schwarzen und einem weißen Wucherer, der alle ruiniert und zuletzt den Tod des Familienhauptes verschuldet. Sie spielten prachtvoll. Sie sangen noch besser. Vielhundertjährige Reste von Kampf-, Sterbe- und Beschwörungsgesängen aus der afrikanischen Heimat brachen hervor und ließen die gestümperte, kleinbürgerliche Handlung groß und unheimlich erscheinen. Die eine Frau besonders, nicht mehr ganz jung, hochgewachsen, mit mächtigem Brustkorb und wehen, riesigen Augen, machte erschauern. Sie stellte eine Art Klageweib vor, das Unheil der Familie begleitete sie mit dem schmerzvollen Kommentar ihrer tiefen, gewaltigen, fast vergewaltigenden Altstimme. Uraltes Urweltsleid drang

fessellos, tierhaft aus ihrer ehernen Kehle. Eisenreich lauschte ihr mit Entzücken.

Sie saßen zu viert in der Bibliothek von Schloß Odenberg: Meskart, Eisenreich, Tarb und die Prinzessin, und sie hörten die letzten Autos abrollen.

„Wohin fahren denn Ihre Gäste jetzt“, fragte die Prinzessin, „wo schlafen die alle?“

„Das ist jetzt nicht mehr so schwierig“, antwortete für Meskart Eisenreich. „Aber vor zwei Jahren, als zum ersten Mal hier Theater gespielt wurde, da war es toll. Unten im Dorf und weit herum, in Bickenbach und Grumbach und Hammelbach, lag in jedem Bauernbett eine Celebrität. Die Hispanos und die Cadillacs standen in Scheunen und Ställen und erschreckten die Öchslein. Nun, jetzt ist tüchtig vorgesorgt worden. Alle die Goldenen Sonnen und Grauen Bären haben angebaut. Oder mindestens haben sie frisch möbliert und neu tapeziert. Das ist ein flinker Menschenschlag hier.“

„Wenn bloß die hohen Gäste heuer nicht sämtlich in Heidelberg und Frankfurt wohnen!“ Der Komponist Tarb sprach grimmig, er schien, auch ohne besonderen Anlaß, in jedem Augenblick bereit, zu Angriffen überzugehen. „Wo sind denn eigentlich die Schauspieler untergebracht?“

„Hier im Haus“, sagte Meskart, „wo sonst!“

Eisenreich lachte. „Zum Glück, Meskart, hat die „Phädra“ wenig Rollen. Mit unserm Lope wäre es hier nichts.“

Meskart erwiderte nicht. Aber sein Schweigen war so ausdrucksvoll, daß jedem, sogar der Prinzessin Anna, klar wurde, er wolle von diesem Lope, den drüben überm Wasser zwei seiner Truppen nun Jahre lang spielten, nichts weiter mehr hören.

„Ich denke“, sagte sie mit ihrer bleichen Stimme, „Phädra wird wundervoll.“

„Wir hoffen so“, sagte Eisenreich.

Sie war herrlich anzusehen. Über einem Gesicht von makellosem Oval, das die Jahrhunderte zur Perlenfarbe gebleicht hatten, und in dem die Augen in tiefdunkelblauer Leere strahlten, trug die Enkelin der Alba einen Helm aus nachtschwarzem Haar. Sie war silbern gekleidet, als einziger Schmuck hing ihr an einem Platinfaden ein ungefaßter Smaragd zwischen dem Ansatz der Brüste.

„Tut es eigentlich weh, so schön herumzulaufen“, fragte Tarb, der sich keinerlei Mühe gab, seine gierige Anbetung zu verbergen.

„Tut es Ihnen weh, Meskart, wenn ich schön herumlaufe?“ Sie legte ihm die Hand auf den Ärmel seines Smokings. Ihr Handrücken war so breit wie bei Menschen, die nicht von den Albas abstammen, drei Finger. Meskart nahm diese Hand und küßte sie. In dieser Bewegung lag etwas Fremdes und Erlerntes, das beinahe schmerzte.

„Mir ist jetzt Gott sei Dank noch eine Zwischenaktmusik vor dem fünften Aufzug eingefallen!“ Und obgleich ihn niemand dazu ermunterte, sang Tarb mit seiner knarrenden Stimme das barocke Thema.

„Passend“, sagte Meskart höflich.

„Ich vermute, es ist von Lully“, sagte Eisenreich.

Tarb sah ihn giftig an. „Was Sie vermuten, ist mir voll ständig gleichgültig.“ Er wandte sich zu Meskart. „Es war schwierig, die Überleitung zu finden von Phädras Verzweiflung zu dem Liebesgespräch zwischen Aricia und ihrem Hippolyt.“

„Jedenfalls ganz bezaubernd“, sagte die Prinzessin Anna, „Phädra wird herrlich.“

„Ein blödes Stück“, sagte Eisenreich. Tarb und die Prinzessin zuckten auf. Meskart lächelte.

„Ein blödes Stück“, sagte er noch einmal, als man die Bibliothek verlassen hatte und durch das rückwärtige Tor den Park betrat. Er ging mit Meskart, vor ihnen auf dem mond-

flimmernden Sande die Prinzessin und Tarb. „Ein Meisterwerk, natürlich. Nichts zu sagen. Aber als ich davon hörte, hab ich an meinen Kopf gefaßt. Alexandriner lassen Sie sprechen, Meskart, nicht einmal Schillers Umdichtung, sonder richtige Alexandriner hier unterm Sommerhimmel? Versailles im Odenwald? Nun, Gott sei Dank, Sie dürfen ja alles. Die Leute wollen ja doch bloß den Zauberer sehen.“

Sie meinen, es ist ihnen ganz einerlei, was er macht. Ob er ein Ei aus dem Zylinder herausholt oder gleich den krähenden Hahn. Da könnte dem Zauberer einmal die Lust vergehen.“

Eisereich sah ihn von der Seite an. Jetzt würde er sprechen.

Aber Meskart hatte schon zu seinem Schweigen zurückgefunden.

Sie passierten den Amor, der wieder stolz von seinem Postamente zielte. „Ja ja, der Ehrgeiz“, sagte Eisenreich, „ohne den ... Schauen Sie, sogar so einem trockenen Burschen wie diesem Tarb da vorne preßt er noch Kunsttropfen ab. Nein, ich will nichts gesagt haben: Barockmusik imitieren kann er. Aber was machen wir mit Ihnen? Man müßte was Neues erfinden.“

„Das können Sie doch immer.“

„Heut nicht mehr so einfach, Meskart! Wollen Sie die katholische Kirche neu inszenieren oder den Sowjetstaat? Das sind zwei großzügige Unternehmungen. Eine Umgruppierung des Planetensystems wird aus finanziellen Rücksichten einstweilen noch scheitern.“

„Zum Glück“, sagte Meskart in ganz anderm Ton und ließ seine Hemdbrust knacken, daß es klang wie ein gedämpfter Schuß, „zum Glück ist der Mensch ein kurzlebiges Tier.“

Sie schwiegen und sie hörten plötzlich die Stimme des Komponisten, der der Prinzessin eine Tonfolge vortrug. Sie kam mißtönig durch die kühle Stille der Juninacht. Die Prinzessin wandte sich um zu ihnen. Das Konzert brach ab.



„Schauen Sie, Meister, sagte sie flüsternd und deutete mit ihrem schimmernden Arm in ein Gehege rechts von ihrem Weg, „so schön sollte man sein!“

Über die mondhelle Wiese stetzte so spät noch mit gebrechlichem und stolzem Gang ein Kranich, einer der blauen Königskraniche aus Afrika, auf die sich Meskart den Winter hindurch gefreut und denen er gleich am Tag seiner Ankunft zwei Stunden lang zugesehen hatte.

Über Meskarts Gesicht ging eine kleine Grimasse. Er hatte es nicht gern, wenn ein anderer seine Vögel lobte.

„Diese blöden Vögel“, sagte Eisenreich mit betonter Roheit. „Das wären eigentlich die richtigen Schauspieler für die »Phädra«!“

Merkwürdigerweise schien diese Bemerkung Meskart besser zu gefallen als das Entzücken der Prinzessin. Sogleich verband sich in ihm der kostbare Gang des Tieres mit dem Gang der Alexandriner.

„Nicht schlecht“, sagte er mit einem kurzen Lachen. Und Eisenreich, der sich durch nichts in der Welt geehrt fühlte, war versucht, sich zu verneigen.

Vor ihnen lag das Theater. Es bestand einfach aus mannshoher grüner Hecke. Man betrat zuerst ein kleineres Viereck, Vorplatz und Foyer zugleich, dann öffnete sich der ovale Zuschauerraum. Über etwa zwanzig Sitzreihen hinweg erblickte man die Bühne, eine einfache Estrade ganz ohne Zurichtung, nur mit je drei riesigen Fackelhaltern zur Rechten und Linken. Durch eine maskierte Lücke in dem grünen Wall würden die Spieler die Szene betreten.

Die erste Sitzreihe, vor die man gelangte, bestand aus Armstühlen.

„Nehmen Sie Platz“, sagte Eisenreich zur Prinzessin, „das Recht auf den Armsessel haben nur Fürsten und Damen von Geblüt.“

Das war mit Ironie im Geist eines vergangenen Jahrhunderts gesprochen. Aber Eisenreich, dem allein die Anordnung oblag, hatte wahrscheinlich ganz ohne Ironie gehandelt.

Als dann Tarb in heftig aufflammendem Interesse zu wissen verlangte, wer denn nun von diesen Armsesseln aus morgen seiner Musik zuhören würde, und Eisenreich auch tatsächlich seine Liste aus der Tasche zog, ergab sich eine Zusammenstellung von wenig einheitlichem Charakter. Es würden da sitzen, von links nach rechts: Sir Edward Worms aus London und Lady Worms, Fürst Belgiojoso, Frau Dorothy Callman, Georgan-topulos aus Wien, Prinzessin Anna, der französische Botschafter und seine Frau, Mr. und Mrs. Bartlett aus Detroit, Graf Ludwig Schwarzenfeld und Daniel Ortelsburger.

Tarb las diese Liste im Mondlicht vor, indem er das Blatt ganz nahe vor seine unguuten Augen hielt, und Meskart blickte während der Lektüre auf die Prinzessin. In ihrem Göttinnenantlitz regte sich nichts.

„Ausgezeichnet, sehr schön“, sagte sie nur am Schluß, in dem gleichen vollkommen leeren Ton, mit dem vormals der alte Kaiser, der ihr Verwandter war, seine Billigung auszusprechen pflegte.

„Ein Meisterwerk, Eisenreich“, sagte Meskart und lachte. „Sie selbst nur werden wissen, wie sehr.“

Er wandte sich mit ihm zum Hause zurück. Tarb in ihrem Rücken verlangsamte absichtlich den Schritt, und er begann ein leidenschaftlich werbendes Geflüster. Seine Eitelkeit war rasend verliebt in die Bleiche. Er mißtraute im Innersten seinem eigenen Talent, war aber nicht frei genug, sich seine Nöte einzubekennen, und hungerte nach greifbaren Zeichen, so, als ob irgendeine Bestätigung jene Unsicherheit hätte heilen können. Noch heute las er jede Zeile, die irgendein Provinzkritiker über eins seiner Orchesterwerke drucken ließ. Den Besitz dieser Halbgöttin aus tausendjährigem Blut hatte er sich wie eine Aufgabe vorgesetzt. Etwas in ihrem Wesen verriet, daß sie ihre

Person zu verschenken wußte; es wurden ihr Liebesbeziehungen nachgesagt, die alle in der Region des Weltruhms spielten. Verzweifelter Ehrgeiz gab Tarb Worte ein, wie sie sonst nur die Leidenschaft findet. Sein ihr zugewandtes Gesicht war verzerrt vor überheftiger Begier. Sie ging wortlos neben ihm her, gesenkten Hauptes lauschend oder auch nicht, der Hauch eines Parfüms so zart und leicht, daß es vom Mondlicht zu kommen schien, wehte von ihr her. Er schwieg atemlos.

„Ist er auf seinen Proben eigentlich auch so schweigsam?“ sagte sie, „nie habe ich ihn mehr sprechen hören als zehn Worte nacheinander.“

Es gab Tarb einen solchen Schlag, daß er stehenblieb und sie allein weiter wandeln ließ. Nach einer Weile besann er sich auf das Schickliche, holte sie ein, und sie gingen wortlos bis zum Schloß. Am Eingang schon verabschiedete er sich.

In der Bibliothek waren Erfrischungen bereitgestellt. Nur ein Wandleuchter und eine Stehlampe brannten. Der Raum war so hoch, daß sich die Decke im Ungewissen verlor. Zwei Galerien zogen sich übereinander hin, die untere rings umgeben von den geschweiften Bücherborten, die zweite ziemlich hoch darüber. Sie lief durch das ganze oberste Stockwerk und bot Zutritt zu den Einzelzimmern. Die beiden Männer warteten, bis die Prinzessin den Podest erreicht hatte, ihr silbernes Gewand rauschte leise die Treppe zum obern Umgang hinauf.

Sie setzten sich einander gegenüber. Eisenreich nahm einen Pack Zeitungen zur Hand und entfaltete ein englisches Blatt, dessen ungeheure Breite ihn völlig zudeckte. Meskart hatte sich eine Zigarre gewählt und ruhte ihm gegenüber, in die leere Stille schauend. So hatten sie in diesen Jahren in vielen Zimmern und Hallen einander gegenübergesessen. Es ist nicht Gespräch, was zwei Männer verbindet.

Meskart fühlte seinen Blick auf unbestimmte Art nach aufwärts gezogen. Da sah er sie oben auf der höheren Galerie. Sie beugte sich über die geschwungene Rampe. Ihre Schultern und

ihr silbernes Kleid schimmerten. Sie blickte unverwandt, lautlos auf ihn herab. Er zögerte noch einen Augenblick. Als Eisenreich nach einer Weile sein Blatt sinken ließ, sah er auf dem Rande des Aschentellers die weggelegte Zigarre blau qualmen.

Meskart trat heran, als der erste Aufzug schon im Gange war. Er blieb im Hintergrund stehen, sein Rücken streifte knisternd die Hecke. Über die Geladenen hinweg blickte er auf die vom wehenden Fackellicht beleuchtete Szene. Phädra sprach zu Önone. Sie bekannte der Vertrauten die ehebrecherische und blutschänderische Liebe zu Hippolyt, dem Sohn.

Wieder beleidigte seinen Verstand das Künstliche dieser Konflikte. Warum quälte sich Phädra? Hippolyt, dieser edle Junker vom Lande, ist ja gar nicht ihr Sohn, nur der des Theseus. Und den Theseus hält sie für tot, was bleibt da noch übrig von Frevel? – Pedanterie war das, allzu genauer Wirklichkeits-sinn, Erbschaft seines Blutes! Ein leidenschaftlicher Wille zur Reinheit der Seele sprach. „Ganz unbefleckt genießt sich nur das Herz“: das tiefe, gleich einer Orgel tönende Wort Iphigeniens, es galt auch hier. Aus diesem gleichen strengen und wohl-lautenden Mund, der jetzt barocke Hofsprache formte, hatte es Meskart gehört. Vor manchem Jahr. Er träumte.

Nichts regte sich unter den Zuschauern. Man saß in muster-gültiger Stille, aber es war die Stille eines Salons. Ein dunkel-blauer Sommernachthimmel spannte sich über dem Schauplatz, ein ganz leichter kühlender Hauch wehte, der Pfiff eines späten Zuges kam langgezogen, schwach, aus der Rheinebene herüber, dann war wieder nichts vernehmbar als der Schritt der übertra-genen Alexandriner.

Es funkelte und blitzte undeutlich in den Sitzreihen von Ju-welen der Damen, Halsketten und Ohrgehängen. Alle Herren sahen ganz gleich aus von hinten, bei allen überragte der weiße Kragen um eines halben Fingers Breite das seidig schwarze

Fracktuch. Ein kosmetischer Hauch strich von den Versammelten daher und verlor sich in der leuchtenden Nacht.

Gelassen blickte er zur Bühne. Was da oben vorging, entsprach genau seiner Absicht. Er hatte sich in den Spielern, die dort das würdevolle Werk vorüberführten, Instrumente erzogen, die jeden seiner Winke aufnahmen. Bei den Proben hatte er es selten mehr nötig, zu erläutern und, wie es seine Meisterschaft war, andeutend vorzusprechen. Seine Gegenwart, sein Auge genügten beinahe, um einer Aufführung den Rhythmus zu geben; er hätte kaum da sein müssen, es hätte genügt und hatte auch schon genügt, wenn sich in seiner Abwesenheit die Darsteller fragten: wie würde er blicken zu diesem Ton, dieser Geste. So enttäuschte ihn niemand.

Droben wurde nicht mehr gesprochen. Wie Phädra und die Alte verschwanden, nahm sie jenseits der Hecke feierlich klagende Musik auf. Dort stand jetzt Tarb und leitete mit leuchtend weißbekleideter Hand sein Orchester, verzerrten Gesichts. Er litt bei jedem Ton, denn jeder war wichtig ... Niemand hörte zu, niemand bemerkte recht, daß Musik spielte. Schwirrendes Gespräch hatte sich sogleich erhoben, man begrüßte einander, reckte sich ein wenig nach der begonnenen Langeweile. Meskart war um das Theater herumgegangen. Die Schar der Spieler stand beieinander, es waren nur acht. Ein kleines Garderobengebäude aus Holz, zweigeteilt, war errichtet, die Gotin verließ es eben.

„Zufrieden, Meister?“ fragte sie lächelnd. Er nahm ihre Hand und antwortete nicht. Seltsam standen sie umher auf der Wiese in ihren gebauschten Gewändern, weiß und indigoblau. Theseus hatte seinen barocken Kriegshelm irgendwo auf einen Schemel gestellt; der schimmerte bläulich im Mondlicht, und der Helmbusch flatterte. Die Musikanten saßen vor ihren Pulten, an denen kleine elektrische Lampen brannten. Sie setzten ihre Instrumente ab. Aricia, die blond und vergnügt war, stieg

mit Ismene das Treppchen zur Bühne hinauf. Der Gleichtritt der Alexandriner begann von neuem.

Meskart betrat den eingefriedeten Raum nicht mehr. Draußen auf der Wiese umwandelte er ihn, auf gebahntem Wege wo einer war, sonst auf dem kurzen Gras, so daß seine Lackschuhe im Nachttau feucht wurden. In regelmäßigen Abständen sahen ihn die Spieler, die hinter der Szene warteten, bei sich auftauchen, er machte nicht Halt, sie blickten zu ihm hin, er zog vorüber. Tarb nickte ihm zu, mit verzerrtem Gesicht, er sah es nicht einmal. Ein Hall der Verse drang zu ihm, ein erhoben gesprochenes Wort, dann bei den Aktschlüssen höflicher Beifall und ein wenig von Tarbs Musik.

Vielerlei Gedanken gingen durch seinen Kopf. Ihm widerfuhr, was ihm selten geschehen war: er erstaunte über sich selbst. Sein Leben lang war er in Übereinstimmung mit sich selber vorwärts gegangen, nie verwundert, sich an irgend einer Stelle zu finden, von seinem Instinkt wie auf einem Fittich aufwärts getragen. In diesem Sommer, vielleicht seit dem letzten schon, war es nicht ganz mehr so. War er es eigentlich, der hier auf Bergesrand das Schloß erweckt hatte, der hier Hof hielt, der hier ein leises und höfliches Hoftheater spielen ließ? War dies notwendige Begleitung seines Ruhmes? Dieser Ruhm, war er wirklich? Zerging das nicht wie ein Spuk? War es fühlbar wie hier die Nässe im Gras? Klang dieser gesittete Beifall eines Parketts von Geladenen, den sein Ohr eben jetzt wieder aufnahm, nicht völlig geisterhaft? War diese Musik, die da einsetzte, Musik von heute und hier, und nicht Geistergezirp von Abgeschiedenen? War er's, der dies wohlerzogene Schauspiel erwählt hatte ...

Was für Menschen sprachen da eigentlich? Salonmensen eines vergangenen Salonjahrhundets, voller Anstand, Gehaltenheit, Weltgesittung. Waren sie nicht mehr als das? Er wußte wenig von diesem Racine, mit einem Male wünschte er ihn gekannt zu haben. In einem ovalen Zimmer, braungolden getä-

felt, mit einem offenbrennenden Leuchter auf dem Tisch, wäre er ihm gegenüber gesessen und hätte in sein redendes Gesicht unter der vollen Perücke geschaut. Er war stehen geblieben und blickte von dem Theater fort ins Land hinein, wo hinter Mondweben die Odenwaldhügel anstiegen. „Ihre schuldige Phädra, Racine“, fragte er, „ist doch die Enkeltochter der Sonne, Ihre reizende kleine Aricia hat doch die Erde zur Ahnin? Der Minotaurus, nicht wahr, und Prokrustes der Schreckliche werfen ihre Riesenschatten in den Salon. Damit der dramatische Knoten sich entwirre, steigen gehörnte Drachen aus dem Meer und töten Ihren Hippolyt, diesen biedern jungen Edelmann aus der Provinz. Lugt nicht die Urzeit doch herein durchs Oeil-de-Boeuf auf Ihr Parkett? Und schlägt nicht wahrer Lebensernst und Todesernst doch unter den gekämmten Versen? Verlangen nach dem wilden Element, nach Starkem, Uranfänglichem. Oder haben Sie die mythischen Zeichen nur benützt, als Requisit, um vor den Armsesseln Ihres Hofes Boudoirtragödien schulgefällig zu verbrämen? Ihr stilles Gesicht verweigert mir die Antwort. Sie geben keine Auskunft über sich, wissen vielleicht gar keine zu geben. Wie ein ruhiger, bescheidener und frommer Mann sitzen Sie da mir gegenüber am runden, spiegelnden Tisch und blinzeln nicht über den Kerzen und wissen nicht, was ich eigentlich frage.“

Er lauschte. Die innige Stimme von edler Schärfe, die einmal Iphigeniens Stimme gewesen war, drang mit Klarheit zu ihm.

Wagt noch mein frevles Aug zur Sonne aufzufliegen,  
Aus ihrer reinen Glut bin ich herabgestiegen,  
Der Götter Oberster und Zeuger ist mein Ahn,  
Der Himmel ist, das All, den Meinen untertan,  
Wo berg ich mein Gesicht? Flieh ich zur Unterwelt?  
Dort thront mein Vater, der die Schicksalsurne hält!

Er nahm seine Wanderung wieder auf. Auf's Geratewohl streifte und stapfte er durchs Gras, so daß seine Beinkleider naß wurden und unordentlich hingen. Ja, die Welt war ein überhelles Zimmer. Das Glück jenes halbdunklen Anfangs, es war lange dahin. Es war eingetauscht gegen die äußern Zeichen der Meisterschaft: Name, Wohlstand, herrenhafter Sitz am Gebirgsrand. Beifall der Welt, was hieß das? Selbstverständlich plätscherte er einher. „Ich bin eine Einrichtung für sie“, sprach er zu sich. „Einst war es anders. Warum Versteckenspielen vor mir?“ Oh Fieber des dunklen Hauses, Spannung, Glücksbereitschaft, Kampfbereitschaft, die über die Rampe springt und die Hörer entzündet! Und er selber in der Kulisse, mit jeder Wenzszelle eins mit denen, die sich hier einsetzten, mitahmend, ohne daß er es merkte, jede Geste, jedes Lächeln, jede Schmerzverzerrung eines Mundes. Alles vorbereitet, durchdacht und gelenkt und doch am Abend so völlig anders, jeder der Darsteller ein Neuer, Ungekannter, sich selber neu, und gewaltig entbrennend im Fieber der Entscheidung. Einer, mit dem er sich gemüht und vielleicht zweifelnd gemüht hatte, ein junger Mensch, tat plötzlich anders den Mund auf und war in Leidenschaft ein Meister. Aus einer Szene, die im Dunkel gelegen hatte, schoß die Feuergarbe und goß blendendes Licht über das ganze Werk. Oh Überraschung, Ungeahntes, Abenteuer! Wie wurden Dichtung, Spielerschar und Publikum eins in einer gewaltigen Geistes- und Sinnenhochzeit, und wie überwältigte ihn selbst diese heiße Verschmelzung – bis zur Erschöpfung, so daß er sich, wenn alles aus und dunkel war, in einem Kulissenwinkel hätte zusammenrollen und schlafen mögen wie ein Stein, erschlaft durch Kampf und Glück. In den Kulissen des Prager Vorstadttheaters sah er sich wieder, er hörte ganz nahe die leidenschaftlichen Jargonschreie seiner Spieler. Über die Rampe lugte er seitlich ins Parkett ... es wogte grau über den Zuschauern, denn dort wurde geraucht. Aber im dritten Akt, wenn das Schicksal zur Höhe stürzte, gingen ihnen die



Zigaretten aus. Er lauschte. Stiller, methodischer Schritt der Alexandriner. Höfliche Stille unter der Sternennacht.

Jemand kam ihm entgegen und stand auf der Wiese vor ihm. „Wissen Sie, wer gekommen ist, Meskart?“ fragte Eisenreich. Und er nannte flüsternd einen Königsnamen. „Dort sitzt er, links in der zweiten Reihe.“ Er trat an die Hecke, um Meskart hindurchlugen zu lassen. Dann ließ er's. Des Theseus starker Bariton sprach eben diese Verse:

Mein großer Name wird mir zum verhaßten Schergen,  
Genöß ich mindern Ruhm, ich könnte mich verbergen!

Sie hörten es beide sehr deutlich. „Ein König“, sagte Meskart. „Ja, lieber Eisenreich, Sie haben viel für mich getan.“

Sie blieben stehen und hörten die wenigen Verse an, die noch übrig waren.

Im großen Saal an der Längsseite war ein Buffet errichtet, genau unter dem berühmten Luca Giordano, der die Speisung der Fünftausend darstellte. Eisenreich hatte sich wie stets um alles gekümmert. Auf silbernen Platten waren kaltes Wild, Geflügel und Braten bereitgehalten, in Kristallschüsseln Salate von vielfältiger Mischung, appetitlich davon geschieden jede Art von süßen Leckerbissen. Vier Diener in einer ruhigen, dunkelblauen Livree mit einer ganz schmalen Goldlitze am Kragen halfen umsichtig. Diese Livree hatte Eisenreich entworfen. Übrigens waren die vier noch wenig beschäftigt, da man einstweilen umherstand. kaum aß, kaum sprach und die Darstellung des Königs genoß.

Der König hielt sich bei Meskart an dem großen Mitteltisch, ein ziemlich kleiner, schmalgesichtiger Herr mit auffallend hellen Augen, ein wenig fröstelig anzusehen. Um die beiden war eine höfische Leere. Der Adjutant, ein schwerer Kriegsmann, hielt sich einige Schritte entfernt.

Der König rühmte zuerst mit einigen allgemeinen Wendungen die Aufführung und verbreitete sich dann über die wunder-

volle Annehmlichkeit dieses Theaters im Freien, man säße luftig und dabei doch bequem. Es war ihm anzukennen, wie sehr er unter ausgedehnten Festlichkeiten in heißen, geschlossenen Räumen zu leiden pflegte. Das Arrangement heute Abend habe ihn an die berühmte Kolonnade im Park von Versailles erinnert, den runden offenen Bau aus marmornen Säulen, Ort der Hofkonzerte Ludwigs des Vierzehnten. Es sei eine so außerordentliche Annehmlichkeit, im Freien zu sitzen und dabei etwas Schönes zu genießen. Höchst dankenswert wirklich und nachahmungswürdig. Der König sprach schnell, mit einer kleinen, ängstlich fragenden Hebung am Ende jedes Satzes. Meskart dankte. Es war ein Schauakt.

Dann drückte der König sein Bedauern aus, daß er gezwungen sei, aufzubrechen. Es geschehe ungerne. Er werde erwartet. Meskart geleitete ihn durch den großen Raum, in dem jedes Gespräch vollends erstarb und die Anwesenden nur zur Seite wichen, statt sich zeremoniös zu verneigen, da ja das Inkognito doch gewissermaßen zu achten war. Zweimal machte der König Halt. Erst reichte er dem Botschafter die Hand und dann auch der Prinzessin Anna, dieser ungefähr mit der Miene, mit der ein geachteter Kaufmann ein Familienmitglied begrüßt, das sich in zweifelhaften Vermögensverhältnissen befindet.

Im Vestibül wartete der Chauffeur mit den Mänteln. Der König umging mit dem Blick die weite Vorhalle und erkundigte sich nach dem Architekten. Er erfuhr, es sei Dientzenhofer gewesen, der Meister von Ebrach und Bamberg. Der Adjutant, der furchtbare Langeweile durchgemacht hatte und schläfrig lächelte, schritt hinter ihnen drein zum Portal. „Schlaf nur gut in deinem Frankfurter Hotelbett“, hätte Meskart gerne zum König gesagt, „ich weiß ja, daß du nichts mehr zu tun hast, heute nicht und morgen nicht. Und hoffentlich hat dir dein Kammerdiener einen amüsanten Kriminalroman auf den Nachttisch gelegt! Ich verrate nichts.“ Er verbeugte sich, als die Beiden saßen und verharrte noch einige Augenblicke, wäh-

rend das Auto begann, die Schleife hinunterzurollen. Dann kehrte er zu seinen Gästen zurück.

Inzwischen hatte man sich bedient und saß an runden Tischen, die ziemlich weit voneinander entfernt standen. Nur Kerzen brannten, sehr viele Kerzen, in schönen Leuchtern und Wandarmen und in einer riesigen Krone, die aus der Höhe inmitten herabhing. Dennoch war es nicht heiß. Der Raum war so groß, daß er leer wirkte mit seinen achtzig oder neunzig Personen. In einer Ecke saß das kleine Häuflein der Schauspieler beieinander. Meskart hatte nach der Vorstellung draußen zu ihnen gesprochen, es trieb ihn, sich wieder zu ihnen zu gesellen. Aber er scheute die Geste, er scheute die Kommentare. Schon las er gedruckt, wie er, ganz schlichter Theatermensch, eine hohe Gesellschaft und den Reichtum der Welt vernachlässigt habe, um bei seinen Getreuen zu sein. Er ging an dem Tisch vorüber mit verschlossener Miene, nickte Phädra und Theseus steif und befangen zu und begab sich zu dem Mitteltisch, wo ihm zwischen dem Botschafter und Frau Dorothy Callman der Sessel freigelassen war. Auf einmal kam ihm zum Bewußtsein, daß es ihm vorbestimmt schien, allenthalben neben dieser alten Geldfürstin mit den großen Zähnen zu sitzen; in wieviel Bankettsälen und Salons war ihm dies Los schon gefallen, nur einfach, weil sie über gewaltige Pakete amerikanischer Eisenbahnaktien gebot. Das war ja ein seltsamer Grund, und ein anderer war nicht vorhanden. Wie kam er eigentlich dazu, die Macht des Geldes anzuerkennen, er tat es doch im Grunde gar nicht und hatte auch keinen besondern Anlaß dazu, da er selbst wohlhabend war, Theater in verschiedenen Ländern besaß, das schöne Haus hier, dazu Villen in der Schweiz und in Frankreich und auch Geld, jawohl, das durch Eisenreichs Umsicht bei mehreren Banken äußerst vernünftig angelegt war. Was also brachte ihn dazu, die raffzähnige Alte gelten zu lassen? Er sah ihren Mund gar nicht gern. Menschen mit allzu entblößten Zähnen hatten ihn immer erschreckt. Man trug doch nicht so

aufdringlich einen Teil seines Skeletts zur Schau! Mit diesem entsetzlich vollständigen Gebiß, das vom Tode sprach, zermalmte sie zufrieden ein Stück Fasan und stieß dabei in einem unangenehm korrekten Deutsch ihr Kompliment über „Phädra“ heraus.

Und damit begann es. Er hörte von jedermann den vorbereiteten Spruch. Was der Botschafter sagte, war noch das Beste. Er vermochte nicht ganz zu verhehlen, daß das geheiligte Werk seiner nationalen Literatur ungewohnt gespielt worden war, fremd von Fremden, ein wenig falsch im Grunde, der Hochmut eines traditionellen Besserwissens ließ sich nicht völlig verbergen; aber er sprach doch wenigstens wirklich über Racine, außerordentlich richtig und klug, und jeder seiner Sätze hatte gerundete Form, zu sehr vielleicht. Er hätte viel zu sagen gehabt, alles nämlich, was jeder Franzose hierüber zu äußern hatte, und es tat Meskart beinahe leid, als er endete. Dies war sein bester Zuhörer gewesen. Er sagte tonlos ein Wort des Dankes und beschäftigte sich mit seinem Teller, während einer nach dem andern vor seinen Ohren sein Pensum erledigte. Er hatte nichts zu trinken, aber in dem Moment, als ihm zum Bewußtsein kam, daß er durstig war, erschien neben seinem Ärmel ein bleicher und schöner Arm. Die Prinzessin Anna stellte ein Glas Champagner neben seinen Teller. Er wandte sich halb um, ihr zu danken, und ließ sich bescheinen von der edlen und leeren Schönheit ihres Gesichts.

Sie preßte den Arm gegen seine Schulter, es war ein Versprechen oder eine Mahnung für nachher, und sein Herz begann stärker zu klopfen, erregt von der stillen Schamlosigkeit dieser Schönsten, die er doch nicht begehrte. Er sah plötzlich Eisenreichs gescheite Augen aus einer Ecke des Saales auf sich gerichtet, fühlte sich erkannt, fröstelte und leerte hastig das Glas. Er sah Tarb von Gruppe zu Gruppe gehen, bereit und begierig, Lobpreisungen seiner Musik einzukassieren, nun war er hier am Tisch, schon ganz verfallen, da er nichts vernahm,

und Meskart, dem ein wissendes Mitleid durchs Herz stach, begann über Tarbs Musik zu reden, würdigend, mit Übertreibung sogar. Tarbs bitteres Gesicht entspannte sich, befreit, erlöst, es tat Meskart weh, das zu sehen, und gleichzeitig war er nicht ohne Neid auf solche Genügsamkeit. Alle stimmten nun ein, einige Augenblicke war nur von dieser Musik die Rede, an die sich niemand erinnerte.

Er stand in einem langen dunklen Schlafrock vor ihrem Lager und beugte sich über die Hand, die sie ihm zum Kusse reichte. Im Halblicht der niedrigen Bettlampe lag ihr schönes Gesicht auf dem Kissen, vom nachtschwarzen Helme gekrönt. Ihr Atem ging ganz ruhig, nicht wie nach einer Liebesstunde, sondern wie nach einer Zeremonie. Und während Meskart rückwärts schreitend zur Tür ging und mit der Hand noch einmal grüßte, erinnerte er sich der vielen Hofherren, die er in so vielen Stücken aus so vielen dynastischen Gemächern hatte rückwärts schreiten lassen.

Draußen auf dem breiten Gange des Seitentrakts war es völlig still und beinahe dunkel. Nur weit drüben, jenseits der Biegung, dort wo die Galerie über dem großen Saal hinlief, schimmerte ein ganz matter Lichtschein. Er tat ein paar Schritte, dann ließ er sich auf einer Wandbank nieder, die mit alten Sammetkissen bedeckt war, und lauschte ins Schweigen seines prunkvollen Hauses hinein. Sein Gesinde schlief, und schon schlief gewiß die eben Verlassene, nach einer Umarmung ohne Aufrichtigkeit, deren er sich fröstelnd schämte. Keine wohlthätige männliche Eitelkeit spiegelte ihm vor, daß diese Bleiche und Kostbare ihn bekehrte. Sie umarmte in ihm einen Begriff. Diese Liebesnacht und manche ähnliche, sie waren ein Zeremoniell des Ruhmes, nichts anderes. Seine Phantasie stand auf. Er stellte sich vor, wie er in das Schlafzimmer dieser Albasenkelin träte, er, Meskart, aber nicht als ein gepflegter Herr von großem Namen in solch dunkelgrauer Seide – seine Hände um-

faßten den Brustaufschlag seines Schlafrocks – sondern in anderer Gestalt, die auch wahr gewesen wäre: als ein gebeugter, alternder Jude mit Schläfenlocken, in einem andern langen Gewand, dem Kaftan, den sie im Osten noch tragen. Wie wäre sie aufgezuckt aus ihren Kissen!

Er träumte den Abend zurück. Er sah sich wieder den Hekkenumriß seines Hoftheaters umwandeln, unterm dunkelblauen Schein der Juninacht, die voll war von heimlichen Möglichkeiten des Lebens und des Glücks. Von einem Schemel schimmerte traurig der Kriegshelm des Theseus. Er führte die Akte des Schauspiels an sich vorüber, die er so völlig kannte, des edlen Werks, so unnötig heute, so ohne Blut, so geisterhaft. Die Alexandriner schlichen im Zuge an seinem Ohr vorüber, und ihr Rhythmus schien ihm ein Rhythmus des Todes.

Er hatte sich mit beiden Händen auf die Kissen hingestützt, sein ermüdetes Gesicht, entspannt, hing auf die Brust hinab, der große Mund unter der Hakennase stand leicht geöffnet. Wer ihn so gesehen hätte, dem wäre er nicht als ein eleganter Liebhaber des Weltruhms erschienen, sondern alternd, welk, schwermütig an seinen dunklen Ursprung gemahnend. Er stand endlich auf, um zur Ruhe zu gehen. Er schritt den langen Korridor entlang, jenem Lichtschein entgegen. Seine Schritte in den weichen Nachtschuhen waren unhörbar. Nun stand er dort an der Rampe, über die man in große Tiefe niederblickte zum Saal. Er beugte sich über den Abgrund. Seine Hände faßten nach dem Marmor ... Er sah.

Der große Saal nahm sich chaotisch aus. Nach dem Fortgang der Gäste war nicht auf geräumt worden, dies war gewiß auf die frühen Morgenstunden verschoben. Sessel und Stühle standen wirr. Sehr wenig Licht brannte. Nur auf dem Buffetisch waren in einem der fünfarmigen Leuchter zwei Kerzen entzündet. Ihr schwacher Schein flackerte. Riesige Schatten, balkengleich, liefen durch das gewaltige Oval.

Ein Mann und eine Frau waren im Raum. Meskart erinnerte sich nicht, sie gesehen zu haben. Ihm waren jetzt viele Menschen untergeben. Es mochten junge Leute sein, die in der Küche oder im Garten beschäftigt waren. Sie aßen. Noch war die lange Kredenz bedeckt mit dem, was man übrig gelassen. Dies war sträflich. Alle die Reste an Fleisch und Fisch und Süßem gehörten hinunter in die Kühlräume, sollten sie nicht verderben. Ein Ordnungs- und Sparsamkeitssinn, von armen Voreltern überkommen, protestierte in ihm. Aber sogleich vergaß er seine Mißbilligung. Er schaute aus seiner Höhe auf ein lautloses und gieriges Stück Leben.

Der Mann, in gestreifter Dienerweste und hemdärmelig, umkreiste langsam den Tisch, er nahm da einen Bissen und dort, hob Flaschen empor, hielt sie gegen das Kerzenlicht, prüfte den Inhalt und tat einen Schluck. Das Mädchen aber saß. Sie hatte sich gerade unter jene „Speisung der Fünftausend“, mitten an die Längsseite des Tisches, einen Sessel gerückt. Meskart erkannte ihn: es war ein herrlicher Sessel, in Sammlerkreisen genannt, gearbeitet von einem Schüler des Boule, es hieß, er sei einmal im Besitz der Frau de Sévigné gewesen. Die Kerzen beleuchteten deutlich das breite, gesunde Gesicht des Mädchens unter rötlich blondem Haar. Viel mehr sah man nicht von ihr, denn der Sessel war weich und der Tisch war hoch. Aber ihre nackten, kräftigen Arme griffen aus und holten heran, was zu fassen war. Sie schwelgte lautlos, ohne Unterschied. Sie griff ein Stück Braten mit ihrer Hand und verschlang es, sie grub den Löffel tief in eine Schüssel mit Fischsülze und strich sich den Mund voll. Es war zu spüren, wie ihr fester zwanzigjähriger Leib sich in den Kissen des Fauteuils vor Behagen dehnte. Meskart ahnte mehr als daß er es sah, wie ihre Augen vor Vergnügen schmal wurden, wie sie den Kumpan suchte, um ihm triumphierend zuzulachen. Aber sie fand ihn jetzt nicht. Auf seiner Wanderung um den Tisch war er just an die Stelle gelangt, wo sie saß. Er beugte sich über sie und

griff ihr mit seiner Knechtshand von hinten her tief ins Hemd. Meskart gab es einen Schlag. Er fühlte die hohe und feste Halbkugel so deutlich in seiner eigenen Hand, daß er sie schloß. Das Mädchen quiekte auf. Ihr Schrei gab ein schepperndes Echo.

Meskart an seiner marmornen Rampe erzitterte. Im flackernden Halbdunkel die beiden, ganz ihrem Trieb hingegeben, ganz Gier und fleischliche Gegenwart, er konnte nicht satt werden an ihnen nach soviel blutleerer Künstlichkeit des Abends, nach bleichem Mythenspiel und bleicher Geselligkeit und bleicher Umarmung. Das Unwirkliche, Beziehungslose seiner Existenz, es ging ihm auf an einem simplen und rohen Widerspiel. Die zwei, die dort unten stahlen und kauten, sie hatten mehr von Glück und Rausch und selbst von Kampf, als er nach vorausbestimmten Theatersiegen, über die in der gleichen Nacht der Telegraph gewohnheitsmäßigen Enthusiasmus über die Erde hinzuckte. War er nach Herkunft und Art dazu gemacht, dem sterbenden Adel und dem frevelnden Reichtum der Welt mit blasser Kostbarkeit die Zeit zu vertreiben? In ihrem Prager Hinterzimmer hatten seine verschwitzten und aufgeregten Jargonspieler sich über dem klebrigen Wirtshaustisch zugeschrien und gedacht, Kunst und Menschengewissen zu revolutionieren. Auch in der Bestialität der zwei dort unten war Auflehnung. Sie schmeckten nicht bloß Speisen und Wein, sie schmeckten den Triumph über den verschwenderischen Herrn, dem sie im Grab der Nacht das Seine stahlen. Er sah sie beide kaum, aber er kannte sie ganz. Bei der Abfahrt der Gäste, Stunden zuvor, hatten sie hinter den Büschen gestanden und, die Hand vorm Munde, Grimassen gerissen über die Fetten und über die hochmütig Ausgezehrten, die da wegrollten in ihren erleuchteten Wagen ... Meskarts Phantasie war entzündet. Ihm war das Fieber ins Hirn und ins Herz geschlagen vor dieser Szene im flackernden Abgrund, fleischlich real und ein Sinnbild zugleich:



Theater, so wie es sein mußte. Übermorgen war er ein alter Mann – er würde es nicht sein!

Das Mädchen hatte sich eine neue Schüssel herangeholt, dorthin wo die Nachspeisen standen, schräg hielt sie die halb geleerte vor sich hin und stieß den Löffel in die süße Paste und führte ihn tief in den Mund und schleckte ihn aus und abermals und kratzte das Letzte zusammen im Kristall und schmatzte glücklich, so daß Meskart es hörte. Und plötzlich war der Bursche über ihr. Er hatte sich an dem kleinen Seitentisch bei den Likören zu schaffen gemacht, und voll mit Süßem und Scharfem gab er jetzt ihrem Fest die rechte Krönung. Er packte mit beiden Armen den kostbaren Sessel und drehte ihn seitwärts, so daß Raum für ihn wurde, und Meskart sah noch, wie er sich ausstreckte über ihr. Sie war überrumpelt, noch hielt sie in einer Hand die geleerte Schüssel, in der andern den Löffel. Beides entfiel ihr.

„Mach’s Licht aus!“

„Warum denn?“

Aber er griff doch hinüber. Er erreichte die Flammen nicht mit der Hand, und zu gierig, um sich noch aufzurichten, brachte er den Leuchter zum Sturz. Geklirr und Gelächter. Und aus der dunklen Schlucht nur noch Schnaufen und Knacken und Stöhnen ...

Meskart ging auf seinen unhörbaren Sohlen den völlig finstern Gang entlang, hinüber in den Trakt, wo Eisenreich wohnte. Er kannte seine Gewohnheiten. Noch schimmerte Licht unter der Tür. Er pochte.

Eisenreich lag im Bette, die Fenster weit geöffnet gegen die mild atmende Nacht. Er las. Meskart sah, daß er ein Nachthemd trug, wie es die Großväter getragen haben, rund ausgeschnitten am Halse, mit einem roten Muster dort eingefäßt. Sein kluges, volles Gesicht schaute ihm entgegen, ohne Erstaunen.

„Sind Sie schläfrig, Eisenreich“, sagte Meskart. „Ich muß mit Ihnen reden.“

„Ich bin wach“, sagte Eisenreich.

Meskart zog sich einen Stuhl ans Bett und schwieg.

„Was ist's denn also?“ sagte Eisenreich. „Ich denke es mir. Sie wollen fort.“

Am andern Tag wurde niemand so bald Meskarts Verschwinden gewahr. Es war nichts Ungewohntes, daß er unsichtbar blieb. Abends fuhren die Gäste an, nicht geladene mehr, sondern zahlende Besucher. Im ganzen waren zehn Aufführungen der „Phädra“ geplant. Wieder begannen die Alexandriner den Gleichtritt, edel und tot.

Wer im Schlosse wohnte, fand sich um die zehnte Stunde in der Bibliothek ein. Jetzt erst erfuhr man, daß Meskart verreist sei. Das Erstaunen war mäßig. Niemand sprach sich ein Recht zu, seinen Wegen nachzuforschen. Die Prinzessin Anna zog die Brauen hoch in ihre Göttinnenstirn; Tarb näherte sich ihr und begann mit neuer Dringlichkeit seine Werbung. Mitten in einem seiner Sätze stand sie auf und war aus dem Raum. Sie weckte ihre Jungfer und ließ packen.

Tarb war der Einzige, der sich nicht sogleich zufrieden gab. Er empfand Meskarts Verschwinden als eine persönliche Kränkung, ganz als habe der sich damit nur dem wiederholten Anhören seiner Musik entziehen wollen. Bei Eisenreich nachzufragen wagte er nicht. So erkundigte er sich wie von ungefahr bei der Dienerschaft. Er brachte nur in Erfahrung, daß niemand außer einem Chauffeur fehle.

Die Aufführungen gingen weiter, es war, als würden sie mit jedem Abend ferner und leiser. Die Gäste kamen und saßen und applaudierten matt, so als hielte der Blick dessen, der fehlte, sie in Respekt; kaum war der letzte Vers vertönt, so drängte alles zur Abfahrt. Tagsüber wurde langsam schon das Schloß

aufgeräumt. Im großen Saal trugen die Sessel ihre Überzüge. Vorhänge aus grünem Serge waren in der Bibliothek vor die Bücherreihen gezogen. Hie und da des Nachts erschien Eisenreich auf der untern Galerie, hob einen Vorhang, zog mit kundigem Griff einen Band hervor und begab sich mit ihm zu Bette. Im übrigen hatte er viel zu verhandeln, er unterhielt telephonischen Verkehr mit Berlin und mit Wien, Regisseure und Verwaltungsleute reisten an und empfangen ihre Weisungen. Er hielt eine Vollmacht in Händen, ein Stück Papier, nächtlicherweile flüchtig beschrieben, unbezeugt. Niemand verlangte auch nur, es zu sehen. Am vorletzten Spieltage traf ein Bankier aus Frankfurt ein. Ihm wurde das Blatt gezeigt; er erklärte sich für befriedigt. Abends sah sich der Bankherr „Phädra“ an. Es herrschte Gewitterschwüle, er langweilte sich, er schlief ein.

Als alles zu Ende war, blieb Eisenreich noch wenige Tage allein zurück auf dem Schloß. Er überwachte und bedachte genau jede Einzelheit. Eindringlich besprach er mit dem Hausverwalter, wie oft gelüftet werden sollte. An jedem beliebigen Morgen mußte der Zauberort frisch wieder aufspringen können zum Fest. Er bestimmte, wann die Hecken gestutzt werden sollten, die das Theater umfaßten. Er inspizierte auch eingehend das Winterquartier für die Kraniche. Bei einem letzten Rundgang sah er in einem Raum zu ebener Erde ein paar Blätter und kleine Äste am Boden liegen; das Gewitter kürzlich hatte sie hereingeweht. Ein Mädchen von der Dienerschaft kam mit einem Besen. Es war ein junges Ding, stämmig, mit einem gesunden, breiten Gesicht und kleinen Augen unter rötlich blondem Haar. Eisenreich sah ihr mit Wohlgefallen zu, wie sie mit ein paar festen, raschen Bewegungen alles hinausfegte.

Dann umwandelte er noch einmal den schönen Besitz und sah befriedigt überall die Läden geschlossen. Stille herrschte und neu beginnender Traum. Das von auswärts bestellte Automobil fuhr vor. Ein junger Mensch, hemdärmelig, in gestreifter Dienerweste, trug ihm aus dem Hause die ungeheure rindsle-

derne Handtasche herunter, die sein einziges Gepäckstück war. Sie wurde neben ihn in den Wagen gestellt, und Eisenreich fuhr ab, die weite Schleife zur Rheinebene hinunter. Er sah sich nicht um.

In New Orleans, dem großen Südhafen der Union, tausend Meilen entfernt von New York, spielte seit diesem Jahr eine Negertruppe, eine unter mehreren, eine nach vielen. Ihr Theater lag nicht an der breiten Hauptstraße, die vom Kai weg schnurgerade quer durch die Stadt zieht und die ihre strahlenden Schau- und Kaufhäuser hat und sogar ihre Wolkenkratzer. Sie spielte in einem der alten Viertel, wo die französische und die spanische Vergangenheit der Siedelung sich in Gassenführung und Bauten noch ausdrückt, mitten unter einem südländischen Bevölkerungsgemisch aus romanischen und dunkleren Elementen.

Hunderttausend Neger leben in dieser Stadt. Sie sind gemieden und mißachtet, die Sklavenzeit ist im Gefühl der Weißen noch immer lebendig. Sie wohnen armselig. In den Vorstädten landeinwärts kann man ihre Bretterhäuser sehen, die im Schlamm auf Pfählen errichtet sind. Durch eine sumpfige Feuchte rollt dort der ungeheure Mississippi, der jede Brücke zerreißt, seine schweren erdgelben Wasser dem Delta zu.

Anders als in New York, wo Negertheater Triumphe erleben, fällt es hier keinem Weißen ein, sich um die Tänze und Sänge und Spiele dieser Verachteten zu kümmern. So konnte es geschehen, daß diese neue Truppe schon Wochen hindurch ungehindert ein Stück aufführte, das nach den hier herrschenden Begriffen bedenklich heißen mußte. Wie hätte man übrigens Ungehöriges vermuten sollen, da sogar ein weißer Direktor diese Truppe zusammengestellt hatte und führte. „Das Arsenal von Harpers Ferry“ hieß ihr Stück, und es brachte jenen kühnen Handstreich des Farmers John Brown auf die Bühne, mit dem einst die Sklavenbefreiung in Amerika ihren Anfang nahm.

Sie hatten Erfolg. Wenn auf dem Höhepunkte der Aktion das von der Regierung ausgeschickte Militär in das Arsenal einrückte und den wunden Helden gefangennahm, erhob sich jedesmal im Parkett ein Stöhnen und Wehrufen, und die wolligen Häupter begannen zu wogen. John Brown hielt dann eine Rede an den weißen Kommandanten, wie er sie rührender gewiß nicht gehalten hat: er sprach von den heimatlichen Wäldern über der See, wo man die Brüder wie Tiere einfing, von den Transportschiffen, auf denen die Zusammengepferchten hundertweis starben, von der Peitsche des Aufsehers, den eingebrennten Viehmarken, der Feilhaltung am Markte, wo der Bequemlichkeit halber die schwarze Ware mit dem Ohr ange nagelt am Pfosten stand.

Aber die mächtigste Wirkung kam mit dem letzten Auftritt. Da wurde John Brown von den Weißen hingerichtet. Sie hängten ihn nicht auf offener Szene, wie das Stück es eigentlich vorschrieb, der weiße Direktor hatte das anders bestimmt. Man sah nur die Bühne erfüllt von dunklem Volk, das, die nackten Rücken dem Beschauer zugewendet, verzweifelt nach draußen starrte. Ihre Klagen begleiteten den Tod ihres Helden. Es war eine lange, unglaubliche Szene. Mit Gemurr und Gemurmel begann es. Dann löste sich eine einzelne milde und süße Stimme los, und sie sang ein Lied von abgründlicher Melancholie, einen Sterbegesang aus Urzeittiefen. Aber Schreie kamen ringsum, Angstschreie, Wehschreie, sie nahmen überhand, sie deckten das Lied zu, nach ihrem Rhythmus entstand auf der Bühne Bewegung, ein zuckender ruckender Tanz auf der Stelle, schon war kaum unterscheidbar, ob dies noch gewaltiger Jammer war oder ein Volksfest, Ströme eines burlesken Humors schossen ein, in einem düstern und scharfen Takt schlugen Hände zusammen, ältliche Weiber in weißen Fetzen, halbnackt, standen plötzlich im Vordergrund, sie heulten aus weiter Kehle, sie schüttelten sich wie im Krampf, ihre Brüste flogen und klatschten, dann wie auf einen Zauberschlag war alles still, und

jene erste Stimme, die eines jungen Weibes, blieb allein wieder übrig: sie sang wie ein Engel, hoch aufsteigend, ein schwermütiges und tröstliches Lied von besserer Zukunft, von Erlösung und Heimat und Frieden.

Als dies Stück etwa dreißigmal gespielt worden war, mischte sich auf Grund irgendeiner Denunziation der Staat Louisiana ein. Eine Polizeiperson wohnte der Vorstellung bei, hielt am andern Tag ihrer Behörde Vortrag, und es wurde beschlossen, den weißen Direktor zu vermahnen und ihm die Tilgung gewisser anstößiger Stellen aufzugeben. Aber man fand ihn nicht. Immer war er gerade fort gegangen, zweimal hatte er soeben das Quartier gewechselt. Aus den Schwarzen war nichts herauszubekommen. Und als man sich endlich zu einer Verfügung entschloß – man tat es ungern, es hieß einer Angelegenheit unter Farbigen, einer Bagatelle, Gewicht beilegen da war die Truppe im Aufbruch. Sie begann eine Tournee. Man war sie los. Mochte sie glücklich werden.

Sie durchzogen die Südstaaten. das Land von Baumwolle, Zucker und Reis. Sie fuhren samt ihren simplen Kulissen in langsamen Zügen, eine wahrhaft bunte Gesellschaft, abgeschattet vom hellen Grau, durch das rosige Fleischtöne schimmern, bis zum rechten Höllenschwarz; schöne, gestreckte Männer mit den Gliedern des adligen Jägers und schwer tappende Calibane von grotesker Seltsamkeit; watschelnde komische Mammies und jene Schlanke, Junge, Hellbraune mit der holdseligen Stimme. Sie reisten in Waggonen, welche die Aufschrift trugen: „Nur für Farbige“. Dennoch war der weiße Direktor oft unter ihnen. Sie hingen an dem Kunstreichen, Schweigsamen, mit halb abergläubischer Achtung, der nicht ganz unähnlich, die sie vor zweihundert Jahren in ihren Wäldern dem Zauberpriester bezeugt hatten.

Lang waren die Fahrten. Sie sangen. Sie schliefen. Baumwollfelder ringsum unendlich, bedeckt mit dem wattigen Schnee ihrer Frucht. Die farbigen Erntearbeiter standen in Rei-

hen, ihre Säcke gleich langen Schürzen um den Leib gebunden. Wo der Zug eine Straße kreuzte, hielt immer ein Karren mit Schnee angefüllt, ein Maultier davor, ein Schwarzer mit breitem Hut ließ seitlich seine nackten Füße herunterhängen. Auf den kleinen Bahnhöfen, wo sie oft lange zu warten hatten, lagerten Tausende von Baumwollballen, flachgepreßt, sieben auf sieben. Sie reisten durch Alabama, durch Tennessee, Georgia und South-Carolina. Sie spielten in Memphis, in Birmingham, in Montgomery steil überm Alabamafluß, in Atalanta, im schattigen Augusta, im schönen Columbia, in Charleston am Ozean. Der Zulauf war groß. Es geschah das Ungewöhnliche, daß ein rasselstolzes Publikum sich für die Darbietungen dieser Parias zu interessieren begann, nicht anders als in den unbefangeneren Städten des Nordens. Immer zahlreicher mischten sich helle Zuschauer unter die nächtigen, in zwei Fällen verlangte die Polizei, daß die Trennung durchgeführt werde: auf der Galerie saßen die Neger, die Weißen unten.

Die Geschichte des Arsenal von Harpers Ferry hatten sie nicht häufig mehr dargestellt. Sie verursachte überall Schwierigkeiten. Das Stück, das jetzt gespielt wurde, hieß „Mr. Greeley“, es mutete an wie geschrieben zur Zeit von Onkel Toms Hütte und war wohl auch etwas dergleichen, bescheiden nur modernisiert. Mr. Greeley ist ein Pflanzler, der seine schwarzen Arbeiter und Diener schlecht behandelt und ihnen nicht einmal satt zu essen gibt. Mit schönen Gesängen, mit kunstvollen Tänzen, mit berückenden Pantomimen suchen sie sein erwerbsgieriges Herz zu erweichen, vergeblich. Aber Mr. Greeley hat schließlich kein Glück. Die Behörde mischt sich ein, die Behörde des freien Amerika, die bekanntermaßen auch für die Schwarzen ein Herz hat, und zwar in Gestalt eines höchst weisen Richters, der sich nichts vormachen läßt und den niedrigen Mr. Greeley wegen verschiedener Vergehen ins Gefängnis abführen läßt. Ein großes Sternenbanner wird über die ganze Bühne geschwenkt.

Nichts ließ sich einwenden gegen eine solche Gesinnung. Keine wirkliche Behörde fand hier Anlaß, einzugreifen. Und mit ruhigem Behagen genossen die weißen Besucher nun auch den abschließenden Auftritt des Stückes, seinen eigentlich bedenklichen Clou. Als nämlich Mr. Greeley abgeführt ist und die Schwarzen Herr sind in seinem prächtigen Hause, da treten sie nicht etwa zusammen und singen fromm einen Dankchoral. Sondern sie stillen zunächst einmal ihren Hunger. Sie tun, als hätten sie tatsächlich seit Monaten keinen Bissen im Munde gehabt, sie stürzen sich auf seine Vorratskammern, sie schleppen auf die Bühne, was an Eßbarem irgend sich findet, an Fisch und Fleisch, an Gesottenem und Gebackenem und vor allem an Süßem, an Süßem, und es beginnt eine Freßorgie aus dem afrikanischen Wald, wie sie Tage und Nächte währen, ein Riesenschmaus, nach dem die Teilnehmer wie Säcke leblos liegen bleiben und mit gespannten Wänsten im bleiernen Schläfe rülpsen – ein toller, geiler und herrlicher Racheakt des Bauches.

Kein weißer Schauspieler war bis hierhin aufgetreten. Der Held John Brown in dem früheren Stück und auch Mr. Greeley und der edle Richter waren geschminkte Neger. In dieser letzten Szene aber, nur in ihr, spielte ein Weißer mit, ein gebeugter Mann mit einer Hakennase, der den Haushofmeister oder Hausverwalter des sündigen Mr. Greeley darstellte. Er war, dem Stück nach, schon ein Greis, freundlich und sanft, und die triumphierenden Schwarzen wollten ihm im Grunde nichts Übles. Aber da er, ehrenhafter Weise und obgleich er doch selbst nicht viel Gutes von ihm erfahren, noch immer für seinen Herrn eintrat und um sein Eigentum bangte, führten sie immerhin eine Pantomime der Verhöhnung mit ihm auf. Er blieb stumm dabei, er bat nur mit Händen und Blicken. Ein einziges Mal raffte er sich zu einer ohnmächtigen Gebärde der Drohung auf: er reckte sich empor, er machte sich groß, er wirkte auf einmal schlotterig hochgewachsen nach Art des Don



Quichote, und so schüttelte er seine schwachen Greisenfäuste gegen die Räuber, wobei seine alten Augen traurig blickten. Ein Chor von Gelächter, kunstvoll abgestimmt, antwortete seiner Bemühung. Er sank zusammen, saß auf einem Stuhl in der Mitte des Hintergrunds und wendete den ausdrucksvollen Kopf gepeinigt weg, zur Linken, zur Rechten, im Rhythmus des Vorgangs.

Denn Einer nach dem Andern trat oder tanzte nun heran gegen ihn und gab ihm seine Solonummer zum besten: jeder fraß ihm etwas vor, es war nicht anders zu nennen. Der schwenkte vor ihm eine Keule vom Reh und schien gierig an ihr zu schwelgen; der hielt ein ungeheures goldbraunes Brot, darin vergrub er den Schädel, so daß nur noch der Astrachan seines Wollhaars hervorschaute, und brummte mit tiefem Behagen aus der Wölbung; der Nächste trat an, zwei mächtige Flaschen schwenkend, rot die eine, giftgrün die andere, und er tänzelte schwankend, als habe er den Inhalt schon in sich. Und zu alledem wiegten sich Alle im Takt und begannen den Step, trocken klappten die Sohlen, andeutend nur, sachte, höhnisch verhalten. Leise ward alles.

Da aber stand die Braune, Junge vor dem ängstlichen Alten, ganz in der Mitte, man sah ihren schimmernden Rücken. Die nackten, schmalen Füße wirbelten und hielten still und stepten dann wieder mit langsamem Behagen. Klingend schlug sie den Takt. Sie wandte sich seitlich. Man sah, daß sie eine Kristallschüssel hielt und den Löffel. Das Gefäß enthielt nichts. Aber sie tauchte den Löffel tief ein und führte ihn zum Mund und schleckte und seufzte vor Wonne, und jeder schmeckte die süße Paste. Dann aber, heftig, laut klirrend, schlug sie aufs Glas, ließ alles fallen, stand mit der Front zum Parkett, reckte die Arme empor, hob sich auf die Zehen, und ein heller holder wollüstiger Ruf, ein Triumphschrei entstieg ihrer Kehle, stark, hoch, jubelnd, zum Schwindeln. Man sah leibhaftig eine schwarze Lerche zum Himmel schießen.

So schloß das Spiel von Mr. Greeley. Sie gaben es oft, viele Monate lang, zuletzt im Hafen Savannah. In Savannah endete die Tournee. Hier ging eines Tages der weiße Direktor an Bord, mit unbekannter Bestimmung. Sie blieben zurück, mehr Geld in den Händen, als sie jemals besessen hatten. Sie beabsichtigten nicht, es zu sparen. In fünf Monaten, war ihnen versprochen, würde er hier wieder ans Land steigen. Eine neue Kunstreise soll dann beginnen, in anderer Richtung diesmal, nach anderen Städten. Sie erzählen einander sogar, er sei eingeladen worden, mit ihnen in St. Louis zu spielen, der Millionenstadt mit lauter Weißen, in einem neuen, großen Theater. Aber sie glauben doch nicht, daß er das wagen wird.

## **Die Monduhr (1933)**

In: Vossische Zeitung, Abend-Ausgabe, Nummer 294, 296, 298, 300-302 vom 21.-26. Juni 1933 mit dem Unterhaltungsblatt Nummer 169-174.

### 1

Der Professor für arabische Sprache und Literatur an der Universität Wien, Ferdinand Purgstaller, der sich auf einer Studienreise durch Marokko befand, erwachte an einem strahlenden Märzorgen in seinem Hotelbett zu Rabat.

Durch das weitoffene Fenster sah er auf ein Stück alten Gemäuers, einen bröckelnden Pavillon, und links davon schimmerten regellos die vielen kleinen Steine eines mohammedanischen Friedhofs, zwischen denen die Ziegen weideten. Das Meer sah er nicht von seinem Lager aus, aber der Himmel hatte die zarte, klingende, freudige Helle, mit der er sich nur über südlichen Wellen ausspannt.

Der Doktor Purgstaller dehnte sich einen Augenblick, voller Lust am neuerstandenen Tage, denn er war noch jung. Dann blickte er auf seine Uhr. Sie zeigte halb acht. Jeden Morgen feierte er ein Wiedersehen mit dieser schönen Uhr; denn er war

trotz seines gelehrten Ruhmes und trotz der vielen maurischen Manuskripte, die seine Hände gehalten hatten, kein Mann der Abstraktion, sondern ein fröhlicher Augenmensch.

Sie war aus Gold, aus dem eigentümlich hellen, kinderbuchhaften Gold des achtzehnten Jahrhunderts, wie es heute gar nicht mehr verarbeitet wird, und einer seiner Großväter hatte sie ihm vererbt. Dieser Großvater hatte einen komplizierten slawisch-italienischen Adelsnamen geführt und dazu den Titel eines „Generalpostmeisters von Istrien“, auf dessen Silben für den Enkel der ganze Weltglanz des ehemaligen habsburgischen Reiches lag. Purgstaller liebte diese Vergangenheit. Die Uhr mochte das Werk eines venezianischen Goldschmiedes sein.

In mehr als einer Hinsicht war sie bemerkenswert. Ihre Form war nicht rund, sondern leicht oval, und das Zifferblatt, klein und mit zartiselierten Zeigern, nahm nur die untere Hälfte der mattblauen Vorderfläche ein. Oben aber verwandelte sich, in feinem goldenem Kreise, der Mond. Er war jetzt im Abnehmen und nur eine Sichel. In wenigen Tagen würde er ganz verschwunden sein, und seine blaue Nichtexistenz als Neumond würde den Umriß füllen. Dann war es Zeit, die Uhr aufzuziehen. Nur einmal binnen achtundzwanzig Tagen mußte das geschehen. Sieben Tage darauf war dann die schöne Symmetrie der beiden Hälften erreicht, und am vierzehnten die gelbleuchtende, kräftige Fülle. Die Uhr war ziemlich flach trotz ihrer inwendigen Wunder. Ihre Rückseite zeigte inmitten erhabenen Arabeskenwerks den Markus-Löwen, der in aufgereckter Pranke das Kreuz hielt.

Der Reisende hatte sich angekleidet und trat hinaus in den schon warmen Vormittag. Nur ein paar Schritte waren es hinüber zu dem arabischen Café, das, angelehnt an Festungsreste aus almohadischer Vorzeit, auf die Bucht und den Ozean schaut. Hier war zu dieser Stunde kein Mensch. Der Diener im blauen Turban stellte ein Glas mit glühheißem Minzeteer vor ihn hin und einen Teller mit einheimischem Gebäck, das von

Honig und Mandeln schwer war. Purgstaller aß ein wenig und trank. Völlige Stille war, nur unterbrochen von trockenem Schnäbelgeklapper. Auf den Zinnen nämlich der ausgedienten Festung hielten sich Störche. Nirgendwo hatte der Professor so viele beieinander gesehen. Sie standen reihenweiße auf einem Bein. Sie ruderten zu seinen Häupten dahin, ein Stück übers Meer hinaus. Es waren keine exotisch abgewandelten Störche, sondern die von daheim, die guten, vertrauten Vögel der österreichischen Dorfkirchtürme. Vielleicht waren ein paar aus der Wachau oder aus Kärnten darunter. Es war für Purgstaller der letzte Tag in afrikanischem Lande. Morgen ging vom nahen Casablanca aus ein Dampfer nach Frankreich. In fünf Tagen begannen in Wien seine Vorlesungen.

Mit seinen achtunddreißig Jahren kannte er ein bedeutendes Stück von der Welt. Und zwar war es vor allem die arabische Welt, die er in seinen reich bemessenen akademischen Ferien studierend bereist hatte, das mächtig weite und breite Länderband des Islams, das sich ausspannt von Indien bis zum Atlantischen Ozean, über dem er jetzt saß und süßes Gebäck und Minzetea frühstückte.

Nach Marokko war er, wie die Araber selbst auf ihrem Siegeszuge, erst zuletzt gekommen und hatte gern unter diesen löwenhaft stolzen und ruhigen Männern gelebt – in ihren befestigten Dörfern im noch nicht befriedeten, himmelhohen Atlas zuerst, dann in den beiden Metropolen der vorgelagerten Ebene. Marrakesch, das menschenwimmelnde, hatte ihn drei Wochen gehalten, der Markt des Südens, nach dem die Stämme aller Trachten und Sitten monatweit hinziehen, um ihre Waren zu tauschen und sich an den aber hundert Gauklern, Tänzern und Musikanten zu erfreuen, die tagaus, nachtein das berühmte Blachfeld vor der Stadt zum besuchtesten Theater dieses Erdteils machen. Länger aber, länger als einen Monat hatte ihn Fez beherbergt, die große, heilige, schweigsame Stadt der Moscheen und Religionsschulen, das Zentrum dieses Glaubens im

Westen, wie es Kairo im entlegenen Osten war, das unentrinnbare Labyrinth frommer Wunder, daraus dem Verirrten kein Ariadnefaden hilft, weil der sich an hundert scharfen Gasenecken zerschneidet.

Hier hatte ihn ein System von Empfehlungen zu dem Mann geführt, dem er die wissenschaftliche Ausbeute dieser Reise verdanken sollte. Dies war der Scheich K'thani, Abkömmling des Propheten, Haupt einer gelehrten Bruderschaft und Ältester einer Familie, die lange und scharf mit dem Sultanshaus rivalisiert hatte. Er besaß unvergleichliche literarische Schätze. Um gewisse arabische Manuskripte, Werke aus der Zeit der Maurenherrschaft in Spanien, beneideten ihn die Bibliothek von Kairo und das Britische Museum. Doktor Purgstaller beugte sich mit Ehrfurcht über diese Rollen aus Eselshaut, die mit Purpur beschrieben und mit Gold illuminiert waren.

K'thani hing mit so angstvoller Leidenschaft an diesen Schätzen, daß er sie keinen Augenblick unverwahrt ließ. Ein ungeheuer gewachsener Diener, mit Pistole und Messern bewaffnet, dem ein Bund riesiger Schlüssel rasselnd vom Gürtel hing, folgte dem asthmatisch keuchenden Scheich über Treppen und Gänge, schloß vor ihm auf und hinter ihm zu. Wenn K'thani und Purgstaller in der Bibliothek über den Handschriften saßen, stand der Wächter Stunden hindurch vor der Tür. Manchmal ließ er ein leises Klappern und Klirren vernehmen.

Aber jetzt vor zwei Tagen beim Abschied hatte der Scheich dem Wiener Studiengenossen eine seiner Handschriften verehrt, feierlich und herzlich, als ein hohes Zeichen der Schätzung. Bei der eifersüchtigen Besitzangst des gelehrten Mannes war das ein ergreifender Akt des Verzichts. Denn es handelte sich um etwas höchst Kostbares [I78] und Seltenes: um ein zeitgenössisches Manuskript jener „Geschichte der Berber“ des großen Ibn Kaldun, der im vierzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung lebte und auf den die Historiker aller späteren Perioden ständig zurückgreifen. Mit azurblauem Saft war es auf

Pergament geschrieben. Purgstaller freute sich jetzt schon darauf, es in seinem Hause in Währing aufzustellen. Er wußte im voraus den Ort. Es war auch wieder schön, nach Hause zu kommen.

Er blickte auf seine Monduhr, stand auf und ließ sich zum Sultansschloß fahren. Es war ein Freitag, und mit Bedacht hatte er den zum Aufenthalt in der Residenzstadt gewählt. Er wollte Marokko nicht verlassen, ohne den Sultan zu sehen, schon wegen der Frager daheim. Und nur am Freitag zeigte der sich. Da verließ er zur festgesetzten Stunde den Serail und begab sich in feierlich farbigem Zuge nach der Moschee zum Gebet.

Auf baumlos dürrer, reizloser Ebene, von Schutthaufen umgeben, lag das Sultansschloß. Es war niedrig und weitläufig, trist und sehr häßlich. Die Residenzen in Fez und im altertümlichen Meknes verfielen. Hier aber, in dem lieblos hingetzten, modernen Gebäudekomplex, lebte Seine Scherifische Majestät, Beherrscher der Gläubigen, Emir el Mumenin, Kaiser von Marokko. Geistliche Oberherrschaft und Reichtum und farbig kostümierte schwarze Garde waren ihm geblieben. Die Zahl seiner Frauen sollte dreihundert betragen. Sie konnten ihm, hieß es, nicht zahlreich und nicht jung genug sein. Tiefdunkle Schönheiten waren ihm die liebsten. Überall im Süden, bis hinunter nach Timbuktu und Gao, saßen seine Korrespondenten, und er bewilligte Fabelsummen für einen verlockenden Zuwachs. Aber unweit von hier, auf sanfter Anhöhe, erhob sich inmitten duftender Gärten das elegante Palais des französischen Generallresidenten. Dort wohnte die Macht.

Ein blutrotes Truppenspalier zog sich vom Sultanstor über die Ebene hin zum Tor der Sultansmoschee, einem modernen und häßlichen Gotteshaus. Dies war die Schwarze Garde des Kaisers in Erwartung des Durchzugs.

Noch war Zeit. Der Doktor Purgstaller wanderte über das Feld, hinter den roten Rücken der einen Reihe entlang. Unbeweglich, die langen altmodischen Flinten bei Fuß, harrten die

dunklen Männer. Es waren ausgesucht schöne Leute, rekrutiert im Süden des Landes, jenseits des Atlas, manche wohl auch hierher verpflanzt aus den geheimnisvollen Gebieten des inneren Afrika, vom Senegal und vom Niger. Zum roten Rock, den grün und goldener Zierat schmückte, trugen sie den weißen Turban und blaue, pludernde Hosen. Spärlich waren Zuschauer über das Feld hin verstreut, Europäer zumeist, die den Kopf nach dem Sultanstor reckten.

Purgstaller setzte sich schließlich zu Boden, aufs spärlich sprießende Gras. Ein paar von den Leuten wandten die Köpfe nach ihm in harmloser Neugier, und er rief ihnen einige Worte zu. Sie lachten, wahrscheinlich über sein Hocharabisch, das ihnen nur halb verständlich war, und antworteten in ihren Dialekten. Einer von ihnen, ein schlanker, junger Mensch mit freundlichen Augen, redete in der Berbersprache.

„Du bist ein Sussi“, sagte Purgstaller zu ihm, „aus welcher Gegend kommst du her?“

„Aus der Gegend von Tarudant.“

Aufregung hatte sich der Leute bemächtigt, sie flüsterten über den Fremden, der mit jedem von ihnen reden konnte, wie er's gewohnt war. Der freundliche Schlanke rang ersichtlich mit einem Entschluß, dann gab er sein Gewehr einem Nebenmann zu halten, verließ seinen Posten und kam auf Purgstaller zu.

„Ist es gut, daß du aus der Reihe trittst?“ fragte er den Dunklen, „gleich wird der Sultan kommen.“

„Es ist noch Zeit. Er ist niemals pünktlich.“

Purgstaller hatte seine Monduhr hervorgeholt. Der Sussi bekam große Augen. Werke der Mechanik sind für den natürlichen Menschen zugleich Zauberei und köstliches Spielzeug.

„Eine Uhr“, sagte er andächtig. „Wenn ich noch ein Jahr gedient habe, kaufe ich auch eine Uhr. Dann kann ich die Zeit stillstehen lassen, wenn ich fröhlich bin.“ Er sprach sein rauhes,

gutturales Idiom mit sanfter Stimme. Er mußte ein guter Junge sein.

Er beugte sich über den Sitzenden. „Das ist der Mond, nicht wahr? Ich sehe es deutlich. Kannst du den Mond stillstehen lassen, Herr? Bist du so mächtig?“

„Das kann ich nicht. Und ich bin nicht mächtig. Dies hier ist nur ein Abbild des Mondes, von Menschen gemacht, und er selbst geht weiter am Himmel und bekümmert sich nicht um mich.“

„Darf ich es einmal in meine Hände nehmen?“ fragte der Sussi, und seine schwarzen Finger zuckten nach dem Wunder. Aber in diesem Augenblick ertönte Trompetengeschmetter, und wie Purgstaller den Kopf über das Blachfeld hinwandte, sah er das Sultanstor geöffnet und die Spitze des kaiserlichen Zuges schon auf dem Marsch. Es war ein berittenes Trompeterkorps der Garde, weiß und grün gewandet, und seine langen Blasinstrumente, denen die seltsam disharmonische Marschmusik entströmte, blitzten silbern in der Mittagssonne.

Der Sussi war eilig in Reih und Glied zurückgetreten, und Purgstaller suchte sich auf dem holprigen Gelände einen günstigen Standort, zwanzig oder dreißig Schritt entfernt. Er stand nun etwas erhöht und sah mit aller Deutlichkeit den traditionellen Prunkzug zwischen dem Purpurspalier näher rücken. O melancholischer Glanz der Entfaltung, der niemand mehr täuschte im Land! Hinter dem Trompeterkorps zunächst vier Abteilungen der grün-weißen berittenen Garde, scharf geschieden nach der Art ihrer Pferde, von denen der erste Trupp schwarz war, der zweite weiß, isabellfarben der dritte und der letzte eisengrau. isoliert dann ein Würdenträger in großer Hofuniform. Die sieben Leibrosse des Sultans danach, in silberner Aufschirrung, von zwei gepanzerten Lanzenreitern gefolgt, deren Harnisch an die Rüstungen japanischer Ritter erinnerte. Ihnen folgte der Sultan. Ganz in weißer Seide auf weißem Pferde rückte er statuenhaft heran, ein schwarzer Lakai, der



neben ihm schritt, hielt über sein geweihtes Haupt an langem Stiel einen ungeheuren Sonnenschirm aus grünem Samt. Vier andere Diener, hellfarben diese, wedelten mit mächtigen Seidentüchern imaginäre Fliegen von ihm ab. Hinter dem Herrscher, edel bespannt, die Leibkutsche, ein überladenes Rokokogebilde in Gold und Grün, das ihn auf jedem dieser frommen Ausflüge von zweitausend Schritt Entfernung begleitete. Hofchargen wieder, zu Fuß, höchst bunt und phantasievoll kostümierte Herren: die Waffenträger, die Zelträger, die Assistenten für die heiligen Waschungen, mit Silberkrug und Silberbecken, die Standartenträger, die Kuriere, die Träger des Gebetstepichs, den sie ausgebreitet hielten und dessen seidenes Arabeskenwerk in der Sonne flimmerte. Endlich, eskortiert von rottröckiger Garde, auf weißem Maultier, inmitten einer Leere, als letzter der Großen der Vezier. Das rückte mit zeremoniöser Langsamkeit voran in der Mittagsglut, eingehüllt in die düstergellende Marschmusik, deren Harmonien Doktor Purgstallers europäisches Ohr nicht aufzunehmen vermochte. Schon war die Spitze des Zuges an ihm vorbei. Da bemerkte er Unruhe dort im Spalier, wo zuerst sein eigener Standort gewesen.

Einer der Soldaten rührte sich, ohne Rücksicht auf den herannahenden Kaiser. Es war sein Sussi. Er blickte sich um, er spähte rückwärts, linkshin und rechtshin. Kein Zweifel, der Mann suchte *ihn*. Nun verließ er auch schon seinen Platz, jetzt, im entscheidenden Augenblick, die lange Flinte in der Hand, lief er auf Purgstaller zu, offenbar völlig von Sinnen.

Das rief ihm der auch entgegen und winkte ab. „Bist du verrückt“, schrie er, „scher dich zurück – sie werden dich strafen!“

Aber das half nichts mehr. Der Sussi stand neben ihm. „Laß es mich noch einmal sehen, Herr“, sagte er rasch atmend, „ich hatte Angst, du seist fortgegangen.“ Das Spielzeug, das Wunderspielzeug war stärker gewesen als alles. Ort und Zwang und Zeremonie hatte das zaubergläubige, erwachsene Kind vergessen und bettelte um den Anblick.

„Du kannst es nachher sehen, du Narr! Ich gehe nicht fort!“ Der Doktor Purgstaller war ganz verzweifelt. Am liebsten hätte er den Sussi mit einem Fußtritt zurückbefördert.

Doch es war für alles zu spät. Der Würdenträger in großer Uniform, der den Leibrossen voranschritt, befand sich schon dort, wo die Lücke klaffte. Er war ein dürrer, gelbgesichtiger Alter in grünem Turban. Er stutzte. Er rief, nicht laut, ein paar scharfklingende Worte. Der Zug hatte nicht gestockt. Hinter den Lanzenreitern im japanischen Harnisch rückte unterm grünen Sonnendach der Sultan her, im weißseidenen Burnus, die weiße Kapuze über den weißen Turban gezogen, in sakraler Unbewegtheit auf seinem still schreitenden, weißen Roß.

Das sah Purgstaller nicht mehr. Er sah vielmehr dies: auf das Kommando des Alten hatten zwei Leute aus dem Gardespazier kehrtgemacht. Sie eilten im Laufschrift auf seinen Sussi zu, sie packten rechts und links seine Arme und zogen davon mit ihm als Gefangenen, schräg hinterm Spalier auf das Sultansschloß zu. Eben waren sie noch seine Kameraden gewesen, seine freundlichen Nebenmänner; sie waren jetzt seine Schergen. Ohne Widerstand ging der Sussi mit ihnen.

Doktor Purgstaller zog hinterdrein. Während die Prozession sich feierlich weiterbewegte zur Moschee, stolperte er querfeldein den dreien nach. Endlich hatte er sie erreicht.

„Wo bringt ihr ihn hin?“ fragte er ein wenig keuchend. Keine Antwort.

„Werdet ihr reden, beim Satan!“

„Ins Gefängnis, Herr“, antwortete sanft der Sussi. „Aber das tut nichts. Darf ich’s noch einmal sehen, Herr?“

Und Doktor Purgstaller, zwischen Gelächter und Rührung, zog seine Monduhr und hielt sie im Laufen von der Seite her dem Gefangenen vor die gläubig glänzenden Augen.

„Wie ist dein Name, Sussi“

„Mohámmed ben Mohámmed el Mehenni.“ Er betonte scharf das A des heiligen Namens, den er trug.

„Ich werde mich um dich kümmern.“

Der Palast war schon nahe. Doktor Purgstaller blieb auf dem Sultansfeld stehen und sah die drei Rotrückigen durch das rohgezimmerte, mächtige Holztor verschwinden.

„Eine zu blöde Viecherei!“ sagte er sehr laut. Seine Monduhr hatte er in der Hand behalten. Er betrachtete sie gedankenvoll. Es war halb eins.

Um halb drei hatte er den Kommandeur der Schwarzen Garde ausfindig gemacht, um sich nach dem mutmaßlichen Schicksal des Gefangenen zu erkundigen. Der Hauptmann war kein Neger, sondern ein europäisierter Araber von gefälligen Formen. Er bedauerte, dem fremden Herrn mitteilen zu müssen, daß für dergleichen Vergehen im Dienst noch die Bastonnade in Anwendung sei – das Zerprügeln der Fußsohlen, jawohl, und er nehme mit Bestimmtheit an, daß im Fall des Mohámmed die dreimalige Bastonnade verhängt werde, zu vollziehen an aufeinanderfolgenden Tagen. Vom Fuß bleibe dann allerdings nichts übrig als ein Klumpen von brandigem Fleisch und zerschmetterten Knochen. Der Sussi werde sich eben ohne Füße behelfen müssen. Das sei ja das Los zahlreicher Menschen.

Purgstaller bedankte sich höflich und verließ die Kaserne. Da er keine gelehrte Maschine war, sondern ein Mensch, so war er der Erbitterung ebenso zugänglich wie dem Mitleid. Er sah seinen Sussi vor sich, an dessen Geschick er unschuldig Schuld trug, sah ihn erst elastisch auf federnden Füßen dahineilen zwischen seinen Wächtern, sah ihn dann vor sich auf einem Lazarettbett und einen stumpfen Feldscher an ihm beschäftigt, der ihm die blutigen Fußklumpen absägte über dem Knöchel. – Um halb fünf erschien er zur Audienz beim französischen Generalresidenten.

Dergleichen pflegt sonst nicht so rasch in die Wege geleitet zu sein. Aber Erbarmen und Erbitterung sind ausgezeichnete

Motoren, und außerdem kommt es einem in allen Kanzleien und Vorzimmern der Welt zustatten, wenn man ein gutgewachsener, gutgekleideter Herr ist, im geprägten Antlitz die Legitimation alten Bluts, sprachgewandt ferner, nicht laut, aber bestimmt und vom Wert hoher Trinkgelder innig überzeugt.

Der Generalresident saß in seinem Arbeitszimmer am Fenster und las. Er klappte das Buch zu, und Doktor Purgstaller sah, daß es ein Band Paul Valéry war. Der Beamte war weißhaarig, fein und gebrechlich; eine Tasse Kamillentee stand auf der Ecke des Schreibtisches.

Das war ein unangenehmer Fall, delikatsch und schwierig: Disziplinbruch bei repräsentativer Gelegenheit. Die Rechtsprechung innerhalb des Hofstaats gehörte zu den unantastbaren Privilegien seiner Majestät; der Beamte deutete durch sehr feine Wendungen an, daß es solcher Privilegien nicht mehr sehr viele seien. Eben darum werde eifersüchtig über sie gewacht. Die schützende Regierung Frankreichs vermöge da wenig, so gut wie nichts. Übrigens, der Mann hatte sich ja wirklich vergangen, und außerdem – dies wurde wieder sehr fein ausgedrückt –, warum erregte sich der reisende Herr eigentlich über den Fall, was ging er ihn an?

Doktor Purgstaller setzte auseinander, was er ihn anging. Er zog sogar seine mirakulöse Uhr und erklärte, wie ganz unerträglich es ihm sei, daß dies Erbstück, ihm überkommen von geehrten Ahnen, nun Blut und Glück eines armen, unwissenden Naturkindes kosten solle. Er ging so weit, im Lauf dieser Darlegung Rousseau zu zitieren, und hatte plötzlich den Eindruck, daß er den feinen alten Herrn da vor ihm ganz vorzüglich unterhielt. Das Blut stieg ihm zu Kopf.

Aber er hatte dem Residenten Unrecht getan. „Es gibt nur einen Weg“, sagte er klar. „Eine Audienz bei Seiner Scherifischen Majestät. Ich werde sie Ihnen erwirken.“

„Aber wann, Exzellenz? Es eilt. Morgen nachmittag findet die erste Exekution statt.“

„Ich werde telephonieren.“

„Verzeihung, Exzellenz, sind Sie auch sicher ...?“

Der zarte Greis hatte nur ein Lächeln. So lächelt die Macht. „Ich sage Ihnen ja: ich werde telephonieren. Es war mir ein Vergnügen, mein Herr!“

In der Nacht, die ihm wenig Schlaf brachte, entwarf Doktor Purgstaller seinen Plan und faßte einen Entschluß. Er war früh auf und begab sich zu den europäischen Läden der Stadt, um die vorgeschriebene Audienzkleidung einzukaufen. Er war ohne Frack auf diese Reise gegangen. Als er vor dem Hotelspiegel Toilette machte, streckte er sich selbst die Zunge heraus. Wie alle österreichischen Herren hatte er Sinn für Eleganz. Jetzt kam er sich vor wie ein Aushilfskellner.

Einen etwas zu kleinen Zylinder auf dem Kopf, unterm Arm ein Paket, fuhr er Schlag zwölf beim Sultanstor vor. Unter Trommelwirbel wurde geöffnet, und ein Zeremonienmeister geleitete ihn einen unendlichen Weg durch Bogengänge, Säle und Brunnenhöfe. Purgstaller spürte seine neuen Lackschuhe, so weit war der Weg. Er hatte das Gefühl, als werde er tieferen Eindrucks wegen dreimal um den ganzen Palast geführt. Endlich stand er vor der Majestät.

Der noch sehr junge Herr, wiederum ganz in weißer Seide, saß auf Kissen unter einem thronhimmelartigen Gezelt. Hofchargen hielten sich zu seinen Seiten, darunter der gelbgesichtige Alte, der die Verhaftung des armen Mohámmed verfügt hatte. Das Antlitz des Sultans war schmal und von Elfenbeinfarbe, ein dunkellockiger Jünglingsbart umrandete das Kinn. Er sprach nicht als erster, sondern wartete.

Purgstallers stilisiertes Arabisch überraschte. Selbst der gelbe Alte wiegte wohlgefällig den Kopf. Der Professor drückte sein Entzücken aus über die Gnade, die ihm zuteil werde. Eingehend beschrieb er den Neid, der ihn in seinem Vaterland für die Auszeichnung erwarte, den einzigen Kaiser der westlichen Welt – er sagte nicht den letzten – von Angesicht zu schauen.

Dann enthüllte er langsam sein Geschenk. Ein gelehrter Mann dieses Landes, sprach er, habe ihm eine geschichtliche Handschrift von bedeutendem Wert anvertraut. Vom Werk des großen Ibn Kaldun seien auch auf die Gelehrten seiner Heimat, ja auf alle Historiker des Nordens befruchtende Strahlen ausgegangen. Er sprach hiervon so überzeugt, als hätten ohne diesen Ibn Kaldun weder Gibbon noch Taine noch Ranke je einen Strich zu Papier bringen können. Aber gerade weil ihn die Handschrift unschätzbar dünke, seien ihm im Augenblick seiner Ausreise Bedenken gekommen, das Geschenk zu behalten. Keinen würdigeren Gebrauch wisse er von der Kostbarkeit zu machen, als sie dem zu Füßen zu breiten, von dessen Augenlicht dieses ganze Reich sich erhelle.

Einer der Würdenträger trat auf Purgstaller zu, nahm das Manuskript in Empfang und überreichte es aufs Knie gebeugt dem Kaiser. Der blätterte mit schmalen Händen in der Rolle. Es war ganz still. Nur das Knittern des Pergaments war hörbar.

Dann begann er zu sprechen. Er sprach leise, mit zeremoniöser Langsamkeit. Er dankte dem Fremden für den freundlichen Willen und gab seine Bereitschaft kund, die Handschrift den Schätzen seiner Bibliothek anzureihen. Ein Gegengeschenk, das wisse er wohl, werde von einem so distinguierten Besucher nicht erwartet. Aber wenn der Gelehrte aus Norden auch für sich nichts beanspruche, so sei es sein kaiserlicher Wunsch, diese Stunde durch einen kleinen Akt der Freundlichkeit und Gnade zu bezeichnen. Er erinnere sich – dies war zu dem Gelben hin gesprochen –, daß einer seiner Diener durch Unachtsamkeit sich eine Strafe zugezogen habe. Diese Strafe sei zu erlassen. Alles klappte wie im Theater nach dreißig Proben. Purgstaller dankte mit Überschwang. Während er sprach, spürte er in seinen Füßen, obwohl sie in zu engen Lackschuhen steckten, ein unendliches Wohlgefühl. Es waren die geretteten Füße des dunklen Mohammed, die er fühlte.

Und nun wollte er gehen. Aber der junge Herrscher gab seinen Hofbeamten ein Zeichen, und sie zogen sich zurück. Es war Doktor Purgstaller unklar, was folgen sollte.

Der Sultan war aufgestanden. Seine weiße Seide rauschte um ihn. Leichtfüßig ging er auf Purgstaller zu, lächelte und sagte in einem sehr geläufigen Französisch, das ausgesprochen Pariser Akzent hatte:

„Das haben Sie vorzüglich gemacht, mein Bester. Sie haben mich meinen Pedanten gegenüber vollkommen gedeckt. Aber sagen Sie mal, was haben sie für einen unmöglichen Frack an! Sind denn die Wiener Schneider so schlecht?“

Doktor Purgstaller, genötigt, sich ruckartig umzustellen, gab Aufklärung.

„Ich habe in Paris immer bei Pernet arbeiten lassen“, sagte der Kaiser. „Aber ich bin von ihm abgekommen. Er ist was für ältere Herren, die Senatoren lassen dort arbeiten. Jetzt bin ich bei Ferguson. Das ist der Richtige. Wann fahren Sie wieder hin?“

Er war ganz offenbar der Auffassung, als sei der normale Aufenthaltsort jedes vernünftigen Menschen Paris, als bedeute jeder andere Boden eine Art Exil, für einen Wiener Professor so gut wie für den Sultan von Marokko.

Eine halbe Stunde später kehrte Doktor Purgstaller in sein Hotel zurück, in ausgezeichnete Laune, obwohl er sein schönes Manuskript los war. Ihm blieb noch Zeit, in einer zwei-stündigen Autofahrt den Hafen Casablanca und damit sein Schiff zu erreichen. Vorher nahm er Gelegenheit, den funkelnd neuen Frackanzug samt Schuhen, Hemd und Zylinder dem eingeborenen Pikkolo zu verehren. „Hebe die Sachen gut auf“, sprach er zu dem lebendigen Knäblein, „kauf dir für fünfzig Centimes Mottenpulver und streu es in alle Falten! Wenn du achtzehn bist, sitzt dir der Staat wie angegossen.“ Und unter den Segenswünschen des geblendeten Lehrlings bestieg er das wartende Automobil.

Da erschien Mohámmed. Doktor Purgstaller hätte ihn gewiss nicht erkannt. Denn sein Prunk war von ihm abgefallen. In einem braunschmutzigen Überwurf, defekte Sandalen an den Füßen und den Schädel mit einem zweifelhaft weißen Turbantuch umwunden, warf sich der entlassene Soldat vor dem Trittbrett in den Staub. Er sagte nichts und blieb so liegen.

Purgstaller war ratlos. Ein Kreis von Gaffern hatte sich sogleich gebildet, das war ihm wenig angenehm. Überdies hatte er Eile.

„Du willst dich bedanken, Mohámmed“, sagte er endlich. „Aber das ist nicht nötig. Ich wünsche dir Gutes.“

Der Sussi blickte auf. Große, klare Tränen liefen aus seinen Augen.

„Du gehst fort aus diesem Lande, Herr“, sagte er schluchzend, „was soll ich nun ohne dich anfangen?“

„Du bist jung und stark. Es wird dir leicht sein, das Brot zu verdienen.“

Der Dunkle schüttelte den Kopf. „Ich habe dem Sultan schlecht gedient, niemand wird wagen, mich aufzunehmen.“

„Geh in deine Heimat zurück.“

„Dort kennen sie mich nicht. Ich bin als kleiner Knabe hergekommen. Nimm mich mit, Herr, an deinen Hof!“

An meinen Hof, dachte Purgstaller, und es schüttelte ihn inwendig vor Lachen. Sein Hofstaat in Währring bestand aus der blonden Kärntnerin Tini Kreittner, die sehr gut kochte. Sein Diener Franz hatte sich eben verheiratet. Er mußte gleich nach der Rückkunft einen neuen suchen.

„Ich will der geringste deiner Diener sein“, bettelte der Sussi. „Ich will weniger sein als dein letzter Esel. Ich will nicht schlafen. Wenn du mich blutig schlägst, will ich holdselig lächeln. Nur laß mich nicht zurück in dem fremden Land, wo die Sonne deiner Gegenwart mir nicht leuchtet.“



Das war eine sonderbare Verkehrung der Tatsachen. Purgstaller blickte auf den noch immer Knienden, auf dies primitive Leben, das ein absurdes Zufallsspiel ihm ausgeliefert hatte. Er blickte mit Unbehagen auf die Zuschauerschaft; ein Viertel der Bevölkerung von Rabat war versammelt.

Der arabische Chauffeur wandte sich um nach ihm. „Es wird Zeit, Herr“, mahnte er. Doktor Purgstaller nahm seine Monduhr hervor.

Ein rauher Schrei des Entzückens kam von dem Sussi. Seine nassen Augen strahlten. Der Gläubige erblickte sein Heiligtum.

„So steig also ein!“ rief Purgstaller mit verzweiflungsvoller Heiterkeit. „Steig ein und komm mit!“ Der Sussi hatte den Schlag aufgerissen, er warf sich über die Füße des Sitzenden, um sie heißhungrig zu küssen. Purgstallers braune Schuhe wurden naß von seinen Tränen. „Gut, gut, Mohámmed! Setz dich neben den Führer.“

Der Sussi gehorchte. Er warf einen selig triumphierenden Blick über die Menge. Der Mann am Steuer rückte ziemlich angeekelt von ihm weg. Er war ein sehr feiner Chauffeur und hatte vier Monate lang den englischen Konsul gefahren.

## 2

Die Tini Kreittner freute sich. Sie hatte ein Telegramm aus München erhalten, das die Ankunft ihres Herrn für den Abend ankündigte. Nun stand sie am Herd und kochte das Empfangessen.

Im Hause war seit Tagen alles in Ordnung: die fünf Zimmer entstaubt, gebürstet und poliert, die angesammelte Post auf dem Schreibtisch bereitgelegt, rechts in hohem Stapel die Briefe, links in einem noch gewaltigeren die Zeitschriften und Drucksachen; im Graspark, wo die Obstbäume frühe Blüten zeigten, waren alle Wege fein geharkt.

Für das erste Essen hatte sie mehrere Pläne entworfen. Sie war eine Köchin von Phantasie, von denen, die immer noch

etwas dazulernen. Aber schließlich hatte sie alles Komplizierte verworfen und sich für ein Menu entschieden, bei dem sie des Beifalls von vornherein sicher war. Es würde eine Nudelsuppe geben, dann ein Rindsgulasch mit Nockerln und zum Schluß einen Kirschenstrudel. Was wird er in Afrika gekriegt haben die ganze Zeit, dachte sie rnitleidig, Kokosnüsse ...

Sie war hocheufreulich anzusehen, wie sie am Herde stand, in ihrem weißen Schürzenkleid, das ihr bis zum Halse und bis zu den Knöcheln reichte und die festen, aber nicht derben Formen ihrer sechsundzwanzig Jahre angenehm modellierte. Sie war weißhäutig und dunkelblond, sie hatte im etwas breiten Gesicht graue Augen von bestimmtem und fröhlichem Ausdruck und einen lebensvollen, einladenden Mund. Sie war eine Bauerntochter aus der Gegend von Villach.

Die Zeit allein war ihr lang geworden und für sich selber zu kochen zuletzt so langweilig, daß sie's manchmal ganz unterlassen und mehrere Pfund abgenommen hatte. Ein Schaden war das übrigens nicht.

Die Bereitung ihres Gulasches nahm sie mit einem Ernst vor wie eine feierliche Handlung. Ein sehr würziger Duft begann die Küche zu erfüllen. Sie schnitt ein Pfund Zwiebeln ganz fein und röstete sie im Fett so lange, bis ihre Farbe hellbraun war, dann tat sie, fein gewiegt, sehr wenig Kümmel und Knoblauch dazu und schmeckte ab. Einen Löffel Paprika ferner, von der besondern Sorte, die Rosenpaprika heißt, und schließlich wurde das Ganze mit etwas Essig gespritzt. Das Rindfleisch, in Würfel geschnitten, mit Maß gesalzen, stand schon bereit. Nun hatte es mit der gesamten Zutat im eigenen Saft weich zu dünsten. Zwei Stunden nahm das in Anspruch. Dann war es acht. Und dann war er da.

Sie hing an ihrem Herrn. Von der Bedeutung seiner Arbeit hegte sie abenteuerliche Vorstellungen, genährt durch den Anblick seiner krausen Manuskripte, die sie ganz heimlich, in

einem untersten, heidnisch gebliebenen Winkel ihres Gemüts, für Geister- und Zauberwerk hielt.

Möglich, daß sie ein wenig verliebt in ihn war. Jedenfalls hätte ihr Ehrgeiz darin bestanden, allein für ihn zu sorgen, und dem Engagement eines neuen Dieners, das gleichwohl unvermeidlich schien, sah sie mit Mißvergnügen entgegen. Sicher würde es wieder ein so ärgerlicher Geselle werden wie der entlassene Franz, der mit seiner schwarzen Krawatte und seinen weißen Servierhandschuhen ewig hinter ihr hergewesen war. Das Dogma von der Torheit und Aufgeblasenheit der Mannsbilder im allgemeinen war fest eingewurzelt in ihr und hatte sie gegen manche Anfechtung gepanzert. Diese Anfechtungen stellten sich häufig ein; sie war ein verlockendes Stück Leben.

Es war dunkel geworden. Die Porzellanuhr überm Herd zeigte acht. Draußen fuhr ein Taxi vor. Sie ließ alles stehen und eilte zur Gartentür. Im Schein der Eingangslaterne stand der Professor und bezahlte den Chauffeur. Die Tini Kreittner wollte freudig auf ihn zu. Aber da kam um das Auto herum Mohámmed. Unheimlich, groß und fremdartig stand der Dunkle da, die beiden mächtigen Reisetaschen rechts und links in den Händen. Die Tini Kreittner stieß einen Schrei aus. Er regte sich nicht mehr. Er trug einen blauen Livreeanzug, den ihm der Professor in Marseille gekauft hatte, und eine blaue Schirmmütze über den nächtigen Zügen, die ein kindliches Lächeln erhellte. Aber die fremden Augen, deren Weißes perlmuttern schimmerte, hielt er groß auf die helle Frau da vor ihm gerichtet.

„Soll der bei uns wohnen, gnädiger Herr?“ fragte die Tini.

„Ich meine fast“, antwortete Purgstaller. „Geben Sie mir doch die Hand! Und seien Sie nicht außer sich! Wie geht's Ihnen denn?“

„Ganz im Ernst, gnädiger Herr?“

„Jetzt wird erst einmal gegessen, Tini! Wir haben einen Mordshunger, ich und der Mohámmed. Und hernach reden wir.“

Dann saß der Doktor Purgstaller an seinem runden Tisch, und sie trug ihm die Speisen auf; aber in der Ecke auf einem Schemel saß der Dunkle, die Schirmmütze auf dem Kopf, denn er war nicht gewöhnt barhaupt zu sein, und ließ kein Auge von ihr. Purgstaller schmeckte es nicht recht, er aß hastig, die Situation drückte auf ihn.

„So“, sagte er, als der Kaffee vor ihm stand. „Jetzt stellen Sie draußen dem schwarzen Menschen einen guten Teller voll Gulasch hin, aber kein Bier dazu, denn das kennt er nicht, und dann kommen sie herein zu mir, und ich erzähle Ihnen alles.“

„Gut ist er“, sagte er, als sie wieder im Türrahmen stand, und wies auf den Kaffee, „überhaupt war alles ganz wunderbar, gerade so, wie ich mir’s vorgestellt habe. Draußen kriegt man ja nichts Gescheites.“

„Das mein’ ich fast auch, gnädiger Herr!“

Purgstaller lachte. „Jetzt setzen Sie sich einmal her zu mir. Ich weiß schon: was ich Ihnen zumute, ist ein starkes Stück. Aber ich weiß doch auch, *wem* ich’s zumute! Wenn Sie zugehört haben, denken Sie vielleicht anders.“ Er schenkte sich eine zweite Tasse Kaffee ein und nahm eine Zigarre. Er tat ein paar Züge und begann.

Die Tini Kreittner saß sehr aufrecht auf ihrem Stuhl und lauschte. Aus den Falten ihrer langen Schürze, vielleicht aus ihrem Haar, kam ein leichter Duft von den guten Sachen, die sie gekocht hatte. Das wirkte nicht unangenehm, sondern friedlich und weiblich.

Der Doktor zog seine Monduhr. „Die da ist schuld gewesen, an allem. Sie kennen sie ja, Tini, die alte Uhr. Und jetzt sagen Sie selber: was hätt’ ich machen sollen mit dem armen Menschen?“

Sie nickte beladen. Ihr reiches und einfaches Herz war überzeugt, war gewonnen. Aber sie sah weiter hinaus. „Was soll er

dann anfangen bei uns, der Muhamed, oder wie er heißt? Er kennt sich doch gar nicht aus. Und reden kann er auch nix.“

„Das lernt er schon, Tini. Er ist nicht dumm. Sie müssen ihn ansehen wie einen besonders gescheiten Buben, wie ein Kind, das vom Leben noch gar nichts kennt. Dann wird's schon gehen.“

„Ein recht ausgewachsenes Kind“, sagte sie voller Bedenken. Ihr Instinkt hatte den großen Blick des Sussi richtig gedeutet und nicht vergessen.

Purgstaller sah ihr nach, wie sie hinaus war. Diese Bauerntochter – das war sein Land. Menschlich und einfach, frei und freundlich, so waren sie, ein Beieinander von Zärtlichkeit und Bestimmtheit, bei dem es dem Manne wohl wurde. Er bildete sich ein, von Enge und Vorurteil frei zu sein. Aber Österreich war ihm ein Dogma. Ohne Bedauern hätte der Weitgereiste auf alle ferneren Fahrten verzichtet; der Sprachenkenner hätte leichten Herzens nie wieder andere Laute um sich gehört als die Mundarten seines Landes. Es war sehr klein und arm geworden, gewaltsam zurückgeführt auf die Urzelle seiner einstigen Größe, um so eher konnte man's mit *einem* Blick der Liebe überschauen: die große Stadt, an deren deutschem Grundbestand ein italienisches Jahrhundert, ein spanisches und ein französisches geformt hatten, bis diese weltbunte Einheit stand; und um sie gebreitet die herrlichen Länder, waldrauschend, wiesenduftend, stromfunkelnd, seenstill, der Wundergarten Europas. Sie würde mit dem dunklen Problem da draußen schon fertig werden, die Kärntnerin Tini. Mit welchem Anstand hatte sie es aufgenommen! Es war ihm beklommen genug gewesen auf seiner Reise hierher mit dem schwarzen Moháammed. Ziemlich närrisch, was er sich da geleistet hatte, ein wenig absurder, als es einem Manne von beinahe Vierzig eigentlich zukam. Aber rückblickend mußte er sich sagen, daß eigentlich kein anderer Ausweg gewesen war. Und so zog er denn mit seinem Trabanten von Konsulat zu Konsulat und ver-

brauchte mehr Rhetorik als sonst in drei Jahren, denn es war natürlich keine Kleinigkeit, einen schwarzen Mann ganz ohne Papiere über alle die Staatsgrenzen zu verfrachten. Die letzten Kämpfe waren in München und in Salzburg zu bestehen gewesen. Betreten saß er nun hier nach dem Sieg.

Drei Wochen später sah alles schon möglicher aus. Ein Zimmer im Oberstock, das bisher als Kofferkammer gedient hatte und dessen Fenster nach Osten ging, war für Mohámmed eingerichtet. Vor dieses Fenster hatte ihm Purgstaller einen kleinen Wollteppich hingebreitet, darauf verrichtete der Sussi fünfmal am Tage seine Andacht. Mehr war nicht vonnöten. Seine einfache Religion verlangte nicht Priester noch Gotteshaus, nichts als Gebet und Waschung. Jeder Moslem ist seine eigene Kirche.

Auf den Turban und den darunter getragenen Fez, den nicht der Koran, sondern die minder heilige Sunna vorschreibt, hatte der Gläubige ohne Zögern verzichtet. Ihm war die Meinung seines neuen Herrn Gebot. Er betrachtete sich als seinen Sklaven, und in seinem Munde war dies keine Redensart: von allen Europa nahe gelegenen Ländern ist ja Marokko das einzige, wo Sklaverei noch besteht.

Der Sklave Mohámmed tat seinen Dienst mit leidenschaftlicher Genauigkeit. Jede Pflicht begriff er fast augenblicklich, seine Gewandtheit war zum Erstaunen, Haus und Garten strahlten von sauberer Ordnung; er bediente bei Tisch mit einer ehrerbietigen Lautlosigkeit, die das Entzücken der Gäste bildete. Und wie groß war sein Stolz, als er zum ersten Male für den Professor ein Paket Bücher aus der Universitätsbibliothek nach Hause tragen durfte! Die nötigsten Ausdrücke der deutschen Sprache verstand er bald und wandte sie an. Und auch die Orientierung in dieser großen, von einem nie erschauten Leben erfüllten Stadt fiel ihm leicht. Nur war diese Orientierung ganz äußerlich.

Er fand sich zurecht. Aber er sah nicht die Wirklichkeit. An seinem inneren Bild vermochte das, was er wahrnahm, nichts zu ändern. Alles war auf den Kopf gestellt. Für ihn war sein Herr auch Herr dieser Stadt, und das kleine Haus, darin ihm zu leben beliebte, war ihr Mittelpunkt; von hier aus ward sie regiert. Keine Bahn und kein Wagen fuhr ohne Geheiß seines Herrn, die Menschen bewegten sich in den Straßen, weil er es ihnen erlaubte, ein Wunsch von ihm hätte alle Kaufläden und Gasthäuser schließen können, alles Dasein hing von ihm ab. Der Doktor Purgstaller suchte ihn aufzuklären, er wurde gar nicht verstanden.

Das eigentliche Sinnbild und Zentrum aller Macht aber war die Monduhr. Der Herr trug sie in der linken Tasche seiner Weste, ein wenig unterhalb des Herzens, und hier empfangen der Mond und die Zeit die unmittelbaren Befehle seines Blutes.

Der Herr trug sie nicht immer. Er besaß eine zweite, gewöhnliche Uhr, die er oft mit jener vertauschte. Aber sein Befehl wirkte fort. Die Himmelsuhr lag dann ganze Tage lang auf einem kleinen Tisch in seinem Schlafzimmer, unter Kristallflaschen und Dosen aus Silber, und regelte nach dem einmal empfangenen Geheiß weiter den Gang des Gestirns und der menschlichen Existenz. Oft stand der Gläubige vor ihr, die ihn fast verderbt und deren Kraft ihm dann den Körper gerettet hatte.

Was die Tini Kreittner gefürchtet, trat nicht ein. Das Zusammenleben war ganz erträglich. Von der lästigen Zudringlichkeit des entlassenen Franz war nichts zu spüren; vielmehr erwies ihr der Mann aus Afrika eine Achtung, ja Ehrerbietung, die sie in Verlegenheit setzte. Lange begriff sie nicht, was in ihm vorging.

Wie sein Retter und Brotgeber der weiße Mann, so war sie, die Tini Kreittner aus Kärnten, die weiße Frau für ihn. Der Augenblick vor der Gartentür, da er sie zum erstenmal erblickt hatte, hell im weißen Schürzenkleid, war bestimmend gewesen.

Alle die andern Frauen, die sich über die Gassen und Plätze der fremden Stadt bewegten, waren nur schwache Abbilder, unbedeutliche Plagiate von ihr. Natürlich stand sie sehr tief unter dem Herrn, wie ja überhaupt nach der Rangordnung das Weib unter dem Manne steht und ihm dient. Aber das hinderte nicht das Bedürfnis des Sussi, auch ihr zu dienen. Keine Brücke führte von ihr zu den Weibern seines eigenen Landes, die nicht viel mehr bedeuteten als Haustiere und käuflich waren zur Ehe. Denn hier befand er sich in einer völlig anderen Welt, die von anderen Gesetzen abhing – Gesetzen, deren bewegendes Sinnbild er ja so gut kannte. Es ruhte im Schlafzimmer auf einem kleinen Tisch, zwischen Kristall und Silber.

Rascher, als sie gemeint, hatte sich die Tini an die Gegenwart des fremden Menschen gewöhnt. Der Sussi tat das seine dazu, denn sein Verlangen nach ihrer Nähe schien ohne Grenzen. Er konnte, wenn seine Arbeit getan war, Stunden hindurch auf einem Schemel in der Küche sitzen und ihr beim Kochen zusehen. Er kam mit den Stiefeln, die er putzen sollte, mit dem Anzug, den er ausbürstete, in die Küche, bis sie es ihm verwies. Sie hatte Mühe, ihn davon abzubringen, daß er sie zu ihren häuslichen Einkäufen begleitete. Jeder Augenblick offenbar schien ihm verloren, da er sie aus den Augen verlor.

Sie ertrug es mit Milde. Dieser Mensch, sagte sie sich, ist aus seiner eigenen Welt herausgefallen und in der neuen mutterseelenallein. Nach ein paar Wochen vermißte sie ihn, wenn er nicht da war. Es war etwa so, wie man einen braven großen Hund vermißt, wenn seine Decke leer bleibt.

An einem Sonntagnachmittag, dem letzten im Mai, wurde sie von einer Freundin zum Ausgang abgeholt. Dies war eine Wienerin, Mitte der Zwanzig, wie die Tini selbst, nicht besonders hübsch, aber lustig, die ein paar Häuser entfernt bei einem Kommerzialrat in Dienst stand. Purgstaller war über Land gefahren. Der Sussi blieb allein. Es war schon lange dunkel, als die Tini nach Hause zurückkam. Sie drehte das Licht an und



sah sich nach Mohámmed um. In der Küche war er nicht, aus seinem Zimmer kam keine Antwort; aber der Hausschlüssel hing an seinem Platze.

Sie suchte. Sie fand ihn im Schlafzimmer des Professors, im Finstern hingekauert vor dem Tischchen, darauf die Monduhr lag. Er rührte sich nicht, als sie hereinkam, er schien wie in eine Starre versenkt. Es war klar, daß er es nicht vertragen hatte, allein gelassen zu sein.

Endlich stand er auf. Ein starkes Gefühl des Unbehagens und einer eigentümlichen Verantwortung überkam sie. In Hut und leichtem Mantel, den Sonnenschirm in der Hand, stand sie vor ihm und begann ihm zuzureden. Er schien sie nicht zu verstehen, sondern hielt den Kopf gesenkt und schaute auf ihre Schuhe. Aber als sie ungeduldig wurde und sich fortwenden wollte, hielt er sie mit einer mahnenden Bewegung zurück und wies mit lang ausgestrecktem Arm und Zeigefinger auf die Uhr.

Sie zeigte Neumond. Aus dem goldenen Kreisrund war jeder helle Schimmer verschwunden. Dies schien in irgendeiner Beziehung zu Mohámmeds Kummer zu stehen.

„Lassen's doch die Dummheiten, Mohámmed“, sagte die Tini betrübt. „Was haben Sie denn nur immer mit der Uhr?“

Aber das war offenbar nicht leicht zu erklären. Er fing an zu stammeln und mit dem Finger auf dem Zifferblatt herumzuzeigen. Dazwischen deutete er ausdrucksvoll bald auf Tini, bald auf sich selber. Mit gerunzelten Brauen schüttelte sie den Kopf. Sie verstand nur ganz allgemein, daß dieser afrikanische Mann eine Verbindung zusammenphantasierte zwischen der altertümlichen Taschenuhr da und ihren beiden Personen.

Es war ihr beklommen dabei, ja, die Sache beschäftigte sie so sehr, daß sie sich ihrem Herrn anvertraute. Der konnte den Mohámmed verstehen und ihm seine Torheiten vielleicht aus dem Kopf reden.

Der Doktor Purgstaller erfuhr nun ganz, welche Rolle im Weltgeschehen der Sussi seinem venezianischen Erbstück zuschrieb. Er erfuhr aber mehr. Auch die persönliche Existenz des Mohámmed ben Mohámmed el Mehenni nämlich hing mit seiner Mechanik zusammen. Ja, man konnte geradezu sagen, daß Mohámmed ein Teil dieser Uhr war, daß seine Person und sein Schicksal mitliefen in ihrem silbrig tickenden Gang.

Er nämlich war das Dunkle im Mondkreis, Tini aber das Helle. Stetig wandelten sie sich und verwandelten so einander. Stetig war das Dunkle hinter dem Hellen her, und das Helle floh vor ihm. Und immer wieder kam ein Tag, da war es völlig verschwunden, und das Dunkle war allein und mußte sich fürchten. So war es an jenem Sonntag gewesen, da er allein im stillen Hause zurückgelassen worden war. Viele Stunden hatte er da einsam vor seinem eigenen lichtlosen Abbild gekauert und auf einen Schimmer des am Rande wiederkehrenden Lichts vergeblich geharrt.

Als der Professor im klaren war, schwieg er eine Weile. Den Gedanken, diese ganze Vorstellungswelt zu zerstören, wies er sogleich von sich. Das war aussichtslos.

Aber innerhalb ihrer, fußend auf ihr, beschloß er dem Sussi zuzusprechen. Es sei ja doch eine Erfahrung und Wahrheit, stellte er ihm vor, daß das Helle wiederkomme, am Himmel oben und hier auf der Uhr – also sei kein Grund, sich zu fürchten. Es sei genau so sicher wie die Tatsache, daß die Tini wieder zurückkehrte, wenn sie einmal das Haus verließ.

Ihm scheine das alles nicht so sicher, antwortete der Sussi. Warum könne denn nicht eines Tages alles dunkel bleiben und das Haus öde. Ein mächtiger Herr wie sein Herr könne unmöglich wissen, wie es einem niedrigen und verlassenem Geschöpf wie seinem Diener Mohámmed da zumute sei.

Purgstaller blickte ihn an, unterirdisch angerührt. Da stand dieser körperstarke Mensch vor ihm und fürchtete sich in seiner Einsamkeit. Er war fortgerissen aus seiner Umwelt, hinein-

geschleudert in eine Öde wie vor dem ersten Schöpfungstag, in seiner Seele hilflos wie ein Kind. Zu keinem Menschenherzen hatte er irgendeinen Weg als zu dem Purgstallers und zu dem des Mädchens aus Kärnten. Uralte Ängste stiegen da auf in ihm, zurückreichend in jene Zeiten, da seine Ahnen an einem Strom im Innern Afrikas auch von der Religion des Propheten noch nichts gewußt hatten. Ahnen waren das, die noch jeden Abend darum flehten, die helle Sonne möge doch wieder erscheinen, nackte, schwarze Ahnen, unfähig noch, an Erfahrung zu glauben, allnächtlich gewürgt von der Angst, es werde nun auf ewig alles dunkel bleiben auf Erden. Und dies alles hing damit zusammen, ja es war eigentlich das gleiche wie der Umstand, daß dieser Afrikaner die Tini Kreittner aus Kärnten liebte wie ein Mann die Frau.

Purgstaller war bekümmert. Ein paar Stunden später rief er die Tini herein und ließ sie sich niedersetzen, wie damals in jener ersten Stunde nach seiner Heimkunft. Behutsam begann er, ganz gewärtig, daß sie ohne Verständnis den Kopf schütteln würde: aber ihr reiches und einfaches Herz verstand.

„Es liegt was drin, gnädiger Herr“, sagte sie langsam. „Ich weiß, was er meint, der Mohámmed. Bei uns zu Haus waren Weiber, die haben noch ganz andere Dummheiten geglaubt. Und das waren Christenweiber. Man muß ihn halt lassen.“

„Wenn’s nur gut hinausgeht, Tini!“

„Was soll man denn machen, gnädiger Herr! Eine Wahl haben wir nicht. Wo wollen Sie hin mit dem Menschen!“

Dies war wirklich der Punkt, auf den stets alles zurücklief. Es wurde Purgstaller eng bei dem Gedanken, daß er dies Leben so ganz an das seine gebunden hatte.

Sie erriet ihn. „Einen bessern Diener finden Sie nicht, gnädiger Herr, und einen braveren auch nicht. Vorgestern ist er zu mir gekommen und hat mir sein gespartes Geld gebracht. Ich soll’s ihm aufheben oder sagen, was er damit machen solle. Wo kommt denn das vor!“

„Ihretwegen bin ich in Sorge, Tini!“

Sie schüttelte den Kopf. „Das brauchen Sie nicht, gnädiger Herr. Er ist ein ordentlicher Mensch und zu mir wie ein Hunderl.“

„Na, na.“

„Doch, da kenn’ ich mich aus. Mit dem Mohámmed geh’ ich drei Stunden spazieren in einem finstern Wald. Leid tut er mir.“

„Mir auch“, sagte Purgstaller und sah ihr mit männlicher Sympathie in das frische, hübsche Gesicht.

Nach diesem Gespräch hatte die Tini noch mehr das Gefühl, für den schwarzen Trabanten verantwortlich zu sein. Sie vermied es, lang außer Haus zu bleiben, wenn Purgstaller abwesend war. Da sie in der großen Stadt fast ohne Anhang war, fiel ihr dies Opfer nicht schwer. Immerhin dauerte es noch fast zwei Monate, ehe sie sich entschloß, ihn kurzerhand einmal mitzunehmen. Sie hatte das Aufsehen gescheut. Aber als er an einem Sonntag im Juli zum erstenmal mit ihr im Prater spazierenging, war sie sogleich beruhigt. Er sah so anständig aus in seinem dunkelblauen Livreeanzug, er hielt sich an ihrer Seite so gerade und still und bescheiden, daß gar kein Anstoß entstehen konnte. Ein paar Kinder und ganz junge Leute lachten vielleicht und wunderten sich; aber die erwachsenen Spaziergänger drehten sich nicht einmal um. Wer von ihnen überhaupt so weit dachte, hielt ihn wahrscheinlich für einen Diener bei einer exotischen Gesandtschaft. Wenn sich die Tini Kreittner über ihre Gefühle selber befragt hätte – aber dergleichen lag nicht in ihrer Gewohnheit –, so hätte sie entdeckt, daß ihr der schwarze Mensch allmählich ans Herz gewachsen war. Mütterliche Empfindungen für das große, verlassene Kind, das ihr da beschert worden war, überwogen gewiß; jedenfalls war sie sich keiner andern bewußt. Ein Zustand ruhiger Gleichmäßigkeit war eingetreten, und es führte zu nichts, immer wieder zu fragen, ob er auch haltbar sein werde.

Die Ausflüge zu zweit waren ihr selbstverständlich geworden. Man sah sie im Volksgarten miteinander, im Dreherpark draußen bei Schönbrunn, wo sich Mohámmed vom Ringelspiel und den Schießbuden gar nicht losreißen konnte, und einen ganzen freien Tag verbrachten sie weit vor der Stadt im Wienerwald. Als die Sonne hinter die Hügel trat, blieb der Sussi ein wenig zurück, und die Tini sah ihn sich niederwerfen und, das Antlitz gegen Osten gewendet, sein Gebet tun. Sie ging langsam weiter, er holte sie ein, und sie wanderten durch den dunkelnden Wald bis zur Bahnhaltestelle.

An einem Samstag, vier Wochen danach, kam aus der Nachbarschaft die Freundin herüber und schlug für den nächsten Abend einen Gang zum „Heurigen“ vor. Ihre Herrschaft befand sich auf Reisen, in der Schweiz, und so war sie an keine Stunde gebunden. Man würde zusammen nach Sievering oder Heiligenstadt hinausfahren und einmal recht lustig sein miteinander. Man hatte ja ohnehin nichts vom Leben.

„Das ist nicht so einfach“, sagte die Tini. „Mein Herr ist daheim. Er geht heuer überhaupt nicht aufs Land.“

„Was macht denn das aus! Er wird’s doch erlauben.“

„Schon ...“

„Also?“

„Ich weiß nicht ...“

„Aber *ich* weiß“, sagte die Netty. „Du willst bloß deinen Schwarzen nicht zu Hause lassen, weil der Bub sich sonst fürchtet.“

„Die Sachen hör’ ich nicht gern!“

„Aber wahr ist’s! Du bist doch kein Kindermädel für sechs Schuh lange Mohren! Die Leut’ lachen ja drüber!“

„Das macht nix.“

„Wenn’s nicht anders ist, Tini, dann nimm ihn halt mit!“

Und das geschah auch.

Das Heurigen-Wirtshaus, das sie aufsuchten, war keines von denen, die im Reisehandbuch verzeichnet stehen. Kein Amerikaner war je hier gesichtet worden. Mohámmed und die beiden Mädchen durchschritten einen langen, gepflasterten Hof, der von niedrigen, alten Gebäuden umgeben war, Ställen, aus denen Hufstampfen kam, Remisen, die offen standen und ihre Wagen sehen ließen; ein Gatter führte zum Wirtsgarten, aus dem Tanzmusik ihnen entgegenklang. Sie fanden Platz an einem kleinen Tisch, auf dem ein Windlicht stand.

Farbige Dämmerung herrschte. Unter den Nußbäumen waren bunte Papierlaternen aufgehängt. Auf ihrer hölzernen Estrade spielten die vier Musikanten ganz vortrefflich. Ein Bretterboden war ausgespart für die Tanzenden. Rundum saßen die Leute an ungedeckten Tischen und tranken und aßen und rauchten in Frieden gute, wohlfeile Sachen. Man war nicht laut. Wie ein bescheidenes kleines Versteck erschien dieser Wirtsgarten, darein das vielerorten vertriebene Menschenglück geflüchtet war.

Der Wein kam. Es war ein hellgelber Wein, der gut roch und angenehm bitterlich schmeckte.

„Der Muhámmed kriegt lieber nichts“, sagte die Tini, „der Heurige hat’s in sich.“ Aber die Netty lachte.

„So trocken kann er nicht dasitzen. Ein baumlanges Mannsbild wie der wird noch ein Viertel vertragen können!“

Mohámmed trank. Das Gebot des Propheten, gegorenes Getränk zu meiden, war schon vielfach von ihm durchbrochen worden. Es war wie mit dem Tragen des Fez: was im fremden Land unvermeidlich war, wurde gewiß auch vergeben. Seit langem trank er am Abend sein Bier wie andere Herrschaftsdienner auch.

Der Wein hier war etwas anderes. Er hatte das kleine fußlose Glas erst zweimal geleert und spürte ihn schon. Es war ihm auf einmal ganz leicht und munter zumute. Zur Tini trat ein

Herr heran und forderte sie zum Tanz. Sie lehnte mit Freundlichkeit ab: sie könne nicht tanzen.

„Das gibt’s doch nicht, Fräulein! Ich führ’ sie schon, hinfallen werden wir nicht.“

Sie blieb dabei, und Netty wunderte sich. „Was bist denn so fad, Tini, was hast denn? Er war doch ein ganz fescher Mann!“

Sie schüttelte verstohlen abwehrend den Kopf und deutete auf Mohammed. Mit einem seligen Lächeln saß er da und wiegte den Kopf zur Musik.

„Ach so! Der könnt’ eifern! Ja, da kann man freilich nix machen, du Negerbraut.“

Und sie war fort, schon zum drittenmal, und drehte sich unter den andern.

An einem Tisch ganz in der Nähe saßen drei Herren. Sie waren jung, aber nicht gar zu jung, sie saßen ruhig da, tranken mäßig, erzählten sich was und rauchten alle drei die langen, dünnen Virginias. Zwei waren Zivilisten, der dritte war in Uniform, ein Mann Mitte der Dreißig, schon mit einem kleinen Ansatz zur Fülle.

Er blickte öfters zu Tini hinüber.

„Was hat der Herr da für eine Uniform?“ fragte sie die Netty, als diese wieder einmal an den Tisch zurückkehrte. „Ist das ein Offizier?“ Die Netty wußte Bescheid auf diesem Gebiet.

„Ein Offizier ist das nicht, wenigstens nicht ganz. Das ist ein Zahlmeister beim Bundesheer. Ganz angesehene Menschen sind das.“

Der Zahlmeister stand bald auf und bat um einen Tanz.

„Ich kann nicht“, sagte die Tini wieder.

„Aber warum denn nicht, Fräulein?“

„Es geht halt nicht.“

„Das ist aber schad.“

Sie fand es selbst, dieses Mal. Er machte eine Verbeugung, nicht steif, aber sehr höflich und ohne Verlegenheit über die Absage. Der Mann gefiel ihr.

Es war schon spät. Rascher drehten sich die Paare und juchzten dazu. Die Menschen an den Tischen sangen die Lieder mit. Die Netty war gar nicht mehr zurückgekommen, sondern saß abseits unter fremden, vergnügten Leuten an einem großen Tisch. Mit einemmal fiel es der Tini auf, das Mohámméd ganz still geworden war. Sie blickte hin zu ihm. Mohámméd schlief.

Er hatte den einen Arm auf den Tisch gelegt und den Kopf auf den Arm und atmete leicht und regelmäßig wie ein Kind. Der ungewohnte Wein hatte ihn rasch entrückt. So schlief er in sein Schicksal hinein.

Der Zahlmeister lächelte hinüber zu Tini, mit Beziehung auf den schlummernden Schwarzen. Es war ein gutmütiges Lächeln, nicht spöttisch oder hochmütig, und die Tini lächelte schüchtern zurück. Es dauerte nicht lange, so saß der fremde Herr an ihrem Tisch. Er sprach ganz leise zu Tini, rücksichtsvoll, um den Schlafenden nicht zu wecken, und dies Flüstern schuf seltsam rasch eine Intimität zwischen ihnen.

Am andern Tag wußte Mohámméd gar nichts mehr von dem Abend, nicht einmal, wie er nach Hause gekommen war. Um so genauer wußte es Tini. Der Herr vom Militär hatte sie beide begleitet, und als der im Halbschlaf stammelnde Afrikaner in seiner Kammer untergebracht war, wandelte die Tini auf der nächtlichen Straße vor der Villa noch lange mit ihm auf und ab. Mit einem Versprechen für den kommenden Sonntag hatten sie sich getrennt, als schon die ersten Vögel zu reden angingen.

Tini ging die ganze Woche in Gedanken umher, froh und bedrückt zugleich. Zu ihrer Beruhigung erfuhr sie zwar, das der Professor den Sonntag zu Hause bleiben und arbeiten wollte; so war dieser Tag ohne einsamen Schrecken für Mohámméd. Was aber kam künftig? Dort auf der Straße unter den Bäumen hatte der neue Freund sogleich von seinen Lebensumständen



gesprochen, ausführlich und bestimmt. Er war ein vernünftiger, ernster und freundlicher Mann in den rechten Jahren und in einer gesicherten Stellung. Ein Mann, mit dem sich leben ließ. Was würde sie antworten, wenn die entscheidende Frage kam?

Sie ließ nicht auf sich warten. Mitten in der Woche kam ein Brief von ihm mit der Bitte, am nächsten Tage im Haus erscheinen zu dürfen. Die Stunde war militärisch genau angegeben.

Die Tini war in Verlegenheit. Wo sollte sie den Mann schicklich empfangen? Ihr Zimmer verbot sich und auch die Küche. Er trug das Kleid des Staats und hatte seinen Rang. Sie kam um Rat zu ihrem Herrn.

„Trinken Sie halt Kaffee mit ihm draußen im Garten“, sagte Purgstaller. „Ich bin nicht da am Nachmittag. Hoffentlich regnet's nicht!“

Die Sorge um das Wetter weckte sie schon vor fünf Uhr auf. Sie sprang aus dem Bett und ans Fenster. Ein makellos reiner Himmel erhellte sich eben.

Mit ein paar Worten, ganz obenhin, bereitete sie Mohámmed auf den Besuch vor. Ein Verwandter werde kommen, wollte sie ihm zuerst erzählen, aber dann widerstand ihr die Lüge. Im übrigen redete sie sich vor, daß ja alles nicht sicher sei; sie fürchtete es ein wenig und sie hoffte es ein wenig, im Grunde wußte sie genau Bescheid.

Er kam in seiner Paradeuniform, einen Strauß rosa Nelken in der weißbekleideten Hand. Die Tini hatte überlegt, wie sie ihn erwarten solle, ob sonntäglich oder häuslich gekleidet, schließlich hatte sie sich doch für die weiße Schürze entschieden. So saßen sie beieinander an dem kleinen Eisentisch unter der Blutbuche. Das Haus war nicht sichtbar, aber manchmal kam ein feines metallisches Klirren von dort: dies war Mohámmed, der heute das Silber putzte und Löffel nach Löffel und Gabel nach Gabel in die Kasette zurücklegte.

Es vollzog sich alles wie selbstverständlich. Am vergangenen Sonntag hatten sie einander mehrmals geküßt. Aber jetzt, nach den einfachen Worten seiner Werbung, die ebenso einfach erwidert wurden, umfaßte er sie ganz und nahm mit einem langen, tiefen und gebieterischen Kuß völlig Besitz von ihrem Mund und ihrer Person. Sie überließ sich ihm mit geschlossenen Augen, in einem Gefühl der Lebensgeborgenheit schmiegte sie sich an das feine Uniformtuch.

Geräusch von Schritten auf dem Kies schreckte sie auf. Da stand Mohámmed an der Biegung des Weges.

Er kam langsam heran. Sie blickte ihm angstvoll entgegen. Aber sein Gesicht war ganz freundlich.

„Und das ist der Mohámmed“, sagte sie töricht. „Sie kennen ihn ja.“ Ihr Verlobter reichte dem dunklen Manne unbefangenen die Hand. Wenn er nur jetzt kein enthüllendes Wort sprach! Aber warum eigentlich nicht jetzt anstatt später. Es mußte ja sein.

Als sie eine Stunde danach zu Mohámmed in die Küche kam, stand er ruhig am Tisch und putzte die letzten Gabeln blank. „Mohámmed, hör einmal ...“, fing sie an, dann verließ sie der Mut.

Dies war ein Donnerstag gewesen. In der Nacht von Samstag zum Sonntag kehrte der Doktor Purgstaller um ein Uhr aus einer Gesellschaft zurück. Schon von weitem sah er sein Haus erleuchtet, und wie er rasch näher kam, die Tini unter der offenen Haustür nach ihm ausspähen. Sie war im Nachtgewand mit ihrem Stadtmantel darüber, den sie vor der Brust zusammenhielt. Ihr Gesicht war weiß wie Kalk.

„Der Mohámmed“, sagte sie nur. Er nickte und machte ihr ein Zeichen voranzugehen.

In Tinis Zimmer lag der Sussi tot auf dem Fußboden. In seiner Brust stak ein Messer fast bis zum Griff. Er mußte mit aller Gewalt zugestoßen haben, denn der Stahl war durch den dicken

Anzugstoff gedrungen und hatte so wohl das Herz erreicht. Weithin war der Stoff durchtränkt und verfärbt von Mohámmeds Blut.

Wie meist in solchen Momenten nahm Purgstaller alles Nebensächliche genau wahr: den Griff des Messers, der aus dunkelrotem Holz bestand, und das freie Stück der damaszierten Klinge. Er hatte die Waffe in Mohámmeds Besitz gesehen schon gleich bei der Überfahrt. Es war fast seine einzige Habe, und er war stolz darauf. Das Messer war billige Arbeit, gekauft in den Sukhs von Rabat, aber irgendwo in Europa als Massenartikel fabriziert.

Er nahm den Toten auf seine Arme, trug ihn hinüber in das Wohnzimmer und bettete ihn auf den Diwan. Dabei begann die Wunde wieder stark zu bluten und überströmte Purgstallers gestärktes Hemd. Er beugte sich über den Abgeschiedenen. An dessen Brust standen zwei Knöpfe offen. Dazwischen schimmerte Gold. Zum Vorschein kam die Monduhr.

Mohámmed trug sie an einem Bande um den Hals. Auch sie war voll Blut. Mechanisch nahm Purgstaller sein Taschentuch hervor und wischte das Glas ab. Die Uhr zeigte Halbmond. Im goldenen Kreise waren das Helle und das Dunkle einander völlig gleich.

Purgstaller wusch draußen seine Hände und kehrte zurück. Er schloß dem dunkeln Mann die Augen und legte, ohne zu wissen warum er das tat, eine Decke über seine Füße. Dann telephonierte er nach dem Arzt.

Zum drittenmal seit seiner Rückkunft saß er nebenan der Tini gegenüber an einem Tag der Entscheidung. Sie sahen aus wie ein Mörderpaar, blutbedeckt Purgstaller, unordentlich gekleidet die Tini, das Haar für die Nacht aufgesteckt, die nackten Füße in Hausschuhen. Er harte Kognak und ein Glas Wasser vor sie hingestellt. Langsam wurde sie fähig, zu erzählen.

Sie konnte zwei Stunden geschlafen haben, da fuhr sie in die Höhe, weil das grelle elektrische Licht von der Decke ihre Au-

gen traf. Mitten im Zimmer stand Mohámmed. Er sah ganz freundlich aus. Sie wies ihn heftig hinaus, aber er schien das gar nicht zu hören, kam heran und setzte sich auf ihr Bett. Er faßte nach ihren Händen und hielt sie fest wie in Handschellen, aber er tat ihr nicht weh. Sie hatte über ihre Verlobung und das, was kommen mußte, kein Sterbenswort mit ihm geredet, aber nun stellte sich heraus, daß er alles wußte. Er sprach. Es war ganz wunderbar, wieviel er sprechen konnte, wie gut er sich ausdrückte, nicht wie ein weißer Mensch natürlich, aber die Worte flossen nur so. Der gnädige Herr konnte sich schon denken, was er sagte. Es war immer dasselbe, immer wieder, aber in ganz verschiedenen Worten. Sie solle nicht fortgehen, ihn nicht verlassen, der weiße Offizier könne sie nicht so lieben wie Mohámmed, sie wisse es doch, sie wisse, wo das geschrieben sei. Ihr Leben und sein Leben, das sei dasselbe, das sei durch Zauber aneinandergebunden, und wenn sie den Bund zerreiße, dann müsse Mohámmed sterben.

Sie unterbrach ihn zehnmal. Dann schwieg er immer und ließ sie ausreden. Und darauf fing er von neuem an.

Endlich aber legte er seine Arme um ihren Rücken und zog sie im Bett in die Höhe. Sie stieß ihn mit aller Kraft zurück. Erst in diesem Augenblick verspürte sie Furcht. Es kam ihr zum Bewußtsein, das sie im Hause allein mit ihm war und daß niemand sie hören konnte, wenn sie schrie.

Er ließ ab von ihr. Er lächelte sonderbar. Und plötzlich, mit einem Ruck, hatte er die verborgene Monduhr hervorgeholt und hielt sie ihr hin auf der offenen Hand. „Was machen S' denn mit der Uhr vom gnädigen Herrn!“ hatte sie nur gerufen.

Aber er wies mit dem Finger auf das Zifferblatt, er zeigte ihr, wie die Hälften ganz gleich waren, die dunkle und die helle – und darum sei heute sein Tag, darum trage er sie heute auf seinem Herzen, heute seien auch ihre Schicksale gleich, heute könne das Helle dem Dunklen nicht entfliehen, es sei der Tag,

da der Zauber wirke. Heute mußte er die Tini bekommen, und der weiße Offizier war machtlos und konnte nichts dagegen tun.

Und da habe sie etwas getan, was vielleicht nicht recht war, und es müsse ihr vergeben werden. Sie habe sich selber nicht mehr gekannt vor Furcht und Zorn und Ratlosigkeit über den Unsinn und das ganze afrikanische Zauberwesen, sie habe nach der Uhr gegriffen, die am Bande von Mohámmeds Hals hing, und habe sie ihm mit voller Kraft ins Gesicht geschleudert. Sie habe ihn an der Stirn getroffen. Im selben Augenblick schon habe es ihr leid getan.

Mohámmed ließ nicht merken, daß es ihm weh tat. Er griff nicht einmal nach seiner Stirn. Er stand auf, faßte nach der Uhr und schob sie unter seine Jacke. Dann tat er zwei Schritte zurück, wandte die Augen groß nach ihr und hatte mit einemmal das Messer in beiden Händen. „Wie ein Schrank ist er umgefallen“, sagte die Tini.

Purgstaller goß ihr noch ein Glas Kognak ein. Aber seine Hände zitterten so, daß er das meiste verschüttete. Es lautete draußen. Der Arzt kam.

Am Montag wurde der Sussi bestattet. Sein Grab war an einer abgelegenen Stelle des ungeheuren Zentralfriedhofes ausgeworfen, ganz nahe an der Umfassungsmauer. Es war ein seltsames Totenvolk beieinander in dieser Ecke des Seelenackers. Man sah keine Kreuze, wohl aber Aufschriften in chinesischer und in persischer Schrift. Viele Gräber trugen nicht Stein noch Namen. Purgstaller warf drei Hände voll Erde auf Mohámmeds Sarg. Dann bückte sich Tini, ihr Gesicht war vom Weinen ganz geschwollen. In einiger Entfernung hielt sich in seiner Paradeuniform der Zahlmeister. Er hatte es sich nicht nehmen lassen, auch zu kommen, aber es schien ihm taktlos, näher an das Grab heranzutreten.

Die venezianische Uhr, das Erbstück des Generalpostmeisters von Istrien, lag auf Mohámmeds Brust und wurde mit ihm

begraben. Neunzehn Tage ging sie noch weiter auf seinem zerfallenden Herzen. Dann erst war Neumond.

## **Die Stadt Algier (1934)**

In: Die Sammlung. Literarische Monatsschrift, 2. Jahrgang, Heft 2, Oktober 1934, Seite 101-105. – Auszug aus: Bruno Frank: Cervantes. Ein Roman. Amsterdam : Querido Verlag, 1934, Erstes Buch, Kapitel „Die Stadt Algier“.

Das Seeräuber-Königreich Algier, kein leicht vergängliches Gebilde, da es dreihundert Jahre lang den Grossmächten trotzte, hatte an Seltsamkeit in aller Geschichte nicht seinesgleichen. Es war Inbegriff wilder Phantastik und gleichzeitig florierendes Handelsgeschäft. Ein nüchternes Schauermärchen.

In dem weissen steinernen Dreieck, diesem eng verschachtelten, stinkenden Häusergewirr unter glühender Sonne, mochte fünfzigtausend Menschen zusammenhausen. Ihr Blut war von der verwegenen Mischung.

In diesem Lande schweiften seit sehr alter Zeit der Berber, der dunkle Numidier, dem nahe Verwandte am Nil und am Senegal wohnen. Früh stiessen Phönizier an seine Küsten, handelten, siedelten, bauten. Dann trat über Berber und Punier der verwaltende Römer. Die afrikanische Provinz ward Kornkammer, Obst-, Wein- und Ölkammer seines Imperiums. Hier sprach man Latein. Hier sprach man Griechisch, als später der Caesar von Byzanz aus regierte. Aber der römische Name gab keinen Schutz mehr. Germanen gelangten heran, eroberten und zerrieten die Säulenstädte, wurden geschlagen, zerstreut, und gingen auf im Gemisch. Ostrom konnte noch siegen, zum Erhalten war es zu schwach. Beim ersten Einbruch arabischer Kräfte, bald nach dem Tod des Propheten, triumphierte der Islam. Er griff weit umher, griff nach Spanien hinüber, fand dort sein schönstes Reich und ward zur Kultur. Aber auf afrikanischer Erde mordeten sich seine Sekten. Noch war Roms

Segen nicht völlig zerstört. Noch war das arabische Blut nur ein Tropfen im Mischkrug. Da brachen, im Morgen des neuen Jahrtausends, aus den Wüsten im Osten neue ungeheure Schwärme schweigender Krieger herein, zerstampfende, plündernde, würgende Wilde. Zehn Jahre lang währte das Blutfest. Dann war alle Gesittung getilgt, die Kornkammer leer, Nordafrika verödet auf immer. Der nationale Sieg war vollkommen, Arabisch herrschende Sprache, vom Berberischen dienend umflossen, von Lauten der Phönizier, Römer, Hellenen nur dunkel noch unterspült.

Eine abenteuerlich gemengte Bevölkerung also, ein hungerndes Wüstengebiet, tausend Meilen felsiger Küste am Südmeer, die blühendsten Länder in Greifweite: die Geschichte der afrikanischen Raubstaaten konnte beginnen.

Es wäre Spaniens Sache gewesen, ihr früh ein Ende zu setzen. Man hatte die Mauren verjagt, war Herr im eigenen Hause, gebot über die indischen Schätze. Man griff auch an. Küstenstädte ergaben sich, man improvisierte Klöster, weihte Moscheen zu Kirchen um und liess Garnisonen zurück. Aber damit war es genug. Afrika wurde vergessen. Die Truppen blieben ohne Proviant, ohne Munition. Einen nach dem andern verlor man die Häfen wieder, kaum hielt sich mühsam Oran.

Was Algier betrifft, so hatte man da ein Felsenriff befestigt, das dem Ufer auf Rufweite nahe lag. Auf diesem Peñon, dem „Dorn im Herzen Algiers“, lag ein spanischer Edelmann mit einer Handvoll Soldaten und wartete auf sein Verderben.

Chaireddin-Barbarossa brachte es. Er nahm den Felsen, schlachtete die Besatzung, liess den Edelmann totprügeln, zerstörte das Fort, baute einen Damm bis zum Festland und schuf so den sichern Hafen, Hauptbasis aller Korsaren fortan.

Dem türkischen Sultan in Konstantinopel bot er auf seiner flachen Hand Afrika als Geschenk. Er wurde sein Kapudan-Pascha und Beglerbey. Er gebot über ein türkisches Heer. Er selbst war christlichen Blutes, Renegat, europäischer Auswurf.

Das waren auch die „Könige“, die von nun an in Algier regierten. Das waren die Reis der Korsaren, Räuberaristokratie dieser Stadt. Das waren die Janitscharen des Sultans, ihre Offiziere und Generäle. Das waren im Serail in Konstantinopel die obersten Hofbeamten, das waren die meisten Vizekönige, Vezire und Admirale im weiten türkischen Reich.

In allen unterworfenen Ländern nämlich liess der Grossherr alljährlich christliche Knaben ausheben. Man nahm sie im zartesten Alter. Man nahm nur die schönsten und stärksten. Schnell vergassen sie Eltern und Heimat, kannten kein Vaterland mehr als Kaserne oder Serail. Keiner strebte zurück. Sie hingen begeistert dem stürmenden neuen Glauben an.

Freiwilliger Zuzug von Halbwüchsigen und von Männern wimmelte hinzu. Was immer entgleist war, enttäuscht oder abenteuergierig, sammelte sich unter dem Halbmond. Man „wurde“ Türke. Es war eine Karriere. Hier galt kein Vorurteil. Hier gab es keinen Geburtsadel, dessen Ansprüche der Tapferkeit, dem Talent des Niedrigerzeugten den Weg versperrten. Jeder Rang, jedes Glück stand einem jeden von ihnen offen. Auf diesen Renegaten ruhte das Reich. Als Moslem geboren zu sein, war kein Vorzug, eher raubte es die Anwartschaft auf das Beste.

Mächtig wirkte und band der wilde Zauber der kriegerischen Religion. Chaireddin-Barbarossa, den Sohn des griechischen Töpfers, suchte vergeblich Karl selbst zu verleiten, der grosse Kaiser, Herr der getauften Welt. Er bot ihm ein Bündnis an, spanische Truppen, die Souveränität, wenn er den Sultan verliesse. Barbarossa blieb treu. Und als der Römische Kaiser nun mit sechshundert Schiffen vor Algier erschien, da widerstand ihm dies Raubnest. Er landete. Er liess stürmen. Sein vorderster Ritter, Fahnenträger des Ordens von Malta, stiess seinen Dolch in das Osttor, das sich vor seinen Händen schloss. Es hatte sich auf Jahrhunderte geschlossen. Algier blieb uneinnehmbar.



Die vom Sultan eingesetzten Machthaber führten wechselnde Titel: Aga, Dey oder Pascha, das Volk nannte sie „Könige“. In Wirklichkeit waren diese Könige Pächter. Sie hatten das Piratengeschäft in Pacht, gestützt auf die Janitscharenregimenter. Kisten und Säcke voll Gold gingen mit Regelmässigkeit nach dem Bosphorus ab. Dem König gegenüber stand die Gilde der Reis, der Schiffseigentümer und Raubkapitäne, der eigentliche Nährstand von Algier.

Denn dieser ganze Staat war ein Handelsgeschäft mit Menschenleben und geraubten Gütern. Hätten die Piratenfahrten versagt, man wäre Hungers gestorben. Es wurde ja nichts produziert. Das Land ringsum lag verödet. Man war angewiesen auf „Einfuhr“.

Zwischen Krone und Gilde waren Pflicht und Recht pedantisch geregelt. Nach einem Schlüssel wurde die Beute geteilt. Kein Handelskontor in Antwerpen oder in Augsburg wies genauere Buchführung auf. Mit noch blutigen Händen diskutierte man Tarife und Taxen. Man plünderte Städte, raubte die Schiffe, stahl ohne Wahl, fing die Menschen zusammen wie Vieh; aber zwölf Prozent von dem allen, und nicht elf oder dreizehn, gehörten dem König. Zwölf Prozent auch natürlich vom Lösegeld.

Gefangene aus aller christlichen Welt füllten diesen seltsamsten Speicher als Ware. Sie zählten nach vielen Tausenden, vom Tage der Einfuhr an waren sie Objekte der Spekulation. Man ersteigerte auf dem Badistan einen kräftigen Mann für fünfzig Dukaten, in Erwartung eines Lösegelds von dreihundert. Aber bis dahin musste das Kapital sich verzinsen. Der Mann wurde also vermietet, als Tagelöhner oder als Lasttier, und der Käufer bezog dafür drei Dukaten im Monat. Andere behielt er selber im Hause, und dies galt als Glücksfall. Im täglichen Umgang lässt sich ein Menschengeschöpf nicht dauernd als Ware betrachten, Beziehungen stellen sich her. Haben einmal die Kinder auf seinen Knien gegessen, so ist es schwer, es zu

peitschen. Auserwählt aber erschien, wer in den Haushalt eines Juden geriet. Hier war Misshandlung nicht denkbar, Strenge selten. Es gab Sklaven, die in jüdischen Häusern nach wenigen Wochen das Heft in der Hand hielten.

In den drei Bagni lebten die Sklaven, die dem König und die der Stadtverwaltung zugefallen waren. Ihr Los war beklagenswert. Höchst elend ernährt, wurden sie in Ketten zu schwerer Arbeit verwendet, an Bauten und Erdwerken, in Mühlen, im Hafendienst. Blieb das Lösegeld lange aus, so verfinsterte sich vollends ihr Los. Man liess das wertlose Material auf den Ruderbänken verkommen. Ihre Daseinsgenossen aber im Bagno waren jene Gefangenen von Rang und Reichtum – oder von eingebildetem Rang und eingebildetem Reichtum – von denen man durch grausamen Druck rasch hohe Summen zu erpressen hoffte.

Frei gingen zwischen Ämtern und Sklaven die trinitarischen Mönche umher, die den Loskauf vermittelten. Die erlösenden „Almosen“ zusammenzubringen, war von Alters her die Funktion ihres Ordens. Sie beförderten auch die Korrespondenz der Gefangenen, sie arbeiteten Hand in Hand mit ihren Familien; vor ihrer geschäftlichen Bedeutung machte der Fanatismus der Renegaten willig Halt. König und Kapitäne verkehrten mit diesen Mönchen wie die Chefs grosser Firmen mit Handelsvertretern.

Die Räuberstadt war freilich ein Zentrum der Religion. Man zählte mehr als hundert Moscheen auf ihrem winzigen Raum. Aber wo das Interesse sprach, schwieg allenthalben der Glaube. Man sah es höchst ungern, wenn ein Sklave übertrat. Man verhinderte das. Man wollte keineswegs um den Blutpreis geprellt sein.

Flucht aber war höchstes Verbrechen. Wie? die Ware wollte sich selbständig machen! Gewinn gier und Grausamkeit ahndeten jeden Versuch mit grässlichen Strafen. Abschreckung vor allem; da durfte am Material nicht gespart werden. Die Mauer-

haken ausserhalb der Tore waren stets reichlich mit Christenköpfen gamiert. Die Geier in Algier hatten es gut, Jahrhunderte lang.

Das alles, wahrhaftig, war Staatsraison. Denn von diesen unseligen Menschen, die da hungrig und verprügelt, fast nie ohne hemmende Kette, den Zins ihres Kaufpreises abschufteten oder im Bagno verschimmelten, von dem, was man ihnen gestohlen hatte und noch stehlen würde, lebten Staat, Stadt, Religion und jeder einzelne Bewohner von Algier.

Lebte der König, Dey, Aga, Pascha, in seinem Schloss mit der Halbmondflagge und der grossen goldenen Schiffslaterne auf dem Dach. Lebten die Kapitäne in den Häusern der Unterstadt oder in ihren Villen vorm Tor, deren nackte abweisende Mauern so kühle Brunnenhöfe umschlossen, so reizvolle Interieurs schimmernd in buntem Marmor, Fayencen und Boiserien. Von ihnen lebten die Kadis und Muftis, die Muderres, Muek kits, Imans und Chatibs, die in den Moscheen, sechs grossen und hundert kleinen, Recht sprachen, Glaubensfragen entschieden, vorbeteten, vorsangen und den Kalender machten. Von ihnen lebten in ihren Klosterkasernen die Janitscharen, auserwählte Milizen, in ihren Küchenmützen und Weiberröcken halb albern, halb feierlich anzuschauen. Das hämmernde, schneidernde, färbende, sohlende, bratende, backende Gewerbevolk lebte von ihnen, das in der langen Suk-Strasse nahe dem Hafen die offenen Buden besetzt hielt. Von ihnen die ganze ineinander verkrustete, lungernde Bastardbevölkerung in den unentwirrbar verschlungenen, schiefen und schlüpfrigen Treppengässchen der im Dreieck steil aufschliessenden Kasba. Die tausend hergeschwemmten Dirnen in leuchtenden Fetzen und blechern klirrendem Schmuckwerk, die in jedem Durchlass und Torweg bereithockten, das Räubervolk auszuräubern: die Rudel geschmeidiger und parfümierter halbwüchsiger Jungen, die ihnen Konkurrenz machten und höher im Preise standen als sie. Und auch die zahlreichen Juden lebten von ihnen, die, aus

Spanien verjagt und hier geduldet, in der Menge sich schwermütig abzeichneten, sie allein völlig schwarz gewandet im farbigen Trachtengeflirr.

Buntfleckig wie die Kleidung war auch die Sprache, die diese Gassen durchschallte, ein willkürlich kreischendes Stadtpatois, darin spanische, italienische, portugiesische Elemente mit Arabisch und Türkisch eine abenteuerliche Ehe eingingen. Griechische, gotische, phönizische Erinnerung mischte sich in diese Lingua franca und häufiger noch der Berberlaut – der Laut von Jugurthas wilden numidischen Reitern.

Leicht und lustig lebte es sich in der Räuberstadt. Immer war Buntes zu sehen. Aufzug des Königs und seiner Trabanten, oder Janitscharen-Parade bei Trompeten-, Pfeifen- und Klarinettengegeschirr. Auspeitschung täglich vorm Schloss, sobald auf der Grossen Moschee die weisse Fahne stieg und Mittag anzeigte, Hinrichtungen in kurzweiliger Variation vor Westtor und Osttor. Feste, die tobend gefeiert wurden, Hedschra-Gedenktag, Geburt des Propheten, grosses Hammelfest, und die lustige Lichternacht, die den Fastenmonat beschliesst. Nie war der Badistan leer, im Hafen immer Bewegung: Beuteschiffe schwammen an und Goldschiffe ab nach dem Bosphorus. Mit heiterm Gewissen schlang man sein Rinds- und Hammelragout in Öl und mit scharfen Gewürzen, trank hinterher den starken, verbotenen Feigenschnaps und sah mit Gleichmut vor der Tür die gestriemten Bagnoleute im Abfall nach Brocken wühlen.

So beschaffen war die grausame, rechnerische und närrische Welt, in die Miguel Cervantes, ein gläubiger Mann von Mut, Phantasie und Erbarmen, sich als ein Opfer verschlagen fand.

## Blutsprüfung (1935)

In: Deutsch für Deutsche. Leipzig 1935, Nachdruck: Frankfurt am Main: Zweitausendeins, 1978. – Auszug aus: Bruno Frank: Cervantes. Ein Roman. Amsterdam : Querido Verlag, 1934, Zweites Buch, aus dem Kapitel „Blutsprüfung“.

Es war ein strahlend heißer Tag. Über den ganzen Spielhof war hoch oben ein Sonnendach aus Segeltuch ausgespannt, eine Neuerung, die aber heftig kritisiert wurde, denn sie machte eigentlich den Aufenthalt nur noch dumpfer. Die Vorstellung begann, Jetzt im Sommer, um vier.

Ausnahmsweise spielte man einmal kein Stück von Lope, sondern aus lokalpatriotischen Gründen eines von Juan de la Cueva, der ein Sohn der Stadt war. Seit Jahren lief er den Direktoren das Haus ein, beklagte sich über Neid, Mißgunst, schnöde Zurücksetzung. hatte sogar die Behörden mobil gemacht. An einem Logenfenster über der Frauengalerie zeigte man ihn sich: einen gelbgesichtigen Herrn mit bitteren Zügen, der sich schon jetzt bei Beginn unablässig den Schweiß abwischte.

Sein „Tod des Ajax“ hatte vier Akte statt der üblichen drei. Auf diese Neuerung war er stolz. Aber leider beherrschte Cueva sein Handwerk nicht. An Stelle kräftiger Handlung gab es lange Berichte, statt des Zusammenpralls der Gefühle pathetische Deklamation. Das Publikum langweilte sich tödlich. Einzelne Pfiffe ertönten. Aber für energische Kundgebungen war es glücklicherweise zu heiß.

Die Zwischenspiele nach den ersten zwei Akten waren witzlose Rüpelszenen, die auch keinem Spaß machten. Der dritte Akt bestand überhaupt nur aus wirren Ergüssen. Die Leute stöhnten. Scharf roch es nach Schweiß.

Cervantes hielt sich im Haufen, nahe der Bühne. Niemand wußte von seiner Autorschaft, die Anschlagzettel am Eingang

erwähnten sein Stückchen gar nicht. Nur Gutierrez' Neuaufreten war am untern Rande vermerkt. Manche waren seinetwegen gekommen.

Als er sich nun auf der Szene zeigte, im roten, geflickten Gewand eines fahrenden Hanswursts, brach gleich Klatschen und Rufen los. Er schmunzelte geruhsam. Sein Rock war ihm vorne durch den ungeheuern Bauch viel zu kurz, und er wirkte wie eine schwangere Frau. Mit dem Lärm einer Schmiede brach seine Stimme aus dem gewaltigen Leib.

Es war die Geschichte von dem Schmierendirektor, der eben mit seiner Frau und emem buckeligen Musikanten im Städtchen ankommt, ohne Truppe, ohne Kostüme, ohne Kulissen, und der sich vornimmt, sein Publikum trotzdem zu schröpfen. Er hält sich an die Honoratioren. Er kennt ihre Rassennarrheit, ihre manische, panische Angst um das reine Blut. Er verspricht Ihnen eine Vorstellung voll der rarsten Wunder. Allerdings werde nur der seine Freude dran haben, der wirklich ganz rassenrein ist. Maurenabkömmlinge. Judenstämmlinge, die sehen nichts!

Und nachdem er vorausbezahlt worden, schlägt Direktor Chanfalla sein Zaubertheater auf. Schnell ist das geschehen. Nichts trennt das Nichts seiner Bühne vom auserlesenen Publikum. Der Bürgermeister ist selber zugegen. Gemeinderat Juan Castrado sodann, der aussieht so wie er heißt. Benito Kohlkopf, der Stadtrichter, „drei Finger hoch Altchristenfett auf den Rippen.“ Herr Strohkorb, der Ratsschreiber. Zusamt ihren Damen.

Und er zeigt ihnen, was noch keiner erschaut hat, weist ihnen seine Wunder auf einem leeren, kahlen, nackten Brett. Gehorsam sehen sie alles. Denn sähen sie nichts, so wäre ihr Stammbaum verdächtig.

Mit anpreisendem Baß, unter gutmütig-frechem Spiel seiner breiten Züge, führt ihnen Gutierrez zuerst den biblischen Simson vor, wie er halbnackt und riesenstark die Säulen des Tempels einreißen will.

„Großartig!“ ruft der Herr Strohkorb, „ich sehe tatsächlich den Simson, als wär' er mein christlicher Großvater. Ich muß doch wahrhaftig ein ganz feiner Altchrist sein!“

„Aufgepaßt! der wütige Ochse! Ihr wißt schon: vorigen Monat hat er in Salamanca den Lastträger aufgespießt. Achtung, da kommt er!“

Und alle werfen sie sich zu Boden, als hätten sie Angst vor dem Ochsen. Aber sie haben nur Angst vor einander.

„Eine Herde von Mäusen! Da: Weiße, scheckige, himmelblaue, karierte. Hunderttausend Mäuse sind da!“

Und die reinblütigen Damen retten sich kreischend.

„Jordanwasser, Jordanwasser! Ein Sturzbad von Jordanwasser!“ Gutierrez greift mit gespreizten Händen zum Himmel. „Macht alle Weiber schön, aber die Mannsbilder kriegen fuchsrote Bärte.“

Und alle tun, als liefe ihnen das Wasser schon den Buckel hinunter und bis in die Hosen, und jeder zweifelt an seiner Rasse und schielt nach den Anderen und schreit umso lauter.

Gutierrez steigert sein Tempo. „Ein Herkules, dröhnt er, „Herkules mit dem Schwert in der Faust! Ein paar Dutzend Honigbären! Und Löwen dazu! Tiger! Zwei feurige Drachen! Macht Euch nur dünn, versteckt Euch, kriecht unter die Stühle!“

Und in zitternder Angst um ihre „Limpieza“, mit Gezier und Gemaul und Gemecker, flüchten Kohlkopf, Kastrat und Strohkorb samt Weiblichkeit vor der leeren Luft.

Als dann zuletzt ein leibhafter Offizier auftritt, mit einem Quartierzettel für seine Kompanie, da glaubt der Bürgermeister nicht, daß er *wirklich* ist. Endlich sieht er etwas! Endlich sehen sie alle etwas. Vielleicht haben sie *doch* kein jüdisches Blut! Und sie treiben ihren Spaß mit dem Offizier, ganz ausgelassen vor Rassenglück, so lange, bis dem die Geduld endlich

reißt, und die ganze reinblütige Gesellschaft ihre Prügel bezieht. Denn mit Prügeln muß ein Zwischenspiel enden ...

Jubelgeschrei und Bravogelächter. Ein tosendes Durcheinanderreden erhob sich aus dem Parterre Das war etwas für die „Musketiere“! Die standen nicht im Fleischsteuer-Katalog! Am liebsten hätten sie das ganze Stückchen gleich nochmals gehört. Es dauerte lang, bis der letzte Akt des „Ajax“ beginnen konnte.

Auf den vornehmen Plätzen verhielt man sich zurückhaltend und verstimmt. Hinter seinem Logenfenster sah man den bittern Cueva mit empörtem Mienenspiel gestikulieren.

Cervantes wartete das Sterben des Ajax nicht ab. Von niemand beachtet verließ er den Spielhof und wartete draußen, hinter der Häuserwand, auf Gutierrez. Bald erschien er auch schwitzend, schlecht abgeschminkt, umarmte Cervantes und verabreichte ihm einen schallenden Kuß auf die Stirn.

Dann zogen sie Arm in Arm durch die abendlich volkreichen Gassen und über die Brücke nach Haus. Sie waren in strahlender Laune, fast wie berauscht, und sie sangen:

„Limpieza, limpieza,  
Gran burrada y torpeza.“

Es war ein schlichtes Liedchen, soeben erfunden, und sein Text bedeutete ungefähr:

Rassenrein, rassenrein  
Will heut jeder Esel sein.

Sie sangen es viele Male.

Aber als sie in der „Griechischen Witwe“ anlangten, empfing sie in der Schankstube laute Aufregung. Ein Reeder aus Lissabon war da und hatte Nachricht von der Großen Armada gebracht. Sie war unter ihrem reinrassigen, nur leider nicht seefesten Admiral entsetzlich zu Grunde gegangen.



## Der Antiquar (1937)

In: Das Wort, 2. Jahrgang, Heft 6, Juni 1937, Seite 3-9. –  
Auszug aus: Bruno Frank: Der Reisepaß. Roman. Amsterdam :  
Querido Verlag, 1937, Zweites Buch „Ozols“, Kapitel 9.

Wetzlar lebte nicht mehr.

Seit mehr als zwei Jahren folgten einander die Gesetze, die die Ausplünderung und wirtschaftliche Vernichtung der jüdischen Bürger zum Ziel hatten. Schließlich war auch eine Verordnung herausgekommen, die jüdischen Antiquaren und Kunsthändlern die Fortsetzung ihrer Geschäfte verbot. Juden, hieß es da, seien von Bluts wegen unfähig, das aufgesammelte Kulturgut im Geist des deutschen Volkes zu verwalten.

Die jüdischen Altertumshändler sahen sich also in die Notwendigkeit versetzt, ihr Eigentum zu veräußern. Da auf diese Weise der Markt überschwemmt wurde, hieß das Enteignung. Deutsche Volks- und Parteigenossen standen bereit, um die freiwerdenden Schätze für ein Läppergeld zu übernehmen. Daß einer vielleicht einen Rubens nicht von einem Böcklin unterscheiden konnte und einen Boule-Tisch nicht von einer Kredenz aus dem Jahr 1900, verschlug dabei nichts. Sie waren von Bluts wegen legitimiert und befähigt, Kulturgut zu verwalten.

Die Maßnahme, wie viele ihresgleichen, wurde nur lückenhaft durchgeführt. Antiquare, die schon länger die kostspielige Ehre hatten, die Paläste der Anführer zu beliefern, wurden durch Protektion ausgenommen. Bestechungsgeld, in die richtigen Hände serviert, tat ebenfalls gute Dienste. In allen größeren Städten betrieben vereinzelt jüdische Antikenhändler auch weiterhin ihr Geschäft.

Wetzlar als ein eigensinniger alter Mann verschmähte die Schleichwege. Er tat, als wisse er nichts von der neuen Verordnung, und fuhr weiter jeden Tag von der Miquelstraße zum Roßmarkt. Eines Vormittags fand er seinen Laden versiegelt

und sein Personal ratlos auf dem Trottoir. Er suchte den Zweiten Bürgermeister von Frankfurt auf, einen gebildeten Juristen, den er seit zwanzig Jahren kannte. Der empfing den blinden Greis mit Höflichkeit und versprach, seine Sache an entscheidendem Ort zur Sprache zu bringen. Drei Wochen später erhielt Wetzlar die formelle Erlaubnis, seinen Beruf weiter auszuüben. Wer die Ausnahme verfügt hatte, wußte er nicht. Er wußte aber auch nicht, daß seinetwegen ein Kompetenzstreit ausgebrochen war, und daß es „oben“ Leute gab, die ihm für die erlittene Niederlage Rache zugeschworen hatten.

Mehrere Monate lang ging alles gut. Zwar war von einem eigentlichen Geschäftsgang längst nicht mehr die Rede. Die öffentichen Münzinstitute konnten natürlich mit einem jüdischen Händler keine Abschlüsse wagen; im privaten Publikum war, mit anderen feineren Neigungen auch die Freude an schönen Altertümern im Versiegen; und die Verbindung mit Käufern im Ausland war durch die schikanösen und unerlernbaren Geldbestimmungen unterbrochen. Der blinde Mann konnte nicht seine Tage auf den Devisenämtern verbringen und Stunden hindurch vertrackte Formulare ausfüllen. Auch lag ihm an all dem wenig. Er war reich. Das geschäftliche Interesse hatte nie in ihm dominiert. Er war ganz zufrieden, sich weiter zwischen seinen Vitrinen zu bewegen und mit vereinzelt Kennern gelehrte numismatische Gespräche zu führen.

Um diese Zeit war seine Tochter längst ein erwachsener Mensch, ein zartes, schönes, ernsthaftes Mädchen. Ihre historischen und kulturhistorischen Studien hatte sie kurz vor der Doktorpromotion abbrechen müssen. „Sie können Ihr Studium an der hiesigen Universität nicht fortsetzen“, hatte es ohne Anrede und Formel auf dem offiziellen Wisch bündig geheißen, und damit hatte es sein Bewenden gehabt.

Sie beklagte sich keineswegs. Zu lernen, meinte sie, gebe es bei den neugebackenen Professoren ohnehin nichts, die da mit dem Parteiabzeichen geschmückt die Katheder mißbrauchten.

Es sei ihr nur hochwillkommen, sich mehr als bisher dem Vater widmen zu können.

An ihm hing sie leidenschaftlich. Nie riß den beiden, die Neigungen und Interessen gemeinsam hatten, der Gesprächsstoff ab. Es kam nicht vor, daß Ruth einen Abend außer Haus zubrachte.

Wo hätte sie übrigens hingehen sollen! Die jüdischen Familien pflegten kaum mehr Verkehr miteinander. Mehrfach war in ihren Häusern mitten in der Nacht die Staatspolizei erschienen und hatte Gastgeber und Gäste verhaftet, unter der schrekenerregenden Anschuldigung, sie hätten „Moskau gehört“. Der Radioapparat war überhaupt nicht in Gang gesetzt werden, wenn aber, so hatte man vielleicht zur Musik aus dem Londoner Savoy ein wenig getanzt – doch wie war das zu beweisen! Ein Theater, ein Konzert zu besuchen empfahl sich ebenfalls nicht. Anrempelungen allerdings waren seltener geworden – jedoch man saß in Atemnähe des uniformierten Gelichters. Ruths Empfindlichkeit aber war außerordentlich. Ihren Vater schützte in gewissem Maß sein Gebrechen und die freundliche Apathie des Alters. Ihr Dasein aber war ein ununterbrochener Ekel. Der Blick in eine Buchhandlung mit „nationaler“ Literatur machte sie auf Tage krank. Gewöhnung stumpfte nicht ab. Sie reagierte auf die Photographie des Führers lind Reichskanzlers, sie reagierte sogar auf das allgegenwärtige Hakenkreuz so heftig wie beim ersten Anblick. Sie brachte es nicht fertig, in einer deutschen Zeitung zu lesen, und zwar war ihr das gestelzte Geschwafel der sogenannten „besseren“ Blätter fast noch mehr zuwider als die platte Ordinärheit der populären Parteipresse. Der Gedanke, fern von diesem besudelten Lande zu leben, ganz gleich wo, im tristen Frieden der französischen Provinz, in einem proletarischen Quartier in New York, war ein arkadischer Traum.

Doch eine solche Möglichkeit bestand nicht. Den Vater zu verlassen, konnte ihr nicht in den Sinn kommen. Und ebenso

undenkbar schien es, den blicklosen und gebrechlichen Greis noch zu verpflanzen. Auch hätte er ja außerhalb der Reichsgrenzen keine Existenzmittel besessen. Durch seine verzweigten Verbindungen wäre es ihm gewiß möglich gewesen, zu gelegener Zeit Teile seines Vermögens ins Ausland zu schaffen. Aber bei der pedantischen Loyalität sogar gegen diesen Räuber- und Schandstaat, die sich gerade sehr viele Juden sinnwidrig zur Pflicht machten, hatte er solche Chancen immer weit von sich gewiesen. Jetzt war es zu spät dafür.

Er spürte, was in ihr vorging. Er wußte, daß sie litt. Er hatte oftmals versucht, sie wenigstens zu einem Erholungsaufenthalt draußen zu veranlassen. Endlich erreichte ers. Eine befreundete Genfer Familie, Eltern und zwei Töchter, forderte Ruth zu einer gemeinsamen Reise auf – nicht ohne sein Zutun. Diesmal also, nach vielem Zureden, nahm sie an. Man wollte von Triest aus die Adria hinunterfahren, ein paar Wochen auf Rhodos verbringen, Ägypten und die Heiligen Länder sehen und über Sizilien zurückkehren. Ruth war seit vierzehn Tagen unterwegs, da geschah das Unglück.

Es geschah als Folge eines neuen Gesetzes, das auf der Tagung der Hitlerpartei in Nürnberg zur Verkündung kam. Diese Parteitage, ungeheuerlich aufgeblähte Rummelfeste zu Ehren des Volksheilands, gipfelten regelmäßig in irgend einem politischen Blitz- und Donnereffekt. Der diesjährige Effekt bestand in der offiziellen Ausstoßung der Juden aus der Volksgemeinschaft. Die Merkmale rassischer Blutsreinheit wurden kodifiziert. In einem aberwitzigen Rechtskauerwelsch sonderte man deutsche Bürger, jüdische Mischlinge und eigentliche Juden voneinander ab. Da hieß es etwa:

„Staatsangehörige jüdische Mischlinge mit zwei volljüdischen Großeltern bedürfen zur Eheschließung mit Staatsangehörigen deutschen oder artverwandten Blutes oder mit staatsangehörigen jüdischen Mischlingen, die nur einen volljüdi-

schen Großeltern teil haben, der Genehmigung des Ministeriums.“

Es war, als ob, im Angesicht einer vor Angewidertsein schon ganz müden Welt, ein haldressierter Gorilla die Gesetzgebertoga umnahm, um so angetan, Recht und Vernunft zu verhöhnen.

Aber diese Judengesetze hatten noch einen kleinen, raffinierten Anhang. Es wurde Juden verboten, „arische“ Dienstmädchen zu beschäftigen.

Es handelte sich um einen neuen niedrigen Trick, die jüdischen Männer zu infamieren. Tierisch hemmungslose Geilheit wurde ihnen zur Last gelegt: keine Kathie oder Lina vom Lande war sicher in Greifweite eines solchen orientalischen Satyrs! Nur die Kathies im kanonischen Alter durften weiterdienen.

Als die Nachricht davon in das Ausland drang, entstand Gelächter. Man hielt das Ganze für einen Witz. Es klang zu schamlos und albern. Aber es war ja die Stärke dieses einzigartigen Regimes, das Gelächter der Welt nicht zu scheuen. Eines Tages würde der Welt schon das Lachen vergehen. Dann nämlich, wenn Deutschlands militärische Rüstung vollendet war ...

Im Lande selber, unter den deutschen Juden, gab es Zähneklappern. Opfer an Menschenwürde hatten viele von ihnen achselzuckend gebracht. Aber nun ging es an den Komfort ihres Alltags! Für manchen war diese Entbehrung das erste Ungemach, das er wirklich empfand. Die Dienstmädchen weinten. Stellungen bei Juden waren begehrt gewesen. Man bekam da genug zu essen und wurde angeredet wie ein Mensch. Einige erschienen bei den Behörden und fragten an, ob sie vielleicht weiterdienen dürften, wenn sie zum Judentum überträten.

Die neue Verordnung, aus ganz speziellen Gründen, wurde mit Strenge durchgeführt. Ausnahmen gab es diesmal nicht. Selbst Bestechung versagte. Die ausführenden Organe wußten, daß hier nicht zu spaßen sei. Denn dieses Dienstmädchengesetz war ein Herz- und Krongedanke des Führers.

Ruth also war auf ihrer Reise, als es erlassen wurde. Sie badete mit ihren Freunden auf Rhodos. Ohne allzu viel Sorge hatte sie den Vater zurückgelassen. Es war jemand im Hause, der ihre eigene Obhut und Pflege zu ersetzen imstande war, ein Mädchen, das seit zehn Jahren in der Familie lebte, herzlich an Wetzlar hing, jede seiner Gewohnheiten kannte. Eine kräftige Dreißigerin, immer freundlich und guter Laune, angenehm als Hausgefährtin. Sie aß meist mit bei Tisch. Ruth in ihrer südlichen Ferne konnte gewiß sein, daß der Vater wenigstens physisch wohl aufgehoben war.

In dem Haus an der Miquelstraße war von dem neuen Gesetz niemals die Rede. Möglicherweise kannte Wetzlar es gar nicht, da er sich deutsche Zeitungen nicht vorlesen ließ und jetzt niemand da war, um ihm englische vorzulesen. Sicherlich kannte das Mädchen Hermine es nicht; sie war nicht ohne Selbstbewußtsein, lehnte den Verkehr mit anderen Dienstboten ab und ging fast nie aus. Der Chauffeur Martis, der mit Frau und Kind in drei Zimmern über der Garage lebte, hatte den giftigen Schwachsinn wohl gelesen, ihn aber sogleich wieder vergessen oder doch keine praktische Nutzenanwendung daraus gezogen. Ein hilfsbedürftiger alter Herr und ein gesetztes, vernünftiges Mädchen, das halb zur Familie gehörte – den Fall konnte auch der beflissenste Nazipolizist nicht in das Gesetz einbeziehen. Diese Überschätzung rächte sich. Martis hätte warnen sollen. Er warf sich später aufs bitterste vor, daß er es unterlassen hatte. Sein Leben lang kam er darüber nicht völlig hinweg.

Denn irgendein dienstwilliger oder bezahlter Schuft in der Nachbarschaft hatte die Geheime Staatspolizei auf „das Treiben im Wetzlarschen Hause“ aufmerksam gemacht, und eines Nachts um halb zwölf wurde der Antiquar aus seinem Bette heraus verhaftet. Er nahm das Begebnis erstaunlich gefaßt auf, leistete keinerlei Widerstand und folgte den Polizisten, die in Zivil erschienen waren, in das Untersuchungsgefängnis. Das

Ganz ging so still und ohne Aufhebens vor sich, daß Martis und seine Frau in ihrer Garagenwohnung nichts bemerkten und von dem Vorfall erst erfuhren, als alles vorüber war.

Es wurde wirklich Anklage erhoben. Der tierische Ernst, der ein Hauptmerkmal dieser Obrigkeit war, erlaubte es in der Tat, einem 68jährigen Blinden den Prozeß zu machen, weil er seine Pflegerin nach zehnjährigem Dienst weiter im Hause behalten hatte. Möglich immerhin, daß der Untersuchungsrichter sich schämte; jedenfalls erklärte er, daß bei dem hilflosen Manne keine Fluchtgefahr vorliege, und nach dreitägiger Haft wurde Jacques Wetzlar aus dem Untersuchungsgefängnis entlassen. Die öffentliche Gerichtsverhandlung wurde anberaumt. Er kehrte nach Hause zurück.

Im Gefängnis war sein erster Gedanke gewesen, Ruth auf ihrer Erholungreise die höse Nachricht zu ersparen. Er instruierte seinen Verteidiger. Seine Tochter blieb ohne Ahnung. Zwei Briefe aus Rhodos, die Wetzlar vorfand, atmeten Befreiung, Frieden, Glück.

Das Mädchen Hermine hatte natürlich das Haus verlassen müssen, sie lebte in ihrem hessischen Heimatort unter Polizeiaufsicht. So las ihm der Chauffeur Martis die Briefe vor. Plötzlich stockte er.

„Lies weiter, Martis“, sagte Wetzlar, „was ist denn?“ Da hörte er den Mann vor ihm weinen. Er tastete nach seiner Schulter. „Sei mal vernünftig, Martis, das muß eben durchgemacht werden. Seien wir froh, daß die Kleine nicht hier ist.“

Aber Martis war nicht mehr zu halten. „Oh Himmelherrgott!“ brach er aus – „ich muß fluchen, verzeihen Sie, Herr Wetzlar, ich kann mir nicht helfen. Man erstickt ja dran. Oh diese gottverfluchte, stinkende Saubande – ists denn die Möglichkeit, daß sich so was ein Volk gefallen läßt! Ja, was ist denn mit diesem Deutschland? Ist denn das hier ein Hyänenstall! Da steht doch jedem die stinkende Lüge in der Fresse geschrieben. Von denen ist ja keiner normal. Das hat ja Jauche

im Hirn. Und das macht Gesetze! Das verfolgt und bedreckt einen Mann wie Sie – einen Herrn, der nichts ist als Gutheit und Klugheit. Und das soll unsereins aushalten! Da soll unsereins nicht auf die Straße rennen und den nächsten erschlagen, der daherkommt in einem schießbraunen Hemd ... Können Sie denn nicht fort, Herr Wetzlar, fort, weg, weit weg aus der Mistgrube, zu der die Deutschland gemacht haben! Unser Fräulein hält's ja auch nicht mehr aus, die weint ja vor Glück, daß sie fort ist ... Ich geh mit Ihnen Herr Wetzlar! Wir gehen alle mit. Ich brauche kein Geld. ich kann arbeiten, ich bin geschickt. Ich lasse Sie nicht sitzen, Herr Wetzlar, ich nicht, Sie sollen es sehen. Und wenn Sie in einem Zimmer leben müssen irgendwo – es wird ein schönes Zimmer sein. Sie werden es schön haben. Sie können sich denen doch nicht hinstellen vor ihr Gericht! Das geht doch nicht an. Das darf doch nicht sein. Da kann man ja nicht mehr an Gott glauben, wenn so Was passiert ...“

Und dann weinte er wieder los, aber ganz hemmungslos jetzt, heulend, voller Wut und ratlosem Gram. Wetzlar reichte ihm die Hand hin und ließ ihn weinen.

„So“, sagte er schließlich, „ und jetzt hol' den Wagen heraus, Martis, Wir fahren zum Roßmarkt.“

Nun kam das Schwerste für Martis. Er mußte seinem Herrn die Mitteilung machen, daß, während er im Gefängnis saß, der Laden am Roßmarkt geschlossen, und alles, was er enthielt, behördlich beschlagnahmt worden war.

Jene Amtsstellen, die vor einigen Monaten knirschend hatten verzichten müssen, nahmen die neue bessere Gelegenheit wahr. Zwar hatte das Antiquariat Jacques Wetzlar mit jenem „Gesetz zum Schutz des deutschen Bluts und der deutschen Ehre“ nicht das allergeringste zu tun. Aber der Bemakelte war nun vogelfrei. Kein rechtskundiger Bürgermeister würde noch einmal wagen, für ihn Partei zu nehmen. Nun konnte man ihm endlich, endgültig, den Besitz und Stolz seines Lebens stehlen, konnte das kostbare Lager an die ungeduldigen germanischen



Händler verschleudern, nachdem die ihrerseits ihre Schmiergelder verteilt hatten.

Unter dem neuen Schlag brach Wetzlar nieder. Diese rohe Sinnlosigkeit, dies hohnlachende nackte gemeine Unrecht, war zu viel für ihn. Er schloß sich zwei Tage lang ein, nahm nichts zu sich, niemand bekam ihn zu Gesicht. Aber in der Nacht vom zweiten Tag auf den dritten weckte er den Chauffeur und fuhr durch die ausgestorbenen Straßen zum Zentrum.

Ein paar Ecken vom Roßmarkt entfernt ließ er halten, verbot Martis kurz, ihm zu folgen, und begab sich auf einem rückwärtigen Wege, auf dem sein Fuß jede Bordschwelle kannte, zu seinem Geschäft. Er betrat den Laden von innerhalb. Da immer noch ein ganz schwacher Schimmer zu seinem Sehnerv drang, machte er Licht und tastete zwischen seinen Schätzen umher. Vermutlich wollte er sich überzeugen, ob noch alles vorhanden sei. Möglicherweise auch lag es in seiner Absicht, einzelne Stücke für sich zu retten, an deren Schönheit oder Seltenheit er hing; jedenfalls wurde später eine Münze, eine einzige, in seiner Rocktasche gefunden. Jeder Zollbreit Boden hier war ihm vertraut. Trotzdem stolperte er über einen Schemel, der unordentlicher und ungewohnter Weise im Wege stand. Das ergab ein lautes Geräusch. Er lauschte lange. Nichts im Hause schien sich zu rühren. Aber eine Viertelstunde darauf war die SA zur Stelle. Zu acht drangen sie ein, herbeizitiert von irgend einem parteifrommen Hausbewohner.

Aber diesmal ergab er sich nicht. Der sanfte alte Mann wehrte sich. Er hatte sich in eine Ecke geflüchtet und droch ungeschickt, hilflos, mit seinen Fäusten auf die lachenden Parteisöldner ein.

„Jetzt laß es gut sein“, hörte er einen sagen, der gutmütig schien, „sonst kriegst Du noch eins über Dein auserwähltes Haupt, daß Dir’s reicht!“

„Das werden wir sehen“, schrie der Alte. „Mir kommt keiner zu nahe!“ Er war verwandelt, die Wut gab ihm Kräfte, er

reckte sich in die Höhe wie ein rasender Simson. Unversehens packte er mit beiden Händen einen der schweren Schaukästen, hob ihn hoch auf und ließ ihn niederkrachen auf den nächsten der Knechte. Kein Unglück geschah. Der Münzkasten sauste dem Mann auf den Rücken, warf ihn aufs Knie, aber verletzte ihn nicht. Man vergriff sich denn auch nicht an Wetzlar. Man band ihm einfach die Hände zusammen und schleppte ihn fort, in ein Haftlokal der SA. Martis, den man bei seinem Wagen wartend gefunden, war schon zuvor überwältigt worden.

Als sie am Morgen kamen, um den Alten zum Verhör zu führen, fanden sie ihn tot. Der Zellenboden schwamm in Blut. Wetzlar hatte sich mit einer kleinen, scharfen Feile, die er mit anderen Instrumentchen in einem Bündel stets bei sich trug, in der antiken Art die Pulsadern geöffnet.

## **Sechzehntausend Francs (1940)**

In: Bruno Frank: Sechzehntausend Francs. Amsterdam : Querido Verlag, 1940.

### 1

Während der Endphase des letzten Krieges im Beginn der sogenannten zweiten Marneschlacht, gelang es den Deutschen, an einigen Stellen der Front vorläufige Erfolge gegen die alliierten Truppen zu erringen. Unter anderm wurde in dem Abschnitt westlich von Reims das Zentrum der 5. Armee unter dem General Berthelot in der Richtung auf Epernay zurückgedrängt und genötigt, neue Stellungen auf der Linie Pourcy-Belval-Reuil sur Marne zu beziehen.

Am Abend des Julitags, der mit diesem Ergebnis abschloß, zeigte sich das Gelände vor der deutschen Front mit Toten und Verwundeten übersät. Auf dieses Terrain entsandten die Deutschen, außer ihren Sanitätsmannschaften, auch mehrere kleine Abteilungen, die bei den gefallenen französischen Offizieren nach Gefechtsbefehlen suchen sollten. Denn es war wichtig

festzustellen, wieweit man drüben über die deutschen Offensivpläne unterrichtet war.

Unter denen, die damit beauftragt wurden, befand sich der Leutnant Michael Raumer, ein 24-jähriger Studierender der Rechtswissenschaft aus Berlin. Zwei Leute aus seiner Kompanie nahm er mit sich. Aber das Resultat ihrer Suche war mager. Denn entweder befanden sich nicht viele höhere Offiziere unter den Gefallenen, oder sie waren von den Franzosen schon fortgeholt worden. Außerdem aber hatte man im Lauf des langen Krieges auf beiden Seiten gelernt, bei der Ausfertigung schriftlicher Direktiven vorsichtig zu sein.

Raumer befahl seinen Leuten umzukehren und folgte ihnen langsam nach. Da stieß er in einer Bodenmulde, hinter niedrigem Gebüsch, auf die Leiche eines Offiziers. Es war noch hell genug, um an seiner feldblauen Uniform die Abzeichen eines Hauptmanns zu erkennen.

Der Gefallene lag in einer gewissermaßen bequemen Stellung, den Kopf etwas erhöht, die Arme zu beiden Seiten ausgebreitet. Man sah im Tuch des Waffenrocks die Eintrittsstelle der Kugel, die ihm genau das Herz durchschlagen haben mußte. Sein flacher Stahlhelm lag neben ihm, mit der Öffnung nach oben.

Das Gesicht des Toten, schmal und zart, wohlrasiert und mit einem gezirkelten, schwarzen Schnurrbärtchen versehen, war etwas zur Seite gewendet. Der Mund, zu klein für einen Männermund, stand leicht offen und schien verächtlich und auch etwas dümmlich zu lächeln. Offen standen auch die großen hellen Augen, über denen das Weiße sichtbar war. Der Leutnant Michael Raumer schloß sie ihm.

Dann machte er sich nach seiner Vorschrift daran, den Toten zu durchsuchen. Er öffnete ihm die Tunika und sah die Wunde auf der Brust, die von einem ganz schmalen Rand schon getrockneten, braunen Blutes umgeben war.

Er entnahm dann der linken inneren Brusttasche das Portefeuille des Gefallenen. Dokumente militärischer Art enthielt es nicht, dagegen ein Identitäts-Papier auf den Namen Charles de Borel-Corignan. Aus einem andern Fach ragten Banknoten hervor. Raumer zog ein wenig daran.

Es waren Tausendfrancsscheine, ein ganzes Bündel, fünfzehn oder zwanzig. Ihr festes und dünnes Papier knisterte unter seinen Fingern.

Es war völlig still auf dem Leichenfeld. Es wurde dunkel. Das Lächeln auf dem Gesicht des Gefallenen verschwamm.

Der Leutnant setzte sich neben den Toten. Er hielt die Geldscheine in seiner linken Hand. Mechanisch, ohne hinzusehen, begann er sie zu zählen.

Eine Minute verging. Dann knüpfte er sich selber den Waffenrock auf, so wie vorher dem Andern, nahm seinen ledernen Brustbeutel hervor, den er an einer Schnur um den Hals trug, und brachte das Geld darin unter.

Den Rückweg legte er nicht in gebückter Haltung zurück, wie sie vorgeschrieben und geboten war. Er ging aufrecht und ging langsam. Aber auf einmal gaben seine Knie nach unter ihm, und er wäre beinahe gefallen. Sein Mund war voll Galle.

Schon ehe er anlangte, war er entschlossen, das Geld abzuliefern. Dann war kein Unglück geschehen. Es mußte ganz vernünftig erscheinen, daß er eine solche Summe nicht über Nacht bei ihrem starren Eigentümer zurückgelassen hatte, sondern sie in Sicherheit brachte, so daß das Geld auf dem üblichen Umwege über neutrale Stellen der Familie des Toten zugesendet werden konnte.

Aber als er die deutsche Stellung erreichte, fand er seine Abteilung im Aufbruch. Das Bataillon, dem er angehörte, hatte während des siegreichen Gefechts an diesem Tage unverhältnismäßige Verluste erlitten und war in eine rückwärtige Stellung kommandiert worden, um einige Tage Ruhe zu haben.

Frische Mannschaften waren zum Ersatz bereits angelangt, ungeduldig, ihre Schlafplätze für die Nacht einzunehmen.

Kein Vorgesetzter war zur Stelle, dem Raumer seinen Fund hätte abliefern können. Er verschob es. Er hinterließ eine kurze Meldung über das negative Resultat seiner Suche und machte sich mit seinen Leuten auf den Weg nach dem Ruhequartier.

Bei schwarzer Nacht langten sie an. Es handelte sich um ein nur halb zerstörtes Dorf, von dem mehrere Häuser noch bewohnbar waren. In einem von ihnen fand er eine Anzahl Offiziere trinkend beisammen. Er kannte die meisten von ihnen. Man begrüßte ihn lärmend. Die Stimmung unter den Herren war sehr gehoben, denn niemand zweifelte daran, daß die neue Offensive Ludendorffs den Durchbruch durch die alliierten Armeen und damit endlich den Sieg bringen würde. War nicht mit den Erfolgen des heutigen Tages der Anfang bereits gemacht? Gerüchte über eine Panikstimmung im alliierten Lager, über Zwistigkeiten zwischen den französischen, britischen und amerikanischen Generälen, wurden ausschweifend diskutiert.

Der Leutnant Michael Raumer begann damit, daß er zwei Weingläser voll schlechten Cognaks nacheinander hinunterstürzte. Aber das half ihm keineswegs. Er wußte, daß die Möglichkeit, sich zu seinem Fund zu bekennen, mit jeder Minute ferner rückte. Er wußte auch, daß irgend ein schreckliches Etwas in ihm dies Bekenntnis nicht wünschte. Daß er mit jedem Augenblick, der verstrich, bestimmter, unwiderruflicher zum Verbrecher wurde.

Und ihm war schlecht. Sein ganzer Körper befand sich in krampfziger Anspannung, anfallsweise zogen ihm Schmerzen durch den Rücken und über die Lenden, sein Kinn war in ein Zittern geraten, das er nicht zu beherrschen vermochte, und manchmal schlugen seine Zähne gegeneinander.

Sogar seinen betrunkenen oder halbtrunkenen Kameraden fiel sein Zustand auf. Aber sie schoben ihn auf die Anstrengungen des Gefechtstages und auf das, was vorausgegangen

war. Denn Raumer war seit über drei Wochen nicht einen Tag außer Aktion gewesen.

Er galt als ein besonders ruhiger und entschlossener junger Offizier und besaß alle Dekorationen, die seinem Rang erreichbar waren. Schon ehe er eintraf, hatte der älteste Herr hier im Kreise, ein hessischer Major, andeutungsweise von einer Beförderung gesprochen, die Raumer erwartete. Zugleich mit dem höheren Dienstgrad würde ihm die Führung eines Bataillons übertragen werden. Die Nachricht war noch nicht offiziell, aber der Major glaubte sich berechtigt, sie heute schon bekanntzugeben. Dies tat er mit einer kleinen, heiter getönten Rede. Alle erhoben die Gläser und stießen auf Raumer an.

Der saß da, benommen und leer. Auch er hob sein Glas, aber seine Hand war so unsicher, daß er den halben Inhalt verschüttete. Sein Kopf glühte ihm und begann sich zu drehen. Er war unfähig, sich schicklich zu bedanken.

Man lachte gutmütig und blickte einander verständnisvoll an. Alle diese jungen Leute, die seit Monaten oder Jahren in der Nähe des Todes lebten, kannten diesen Zustand, der auch den Gefäßtesten nach bösen Tagen mitunter ereilte. Raumer hatte sich lange genug gehalten. Die paar Ruhetage jetzt würden ihm gut tun.

Er lag in dieser Nacht, zum ersten Mal seit längerer Zeit, in einem richtigen Bett. Es war ein breites, schmutziges Bauernbett, mit zerrissenem Leinen- und Deckenzeug. Nacht um Nacht hatten wechselnde Offiziere darin geschlafen, halb ausgekleidet, manche mit den gespornten Stiefeln an den Füßen.

Es stand noch ein zweites Bett in dem heißen, niedrigen Zimmer. Der Hauptmann, dem es zugewiesen war, warf sich krachend darauf nieder, nach zwei Minuten schnarchte er so laut, daß die geborstenen Fenster erbeben. Aber Raumer hätte ohnedies nicht schlafen können. Er lag halbwach, mit pressenden Schmerzen in Schläfen und Hinterkopf, hoch fiebernd bereits, und starrte nach rückwärts und nach vorwärts in sein Le-

ben hinein, das er in einem Augenblick neu aufgebaut und zugleich zerstört hatte.

2

Er stand seit fast drei Jahren im Felde. Einen Vater, an dem er hing, und eine junge Frau hatte er zurückgelassen.

Seit drei Generationen befand sich im Besitz der Raumer ein Exportgeschäft mit dem Hauptkontor in Berlin und mit Filialen in Hamburg und Bremen. Man arbeitete beinahe ausschließlich mit England und den englischen Kolonien. Es war kein Unternehmen vom größten Ausmaß, aber solide und angesehen, eines jener Geschäfte, auf denen der Wohlstand einer Familie unerschütterlich zu ruhen scheint.

An jenem denkwürdigen 4. August erfolgte die englische Kriegserklärung an Deutschland. Am Morgen des 5. August war die Firma Raumer und Söhne ruiniert. Jede Verbindung mit den Ländern ihres Handelsgebiets war zerschnitten. Die Gelder des Hauses, seit dreißig Jahren der Bank von England anvertraut, wurden sequestriert. Der alte Raumer – er war nicht sehr alt, kaum fünfzig – wurde von einer Stunde zur andern ein mindestens vorläufiger Bettler.

Der Schlag traf seine unbiegsame, starr rechtliche Natur besonders hart. Er, bei dem pedantische Erfüllung aller Verpflichtungen eine nervöse Besessenheit war, der noch nie die Rechnung eines Zigarrenlieferanten zwölf Stunden hatte liegen lassen, mußte sich zahlungsunfähig erklären. Sein Fall war einer von vielen, jedem verständlich, vom Staat unter Ausnahmerecht gestellt, auf seinen Ruf fiel kein Fleck.

Aber er fühlte sich aussätzig. Er führte sofort einen radikalen Wandel in seinen Lebensumständen herbei. An die Stelle großbürgerlichen Behagens trat Dürftigkeit. Er schrieb sein schönes Haus im Berliner „Alten Westen“, das sich sein Großvater erbaut hatte, zum Verkauf aus – ein Verkauf, der sich in so turbulenter Zeit als undurchführbar erwies, und bezog mit

Frau und Sohn eine Dreizimmerwohnung in kümmerlicher Gegend.

Er sah die Zukunft schwarz in schwarz. Die Siegeszuversicht, die besonders im ersten Jahr prahlend lärmte, teilte er nicht einen Augenblick. Zu gut kannte er die unerschöpflichen moralischen und materiellen Reserven des Gegners, der da an jenem 4. August Deutschland erwachsen war. Er lachte verzweiflungsvoll über die Narren, die das „Krämervolk“ und die „Handvoll Söldner“ bagatellisierten und „Vereine zur raschen Niederringung Englands“ gründeten. Englischer Lebens- und Denkstil war der Polarstern seines Daseins gewesen, er sprach sogar lieber Englisch als Deutsch und war stolz auf seine englischen Freunde. Jetzt schlug seine Adoration in den leidenden Haß der Enttäuschung um. Ihm persönlich war dieser ungreifliche Verrat angetan worden. Er faßte sich nicht.

Ein einziger Monat machte ihn zum alten Mann. Da er nichts zu tun hatte, saß er Tag aus Tag ein in dem engen Wohnzimmer und rauchte aus einer der Dunhillpfeifen, von denen er sich nicht hatte trennen können, billigen Tabak. Die geringen Barmittel, die zur Verfügung waren, hatte er unter seine Gläubiger verteilt – ungemahnt, zum Teil gegen ihren Widerspruch. So trat bald wirklicher Mangel ein. Er brach schroff jeden Umgang ab. Keinem Zuspruch, keinem verständigen Rat war er zugänglich.

Von seiner Frau hätte er auch schwerlich kommen können. Als er sie geheiratet hatte, eine anspruchsvoll erzogene junge Dame aus Hamburg, war sie eine Schönheit gewesen, von schlanker Figur, hochblond, großäugig, mit porzellanen schimmerndem Teint. Von gleichmäßig freundlichem Temperament und keineswegs über den Durchschnitt hinaus gescheit, hatte sie ihm 25 Jahre lang ein angenehmes Haus geführt und hatte seine Kinder solide und herkömmlich erzogen. Der neuen Situation stand sie ganz waffenlos gegenüber. Sie litt stark in ihrem sozialen Würdegefühl. Sie litt auch unter dem Mangel an



Licht und Raum. Ihr Stolz und eigentlich ihre einzige Leidenschaft war ihr Blumengarten gewesen. Als sie ihn jetzt verlassen mußte, weinte sie tagelang. Ihre Gesundheit war niemals fest gewesen; wie bei vielen Blondinen ihres ätherischen Typus waren ihre Atmungsorgane wenig widerstandsfähig. Im ersten Kriegswinter schon begann sie zu kränkeln. Wahrscheinlich hätten in diesem Stadium ein paar Monate in Engadiner Bergluft sie hergestellt; aber an solche Ausgaben konnte nicht gedacht werden.

Sie lebten zu dritt beisammen in der traurigen Wohnung. Eine Tochter, verheiratet an einen Frauenarzt in Köln, war als versorgt zu betrachten. Aber die Zukunft seines Sohnes marterte Raumer.

Michael war zwanzigjährig, als die Katastrophe erfolgte. Er stand in der Mitte seiner juristischen Studien. Nach erlangtem Doktorgrad sollte er, das war selbstverständlich, in die väterliche Firma eintreten. Nun fand er sich, mit einem Stoß, aus der Bahn geschleudert.

Er war ein gelassener, über seine Jahre reifer Mensch, und er selber fühlte sich nicht entmutigt. Ohne Zögern machte er sich auf die Suche nach einem Broterwerb. Es war die Lage seiner Eltern, die ihn bekümmerte; am schmerzlichsten empfand er für den Vater, an dem er von Kindheit auf mit bewundernder Liebe hing. Ihn sah er vor sich auf all seinen demütigenden Gängen treppauf treppab, und in dem leidenschaftlichen Wunsch, dem Vater wenigstens äußerlich Erleichterung zu bringen, nahm er schließlich einen Posten an, gegen den viel einzuwenden war.

Es schien, an und für sich, etwas Übliches. Er sollte für eine Versicherungsgesellschaft als Agent tätig sein. Man engagierte ihn dort, obwohl er keine speziellen Kenntnisse aufzuweisen hatte, einfach auf sein Äußeres und sein Auftreten, vielleicht auch auf seinen soliden Namen hin.

Die „Necessitas“ gehörte nicht zu dem Ring der alten, wohl-etablierten Anstalten, deren Name schon Vertrauen einflößt. Sie war noch keine fünf Jahre alt, und ihre Geschäftsgebarung war undurchsichtig. Nicht auf der Versicherung selbst, vielmehr auf der Beschaffung von Darlehen ruhte in ihrer Praxis das Hauptgewicht, die leichte Erlangbarkeit solcher Leihsummen wurde vor Abschluß des Vertrags den Kunden geradezu als Köder vorgehalten. Es gab da auch keine Enttäuschung; die bereits bezahlten und sogar die künftigen Prämien wurden bereitwillig beliehen. Aber die enormen Zinsen, die zu erlegen waren, erwiesen sich, zusammen mit Kommissionsgebühren und Sporteln, für den Kunden als ruinös. Blieb einer im Rückstand damit, so wurde seine Versicherung hinfällig. Und die Bedingungen, die er bei Abschluß unterschrieben hatte, in vielen Fällen ohne sie sorgsam zu prüfen, waren so kunstreich ausgedacht und formuliert, daß bis jetzt wenigstens niemand vor Gericht einen Sieg über die Firma erstritten hatte.

Es war klar, daß sich der Kundenkreis der „Necessitas“ weniger aus der zahlungsfähigen Geschäftswelt ergänzte als aus bedrohten Existenzen, Bürgern, die sich kämpfend in ihrer Klasse zu halten suchten, und denen auch gefährliche Mittel dazu recht sein mußten. Natürlich war es das Bestreben dieser Leute, vor dem Agenten der Firma zunächst unbekümmert, flott und zutrauenswürdig zu erscheinen. Michael nahm diese Haltung auch in den ersten Fällen auf Treu und Glauben hin. Aber er lernte rasch. Bald sah er hinter der mühsam gehaltenen Fassade die geheime Angst und die verdeckte Gier, und erkannte oder ahnte doch, zu welcher Art von Geschäften seine Überzeugungskunst hier gebraucht wurde.

Aber er sah keine Möglichkeit zu entkommen. Zu Hause gestaltete sich die Situation immer finsterer; und die Provisionsquoten bei der „Necessitas“ waren hoch.

Die eigentlichen Nutznießer und Drahtzieher der Gesellschaft blieben unsichtbar für ihn. Niemals erschienen sie in den

ziemlich schäbigen Geschäftsräumen an der Dennewitz-Straße und befanden sich in diesen bedenklichen Zeiten meist im neutralen Ausland. Michaels unmittelbarer Vorgesetzter, der Mann, mit dem er es beinahe ausschließlich zu tun hatte, war ein Herr Leykauf – ominösen Namens, wie es ihm gelegentlich vorkam. Er war ein Mann von unbestimmtem Alter, ziemlich klein und auffallend sehnig, mit einem polierten Habichtskopf, der nicht ohne elegante Besonderheit war. Seine Kenntnisse auf dem Gebiet der Versicherungs- und Darlehenspraxis waren umfassend, sie waren international, denn Herrn Leykaufs vergangenes Leben war bunt gewesen.

Er hatte, was er durchaus nicht verbarg, vielmehr zu erzählen liebte, in jungen Jahren im Zusammenhang mit einem zweifelhaften Bankerott acht Monate in einem sächsischen Gefängnis gesessen und war dann außer Landes gegangen. Er sprach alle lateinischen Sprachen, besonders aber Spanisch und Portugiesisch, mit Vollkommenheit und überraschte durch immer neue Anekdoten abenteuerlichen und erotischen Inhalts, die Süd- und Mittelamerika und die Inseln der Großen Antillen zum Schauplatz hatten.

Auf Cuba hatte er eines frühen Jahres geheiratet, eine Dame halbspanischen Ursprungs, die seither irgendwo zwischen den Wendekreisen verschwunden war. Aber es war ihm aus dieser Ehe eine Tochter geblieben, Marion mit Namen, und diese junge Schönheit wurde, gleich als sie zum ersten Mal auftrat, Michael Raumers Herzensschicksal.

Er saß Leykauf am tannenen Schreibtisch gegenüber und legte seinen Rapport ab, als sie eintrat. An die umwerfende Wirkung ihrer Person mußte sie wohl gewöhnt sein, denn sie lächelte flüchtig und freundlich, als sie Michael um die Nasenwurzel weiß werden sah und ihn stammeln hörte.

Sie war noch nicht achtzehn und schon auf dem Höhepunkt ihrer Entwicklung. Ihr zarter und voller Körper, mittelgroß nur, bewegte sich mit einer sparsamen Grazie, deren sie sich be-

wußt war. Das schwach bräunliche Gesicht wurde von zwei immensen, sehr hellen Augen beherrscht, die zuversichtlich und ein wenig zu unschuldig blickten. Und über einer schmalen und engen Stirn lagerte eine Mauer, ein Wall von starkem schwarzem Haar, abgründlich schwarz, wie eine Absage an alles Licht – und der Kontrast zwischen dieser drohenden Finsternis und dem lieblichen Oval mit den lichterfüllten Augen war ein unwiderstehlicher Reiz. Man hätte das Ganze makellos schön nennen müssen, wäre nicht zwischen dem feinen Näschchen und dem oberen Lippenrand der Abstand zu kurz gewesen. Die Zusammendrängung, die so entstand, prägte dem betörenden Gesicht einen kleinlichen, unfreien Zug auf.

Michael war ein junger Mensch von gesunden, kräftigen Instinkten. Sein Sinn für das Normale und Bekennbare, der Einfluß seiner geordneten Umgebung, hatten ihn im Umgang mit Frauen zurückgehalten. Unerfahren war er nicht; aber sein Herz und im Grunde auch seine Sinne waren kaum berührt worden. Jetzt stürzte er in diese Leidenschaft wie in einen tiefen Brunnen. Sie umschloß ihn ganz. Und keinen Augenblick war es ihm zweifelhaft, daß sein Dasein nur in der Vereinigung mit diesem Mädchen noch einen Sinn haben würde.

Es wurde ihm über Erwarten leicht gemacht, ein Recht auf den Umgang mit ihr zu gewinnen. Möglich sogar, daß sie von der ernsthaften Unbedingtheit seines Werbens zunächst überrascht war. Aber mit der ganzen Schmiegsamkeit eines sehr weiblichen Naturells fand sie sich sogleich und gern zurecht. Wenn sie vordem etwa zur Anknüpfung leichterer Beziehungen disponiert gewesen sein mochte, so war das alsbald von ihr selber vergessen. Michael gefiel ihr, und am meisten gefiel ihr das Rückhaltlose seiner Anbetung. Es war schon nach wenigen Wochen selbstverständlich, daß sie Mann und Frau sein würden.

Unter normalen Umständen hätte eine solche Verbindung wahrscheinlich den Bruch Michaels mit seiner Familie bedeu-

tet. Sein Wunsch schlug allem ins Gesicht, was hier Tradition gewesen war. Aber der einstige Träger dieser Tradition, der Vater, war ein gestürzter, sich in Haß und Unbegreifen verzehrender Mann, den sein Unglück in seinen eigenen Augen entwürdigte. So empfing er die neue Tochter mit abwesender Freundlichkeit und lehnte es nicht einmal ab, Herrn Leykaufs Habichtskopf sich am Tische gegenüber zu sehen. Michaels Mutter, hinschwindend in lichtloser Umgebung, war mit ihrem Zustand allzu gramvoll beschäftigt, um Widerstand aufzubringen.

Aber die Armut stand da als ein unübersteigbarer Wall. Michael unterhielt aus seinem unregelmäßigen Verdienst seine Eltern. Kein Hundertmarkschein ließ sich erübrigen. Von Leykauf war nichts zu erhoffen, das hatte er Michael bei erster Gelegenheit ungefragt und zynisch erklärt. Vermögen besaß er nicht, was er einnahm, ging auf Hasard und Frauen drauf, und diesen Gewohnheiten abzusagen, konnte ihm nicht in den Sinn kommen. Ein Mädchen von Marions Vorzügen brauchte keine Mitgift. War es ihre Laune, einen mittellosen Jüngling zu heiraten – in erster Ehe, wie Herr Leykauf es freundlich formulierte – so mochten die beiden sich einrichten, wie sie's vermochten.

So standen die Dinge, als Michael ein Jahr nach Kriegsausbruch zur Fahne gerufen wurde. Und nicht von ihm, von ihr ging der Vorschlag aus, vor seiner Ausreise zur Front sich trauen zu lassen. Sie hatte den ernsten und feurigen Jungen auf ihre Art lieb gewonnen, sie sehnte sich nach seiner Umarmung, und sie wollte, daß er die Erinnerung daran in sein neues, gefährliches Leben mitnehmen sollte.

Es war eine der Kriegstraungen, bei denen die Formalitäten wegfielen. Danach blieben ihnen zehn Tage. Diese zehn Tage banden Michael mit allen feinen und groben Strängen an diese Frau seines Lebens. Er genoß ein Glück ohne Maß. Einmal war der Krieg ja zu Ende – dann würde es ewig währen, das Glück.

Er bewährte sich da draußen. Er tat seine Pflicht und tat mehr. Nach acht Monaten war er Offizier. Von dem doppelten Kriegssold, den er bezog, sandte er die Hälfte seinen Eltern, die Hälfte seiner Frau. Er selbst behielt ein paar Pfennige für Zigaretten.

Im Februar 1916 starb in Berlin seine Mutter. Michael befand sich inmitten der Kämpfe um Verdun, und die Nachricht von ihrem Tode erreichte ihn erst, als sie schon in der Erde lag. Der Krieg schien niemals aufhören zu wollen. Michael las Marions Briefe und atmete sie ein, in der Hoffnung, einen Hauch der bräunlichen Hand zu spüren, die auf ihnen geruht hatte. Vorwürfe marterten ihn. Er hätte sich niemals nachgeben dürfen, sie nie an sich binden. Endete dieser Krieg und überlebte er ihn – so kam er heim als ein Bettler. Die spärlichen Nachrichten von seinem Vater zeigten einen zerfallenden Menschen. Michael träumte mitten in Tod und Verwüstung von Geld.

So war er zum Räuber geworden an einem toten Feind.

### 3

Während der Nacht wurde der schnarchende Hauptmann mehrmals aus seinem schweren Schlaf geweckt. Ein hohes, schrilles, seltsames Schreien weckte ihn auf. Als er es zum dritten Male vernahm, machte er Licht und betrachtete seinen Zimmergenossen.

Raumer lag da mit weit offenen Augen, deren Pupillen unnatürlich groß erschienen. Zuckungen gingen über seinen Körper. Ohne Bewußtsein stieß er in Abständen jenes unheimliche Schreien aus.

Der Hauptmann zog seinen Rock an und machte sich, vorsichtig fluchend, auf, um den Stabsarzt zu holen. Der Stabsarzt war im übernächsten Haus einquartiert und kam gleich mit hinüber. Er befühlte Raumers Puls, fand ihn verlangsamt und unregelmäßig, er untersuchte seine Augen auf Lichtempfindlichkeit, und es war keine vorhanden.

„Das sieht nach Meningitis aus“, stellte er fest, „muß morgen früh in ein anständiges Lazarett.“

Ganz leicht betastete er Raumers Kopf. Als seine Finger mit der Umgebung des rechten Ohrs in Berührung kamen, schrie der Kranke herzzerschneidend auf.

„Da kommt es her“, sagte der Arzt. „Wir können jetzt doch nichts tun. Versuchen sie weiter zu schlafen, Herr Hauptmann.“

Eine schwere Affektion des Mittelohrs wurde auch im Divisionslazarett als Ursache der Erkrankung festgestellt; die Anstrengungen dieser jüngsten Zeit, nahm man an, hatten den Widerstand vollends niedergebrochen. Das war auch gewiß ganz korrekt. Wie oft aber flüchtet sich die gemartete Seele in eine Krankheit.

Im Falle Michaels war diese Flucht vollkommen. Wochenlang lag er ohne Bewußtsein. Als er es wiedererlangte und die Augen aufmachte, saß seine Frau an seinem Lazarettbett. Der erste Ausdruck in seinen Augen war der einer glückseligen Überraschung. Der zweite der einer panischen Angst. Seine skeletthafte Hand tastete über seine Brust. Der Beutel war fort.

Er erholte sich langsamer, als die Ärzte erwarteten. Ging die Zimmertür auf, näherte sich irgend jemand seinem Lager, so erschien in seinen Augen jener selbe wunde Ausdruck von Angst. Er erwartete jeden Augenblick angeklagt und degradiert zu werden. Als eines Nachmittags unvermutet der General erschien, der die Division kommandierte, war Michael vor Schreck unfähig, sich in den Kissen aufzurichten. Der General erkundigte sich nach seinem Ergehen und überbrachte eine Dekoration.

Nach diesem Tag lockerte sich die Anspannung in seinem Wesen. Die Gegenwart seiner Frau begann ihren Zauber auszuüben. Aber anfallsweise marterte ihn immer noch der Gedanke, daß sie vielleicht wußte. Was war verborgen auf dem Grund dieser hellen, immensen Augen?

Eines Tages faßte er sich ein Herz. „Wo hat man eigentlich meine Sachen hingebracht“, sagte er mit einer unnatürlich hohen, entstellten Stimme, „das Bildchen von dir, meine Uhr, meine Briefftasche?“

„Das ist sicher alles gut aufgehoben. Soll ich danach sehen?“

„Nein“, schrie er beinahe, „wozu denn!“

„Wozu? Du hast eben doch selbst –“

„Wozu brauche ich dein Bild, meine ich“, sagte er mit einem jammervollen Lächeln. „Jetzt hab’ ich ja dich.“

Er hob seinen Arm, der muskellos, fast geisterhaft dünn war, und legte ihn um ihre Hüften.

Es schien ja wirklich, als verberge sie nichts. Aber konnte er sicher sein? Mitunter glaubte er sie auf einem schlaun, wissenden Blick zu ertappen. War sie nicht schließlich die Tochter ihres Vaters!

Es kam der Tag, da er auf schwachen Füßen sich wieder umherbewegte; es kam auch der, an dem er sich ermannte und nach seinen Habseligkeiten frug.

Der Unteroffizier, der im Lazarett Sekretärsdienst tat, führte ihn vor einen schmalen Schrank mit vielen Fächern, deren jedes durch Ziffer und Namen bezeichnet war.

Michael schloß auf. Säuberlich lag hier alles beisammen. Der Brustbeutel sah aus, als hätte ihn niemand berührt. Er bezwang sich, ging und untersuchte den Inhalt erst, als er allein war.

Das Geld war da. Er zählte die Scheine, mit einem kratzenden Würgen im Hals. Es waren sechzehn. Also hatte doch jemand den Raub entdeckt. Denn als er das Geld nahm, waren es achtzehn gewesen.

Oder irrte er sich? Er hatte damals doch nachgezählt, in jener Mulde, neben dem Gefallenen. Aber schon war er seiner



Sache nicht mehr gewiß. Nie würde er wieder gewiß sein. Nie würde er mit völliger Sicherheit wissen, ob er entdeckt war.

Seit dem Beginn seiner Krankheit waren zwei Monate vergangen. Man erklärte ihn für transportfähig. In kleinen Etappen, in einem Zustand kindhafter Schwäche, reiste er mit Marion nach Berlin zurück. Es war auch sonst eine deprimierende Reise. Noch hielt die Front. Aber über allen nach rückwärts gestaffelten Truppenteilen lag eine bleierne Starre der Hoffnungslosigkeit.

Man passierte die Grenze. Deutschland froh unterm Herbstregen. Von den Menschen, die auf den Bahnsteigen standen, lachte niemals einer. Sie sahen gramvoll und heruntergekommen aus. Das Ende war schon in der Luft.

4

Zu Anfang des neuen Jahres, nachdem er sich vollends erholt hatte, bot ihm die „Necessitas“ seinen früheren Posten an. In der wirtschaftlich chaotischen Zeit, die dem Kriege folgte, florierte das Institut verdächtiger als je zuvor, und im Auftrag der stets unsichtbaren Chefs, die diese vier Jahre in St. Moritz oder dem Haag gesund überstanden hatten, stellte Herr Leykauf dem Schwiegersohn sogar erhöhte Bedingungen in Aussicht. Michael lehnte ab. Er sei entschlossen, möglichst rasch seine juristischen Studien abzuschließen.

„Da bin ich neugierig, wovon du diese Studien und zugleich euren Haushalt bestreiten willst. Früher – ja, kamen die Kriegshelden mit Beute aus dem Felde zurück, aber diese schönen Zeiten sind ja leider vorbei.“

Michael war unfähig, sofort zu erwidern. Er habe sich von Freunden ein Darlehen verschafft, sagte er dann, das reiche fürs Erste. Herr Leykauf möge sich in keiner Weise beunruhigen.

Das lag Herrn Leykauf vollständig fern. „Wie du meinst“, sagte er nur. Und sein sehniges Gesicht zeigte ein Lächeln, das nicht ironisch war, sondern anerkennend und spießgesellenhaft.

Es war offenbar, daß er an die Geschichte von dem Freundesdarlehen nicht glaubte. Und da ihm ein krummer Weg immer als der natürlichste erschien, vermutete er Michael auf einem solchen begriffen, und nahm ihn mit seinem Lächeln gewissermaßen auf in seinen intimeren Kreis.

Diese Haltung behielt er auch bei. Etwas schleichend Vertrauliches trat in seinen Gesprächston ein. Michael hatte ein Gefühl dabei wie bei neckischen Rippenstößen. Er vermied seinen Schwiegervater, soviel er konnte.

Das war weiter nicht schwierig. Die berufliche Berührung fiel weg, und aufdringlich war der Sehnige nicht, er gab sich keineswegs als Familienmensch. Nicht fünfmal im Jahr betrat er die hübsche Wohnung, in der das Ehepaar nun mit Michaels Vater zusammen lebte.

Der alte Friedrich Raumer war von einer bitteren Genugtuung erfüllt. Er hatte also doch Recht behalten. Wie standen nach dieser Niederlage diejenigen da, die die Macht des geliebten und gehaßten britischen Weltreichs so albern unterschätzt und „Vereine zur raschen Niederringung Englands“ gegründet hatten. Aber während bei all diesen Unwissenden der oberflächliche Zorn gegen das Inselvolk, die ganze „Gott strafe England“-Stimmung, längst verfliegen und vergessen war, verharrte der alte Mann im zähen Haß enttäuschter Liebe.

Schon während des Krieges hatte er mit der Anlage einer gegen England gerichteten Dokumentensammlung begonnen. Sie sollte, chronologisch geordnet, alle Übergriffe, Ungerechtigkeiten, Vertragsbrüche enthalten, die von Briten im Lauf ihrer Kolonialgeschichte begangen worden waren. Mehr als 500 Folioseiten hatte er schon mit Excerpten angefüllt. Er verbrachte seine Vormittage auf der staatlichen Bibliothek, den Rest des Tages schreibend an seinem Tisch. So versunken war er in die Arbeit an diesem Anlagewerk, daß die unmittelbare Gegenwart, der Zusammenbruch des Landes, die Änderung seiner Staatsform, der Friedensschluß und seine Folgen, nur

blasse Realität gewannen. Er wohnte den Ereignissen bei wie hinter einer dicken Glaswand.

Er fragte auch nicht danach, woher die Mittel kamen, die der kleinen Familie eine behagliche Existenz gestatteten. Er gab sich mit der oberflächlichen Erklärung seines Sohnes zufrieden und nahm die helle, komfortable Wohnung so gerne hin wie die Gegenwart seiner anmutigen Schwiegertochter. Der zweifelhafte Staatsvertrag, mit dem im Jahre 1757 Lord Clive den Inder Omichund täuschte, hatte mehr Wirklichkeit für ihn, als all dies.

Er bemerkte auch kaum, daß sein Sohn seit der Rückkunft so viel ernster, stiller, älter erschien, als es seinen Jahren entsprechen hätte.

Wohl aber wurde Michaels Frau dessen gewahr. Sie hatte, gestand sie sich, einen andern Mann geheiratet als den, der ihr da aus dem Felde heimgekehrt war. Sie schob es, sehr natürlich, auf seine Krankheit. Wenige, hatte man ihr gesagt, überstehen eine Hirnhautentzündung ohne schweren Schaden. Sie fühlte Mitleid und Achtung. Aber es konnte nicht ausbleiben, daß sie bald auch Langeweile fühlte. Nicht wenig war in ihr vom brutalen Lebensdurst ihres Vaters. Und die Existenz zwischen den zwei Bücherfressern, wie sie die Raumer benannte, lastete auf ihrer Jugend, die so früh nicht resignieren wollte.

Denn Michael, in verbissener Leidenschaft, schien entschlossen, alles Versäumte in kürzester Zeit nachzuholen. Von den anderen Studierenden, die nach Mühsal und Gefahr sich zunächst einmal freudig ins wiedergewonnene Leben warfen, hob er sich eindrucksvoll ab. So fanatisch arbeitet nur einer, der unablenkbar einem bestimmten Ziel zueilt.

Sein trüber Ernst, sein Bedrücktsein, hatten mit der ausgestandenen Krankheit nichts zu tun. Er war völlig genesen. Niemand konnte er anvertrauen, worunter er litt, was er fürchtete. Seine schlimmsten Zeiten machte er durch, als die feindlichen Regierungen Listen der „Kriegsverbrecher“ aufstellten,

deren Bestrafung verlangt wurde. Mit zitternden Händen suchte er die Kolumnen ab. Immer erwartete er einen Nachtrag zu diesen Listen, immer die Vorladung vor irgendeine amtliche Stelle, Rechtfertigung abzulegen für seinen Raub am gefallenen Feind.

Nichts erfolgte. Unangefochten lebten er, sein Vater, seine Frau, von diesem geraubten Geld. Aller karge Komfort, den sie genossen, stammte aus dieser Quelle. Michael mußte vorsichtig zu Werke gehen. Er wechselte die Scheine in langen Abständen, niemals zwei an der selben Stelle. Und er hatte die beschämende Genugtuung, daß sie von Mal zu Mal wertvoller wurden, jedesmal erhielt er einen ansehnlicheren Betrag in deutschem Geld. Denn die Währung des Reichs war in stetigem Sinken – in rascherem als die Frankreichs – so daß er also, zu allem hin, auch noch aus der niedergehenden Wirtschaft seines Vaterlandes Gewinn zog.

Im Augenblick, da das deutsche Geldsystem völlig zusammenbrach, im vierten Jahr nach dem Friedensschluß, war der Raubschatz erschöpft. Aber genau bis zu diesem Zeitpunkt war diese Hilfe aus trüber Quelle auch nur nötig gewesen. Denn mit einem Mal war Michaels Vater wieder ein vermögender Mann. So lange hatte es gedauert, ehe die Bank von England ihm die beschlagnahmten Guthaben freigab.

Wohlhabend war er nun wieder im soliden Geld des gehaßten Landes. Nicht wohlhabend nur, sehr reich erschien er plötzlich mit seinen Pfunden, mitten im hektischen Ausverkauf der deutschen Inflation.

Genau damals war auch Michaels juristische Vorbereitungszeit zu Ende. Er saß im Amt, ein junger Kriminalrichter. Er verhörte Angeklagte und Zeugen, er verhängte Strafen, in Talar und Barett.

Es hatte zuerst Verwunderung erregt, als er sich so entschieden einem Gebiet zuwandte, das von ehrgeizigen Juristen ver-

nachlässigt zu werden pflegt. Jedermann prophezeite ihm eine glanzvolle Karriere als Civiljurist, man sah ihn als Syndikus bei einem der großen Industrie-Konzerne oder als Anwalt mit hohem Einkommen. Die Aussichten für den Kriminalisten waren vergleichsweise karg.

Aber er kannte seinen Weg. Das zeigte sich, als er den Gegenstand für seine Dissertation zu wählen hatte. Sie wurde nicht eine der üblichen Broschüren – zwei Drittel Zitate, ein Drittel Auslegung – mit denen sich sonst die Studenten ihren Doktorgrad erschrieben. Sie war ein solides Buch und trug den Titel: „Beccaria und sein Einfluß auf das Strafrecht in Frankreich und England“.

Unbekannte Fakten waren in Menge beigebracht, bisher übersehene Zusammenhänge bloßgelegt, aber hinter all der Genauigkeit war ein Höheres spürbar: humane Leidenschaft. Der italienische Jurist des 18. Jahrhunderts, der mit einer einzigen kleinen Schrift das Tor zugeschlagen hatte hinter mittelalterlicher Brutalität, er erstand in eindrucksvoller Größe. Als der Erste, der begriff, daß es wichtiger ist, Verbrechen zu hindern als Verbrecher zu strafen, und daß Folter, Todesstrafe und Konfiskation untaugliche und verwerfliche Mittel sind zur Selbstverteidigung der Gesellschaft. Im biographischen Teil des Buches schwang und tönte der Stil des jungen Juristen von verhaltener Passion der Verehrung.

Das Werk erregte Aufsehen, verschaffte dem Autor sofort einen Namen, wurde in mehrere Sprachen übersetzt. Und es war die eigentliche Ursache dafür, das Raumer einen Richterposten in der Hauptstadt erhielt, statt zunächst irgendwo in trister Provinz, wie sonst üblich.

Da saß er, und es zogen in nie endender Prozession die Vergehen an der Schranke vorbei, für die das untere Gericht zuständig ist. An jedem Tag waren fünf, acht, zehn Fälle abzuurteilen – Diebstahl, Unterschlagung, Fälschung, Nötigung, Be-

drohung, Körperverletzung. Schäbige Gier und schäbige Bosheit spülten gegen den Richtertisch.

Es gab kein Kollegium hier, der eine Richter entschied. Meist war nicht einmal ein Verteidiger da. Mit einem gleichmäßigen Ernst, dem keine Gewöhnung etwas anhaben konnte, hörte Raumer die Anklage, vernahm die Zeugen, ließ er die Angeschuldigten ihre Sache führen in den kurzen, armen Sätzen, wie sie das Volk spricht. Es schien jeder Fall neu für ihn, jeder der erste. Er nahm sich Zeit. War eine Sache geklärt und zum Spruche reif, so wußte er mehr von dem Schuldigen, seinem vergangenen Leben, den Trieben seines Herzens, als der selbst je zusammenfaßte und erfuhr, dumpf hintreibend in seinem bedrängten Alltag.

Es war nichts von Weichmut, von sentimentaler Herablassung, in Raumers Art die Verhandlung zu führen. Aber diese Verbrecher im Kleinen, die da, lügegewohnt und meist rückfällig, in das schmale, sachliche Gesicht aufblickten, sie wurden seltsam angerührt von einem Gefühl, dem sie nicht hätten Worte geben können, dem einer geheimen Identität. Dies Gesicht war so anders als die routinierten oder gelangweilten Masken, die ihnen sonst unterm Barett erschienen waren. Der junge Mann dort im hohen Stuhl, er wußte von ihnen. Ihn zu täuschen war schwer. Aber man war kaum versucht, ihn zu täuschen. Die Urteile, die er verkündigte, nahmen sie anders hin als die, die wie bedruckte Streifen aus Automaten aus jenen anderen Mündern gefallen waren. Sie fühlten, daß er gerecht sein wollte – und also gerecht war, soweit es Gerechtigkeit geben kann unter Menschen.

Sie fühlten auch, daß er zur Milde geneigt war. Er war es so sehr, daß zu früheren Zeiten, im Kaiserreich, seine Vorgesetzten Anstoß genommen hätten. Aber die Republik, tastend und ihrer selbst ungewiß wie sie sonst war, bekannte sich in ihrer Rechtsübung zu neuen Tendenzen. Kommissionen arbeiteten an einer Umgestaltung des Kriminalrechts und der Prozeßord-

nung. Schon jetzt war dem Richter freieres Ermessen vergönnt, Berücksichtigung mehr des Motivs als der Tat, tieferer Einblick war ihm zugetraut in Wert und Unwert menschlicher Seelen. Es war ihm erlaubt, auch bei erwiesener Schuld das Strafmaß weit herabzusetzen. Das Mittel der Bewährungsfrist war in seine Hände gelegt: Strafen wurden aufgeschoben, und hielt ein Verurteilter sich untadelig durch eine gegebene Zeit, so war er endgültig frei. Dazu freilich mußten erst die Bedingungen geschaffen werden, unter denen es ihm leichter fiel, nicht wieder zu fehlen. So stellte natürliche Zusammenarbeit sich her zwischen den Organen der Rechtspflege und denen der Fürsorge.

Das alles stand erst in den Anfängen, reife Frucht war nur zu erwarten, wenn der Republik Zeit gegönnt war, um einen Stamm von Richtern und Verwaltern in dem neuen, freieren Geiste heranzuziehen. Sehr bald schon gab es Symptome dafür, daß ihr so viel Zeit nicht beschieden sein würde.

Und wie die Praxis der Rechtsprechung, begann man auch den Strafvollzug zu verbessern. Noch lag das Gefängniswesen im Finstern und Argen. Mittelalterlicher Rache-Instinkt geisterte noch durch die Steinhöhlen der Zuchthäuser. Noch zeigte das Wachtpersonal allgemein den Typ des soldatischen Büttels, und die Direktoren, von deren Willkür allzuviel abhing, vielfach den Charakter von Fronvögten.

Hier tat die junge Republik gute Arbeit. Nicht die Gesellschaft zu rächen an dem, der ihre Spielregeln brach, war mehr die Maxime, sondern Erziehung, das Zurückführen des Ausbrechers in den normalen Blutkreislauf der Nation. Die düstersten Kerkerbauten verschwanden, Arbeit und Erholung der Sträflinge wurden vernunftgemäßer gestaltet, die sanitären Einrichtungen modernisiert, Vorschriften abgemildert, das Personal gründlich erneuert, die Inspektion der Anstalten häufiger und entschlossener ausgeübt.

Aber es fehlte an Juristen, die für diese Aufgaben neben wissenschaftlicher Eignung die persönliche mitbrachten. So konnte es kaum fehlen, daß man auf den jungen Richter aufmerksam wurde, der sich durch sein Buch und durch seine Amtsführung so entschieden qualifiziert hatte. Er wurde angefordert, versetzt und bald sprunghaft befördert. Mit zweiunddreißig Jahren war Raumer der erste Mann unter dem Chef des Strafvollzugswesens.

Auf seinem Arbeitstisch liefen die Akten zusammen aus allen Anstalten des Landes, die Monatsrapporte, Statistiken, Personallisten, Klagen. Sie wuchsen zu Türmen auf während seiner Inspektionsreisen. Denn die Hälfte manchen Monats, mitunter zwanzig Tage, war er abwesend von Berlin, die Provinzen durchreisend in seinem grauen Staatsautomobil, mit einem Chauffeur, der zugleich eine Art Sekretärsdienst bei ihm tat. Schwertlin hieß der Mann. Er war ein schlauer und drolliger Schwabe.

Man liebte Raumer nicht in den Gefängnisbureaux. Auch die besten unter diesen Direktoren und Beamten fürchteten seine leidenschaftliche Genauigkeit. Er kannte jeden Wasserablauf in einer Zelle, jedes zu kleine Fenster. Er hatte die Höfe abgeschritten, auf denen die Sträflinge ihren Spaziergang vollführten. Er wußte, was mangelhaft war in ihren Arbeitssälen, Speiseräumen, Lazaretten. Seine Gaumennerven bewahrten den Geschmack ihrer Speisen, sein Gedächtnis den Ausdruck von aberhundert Gesichtern. Es kam häufig vor, daß er mit einem von ihnen eine Stunde lang sprach, während vor der Zelle die Beamten auf die Uhr sahen und Blicke wechselten. Und wieder wie einst bei Gericht fühlte jeder dieser Gefangenen, daß hier keine Entfernung, kein Abgrund war, daß ihm da auf der Pritsche ein Mann gegenüber saß, der wußte.

Als er von einer solchen Fahrt ins äußerste Schlesien spät eines Nachts nach Berlin zurückkehrte, trat ihm auf der Treppe seine Frau entgegen, in Schwarz. Am Nachmittag war sein Va-



ter gestorben. Man fand ihn am Schreibtisch über dem Manuskript seines nie endenden Buchs gegen England. Die Herztacke, die ihn getötet hatte, war so gewaltsam gewesen, daß ihm in der sich krampfenden Faust der Federhalter zerbrochen war. Man mußte das Stückchen Holz mühsam aus seinen Fingern lösen.

## 6

Seit der Zurückgewinnung des Vermögens bewohnte man wieder das Haus im „Alten Westen“, das in klassizistischer Zeit erbaute Familienhaus, weiträumig, kühl und repräsentativ, das fast ein Palais war. Seine Empfangsräume, die im Erdgeschoß lagen, gemahnten an die im Goethe'schen Hause am Weimarer Frauenplan.

Sie wurden selten gebraucht. Michael hatte weder Zeit noch Neigung zu ausgreifender Geselligkeit, und Marion war als Hausherrin ohne Ehrgeiz. Persönlicher Luxus genügte ihr. Sie fühlte sich wohl in dem Appartement, das sie sich im ersten Stockwerk nach ihren Wünschen eingerichtet hatte: dem Wohnraum voll von chinesischen Spielereien, mit amüsanter Seidentapete, dem Schlafzimmer mit seinem Bett aus vergoldetem Korbgeflecht, dessen enorme Dimensionen sie allabendlich aufs Neue ergötzten, dem Ankleidekabinett, das ganz Spiegel war und in dessen gläsernem Toilettentisch sich zahllose Utensilien aus herrlichem blondem Schildpatt widerspiegelten. Eine verliebte, geradezu manische Pflege der eigenen Person füllte den größeren Teil ihrer Tage aus.

Man stieg einen Stock höher, um zu Michaels Wohnung zu gelangen. Sie bestand aus einem einzigen, sehr großen Raum, dessen vier Fenster auf die Rasenflächen und weißen Götterfiguren des Gartens hinaussahen. Hier verbrachte er beinahe alle Stunden, die Amt und Reisen ihm übrig ließen. An dem langen, schmalen Arbeitstisch, der vor die beiden Mittelfenster gerückt war, entstanden in diesen Jahren zwischen 1926 und 1933 die Werke, die seinen Namen in der wissenschaftlichen Welt befe-

stigten: „Neue Wege im Strafvollzug“, „Das Verbrechen und seine Verhütung“, „Selbstschutz der Gesellschaft“, und jenes vierte, das ihm auch über die Fachwelt hinaus internationale Bekanntheit einbrachte, der Band „Gewissen und Strafe“.

Streckte er sich um ein oder zwei Uhr Morgens auf seinem Lager aus, so waren seine Gedanken meist noch in voller Bewegung, sodaß er nicht bald den Schlaf fand. Sie wandten sich von seiner Arbeit zu seinem persönlichen Leben, aber das änderte nicht ihre Richtung. Denn Beides war eins. Ein Augenblick hatte Beides bestimmt, jener nächtliche Augenblick, der nun ein Jahrzehnt zurücklag, in der Erdmulde vor Reims.

Die Wunde, die er seinem seelischen Organismus damals gerissen hatte, sie schloß sich nicht. Vielleicht wäre das anders gewesen, hätte er sein Vergehen wenigstens materiell gutmachen können. Noch immer war er der Besitzer jener sechzehntausend Francs, auf deren Raub alles aufgebaut worden war: Altersfriede seines Vaters, Behagen seiner Frau, seine Karriere, seine Arbeit, seine Wirkung. Nie hatte er versucht, das Geld zurückzuerstatten. In früheren Zeiten war er zu arm gewesen. Und jetzt vermochte er den Entschluß nicht zu fassen, aus Furcht vor Entdeckung.

Zweimal war er seit dem Krieg in Paris gewesen, einmal auf einer Ferienreise mit Marion, und einmal beruflich zu einem internationalen Kongreß. Immer nahm er sich vor, Erkundigungen einzuziehen über jene Familie de Borel-Corignan, der der beraubte Tote angehört hatte. Vor allem hätte er gewünscht zu erfahren, in welchen Umständen diese Menschen lebten. Denn der Gedanke hatte sich eingenistet in ihm, der Tote habe damals mit jenen sechzehntausend Francs einen Hauptteil seines Vermögens bei sich getragen, und unmündige oder kranke Erben seien im Elend zurückgeblieben. Die Vorstellung war jeder Wahrscheinlichkeit und Logik entgegengesetzt. Er wußte das auch. Dennoch kehrte sie wieder.

Doch es fehlte ihm der Mut zur Nachforschung. Es war nicht Furcht für ihn selbst. Eine Entdeckung hätte sein Leben zerstört – daran lag ihm nicht viel, ja ein geheimer Instinkt in ihm wünschte fast die Zerstörung. Aber all seine Arbeit wäre mitvernichtet gewesen, völlig entwertet, dem Gelächter preisgegeben.

Und es ging noch um mehr. Die republikanische Ordnung, der er diente, war schon längst in Gefahr. Von allen Seiten brandete wütende Feindschaft gegen die freiere Staats- und Lebensform an. Die Mächte der nationalen Vergangenheit belauerten gierig jede mögliche Blöße. Gerade das Departement der Justiz, das den Willen zur Reform am sichtbarsten ausdrückte, war das Ziel nie stockender Angriffe. Ein Richter und Verwaltungsbeamter von Raumers Rang, so ungeheuerlich kompromittiert, wäre für die Republik ein kaum zu heilendes Unglück gewesen. Denn er verhehlte sich nicht, daß seiner Tat für jeden, der nur die Oberfläche sah – und das waren alle – etwas besonders Finsteres, ja Abscheuliches anhaftete.

Dann kam er ein drittes Mal nach Paris, wieder als Delegierter zu einer Tagung. Am Morgen nach seiner Ankunft ließ er sich das Adreßbuch der Stadt in sein Hotelzimmer hinaufbringen. Ehe er es aufschlug, schloß und riegelte er sich ein.

Der Name stand da. Er war nur einmal vertreten: de Borel-Corignan, René, 14 Rue St.-Simon. Das konnte der Vater sein, denn der Beraubte war jung gewesen. Oder war es ein Bruder, ein Vetter? Er konnte dem Verlangen nicht widerstehen, wenigstens sein Haus zu kennen. Unterwegs hatte er die Empfindung, als müsse jeder ihm ansehen, wohin er ging. Wie er vom Pont de la Concorde her die linke Stadtseite betrat, hätte ihn vor der Deputiertenkammer beinahe ein Auto zu Boden gestoßen.

Der Weg war nicht weit. Er zuckte zusammen, wie er in der engen Straße die Nummer 14 erblickte.

Es war ein typisches Adelshaus aus dem Grand Siècle. Das hohe, schwere Doppeltor war geschlossen. Aber durch das Gitterwerk einer Nebenpforte blickte Michael in einen Ehrenhof, dessen Hintergrund das eigentliche Wohngebäude einnahm.

An der Front waren alle Läden niedergelassen, durch einen, ganz links im Erdgeschoß, schimmerte, jetzt gegen Mittag, künstliches Licht. Kein menschlicher Laut war zu hören. Aber auf dem runden Pflaster des Hofes spielte ein gelbes Kätzchen mit einem winzigen Ball, einem hohlen Bällchen aus Celluloid dem Geräusch nach.

An Erben im Elend ließ dieses Ganze nicht denken.

Er schlief ein wenig besser in seinem schmalen Bett nach der Rückkehr von dieser Reise. Hatte er denn nicht das seine getan, um die Schuld zu bezahlen – wenngleich nicht in französischen Bankscheinen. Er hatte gewacht und gewerkt und sich wenig Gutes verstatet und hatte zu seinem Teil dazu beigetragen, dass ein wenig mehr Verstehen und Gerechtigkeit und milder Geist in die Welt kam. Wäre er unbefleckt geblieben, sein Leben hätte sich anders gestaltet, leichter vermutlich, ertragreicher kaum. Aus seltsamen Wurzeln keimen die Früchte unsres Daseins.

Er hatte bezahlt, er zahlte noch täglich. Sein Lebensglück hatte er drangegeben. Mit einem jungen, ungebrochenen Mann hatte Marion ihre Ehe geschlossen, und ein im Herzen kranker, über sein Alter trüber Mensch war ihr aus jener Erdmulde in der Champagne zurückgekehrt. Er wußte oder glaubte doch, daß er unfähig sei, sie glücklich zu machen. Sie lebten als Fremde nebeneinander in dem weitläufigen Haus. Es kam selten vor, daß sie auch nur nach seiner Tätigkeit fragte.

7

Längst waren sie nicht mehr allein. Schon kurz nach dem Kriege war ihnen ein Sohn geboren worden, ein schönes Kind, in dessen Zügen sich die Merkmale des Vaters mit denen der Mutter wunderbar glücklich vereinigten. Er hatte Michaels

Stirn und sein festes, proportioniertes Untergesicht. Aber die weiten hellen Augen waren Marions, von ihr kam das abgründlich dunkle Haar in seiner weichen Fülle und die trockene, schwach bräunliche Haut. Er hatte auch ihren Wuchs und ihre Bewegungen, aber die schlanken Hände und Füße gehörten dem Vater.

Er lernte spät sprechen, und auch als er sprach, blieb eine kleine Hemmung haften. Es war kein Stammelns, er bildete seine Laute völlig klar, aber mitten im Satz entstand mitunter ein Stocken, ein Zögern, so als horche er in sich hinein auf ein Diktat. Er lachte selten, und wenn er lächelte, so nahm nur sein Mund teil, die hellen Augen blieben ernst. An einem so jungen Geschöpf war diese Besonderheit ein ergreifender Reiz.

Marion war in den ersten Jahren eine leidenschaftliche Mutter gewesen. Sie liebte das Kind mit einer tierhaften Zärtlichkeit, so körperlich stürmisch, daß es Michael leise abstieß, ihn auch heimlich verwundete. Dies war Ersatz, er spürte es wohl. Aber als der kleine Andreas heranwuchs, änderte sich das. Die Zärtlichkeit verlor sich, beinahe von einem Tag auf den andern. So entlassen Tiermütter ihre Jungen im vorbestimmten Zeitpunkt aus ihrer Hut und kennen sie nicht mehr.

Michael hatte eine Regung der Freude zu bekämpfen, als er die Veränderung wahrnahm. Und für Andreas selbst bedeutete sie keinen Verlust. Die plötzlichen und wilden Liebkosungen seiner Mutter hatten ihn eher erschreckt als an sie gebunden.

Er war von frühem Beginn an in ungewöhnlichem Maß das Kind seines Vaters. Seine höchste Freude, etwas was er sich als Belohnung versprechen ließ, war es, in Michaels Zimmer zu sitzen, während der arbeitete. Er hatte vielleicht ein Spielzeug im Schoß oder später ein Buch, aber er beschäftigte sich kaum, sondern schaute von seinem Sessel auf den ihm zugewendeten Rücken des Vaters und auf die Hand, die da schrieb.

Immer erinnerte sich Michael an eine Nacht, da er wachlag und plötzlich die Tür aufgehen sah. In ihrem Rahmen stand

sein fünfjähriger Sohn. Michael drehte das Bettlicht an. Der Kleine kam auf ihn zu in seinem fußlangen, weißen Hemd.

„Das ist ja ein später Besuch, Andreas, was ist's denn?“

„Ich habe gewußt, Papa, daß du auch nicht schläfst“, sagte der Kleine. „Ich fürchte mich so.“

Er saß auf dem Bettrand. Michael nahm seine Hand. „Man soll sich nicht fürchten“, sagte er langsam, „der Ausweg steht offen.“

Es war keine Antwort, die ein Kind verstehen konnte, wahrscheinlich stammte sie aus den Gedanken, mit denen er wachgelegen hatte, ehe Andreas kam.

„Du hast nie Furcht, nicht wahr, Papa?“ sagte Andreas mit einem Ausdruck in seiner Stimme, als redete er zu einem Gott.

Michael antwortete nicht sogleich. „Oft“, sagte er dann.

Es wurde nicht mehr gesprochen. Das Kind saß auf dem Bettrand und hielt seine Hand.

Marion sah ihren Sohn jetzt eigentlich nur bei den Mahlzeiten, und auch bei denen nicht immer, denn sie hielt sie nicht ein. Ihre Lebensführung hatte sich geändert. Der träge Zauber ihres Appartements genügte ihr nicht mehr. Sie begann mit Neugier nach außen zu leben. Immer häufiger kam es vor, daß sie zwei, drei Tage abwesend war, auf Wochenend-Fahrten mit Leuten, die Michael wenig kannte, oder als Gast auf einem Besitz an einem der märkischen Seen. Jahrelang hatte sie ihren Vater kaum gesehen. Auch das wurde anders. Oftmals sah Michael jetzt den Wagen des alten Leykauf vorm Haus halten, um Marion abzuholen.

Die „Necessitas“ prosperierte seit einiger Zeit ganz augenfällig. Sie hatte neue prunkvolle Räume an der Leipziger-Straße bezogen und wurde gelegentlich im Zusammenhang mit ernsthaften Geldinstituten genannt. Auch Herrn Leykaufs persönliche Umstände hatten sich erfreulich gehoben. Da er erfolgreich gewesen war, verfügte er ziemlich selbständig über

die Finanzmittel der Gesellschaft und begann, mehr und mehr seine eigenen, privaten Geschäfte zu treiben.

Diese Geschäfte waren weniger kompliziert als die der „Necessitas“, sauberer waren sie darum nicht. Es gab eigentlich nur das simple Wort Wucher für sie.

Leykaufs Spezialität waren junge Leute aus wohlhabenden Häusern, die es müde waren, auf ihr Erbe zu warten. Die Zinsen waren gewaltig. Sicherheit wurde nicht verlangt. Dafür aber diktierte er den Geldbedürftigen listig ersonnene Erklärungen in die Feder, die besser waren als jede Sicherheit. Denn sie enthielten so lügenhafte Angaben, daß der Unterzeichner unfehlbar wegen Betrugs verurteilt worden wäre, hätte Herr Leykauf sich je zu gerichtlicher Klage gezwungen gesehen. Das Ganze war eine Praxis, die eigentlich nicht mehr so recht in diese Periode akuter Kapitalsauflösung paßte; trotzdem ernährte sie noch immer prächtig ihren Mann.

Mit präzisiertem Stilgefühl hatte er dem unzeitgemäßen Gewerbe auch sein äußeres Leben angepaßt. Er installierte und gab sich wie einer der großen Geldverleiher vom Ende des vorigen Jahrhunderts.

Die Großgörschen-Straße lag in ehemals vornehmer, jetzt gesunkener Gegend. Hier hatte er eine geräumige Parterrewohnung von etwas muffiger Eleganz inne. Trat man ein, so streckte einem im Vestibül eine jener verschollenen Mohrenfiguren mit Plüschdraperie auf polierten Armen die Visitenkartenschale entgegen. Bewegliche Vorhänge aus Bambusstäben hingen in jedem Türrahmen und fielen hinter dem, der passierte, mit nekischem Klappern zusammen. Nur zum Schlafzimmer führte eine verschließbare Tür, und das war gut so, denn Herrn Leykaufs erotischer Appetit war mit den Jahren kaum schwächer geworden.

Sein Wagen, den Michael mitunter warten sah, war kein Automobil. Er war ein braunes Coupé, mit brauner, gesteppter Seide gepolstert, gezogen von zwei isabellfarbenen kleinen

Pferden, die weiße Mähnen und Schweife hatten. Ein zartbraun livrierter Kutscher saß auf dem Bock.

Ein zweites Gefährt dieser Art gab es schwerlich im motorisierten Berlin von 1930. Es wirkte solid, anheimelnd altmodisch, und unbestimmt fremdartig dabei. Erinnerungen aus Herrn Leykaufs bewegter Jugendzeit waren sicherlich mit im Spiel. So mochte ein Zuckerplantagen-Besitzer auf Cuba zum Ecarté in seinen Club fahren.

Der Wagen fiel auf, bald war er bekannt. Bei seinem langsamen Dahinrollen hatten die Spaziergänger im Tiergarten Zeit, sich zu fragen, wer dieser sehnig elegante Herr mit dem Habichtskopf sein mochte, der da, so tadellos angetan, ein Rohr mit goldenem Knauf in den bekleideten Händen, sich lächelnd dahintragen ließ. Sehr oft wurde an seiner Seite eine jüngere, üppig anziehende Dame gesehen, mit der er sich angeregt unterhielt.

Besonders bei Pferderennen erschienen die Beiden zusammen. Herr Leykauf ganz im traditionellen Grau, den grauen Zylinder auf dem rassigen Haupt, den Feldstecher vor den Augen. Lächelnd unterrichtete er seine Begleiterin über die jagen den Chancen. Niemand hätte sie für Vater und Tochter gehalten. Dies war für jedermann ein wohlhabender älterer Herr, der sich eine reizende Geliebte hielt. Traf man auf Bekannte aus Raumers Kreis, die also Bescheid wußten, so waren sie unbestimmt skandalisiert. Eigentlich, so fühlten diese Bekannten, wäre es ihre Pflicht gewesen, Raumer zu warnen – aber warnen wovor denn?

Das Ende kam unerwartet. Von einer längeren Dienstoffahrt nach Hause zurückkehrend, fand Michael den Brief vor, der es ihm ankündigte. Es war ein seltsam steifes und wortkarges Billett in Marions unentwickelter Schrift, die ihn einst draußen im Felde so sehr gerührt hatte. Marion war seit Tagen fort. Ihre Wohnung im ersten Stock lag leer und aufgeräumt wie ein un-



benutztes Hotelappartement. Sie hatte sehr sorgfältig eingepackt.

Er wollte kaum wissen, erfuhr aber natürlich doch, wem sie gefolgt war. Bei Gelegenheit eines Tennistourniers in einem der Clubs am Wannsee, einem fashionablen Ereignis, dem sie mit ihrem Vater beiwohnte, hatte sie sich Hals über Kopf in einen der Spieler verliebt. Es war ein häßlicher, leicht grünhäutiger Herr von portugiesischer Abkunft – Louis Carvalho, der Name hatte in der Tenniswelt seinen Klang. Marions spät aufbrechender Leidenschaft war nicht zu widerstehen, sie übertrug sich. Dem Portugiesen hatte einfach der Kopf geschwindelt. Beim Diner, auf der Terrasse am See, suchten die Beiden einander mit solchen Blicken, daß die Anwesenden betreten zur Seite schauten.

Am andern Tag, dem dritten, der im Turnier die Entscheidungen brachte, spielte Carvalho tief unter seinem Niveau, er verlor seinen Vorsprung, schnitt elend ab. Es war eine Sensation in der Sportwelt. Aber Senhor Carvalho warf befreit seinen Schläger beiseite. Er hatte bereits telegraphisch zwei Schiffskabinen nach Rio bestellt.

Michael beschleunigte die Scheidung. Er ließ Marion durch seinen Anwalt schreiben, sehr viel großzügiger, als es den legalen Umständen entsprach. Er selbst schrieb kein Wort. Er erwähnte sie niemals. Die Zimmer im ersten Stockwerk verschloß er. Am liebsten hätte er die Türen zugemauert.

Es konnte nicht fehlen, daß Gerüchte in die Öffentlichkeit tropften. Die regierungsfeindliche Presse griff sie auf. Notizen erschienen. Der „Völkische Beobachter“, das Organ jenes Adolf Hitler, dessen Partei seit Jahren als Sturmbock gegen die Republik bezahlt wurde, veröffentlichte sogar einen Leitartikel unter dem etwas sinnleeren Titel „Der Paragraphensumpf“. Raumer bekam das alles ins Haus geschickt. Er las keine Zeile.

Aber sechs Monate nach Marions Fortgang waren die Zeitungen voll vom Zusammenbruch der „Necessitas“, einer Un-

terschlagungs-, Betrugs- und Erpressungs-Affaire von bestürzendem Ausmaß. Es gab hunderte von Geschädigten. Die Geschäftsräume der Gesellschaft wurden versiegelt, die Inhaber verhaftet, einer in Berlin, der andere in Pontresina. Das selbe Los, selbstverständlich, traf Herrn Leykauf.

Diesmal brachen Verdächtigung und Verleumdung stromweise gegen Raumer heran. Die wenn auch gelöste Familienverbindung eines hohen Justizfunktionärs mit dem habichtsköpfigen Volksbetrüger und Wucherer, dessen Portrait alle Blätter brachten, wurde gründlich gegen die Regierung ausgenutzt.

Es gab Anfragen im Parlament. Michael bot seinen Rücktritt an. Aber der Chef des Vollzugswesens deckte und hielt seinen besten Mann. Schließlich trat auch der Minister hervor, mit einer entschiedenen, vorbehaltlosen Rede. Es blieb an Raumers Rock von der Schmutzflut kein Tropfen haften.

## 8

Den Winter 1932 auf '33 verbrachte er fast ganz in Berlin. Seine Arbeit in der Zentrale häufte sich und ließ nicht viel Zeit für Reisen. Aber als aus einem Zuchthaus der Provinz Brandenburg, das nur drei Stunden entfernt lag, in rascher Folge beunruhigende Rapporte einliefen, wurde er entsandt.

In dieser Anstalt befanden sich seit Kurzem eine Anzahl Mitglieder der Partei Adolf Hitlers, die wegen Mordes und wegen Beihilfe zum Mord an sozialistischen Arbeitern zu langen Strafen verurteilt waren. Diese fanatisierten Rowdies wurden von ihrer Partei keineswegs als Verbrecher betrachtet, sie wurden vielmehr ganz öffentlich als Heroen und Märtyrer gefeiert und sahen sich selber natürlich im gleichen Licht. Überzeugt, daß der Sieg ihres Abgotts und damit der Tag ihrer Befreiung nah bevorstehe, benahmen sie sich höchst aufsässig, fanden Wege, ihre Anstaltsgenossen aufzuhetzen und stießen auch offenbar – hier begnügten die Rapporte sich mit Andeutungen – auf Sympathien bei einem Teil des Wachtpersonals.

Im eisigen Januar fuhr Raumer hin und verbrachte mehrere Tage mit Untersuchung und Beratung. Er hatte sich vorgenommen, jeden der 150 Gefangenen einzeln zu sprechen und sich auch das Personal Mann für Mann anzusehen.

Als er am vierten Abend mit seiner Aufgabe beinahe zu Ende war, wurde eine Zelle vor ihm aufgeschlossen, als deren Inhaber er von der Schwelle aus Herrn Leykauf erkannte.

Er zögerte einen Augenblick. Dann zog er die Zellentür hinter sich zu.

Herr Leykauf stand inmitten des Raums, genau unter der elektrischen Birne, die von der Decke niederhing. Ihr Licht brach sich scharf auf seinem polierten Schädel. Noch in der groben Zuchthaustracht wirkte er adretter als die Anderen, beinahe elegant. Und er hatte es fertig gebracht, spiegelnd rasiert zu sein. Er lächelte. Vermutlich hatte er im Arbeitssaal von dieser Inspektion erfahren – und auch wer sie vornahm. Denn er genoß seinen Effekt. Mit einer Geste, als böte er im Bureau einem Klienten einen Sessel an, deutete er auf den einen vorhandenen Schemel. Raumer blieb stehen.

Eine Namensliste der Sträflinge war ihm nicht vorgelegt worden, und er hatte nichts von Leykaufs Hiersein gewußt. Sein Schreck war heftig gewesen. Nun zwang er sich in seine Rolle. Er maß dem Gefangenen ein erkennendes Nicken zu und stellte ohne Übergang die gewohnten Fragen. Gab die Verpflegung in der Anstalt zu Bemerkungen Anlaß? die Art der Beschäftigung? die Behandlung durch das Dienstpersonal?

„Alles äußerst zufriedenstellend“, erklärte Leykauf. Und im Tone leichter Konversation fuhr er fort: „Ich muß gestehen, Herr Staatsrat, daß ich Ihrer Tätigkeit immer etwas skeptisch gegenübergestanden habe. Aber da war ich im Irrtum. Fünf- undzwanzig Jahre sind es jetzt her, seit ich zum letzten Mal in Haft saß. Es war ein simples Gefängnis dort, kein Zuchthaus. Dennoch, was für ein Unterschied! Damals lag alles im Argen.“

Nein, alle Achtung, da hat die republikanische Verwaltung wirklich Schönes geleistet.“

Es lag etwas Faszinierendes in dieser Anerkennung, die offener Hohn war, in Leykaufs ganzer frecher und zynischer Pose. Raumer brachte es nicht fertig, wie es richtig gewesen wäre, sich umzudrehn und zu gehen.

„Also kein Anlaß zur Klage“, hörte er sich selbst konstatieren.

„Nicht der geringste. Schließlich, nicht wahr, muß man bereit sein, zu zahlen. Wie Sie wissen, Herr Staatsrat, ist es niemals mein Ehrgeiz gewesen, ein einwandfreies Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu sein. Mein Leben lang habe ich getan, was mir paßte. Und bin trotzdem während meiner besten Zeit frei herumgelaufen, ein Vierteljahrhundert lang. Da kann ich mich nicht beschweren, wenn es mich schließlich erwischt hat. Ce sont les risques du métier. Wollen Sie nicht doch Platz nehmen, Herr Staatsrat?“

„Lassen sie diesen Titel“, sagte Raumer.

Aber er setzte sich. Er fühlte sich todmüde und schwer benommen. Was ihm hier geschah, das war mehr als ein peinliches Abenteuer, mehr auch als Zufall. Hier stand in Gestalt seines einstigen Schwiegervaters der Gesetzbrecher aus Überzeugung, der Outcast ohne Gewissen ihm gegenüber – ihm, dessen ganzes Dasein von einer Gewissenswunde bestimmt worden war.

Er sagte: „Sie nehmen Ihre Strafe mit einer gewissen Billigung hin. Das ist jedenfalls vernünftig. Zu vier Jahren sind sie verurteilt, wenn ich nicht irre?“

„Ganz recht“, sagte Leykauf. „Eine adäquate Bezahlung. Dabei scheint es mir nicht einmal sicher, daß ich diese vier Jahre werde verbüßen müssen. Wir leben in schwankender Zeit. Veränderungen sind im Anmarsch. Und man hat seine Beziehungen zu denen, die da marschieren.“

„So? Kamen während Ihres Prozesses nicht gerade von dorthin die heftigsten Angriffe?“

„Die galten wohl eher Ihnen“, sagte Leykauf frech.

Er war ausgezeichnete Dinge. Michael war überzeugt, dass dieser Übeltäter sein erschwindeltes und erpreßtes Geld in guter Sicherheit hatte. Am Tage nach seiner Entlassung würde er sich nach einem behaglichen Ruheort für seinen Lebensabend umschauen.

Monströse Einzelheiten aus Leykaufs Prozeß wurden lebendig in Michael. Und er konnte sich nicht enthalten, eine Frage zu stellen, auf die er die Antwort doch kannte.

„Sagen Sie einmal – in der Verhandlung gegen Ihre Gesellschaft und gegen Sie selbst sind dreihundert Opfer festgestellt worden. Ich weiß nicht, wie viele davon auf Ihr Konto kommen. Jedenfalls, in einer Unzahl von Fällen haben Sie unschuldige Menschen bestohlen, haben Lebenshoffnungen vernichtet, Glück zerstört. Wie ist das eigentlich – zählt das gar nicht für sie?“

Leykauf hatte begonnen, behaglich in seiner Zelle auf und ab zu spazieren, die dank der Fürsorge der Regierung groß genug dafür war. Man sah ihm an, daß er gern die Hände in die Hosentaschen gesteckt haben würde, aber sein Anzug hatte keine Taschen.

„Wir sind da verschiedener Auffassung“, begann er. „Von diesen dreihundert Leuten oder wieviel es nun waren, hätte jeder einzelne ebenso gerne mich erpreßt oder betrogen, wenn er es nur gekonnt und gewagt hätte. Sie gehen, lieber Raumer, von der Auffassung aus, daß der Mensch von Natur zum Guten geneigt sei, zur Schonung, zur Rücksicht auf seinen Nächsten. Dieser Ansicht müssen sie ja auch sein, sonst hätten sie Ihre Tätigkeit nicht ausüben können, sie wäre sinnlos gewesen. Für Sie ist das Verbrechen eine Anomalie, eine Krankheit, die zu heilende Ausnahme. Meine Erfahrung hat mich da Andres gelehrt. Heben Sie doch einmal Polizei und Gerichte auf für vier-

zehn Tage und sehen, was dann geschieht. Irgendein Schriftsteller hat gesagt, es gäbe niemand, der für hundert Taler zum Dieb geworden ist, der nicht lieber für die Hälfte ein ehrlicher Mensch geblieben wäre. Ich halte das für reichlich optimistisch. Aber wir werden ja sehen. Die wohlbekannte Partei, gegen die sich Ihre Republik mit so unzulänglichen Mitteln wehrt, wird, wenn nicht alles trügt, sehr bald an der Macht sein. Für ihre Mitglieder werden dann in der Tat Polizei und Gericht nicht mehr existieren, mindestens nicht für einige Zeit. Das ist den Leuten versprochen. Da werden wir einen erstaunlichen Karneval erleben, glauben Sie mir. Von der angeborenen Güte des Menschenherzens, die Sie supponieren, wird nicht sehr viel sichtbar sein.“

Von draußen kam ein forciertes Hüsteln. Es waren die Beamten vor der Zellentür, die über Gebühr lang warteten.

Raumer stand auf. Der Sträfling nickte ihm aufmunternd zu.

„Das war eigentlich das erste vernünftige Gespräch“, sagte er frisch, „das wir Beide jemals geführt haben. Mit Ihnen war ja nichts anzufangen. Ja einmal, eine Zeit lang, habe ich geglaubt, es würde anders. Wie Sie damals aus dem Felde heimkamen, Michael, da war etwas vorgegangen mit Ihnen. Sie waren noch krank, ziemlich elend, und trotzdem lebendiger. Ihr Tugendpanzer hatte einen Sprung. Geld hatten Sie urplötzlich auch. Sie erzählten was von einem Freundschaftsdarlehen. Ich dachte mir, das sei Schwindel und etwas Interessanteres stecke dahinter. Direkt anziehend wirkten Sie damals. Es war aber nichts damit. Im Gegenteil – stolz und trocken und rechtlich wandelten sie weiter den schmalen Pfad. Das ärgerte mich. Nemand irrt sich gern. Und es tat mir auch sonst leid. Denn daß Sie, mein Lieber, nicht der richtige Mann sein konnten für ein Geschöpf wie Marion – –“

Raumer pochte gegen die Zellentür. Augenblicklich wurde ihm aufgetan.

Herrn Leykaufs politische Voraussagen erfüllten sich rasch und genau.

Der Monat war noch nicht um, da wurde der Häuptling der nationalistischen Horden von verblendeten Intriganten in das Amt des Kanzlers geschoben. Und wieder nach einem Monat brannte der Reichstagspalast.

Raumers Haus lag nahe der Stelle. Er sah die Flammen zum Nachthimmel auflecken, hörte den erlogenen Bericht, und verstand. In diesen Flammen versank seine Rechtswelt.

Herrn Leykaufs „erstaunlicher Karneval“ setzte ein. Die Straße war frei für die Banden. Polizei und Gerichte existierten nicht mehr für sie. Polizei und Gericht waren sie selbst, Totschlag, Folterung, Raub ihre staatlich gebilligte Praxis. „Meine Maßnahmen werden nicht angekränkt sein durch juristische Bedenken“, verkündete Hitlers oberster Handlanger, „ich habe keine Gerechtigkeit zu üben, sondern zu vernichten und auszurotten.“

Für einen, dessen Sendung es war, Gerechtigkeit zu üben und Strafe menschlich zu gestalten, war auszuharren sinnlos. Der Minister, dem Raumer unterstanden hatte, der Abteilungschef, dessen rechter Arm er gewesen war, hatten längst resigniert. Er wurde ermahnt, bedrängt, beschworen, ihrem Beispiel zu folgen. Aber pünktlich an jedem Morgen erschien er und begann rückständige Fälle aufzuarbeiten. Denn neue Berichte aus den Provinzen liefen nur spärlich noch ein; und die kamen, offenbarten das Chaos. Überall öffneten sich die Zuchthäuser für die Gefolgsleute der neuen Herrschaft, nicht für politische Gefangene nur, auch für gemeine Verbrecher. Herr Leykauf zum Beispiel, dessen hielt er sich überzeugt, war längst schon frei und im ungestörten Genuß seines Raubschatzes.

Es war nicht allein Stolz, und etwas Besseres als Eigensinn, was Raumer auf seinem Platze hielt. Er „bezahlte“ noch immer.

Er verbot sich, die hohen Beamten der Republik zu kritisieren, die ohne viel Widerstand ihre Posten verlassen hatten. Die standen nicht unterm selben Gesetz!

An einem Vormittag Ende März, einige Minuten vor dem Glockenschlag, war er im Begriff um die Ecke seines Amtsbauwerks zu biegen. Da vertrat ihm, aus einer Seitentür, Schwertlin den Weg, der Chauffeur und Sekretär, der ihn so oft auf seinen Fahrten begleitet hatte. Er trug Parteiuniform.

„Bitte, Herr Staatsrat!“ sagte er dringend und hielt vor Raumer die kleine Pforte offen. Sie traten ein. Fahrräder lehnten in dem halbdunkeln Gang zu beiden Seiten an der Wand.

„Ich wußte gar nicht, daß Sie dazugehören“, sagte Raumer.

„Schon seit acht Jahren“, antwortete dieser Brotgänger der Republik. „Wir kleinen Leute müssen das Gras wachsen hören.“

Er sprach sein breitestes Schwäbisch, aber es klang nicht sehr komisch im Augenblick.

„Herr Staatsrat, Ihr Bureau ist durchsucht worden. Alle Akten sind weggeschafft. Es wird sich empfehlen, daß Sie heute noch abreisen.“

„Danke“, sagte Raumer. „Bringen sie sich nicht selbst in Gefahr mit Ihren Ratschlägen?“

Der Mann lächelte. „Sie würden niemals meinen Namen nennen, Herr Staatsrat. Darf ich mich noch gehorsamst bedanken für alle Nachsicht und Freundlichkeit, die mir Herr Staatsrat erzeigt haben.“

Raumer kehrte nach Hause zurück. Als er die Tür zu seinem Zimmer öffnete, sah er Andreas in jenem Sessel, von dem aus er so oft dem Vater zugeschaut hatte.

Andreas war etwas blasser als gewöhnlich. Unter seinem linken Auge zeigte sich ein breiter blutunterlaufener Fleck. Ein wenig stockend wie immer, aber ganz gelassen, berichtete er.



Als er um acht Uhr morgens sein Gymnasium betreten wollte, war er von zwei Leuten mit Armbinden erwartet und zur Vernehmung in eine Kaserne gebracht worden. Das Verhör trug freundlichen, beinahe schmeichlerischen Charakter. Man befragte Andreas über den Umgang seines Vaters, wollte vor allem wissen, ob der und jener Abgeordnete dazu gehört habe.

„Was hast du geantwortet?“

„Daß du wenig Verkehr pflegst, und daß deine ganze Zeit deiner Arbeit gehört hat. Dann stand einer der Leute auf, ein Höherer offenbar mit allerlei Abzeichen, legte mir die Hand auf die Schulter und hielt mir eine Rede über die vaterländischen Pflichten eines jungen Deutschen. Aber sie wußten eigentlich nicht recht, was sie mit mir anfangen sollten, und ich durfte bald gehen.“

„Und das da?“ Michael deutete auf den blutunterlaufenen Fleck. Andreas zuckte die Achseln. „Ein Uniformierter brachte mich hinaus. Ehe er mich auf die Straße ließ, schlug er mir mit der Faust ins Gesicht, mehr so nebenbei, nicht mit besonderer Kraft. Es tat nicht sehr weh. Ich war nachher erstaunt, wie farbig es aussah.“

Er stand aufrecht da, ernsthaft und schön, eigentümlich rührend mit der wunden Stelle in seinem Gesicht. Mit seinen dreizehn Jahren war er fast so groß wie sein Vater.

Raumer begann vor ihm auf- und abzuwandern. Mehrmals durchmaß er den großen Raum.

In diesen Minuten nahm er Abschied von seinem bisherigen Leben. Er nahm Abschied von dem Tisch, an dem er gewacht hatte für Ideen, die nun in Scherben am Boden lagen, von den Büchern, die er geliebt hatte, vom Lager seiner unruhvollen Nächte, er warf auch einen Blick hinaus auf den Garten mit seinen Grasflächen und Götterfiguren. Er faßte seine Entschlüsse, wie er so wanderte. Sein Sohn stand bewegungslos vor dem Sessel, in zusammengenommener Haltung, wie ein junger Soldat. Raumer machte endlich Halt vor ihm.

„Höre – du nimmst einen Koffer, eine große Handtasche. Packe nur einen Anzug ein, aber ziemlich viel Wäsche. Zwei Paar Schuhe. Wenig Bücher. Einen Paß hast du wohl nicht?“

„Letzten Sommer habe ich einen bekommen, vor der Reise nach Genf.“

„Jetzt ist es elf. Um zwei wartest du auf mich am Bahnhof Gesundbrunnen, im Wartesaal dritter Klasse. Wenn ich um fünf noch nicht da bin, mach keine Dummheiten. Geh nicht nach Hause zurück. Sondern fahre nach Köln zu meiner Schwester. Du weißt die Adresse?“

„Hohenstaufenring 18.“

Raumer gab ihm Geld in die Hand. „Sprich mit niemand. Trag deinen Koffer selber zum Taxistand.“

„Soll ich für dich nicht auch packen, Papa?“

„Waschzeug in deine Tasche, sonst nichts.“

Er blickte Andreas an und legte ihm mit zärtlichem Druck einen Augenblick den Arm um die Schultern.

Zehn Minuten später betrat er das Bankhaus an der Taubenstraße, das seine Gelder verwaltete, und ließ sich zum Senior der Firma führen. Es war ein jüdischer Herr mit kurzem grauem Bart und sehr dicken Gläsern vor den kranken Augen, melancholisch und würdevoll.

„Bodenheimer“, sagte Raumer ohne Einleitung, „wie viel sind sechzehntausend Goldfrancs in der heutigen Währung?“

Der Bankier nannte die Summe.

„Und wie viel davon kann ich legal mitnehmen ins Ausland?“

„Ohne ganz spezielle Erlaubnis so gut wie nichts.“

„Diese sechzehntausend Francs muß ich haben. Und ein bißchen darüber, so daß es für einen oder zwei Monate reicht.“

Der Andere musterte ihn durch die dicken Linsen. „Es ist beinahe unmöglich“, sagte er langsam.“

„Beinahe! Sie haben Ihre Niederlassungen in Brüssel und Zürich. Glauben Sie mir, Bodenheimer, ich spreche diese Bitte nicht leichtfertig aus.“

Der Bankier überlegte. Seine Korrespondenz nach dem Ausland wurde streng überwacht. Einen Vertrauensmann nach Brüssel zu schicken – selbst das schloß nicht jede Gefahr aus. Aber er war kein ängstlicher Mann. Er war alt, überdrüssig des Ganzen. Raumer hatte er immer bewundert. Auch war er ein frommer Jude, und Treue war ihm kein leeres Wort.

„Pittoreske Epoche“, sagte er langsam. „Ich kann mir vorstellen, wie ein Deutscher Ihres Schlags sie empfindet. Also gut, Raumer, am Freitag werden Sie in Brüssel den Gegenwert von zwanzigtausend Goldfrancs vorfinden. Banque de Paris et des Pays-Bas, Rue des Colonies. Soll ich es aufschreiben?“

„Sie tun da etwas Großes, Wichtiges für mich, Bodenheimer. Wolle der Himmel, ich kann es einmal vergelten.“

„Dafür könnte Gelegenheit sein. Wie lange wird es dauern, dann schließen die mir hier die Schmiede zu. Brechung der jüdischen Zinsknechtschaft!“ Er lachte. „Einfälle haben die Leute. Wissen Sie, wie lange unser Haus hier besteht? Seit Friedrich Wilhelm dem Vierten, 1845.“

Raumer hatte nichts mehr zu verrichten in Berlin. Schon war er ein Fremder in der Stadt, in der er sein Leben zugebracht hatte. Langsam ging er durch häßliche Straßenzüge auf den Bahnhof Gesundbrunnen zu. Vor der Zeit langte er an und fand seinen Sohn an der verabredeten Stelle, aufrecht sitzend auf der Holzbank, eine Hand um den Griff der Reisetasche geschlossen.

Er gebrauchte die Vorsicht – und wohl tat er daran – keinen der Expreßzüge zu benützen, die von Berlin ausgehen. Auf Vorortbahnen fuhren sie erst in der Richtung nach Norden, dann wieder südöstlich, stiegen abermals um, und machten bei sinkender Nacht in einer kleinen Stadt der Provinz Brandenburg Halt. Erst als sie die Station verließen, auf dem Weg durch das Städtchen, kam es Raumer zum Bewußtsein, daß

dies das Ziel seiner letzten Inspektionsfahrt gewesen war. Etwas abseits, zur Linken, ragte das Zuchthaus auf. Er trug Sorge, den Gasthof zu meiden, in dem er damals genächtigt hatte. Es lag ein finsterer Humor in dieser Wiederkehr.

Früh brachen sie auf. In kleinen Etappen, immer Lokalzüge benutzend, gelangten sie durch Hannover und Oldenburg an die niederländische Grenze.

Es war eine kleine Station oben im Norden. Hier erschien alles ganz friedlich. Noch reichte das Greifwerk der neuen Machtmaschine nicht bis hierher. Ein einziger Beamter tat oberflächlichen Dienst. Als er im Paß den tönenden Titel las, legte er die Hand an den Mützenrand und fragte nach nichts. Raumer hätte jedes Vermögen in seiner Tasche mitnehmen können.

Es wurde schon wieder Abend. Das holländische Züglein schaukelte weich durch das flache, morastige Grenzland der Provinz Groningen.

## 10

Sie verließen das kleine, billige Hotel mit der schiefen Fassade, das nicht weit vom linken Flußufer lag, mit dem Ausblick auf Notre Dame de Paris. Um das ewige Doppelfragment ihrer Türme schwebte durchsichtiger Morgennebel. Ein erster schöner Frühlingstag kündigte sich an.

In der Nacht erst waren sie angekommen. Raumer hatte sich vorgesetzt, seinen Weg nach dem Adelshause in der Rue St.-Simon keine Stunde unnötig aufzuschieben. Die Bezahlung der Schuld sollte sein erster Schritt sein in die neue Existenz.

Aber es war noch zu früh. Vor elf konnte er sich schicklicher Weise nicht anmelden lassen. So führte er Andreas vom Ufer weg die Rue St.-Jacques hinauf.

Die uralte Straße war zu dieser Vormittagsstunde voll Leben. Studierende, hundertweise, strebten ihren Hörsälen zu. Eine

unbestimmte Freudigkeit, wie Hoffnung und Vertrauen auf etwas Gutes, wehte in der noch kühlen Luft.

Er hatte Andreas im Gehen den Arm um die Schultern gelegt, mit einer Bewegung, die er vor jenen Abschiedsminuten in seinem Studierzimmer nicht gekannt hatte. So war er jetzt überall mit ihm durch die Straßen gegangen, in Utrecht, in Antwerpen, in Brüssel. Andreas hielt sich ganz gerade dabei, es war, als drücke sein Körper eine ehrfürchtige Dankbarkeit aus, er wagte kaum die Schultern zu bewegen. Seine Zuneigung zum Vater hatte sich in diesen Tagen der Flucht noch leidenschaftlich gesteigert. Manchmal widerstand er schwer einem Antrieb, ihm die Hände zu küssen – die empfindliche Hand, der er schon als kleines Kind zugesehen hatte, wie sie schreibend über das Blatt hinging. Aber er wußte natürlich, daß man solch einem Antrieb nicht nachgab.

Er blickte an den grauen Fronten empor. Es waren die alten Wissensburgen, zwischen denen sie schritten, zur Linken das Collège de France, zur Rechten die Sorbonne. Andreas spürte voraus, daß der Vater jetzt sprechen würde. Und er sprach auch.

„Schau dich nur um, Andreas, und setz deinen Fuß mit Bedacht auf den Boden, auf dem wir gehen. Der Boden ist heilig. Es ist die älteste Straße von Paris – sie war da, ehe die Stadt selber noch da war – von den Hügeln dort kommt sie, geht über den Fluß und wieder zu den Hügeln hinauf. Und es hat seinen Sinn, daß diese alten Schulen sie einsäumen, wo überlieferte Weisheit gelehrt wird. Denn dies ist der Weg, auf dem die Römer gekommen sind. Sie kamen in das wilde Land als ein eisernes Heer, um es mit Gewalt zu befrieden. Aber sie rodeten Wälder, bauten Städte, brachen den Boden, brachten Weizen und Wein. Und mit ihnen kam auf dieser Straße etwas Andres von Süden her: die menschliche Regel, die Ordnung aus Einsicht. Auf dieser Straße, Andreas, kam das Recht.“

Er hatte leise gesprochen, aber mit einer Art Feierlichkeit, wie er sie an sich selber nicht kannte. Feierlich war ihm zu Mut.

Dies war ein Beginn. Hinter ihm lag in blutigen Dünsten sein Vaterland. Dort wurde, im Ausbruch vorweltlicher Triebe, verhöhnt und zertreten, was der Sinn seines Lebens war, alles was er eben beim Namen genannt hatte. Es lag in der Logik der Dinge, daß man ihn ausstieß. Getrost ging er mit seinem Kind auf der alten Straße.

Von den Glockentürmen schlug es zehn. Sie bogen hinüber zum Platz und standen vorm Panthéon.

Andreas' Blick umfaßte den Säulenvorbau und ging hinauf zur Majestät dieser Kuppel. Dann las er unsicher, stockend die Inschrift:

„Aux grands hommes la patrie reconnaissante.“

Raumer sagte: „In dem Lande hier wirst du leben, Andreas, jahrelang, vielleicht viele Jahre lang. Da sollst du gleich am ersten Tag wissen, was das für ein Land ist. Aber dazu muß man zu den Gräbern hinabsteigen.“

Drinne in der feierlichen Halle gab es zu dieser Stunde keine Besucher. Beim Zugang zu den Gewölben kam ihnen der Wächter entgegen und bot sich an, sie zu führen. Michael fand den Mann ab, und er ließ sie allein.

Da ruhten sie also unterm gemeißelten Stein, Frankreichs Denker und Künstler, Forscher und Schriftsteller, seine Staatsmänner, Redner, Entdecker, Soldaten, die einer Stätte würdig befunden waren im Ehrensaal der Nation.

Raumer führte seinen Sohn an den Toten vorbei, schweigend wie er las er die Inschriften. Aber vor einigen blieb er stehen.

„Der hier liegt, Andreas, der war weltberühmt. Kaiser und Fürsten schrieben ihm Briefe, pilgerten zu ihm, bettelten um seinen Rat. Er war ein Schriftsteller und ein sehr eitler Mensch, beifallsgierig, schlau und neidisch. Und er liebte das Geld. Du kannst das aus seinem Gesicht ablesen hier an dem Standbild. Er war auch eigentlich kein besonderer Held, bei mehreren

Anlässen hatte er sich ziemlich feige benommen. Aber dann geschah dies: eine Bürgerfamilie im Süden irgendwo wurde des Mordes angeklagt. Sie hatten den Mord nicht begangen, ihre Unschuld war klar. Aber sie waren Protestanten. Sie wurden gefoltert, und die katholischen Richter verurteilten sie. Dem Vater wurden auf dem Rade die Glieder gebrochen, sein Sohn wurde auf ewig verbannt. Da schrie die verzweifelte Mutter zu dem, der hier liegt, und der hörte den Schrei. Der Ehrgeizige vergaß seinen Ehrgeiz, die Briefe der Fürsten ließ er liegen, er dachte auch nicht mehr an Geld. Er wußte nur noch daß Unrecht geschehen war. Drei Jahre seines weltberühmten Lebens setzte er an den Fall. Gegen ihn standen die Richter von Frankreich, die Kirche, die Räte des Königs, der König selbst. Aber er wurde Herr über alle. Das Urteil wurde endlich zerbrochen, es wurde gesühnt, was zu sühnen war. Recht wurde Recht, durch ihn ganz allein. Darum, Andreas, nicht seiner Verse und Schauspiele wegen, ruht der Schriftsteller Voltaire in dieser Gruft.“

„Dieser hier unten war nicht berühmt. Er saß im Parlament unter den Abgeordneten und hatte wie alle die Verfassung beschworen. Das hatte auch der Präsident der Republik getan. Aber der brach den Eid. Sein Name, Louis-Napoleon, machte ihn eidbrüchig. Er ließ seine Truppen marschieren. Es floß viel Blut. Der Mann hier stand mit dem Volk auf der Barrikade. Eine Waffe trug er nicht. Er hielt in der Hand die Verfassungs-urkunde der französischen Republik, das beschworene Recht. So traf ihn die Kugel. Darum liegt der Abgeordnete Baudin bei den Großen seiner Nation.“

„Gegen den gleichen Feind hat dieser Tote gekämpft. Wie Voltaire war er ein Schriftsteller, ihm ähnlich an Erfolgssucht und an Erfolg. Das warf er alles hin, als Louis-Napoleon der Republik an die Gurgel ging. Mit den Keulenschlägen seines mächtigen Worts hämmerte er ein auf den Räuber der Freiheit. Er unterlag. Er ging ins Exil. Neunzehn Jahre vergingen ihm

auf einer Insel im Ozean. Er vermochte Rechtsbruch und Eidbruch nicht zu ertragen. Nicht deshalb allein, aber deshalb zu meist, schläft hier Victor Hugo.“

„Dieser hier, Andreas, ist noch nicht lange tot. Mein Vater hat ihn noch mehrmals gesehen. Und du hast sicher selbst von dem jüdischen Hauptmann gehört – ja, Dreyfus – den sie wegen Hochverrats unschuldig verurteilt hatten. Manche wußten auch, daß er unschuldig war. Aber ihre Stimmen drangen nicht durch. Und als sie sich an Emile Zola um Hilfe wandten, da wollte der erst nicht. Er stellte sich taub. In Millionen von Bänden wurden seine vielen Bücher auf der ganzen Erde gelesen – in allen hatte er für Gerechtigkeit gekämpft. Er hatte genug getan. Endlich einmal wollte er sich’s wohl sein lassen. Er war müde, beinahe schon alt. Aber es ließ ihn nicht los. Das Unrecht schwärte in seinem Blut. Er wollte schweigen, aber er konnte es nicht. Und so sprach er. Er klagte sie alle an, Minister und Generäle, die vor dem furchtbaren Kerker Wache hielten. Die Antwort war ein tausendstimmiger Wutschrei. Vorbei war’s mit Ehrenstellung und Altersfrieden. Er selbst wurde angeklagt. Sein Leben kam in Gefahr. Aber Recht geschah. Bei Trommelschlag, unter der Fahne, mußten sie dem jüdischen Hauptmann die Ehre zurückgeben. Als einer, der es nicht fertig brachte, zum Unrecht zu schweigen, liegt Emile Zola in diesem Grab.“

Als sie aus dem Gewölbe hervortraten, blieb Andreas stehen. Er war bleich, viel bleicher als damals, als ihm der Uniformierte mit der Faust ins Gesicht geschlagen hatte.

„Vater“, sagte er, „so ein Panthéon nicht wahr, solch eine Ehrengruft, das gibt es in Deutschland nicht?“

„Nein“, sagte Raumer, „das gibt es noch nicht.“

## 11

Auf dem Wege zur Rue St.-Simon, den sie fast schweigend zurücklegten, befragte sich Raumer noch einmal selbst und



prüfte sich. Heute zurückzugeben, was jenem Toten gehört hatte, war es notwendig, war eigentlich noch Sinn darin?

Sein Vergehen lag weit zurück, in verdämmerter Zeit. Trieb ihn wirklich noch lebendige Gewissensnot an, nicht einfach Pedanterie und stolzer Starrsinn?

Wem würde er diese Geldsumme heimzahlen? Großnichten und Neffen wahrscheinlich, für die der Tote gar kein Begriff mehr war. Vergessen, zerfallen lag er in seinem Grab, nur die metallenen Knöpfe von seiner Uniform waren übrig.

War es denn auch nur recht, was er vorhatte? Schwierig und bedrängt würde das neue Dasein sich anlassen. Er würde schon Mühe haben, Andreas vor Mangel zu bewahren, in zu jungen Jahren würde der spüren, was Sorge ist.

Aber schon wußte er auch, daß für Andreas mehr auf dem Spiele stand als Behagen. Er hatte keine Mutter, keinen Freund, keine Heimat – ihn ganz allein. Der Glaube an den Vater war Wein und Brot dieses Herzens. Für ihn mußte Raumer frei von Schuld sein, ohne Last und Rückstand und trübes Geheimnis. Es war keine Marotte. Notwendigkeit war es.

Dann blieb Glück möglich. Noch war er nicht alt, fühlte sich fähig zu wirken, vieles noch hatte er auszusprechen. Auch ohne äußere Hoffnungen war er nicht, sein Name hatte einen Klang in der Welt. Und einmal kam ja der Tag, da richtete sein eigenes Volk sich auf aus dem Rücksturz ins vorweltlich Wüste und nahm seinen Platz wieder ein im Ring der Gesetzesvölker. Dann, er durfte sich's sagen, brauchte und rief man ihn. Er war dann wohl grau, und Andreas ein Mann. Und eines Tages würde er zu ihm sprechen, würde ihm die ganze Wahrheit seines Lebens entdecken: die Schande, die Qualen, die Mühsal, die Opfer – und wie er endlich auch in guten Banknoten bezahlt hatte, im Augenblick, als es am schwersten war. Und er würde aufrecht dastehen vor dem Freund und Sohn.

Sie waren angelangt. Er hieß Andreas auf einer Caféhaus-Terrasse warten und bog vom Boulevard in die enge Straße ein.

Er hatte sich eine kleine Geschichte zurechtgelegt, um jene Adressen in Erfahrung zu bringen. Und morgen dann, auf unverfänglichem Wege, würde er tilgen, was da zu tilgen war.

Das schwere Doppeltor, das er kannte, wurde ihm aufgetan. Ein grauhaariger Pförtner musterte mißfällig den Fremden, der da zu Fuß anlangte, und wies ihn über den Hof. Wieder waren an der Front alle Läden niedergelassen, und durch den einen, ganz links im Parterre schimmerte künstliches Licht.

Er stieg die drei Stufen hinauf. Ein Diener, alt auch er, in Schurz und gestreifter Weste, trug seine Karte davon. Er hatte zu warten. Dann wurde er durch tiefdämmerige Zimmer in jenen Eckraum geführt, der erhellt war. Es brannten zwei Stehlampen. Der Herr Marquis werde alsbald erscheinen, versprach tonlos der Diener und ließ ihn allein.

Der Salon mußte, so wie er war, im Beginn des 18. Jahrhunderts möbliert worden sein. Alles erschien zeitfern und weltfern. Am Boden die Farben des Aubussons waren völlig erloschen. Raumer blieb vor einem großen Gemälde stehen, das die Mitte der einen Wand einnahm. Es zeigte einen vornehm und eigensinnig aussehenden Herrn, offiziell gekleidet, mit einem breiten blauen Ordensband über der Brust. Es war Karl der Zehnte, letzter legitimer König von Frankreich.

Das gedämpfte Aufstoßen eines Stocks wurde hörbar. Raumer wandte sich um.

Die Persönlichkeit, der er sich gegenüber sah, wirkte, als komme sie vom Hof jenes Königs, der vor hundert Jahren gestorben war. Klein von Statur war dieser Uralte, tief gebeugt und körperlos leicht. Vor den Augen, die selbst dieses abgedämpfte Licht nicht aushielten, trug er eine graue Brille von ganz verschollener Form. Die Stimme klang wie das Zirpen einer Spieluhr. Er hatte Raumers Karte in der Hand.

Der Besucher brachte sein Anliegen vor. Es lag seinem Auftraggeber daran, die Rechtsnachfolger des im Jahre 1918 verstorbenen Hauptmanns Charles de Borel-Corignan zu ermitteln.

„Rechtsnachfolger“, wiederholte die zirpende Stimme. „Nach so langer Zeit immer noch Schulden?“ Er kicherte geisterhaft, hob einen Finger und drohte scherzend ins Leere.

Michael folgte dem Blick. Und da sah er den Toten. Es war eine große Photographie, die auf dem Kamin stand. Es war das schmale, zarte Gesicht mit dem gezirkelten Bärtchen, der Frauenmund, der so hochmütig lächelte. Er trug auch die Uniform, in der ihn Raumer damals gefunden hatte dort in der Mulde. Offenbar hatte er sich aufnehmen lassen, während er auf Fronturlaub in Paris war.

„Ich bin sein Großvater“, sagte der Alte. „Ich bin auch sein Rechtsnachfolger, wie Sie das nennen. Aber wenn sie glauben, mein Herr, daß ich nach fünfzehn Jahren noch Schulden für den Schlingel bezahle, dann irren Sie sich.“

„Davon, Herr de Borel, ist gar keine Rede. Es handelt sich wohl eher um Forderungen, die der Verstorbene an gewisse Personen gehabt hat.“

„Forderungen? Das kommt mir sonderbar vor. Nur keine Manöver! Mein Enkel schuldete aller Welt – aber niemand schuldete ihm. Von mir ist nichts zu erhoffen.“

Raumer hatte mit einem nervösen Lachen zu kämpfen.

„Ich kann mit größter Bestimmtheit versichern, Herr de Borel, daß keinerlei Ansprüche an Sie gestellt werden. Niemand denkt daran.“

Dies versetzte den Großvater unvermittelt in sehr gute Laune. Munter schlug er auf eine silberne Glocke, die neben ihm stand. Dies war das erwartete Signal für den Diener. Denn augenblicklich trat er ein und präsentierte auf einem Tablett Portwein und eine Schale mit sehr hellen, weichen Biskuits.

Borel begann zu plaudern. Augenscheinlich genoß er es, einen Besucher bei sich zu sehen, ein Vergnügen, das selten geworden war.

„Wenn Sie meinen Enkel gekannt hätten“, zirpte er heiter, „so kämen Sie nicht auf den Einfall, irgend jemand auf Erden könnte ihm Geld schulden. Er war der tollste Verschwender, maniakalisch geradezu, immer nur Weiber, Rennpferde, Weiber, Wetten und Weiber und Spiel. Entzückender Junge, einfach betörend charmant, und eine wahre Familienpest. Er war das einzige Kind, und der Allerletzte. Seine Eltern liebten ihn sündhaft. Sie haben beide seinen Tod nur kurz überlebt. Nur ich bin noch da, ganz allein. Jetzt bin ich der Letzte. Das ist komisch, nicht wahr?“

„Nun, komisch“, antwortete Raumer schwach.

„Absolut komisch. So ein Wrack, das nicht sieht, kaum mehr essen kann und nicht gehen. So endet nach achthundert Jahren eine Geschichte. Wenn Sie französische Chroniken lesen, Monsieur“ – er beugte sich tief auf die Visitenkarte nieder, die neben ihm auf dem Tischchen lag – „Monsieur Romère, so werden sie finden, daß uns schon Froissart und Comines als eine alte Soldatenfamilie behandeln. Lauter klirrende Krieger. Und es ist eigentlich hübsch, daß Charles so im Kampfe gefallen ist. Das rundet alles gut ab. Man soll die Toten nicht sehr beklagen, finden Sie nicht? Und der da hat sich gut amüsiert bis zuletzt.“

Er nahm ein Schlückchen von dem dunklen Port und ein Krümchen Biskuit.

„Baccarat hat er gespielt in der Nacht, ehe er fiel. In einem Bauernhaus dicht hinter der Front saßen die Herren bei den Karten bis Morgens um vier. Und Charles, der sonst immer verlor, in der Nacht gewann er. Eine hübsche Summe sogar, zehntausend Francs oder mehr. Und das waren damals wirkliche Francs, nicht Tapetenpapier so wie jetzt. Aber als man ihn dann auf dem Schlachtfeld fand, trug er's nicht mehr bei sich. Es war einfach weg. Niemand kümmerte sich recht darum. Ich persönlich vermute, daß die Offiziere, die das Geld verloren hatten, es wieder an sich genommen und in der Stille verteilt

haben. Wenn es so war, Monsieur Romère, so war es äußerst vernünftig. Ich finde, es ist ein glänzender Witz, und für das Leben, das er geführt hat, eine gute Pointe.“

Raumer ging über den sonnigen Hof. Wieder wie ehemals spielte auf dem runden Pflaster ein Kätzchen, an der gleichen Stelle sogar. Aber diesmal war es ein graues Kätzchen, und es spielte mit einem Garnknäuel.

Er blieb stehen. Aus verschleierte Augen blickte er auf das Tierchen hin. Ihm war taumelig, zwiespältig zu Mut. Er hätte weinen und lachen mögen zugleich über das seltsam späte Geschenk, das ihm da sein Schicksal gemacht hatte.

Aber draußen, wie er zum Boulevard einbog, sah er Andreas an seinem kleinen Tisch. Andreas stand auf, hob die Hand und winkte, als hätte er den Vater lang nicht gesehen. Sein nächtiges Haar wehte ein wenig im Märzwind.

## **Vier Schläfer (1942)**

In: Freies Deutschland, 1. Jahrgang, Nummer 12, 15. Oktober 1942, Seite 25. – Veränderter Auszug aus: Bruno Frank: Sechzehntausend Francs. Amsterdam : Querido Verlag, 1940, Kapitel 10.

Geht man vom heiligen Flusse Europas, der Seine, den Boulevard hinauf und biegt auf seiner Höhe nach rechts ab, so steht man nach wenigen Schritten vor einem eindrucksvollen Bau in Gestalt eines Kreuzes, dessen Vorhalle von griechischen Säulen getragen wird.

Es ist das Pantheon, das Ruhmeshaus Frankreichs. Seine Aufschrift heisst:

Aux grands hommes la Patrie reconnaissante!<sup>3</sup>

---

<sup>3</sup> Den großen Männern Frankreichs Das Vaterland in Anerkennung.

Es ist eine bescheidene Aufschrift. Sie sagt nicht genug. Sie muesste lauten:

Aux grands hommes de la France l'Humanité  
reconnaissante.<sup>4</sup>

Denn von diesem Frankreich, diesem Paris, diesem Huegel hier, auf dem Europas aelteste Wissensburgen stehen, ist ein volles Jahrtausend lang Erleuchtung, Versittlichung, geistige Freude ueber unsern Planeten ausgestrahlt. Und Frankreichs grosse Tote sind viel zu zahlreich, um in irgendeinem Pantheon Raum zu finden.

Von den Saengern des Rolandsliedes, ueber Ronsard, Villon, Rabelais, bis zu Balzac und Flaubert, sind die Jahrhunderte voll vom gedichteten Mut und der gedichteten Freiheit Frankreichs; seit den fruehen Denkern der Sorbonne, ueber Montaigne, Descartes, Pascal, bis zu Henri Bergson sind sie durchweht von franzoesischer Idee; von den Meistern der gothischen Kathedralen, ueber Clouet und Chardin, bis zu den grossen Malern modernen, ganz irdischen Lebens, sind sie durchstroemt von franzoesischer Kunst, die auf ihrer krystallinen Flaechen das Abbild der Welt traegt.

Die Aufschrift ist zu bescheiden, und das Gewoelbe zu eng. Aber es ist ein Heiligtum. Hier ruht in Wahrheit Frankreichs gerechtes, feuriges Herz. Denn hier liegen vier Schlaefer, wie sie sich an keinem andern Ort, unter keinem andern Volk haetten zusammenfinden koennen.

%Einer liegt hier, der war weltberuehmt. Kaiser und Fuersten schrieben ihm Briefe, pilgerten zu ihm, bettelten um seinen Rat. Er war Schriftsteller und ein sehr eitler Mensch, beifallsgierig und schlau. Und er liebte das Geld. Er war auch eigentlich kein besonderer Held, bei mehreren Anlaessen hatte er sich ziemlich feige benommen. Aber dann geschah dies: eine

---

<sup>4</sup> Den großen Männern Frankreichs Die Menschheit in Anerkennung.

Buergersfamilie im Sueden irgendwo wurde des Mordes angeklagt. Sie hatten den Mord nicht begangen, ihre Unschuld war klar. Aber sie waren Protestanten, in einer fanatisch katholischen Zeit, und die katholischen Richter verurteilten sie. Dem Vater<sup>5</sup> wurden auf dem Rade die Glieder gebrochen, sein Sohn wurde auf ewig verbannt. Da schrie die verzweifelte Mutter zu dem Manne auf, der hier liegt, und der Mann hoerte den Schrei. Der Ehrgeizige vergass seinen Ehrgeiz, die Briefe der Fuersten liess er liegen, er dachte auch nicht mehr an Geld. Er wusste nur noch, dass Unrecht geschehen war. Drei Jahre seines weltberuehmten Lebens setzte er an den Fall. Gegen ihn standen die Richter von Frankreich, die Kirche, die Raete des Koenigs, der Koenig selbst. Aber er wurde Herr ueber alle. Das Urteil wurde endlich zerbrochen; es wurde gesuehnt, was zu suehnen war. Unrecht wurde Recht, durch ihn ganz allein. Darum, viel mehr als seiner Verse und Schauspiele wegen, ruht der Schriftsteller Voltaire in dieser Gruft.

Nicht weit davon liegt ein Anderer, der war nicht beruehmt. Er sass im Parlament unter den Abgeordneten und hatte wie alle die Verfassung beschworen. Das hatte auch der Praesident der Republik getan. Aber der, der brach den Eid. Sein Name, Louis-Napoleon, machte ihn eidbruechig. Er liess seine Truppen marschieren. Es floss viel Blut. Der Mann hier stand mit dem Volk auf der Barrikade. Eine Waffe trug er nicht. Er hielt in der Hand die Verfassungsurkunde der franzoesischen Republik, das beschworene Recht. So traf ihn die Kugel. Darum liegt der Abgeordnete Baudin bei den Grossen seiner Nation.

Gegen den gleichen Usurpator hat der dritte Tote gekaempft. Wie Voltaire war er ein Schriftsteller, ihm auch aehnlich an Erfolgsucht und an Erfolg. Aber das warf er alles hin, als Louis-Napoleon der Republik an die Gurgel ging. Mit den Keulenschlaegen seines maechtigen Worts haemmerte er ein

---

<sup>5</sup> Jean Calas.

auf den Raeuber der Freiheit. Er unterlag. Er ging ins Exil. Neunzehn Jahre vergingen ihm auf einer Insel im Ozean. Er vermochte Rechtsbruch und Eidbruch nicht zu ertragen. Nicht deshalb allein, aber deshalb zumeist schlaeft hier Victor Hugo.

Der Vierte ist noch nicht lange tot. Unsere Vaeter haben ihn noch gekannt – den Retter des juedischen Hauptmanns, der wegen Hochverrats unschuldig verurteilt war. Es wussten Manche, dass er unschuldig sei, aber ihre Stimmen drangen nicht durch. Und als sie sich an den Mann hier um Hilfe wandten, da wollte der erst nicht. Er stellte sich taub. In Millionen von Baenden wurden seine vielen Buecher auf der ganzen Erde gelesen – in allen hatte er fuer Gerechtigkeit gekaempft. Hatte er nicht genug getan? Endlich einmal wollte er sich's wohl sein lassen. Er war muede, beinahe schon alt. Aber es liess ihn nicht los. Das Unrecht schwaerte in seinem Blut. Er wollte schweigen, aber er konnte es nicht. Und so sprach er. Er klagte sie alle an, Minister und Generaele, die vor Dreyfus' furchtbarem Kerker Wache hielten. Die Antwort war ein tausendstimmiger Wutschrei. Vorbei war's mit Ehrenstellung und Altersfrieden. Er selbst wurde angeklagt. Sein Leben kam in Gefahr. Aber Recht geschah. Bei Trommelschlag, unter der Fahne, mussten sie dem juedischen Hauptmann die Ehre zurueckgeben. Als einer, der es nicht fertig brachte, zum Unrecht zu schweigen, liegt Emile Zola im Pantheon.

Dies ist Frankreich. Lasst Euch nicht irremachen durch fluechtige Zuckungen, die ueber sein ewiges Antlitz gehen. Verraeter, wulstmaeulige Profitards, feige Mitlaeuffer, Macht-snobs, existieren in jeder Nation: ein Moment der Verstoerung und Schwaechen kehrt diese Hefe nach oben. Das ist nichts.

Die vier Schlaefer im Pantheon – sie sind Frankreich. Dies Frankreich wird auferstehn.



## Faschistenfest (1942)

In: Aufbau, 8. Jahrgang, Nummer 52, 25. Dezember 1942, Seite 13. – Veränderter Auszug aus: Bruno Frank: Politische Novelle. Berlin : Rowohlt, 1928, Kapitel 4.

Wir drucken hier ein Kapitel aus Bruno Franks „Politischer Novelle“ ab. Das Buch wurde im Jahre 1927 geschrieben, zu einer Zeit, da auch viele sogenannte Liberale in Deutschland mit einer gewissen Bewunderung zu Mussolini aufsahen.

Der Schauplatz der „Politischen Novelle“ ist eine kleine Stadt in Süditalien, und die Figur, durch deren Augen wir die Anfänge des Faschismus erleben, ist ein deutscher Staatsmann, der in seinem Wesen Züge von Rathenau und Stresemann aufweist.

Was damals in Deutschland gährte und nur in Ansätzen vorhanden war, was damals hätte ausgerottet werden können, wenn Menschen wie jener Staatsmann aus ihrem Ekel vor der deutschen Politik positive Kraft geschöpft hätten, hat sich heute durchgesetzt und will sich der Welt aufzwingen. Was damals das italienische Volk betörte, ist heute schon auf dem Abstieg, aber es tut gut, sich von Zeit zu Zeit an die Formen zu erinnern, in denen sich diese Anfänge abspielten. Und darum bringen wir diesen Beitrag.

\*

Der nächste Tag war ein Sonntag. Carmers Aufenthalt näherte sich dem Ende.

Er hatte seine Abreise schon zweimal verschoben. An jedem Morgen, wenn sein Sekretär zu ihm trat, um die angelangten Briefschaften gemeinsam mit ihm zu prüfen, spürte er nicht ohne Gewissensqual, dass sein Widerstreben aufs neue gewachsen war.

Heimkehren also wieder in diesen Braukessel trüb schäumender Böswilligkeit, der sich deutsche Politik nannte, lang-

sam sich wieder mitdrehen im übel gemischten Brei; bei öffentlicher Tagung die abgestandenen Phrasenreste beschwingter Vorzeiten schmecken müssen, hinter verschlossenen Türen aber das ängstliche Gezänk von Philistern, die an ihren nächsten schäbigen Vorteil denken. Nie ein männlicher, gerader Impuls, nie ein Wort, das aufstieg wie der Rauch am klaren Tage; in der eigenen Partei, bei der sein Herz doch hätte ganz sein müssen, viel dürftiger Beamtengeist, Kleinbürgerei und Scheu vor der eigenen Courage; die wenigen denkenden und kräftigen Gefährten vor der Zeit abgenutzt, bedrückt und zerrieben.

Blickte man aus südlich heiterer Ferne auf dies wolkenüberhangene Vaterland zurück, so schien es einem, als sei der Himmel dort von allen den aufgestiegenen Phrasen und nebelhaften Halbgedanken so trübe und undurchsichtig geworden. Ach, wer sollte Lust haben zur Rückkehr! Wer sollte nicht wünschen, das alles dort zu vergessen, und, wenn er dort lebte, eben einsam zu leben, in der eigenen Wahrheit, im verschlossenen Hause.

Hielten es denn nicht alle so, die etwas tauten im Lande? Es war zur Seltenheit geworden, dass ein Mann von Ernst und geistigem Stolz in Deutschland Politiker war. Mit Spott und Missachtung sahen alle dem dunstigen Treiben zu, oder vielmehr sie sahen nicht zu, sie kehrten sich ab und liessen das Feld dem Gezücht.

Dies war nun also der letzte Sonntag. Er war früher hinaufgestiegen zur Höhe als sonst, und wie er zurückkam, setzte er sich, einziger Gast, vor das ärmliche kleine Café, der Erztür der Kathedrale gerade gegenüber. Dies war allsonntäglich sein Posten um diese Stunde. Er blickte dann hin über die Piazza, die ganz leer dalag, weil alles beim Gottesdienst war im uralten romanischen Tempel, und wartete auf den Augenblick, da drinnen die Orgel zum Schlussakkord aufbrauste, langsam die gewaltige Türe sich auftat und das ganze Städtchen, festtätlich

angetan, hervorströmte und sich anschickte zum Schaugang. Man durchblickte dann die Kirche bis hinauf zum Altar. Es war niemand mehr da. Nur der Sakristan ging hin und wider und löschte die Kerzen. Zur Rechten sah man aus schwarzweissem Marmor die Kanzel, sah die zierlich gewundenen Säulen, auf denen sie ruht, die heiteren Löwen, auf denen wieder die Säulen ruhen, und in der Höhe porphyren und prunkend den Adler, der das Lesepult trägt. Aber blickte man hin über den sonnigen Kirchplatz, so war es erquickend, mit wieviel Form, mit wieviel heiterer Würde sich das Völkchen in seinem Corso bewegte, niemand war laut, niemand frech, niemand linkisch; noch in diesem vergessenen kleinen Gemeinwesen wurde ein Talent zur Gesellschaftlichkeit reizend erkennbar, von dem man dort in der ungestalten, gebärdenlosen Heimat nichts wusste.

Heute war alles ganz anders. In der Frühe, beim Fortgehen, hatte er nichts bemerkt, aber nun, wie er dasass bei seinem Eisgetränk und auf die frommen Laute hinter der Erztür lauschte, sah er die leere Piazza verändert. Sie war dekoriert.

Es wirkte gespenstisch. Von allen Seiten schaute das Bildnis her, sechsmal, achtmal starrte es von grossen grobgedruckten Plakaten, beim Bäcker verdeckte es ganz das Schaufenster, so dass man drinnen gewiss nichts mehr sehen konnte, Carmers Rücken durchbohrte es von der Mauer des kleinen Cafés, ein ungeheures hing vom Stadthaus herab, und zwei flankierten sogar die Tür der Kirche, altrömisch das erste, mit angedeuteter Toga, das andere im Stahlhelm der Blutjahre, aber drohend ein jedes, mit eckigem Umriss, mit düsteren Augen, gefalteten Brauen, zugepresstem Mund, das Weichliche, Schwache künstlich wie vor dem Spiegel versteckt, alles ganz Fassade, ganz Willensschauspiel, ganz mühsames Denkmal: der Herr der Herren, der Fürst über Leben und Tod, der Uebercäsar – der Renegat und Bramarbas.

So etwas war heute im Werk. Fahnen hingen herum, Girlanden waren ausgespannt, Spruchschilder riefen die Losung des

Tages aus, eine kleine Rednerbühne war aufgezimmert. Nun, er musste dies schwerlich hören und ansehen! Man braucht ja leider nicht zu reisen, um solche Art Knechtslärm mitzuerdulden. Er legte sein Geld aufs Tischchen.

Da aber erbrauste zum Schlussakkord drinnen die Orgel, die Gläubigen begannen zu strömen, und im gleichen Moment, Schlag auf Schlag, marschierten aus den Seitengassen die Züge hervor. Betont sich zurückhaltend, mit einer Verneigung vor der andern, älteren Macht, hatten sie während des Gottesdienstes den Kirchplatz leergehalten, nun aber, mit Präzision, auf prompt gegebenes Kommando, rückten sie vor, um mit ihrer Heilslehre zu empfangen, was aus den Armen der andern Lehre kam.

Kriegerischer Aufmarsch, Musik, die Hymne, Heilsrufe, schräg aufwärts geworfene Arme, die Rom nachäfften, wie alles Rom nachäffte an der uniformierten Schar: selbst ihre Backen noch trugen sie römisch gefaltet, von den Halbgottplakaten ringsum grimmig belehrt.

Heute war kein Corso. Ravello feierte sein Waffenfest. Ach, diesem Aufwand widerstanden sie nicht. Sonntäglich gestimmt, für die Abwechslung dankbar, hörten sie gerne die Hymne an, die von Jugend und aber Jugend schrie, obgleich ihr Zuruf dem Aeltesten und Abgelebtesten in der Welt galt, sie erlagen, südliche Kinder die sie waren, der militanten Geste, sie warfen die Arme nach vorn, sie stimmten ein in das Lied, schüchtern zuerst, denn sie kannten den Text nicht, dann aber, da ewig die gleiche Strophe erklang, lauter und fröhlich, bald sang der ganze Platz, die Front der Schwarzuniformierten löste sich auf, es begann die Vermischung, wieder und noch einmal die Hymne, ein Kommando dann, Stille, und es betrat die primitive Bühne der Redner.

Ja, das hatte Carmer recht häufig gehört. Ein bitterer Ekel, ihm so vertraut, brannte ihm schon bei den ersten Sätzen im Schlunde. Er hätte dem Armseligen dort einsagen können.

Ja – Kraft und Waffen und Macht, und die herrlichste Rasse und das angestammte Recht, und der Tag, der nun anbrach, und das neue Geschlecht und die Vorherrschaft über den Erdteil! Und fort mit der Freiheit! Neue Bindung, die eigentlich höhere Freiheit war! Und wer sich da wehrte, der wurde zermalmt, und die Adler der Legionen überflogen Gletscher und Meere, und Raum braucht der Tüchtige, Raum! Und wir sind jung und die Andern sind alt, und was jemals Grosses geschah auf dem Erdball, das haben die Unsern getan, denn alle waren sie immer die Unsern, die grossen Heerführer und die grossen Fürsten und die grossen Künstler, alle, alle die Unsern!

Und als der Redner geendet hatte, der ein runder, schwitzender Spiessbürger war, da jubelten alle, vermischt wie sie dastanden mit der schwarzuniformierten Reklametruppe. Da waren sie alle reine, auserwählte Italiener, und allen schlug das Herz unterm Sonntagshemd, im Triumph dieser einzigen Rasse anzugehören – allen, wie sie dastanden, mit hellenischer Stirn und arabischen Augen, mit normannischem Blondhaar, mit spanischen Nasen.

Carmer stand auf und erreichte auf einem Umweg seine Wohnung. Es war doch wohl am Ende gleich, wann er reiste, ob in zwei Tagen, ob heute. So fuhr er am Mittag.

## **Stadt im alten Galizien (1943)**

In: Freies Deutschland, 2. Jahrgang, Nummer 2, Januar 1943, Seite 19. – Auszug aus: Die Tochter. Roman. México : Ed. „El Libro Libre“, 1943, Erster Teil, Kapitel IV.

Achtzehntausend Menschen wohnten in der Stadt, beinahe die Haelfte davon waren Juden. Aber sie schienen zu ueberwiegen, die ruthenische Bevoelkerung, trotz der Buntheit ihrer laendlichen Tracht, trat vor ihnen zurueck.

Fast alle Kauflaeden gehoerten ihnen, armselige Buden zu-meist von geringer Tiefe, jedoch mit schweren Fenstertueren

versehen, die mit Eisen beschlagen waren. Die Juden handelten mit jedem Beduerfnis, mit Tuch und Linnen, mit Schnur und Knopf und Band und Litze, mit Schuhen und Kappen, mit Brot und Bier und Fetten und Butter. Sie waren Schneider und Kuerschner, sie waren auch Schlosser und Kesselschmiede. Sie deckten die Daecher, sie fegten die Schlotte aus, sie fuhren die Wagen. Sie waren ueberall. Die meisten von ihnen waren sehr arm. Die wenigen, die zu Wohlstand gelangt waren, der Besitzer des einen bescheidenen Warenhauses, das es gab, ein paar Wirte, die Eigentuemmer der Zuckerfabrik ueberm Fluss, lebten nach aussen kaum anders als die Unbeguenstigten, bestrebt durch achtsame Wohltaetigkeit Vorwurf und Neid von sich fernzuhalten. Furcht steckte ihnen allen im Blute, obgleich ihnen seit langer Zeit kein Anlass dazu geworden war. Die eingeborene Bevoelkerung nahm ihr Dasein hin als etwas natuerlich Gegebenes.

Eingeboren waren sie eigentlich selbst, eingesessen hier seit sechs Jahrhunderten, aber in ihrem Blick war ewig und immer etwas von Einem, der aufgescheucht werden kann mitten in der Nacht und um sein Leben rennen muss durch Waelder und Baeche.

Sie kamen aus Deutschland. Sie hatten dort den Rhein entlang gessen, immer seit ihre Ureltern den roemischen Legionaeren ueber die Alpen gefolgt waren – bis nach einem Jahrtausend das fortschwaelende Misstrauen zu Hass und Verfolgung aufbrach. Es geschah im Jahre der schwarzen Pest. Millionen in Deutschland erlagen der Seuche, deren Ursprung geheimnisvoll war. Und die Fremdlinge trugen die Schuld. Die einst den Heiland ans Kreuz genagelt, sie hatten jetzt auch die Brunnen vergiftet, all das gute, klare, gesunde Wasser im deutschen Land, aus dem das Volk sich den Tod trank. Man erschlug sie dem Tausend nach. Die sich verbergen konnten, blickten verzweifelnd nach einer Zuflucht aus.

Ein Fuerst tat seine Laender vor ihnen auf, die von Kriegen verheert und entvoelkert waren, Kasimir, den das polnische Volk seinen Grossen nennt – Friedensstifter, Verwalter, Schuetzer der Bauern; weitausschauend, fuehlend, und unbetuegbar.

Die Juden kamen mit ihrer Todesangst, ihren geretteten Habseligkeiten, ihren wachen Talenten. Und sie kamen mit ihrem Deutsch. Das sprachen sie weiter. Dort hinten in Deutschland verwandelte es sich, die Wasser der Zeiten schliffen es ab. Aber die Juden sprachen es weiter, so wie es gewesen war im Augenblick als Deutschland sie mordend ausstiess. Ein paar Brocken aus ihrer Sakralsprache mischten sich ein, ein paar slawische Laute. Unkundigen, spaeten Ohren klang es verdorben, so wie die Juden es redeten, mit heftigem Tonfall, uebermaessigen Gesten. Aber es war das Deutsch, das die Minnesaenger geredet hatten und die staufischen Kaiser. Das Blut der Juden vergass die Huegel und Stroeme nicht, an denen sie tausend Jahre lang geglaubt hatten Buerger zu sein.

Viele von ihnen, die aelteren Leute zumal, gingen im langen schwarzen Kaftan herum, der den christlichen Bewohnern, so weit sich einer Gedanken machte, fuer ein Erbstueck aus Asien galt. Doch er war etwas Anderes. Er war der alte deutsche Buergerrock, den ihre Urvaeter am Rheine getragen hatten. Er sah nicht stattlich aus an den Juden, der gotische Rock, schaebig und fleckig war er geworden im Staub und Drang der Jahrhunderte, und er passte zu den bleichen Gesichtern mit den Schlaefenlocken.

Bleich waren selbst die unter ihnen, denen ein physischer Beruf die Brust breiter machte und die Muskeln schwellte. Zu lange hatten ihre Voreltern in denn Lehrhausern und Betschulen gesessen, gebueckt ueber den aufgehaeuften Geistesschatz der Rabbinen, Gemara und Mischnah – mit dem pedantischen Hochmut derer, die im Buchstaben der Wahrheit wohnen. Solcher Betstuben gab es noch heute Dutzende in der kleinen Stadt,

niedrig alle, luftlos und lichtlos, ohne einen Schmuck, ohne ein Bild. Und so ungesund wie hier war das Atmen in ihren dumpfen, schmalenstrigen Häusern und Kaufgewölben, in den ungepflasterten, feuchtriechenden Gassen – die nur an einer Stelle sich jählings auftaten zum freien, unmaessig geweiteten Ringplatz.

In seiner Mitte erhob sich das staedtische Rathaus, ein neuer und haesslicher Bau, in irriger Gotik errichtet, und jenseits des Rings im Umkreis, andre offizielle Gebaeude: unterm selben figurengeschmueckten Dach Gericht und Finanzamt; die Bezirkshauptmannschaft, zweistöckig, vornehm nuechtern und kaisergelb; und die griechischkatholische Kirche, schief zur Front stehend, ein unuebersichtliches Gebilde ganz aus Holz, mit drei ungleichen Kuppeln, das hier gewesen war, ehe alles Andere kam. Die Synagoge der Juden stand nicht hier am Platz, sie hielt sich verborgen irgendwo in der Enge. Aber das Kaufhaus Gelbfisch und Sohn war da, und das Hotel Zum Erzherzog Rainer, Besitzer Salomon Loew.

Dies war eine juedische Stadt – die Offiziere des oesterreichischen Ulanenregiments wussten es alle nicht anders. Neuversetzte nahmen vielleicht in den ersten Tagen befremdeten Anstoss; ungeschickt versuchten sie, das singende "Mauscheln" und die fremdartige Mimik zu imitieren. Die Eingewohnten laechelten nur gelangweilt und wussten, das wuerde sich geben.

Antisemitismus galt als sehr schlechter Stil unter den Herren, er roch ihnen nach ungeluefteten Spiessbuergerstuben. Man wusste, dass er von gewissen Parteien im politischen Kampfe verwendet wurde, um das Selbstgefuehl der kleinen Leute zu kitzeln und ihre Wahlstimmen zu fangen. Man selbst stand viel zu hoch und unangefochten, um Abneigung gegen die bleichen Fremdlinge zu fuehlen. Ja, die geistig lebendigeren unter den Herren achteten in deren starr bewahrter Eigenart, diesem Festhalten an absurden Gesetzen, Braeuchen und Sprachformen,



sogar etwas unbestimmt Verwandtes, einen weithergekommenen, etwas herabgekommenen Aristokratismus.

Aber nicht gab sich der Chok bei manchen der "Einjaehrigen", jungen Leuten aus wohlhabendem Haus, deren Privileg es war, kuerzeren Armeedienst zu leisten als das besitzlose Volk. Fuer diese Soehne von Wiener Bankiers und Bruenner Fabrikanten war der Tonfall des Jiddisch, der Anblick der Figuren im Kaftan, ein taeglich erneuerter Stich. Denn ihr Ehrgeiz war es, in Manier und Rede ganz der Herrenklasse zu gleichen, ja vielleicht, in gnaedigen Ausnahmefaellen, zu ihr aufzuruecken. Und furchtbar war ihnen die Vorstellung, einer der Offiziere koennte in Gedanken die Bruecke schlagen zwischen ihnen und diesen Haendlern. Eisig und zitternd blickten sie ueber die blauen Verwandten hinweg, die mit ausfahrenden Gesten vom Mittelmeer das Deutsch Herrn Walthers von der Vogelweide sprachen.

## **Honour thy Father and thy Mother (1943)**

The Ten Commandments. Ten short novels of Hitler's war against the moral code. Edited by Armin L. Robinson with a preface by Herman Rauschnig. New York: Simon & Schuster, 1943, Seite 181-225.

Barbara piled the neat little farewell gifts into the basket of her bicycle, put the bouquet of fresh-cut flowers on top, and set out to look for Heinrich. She looked in the streets of the small town, then out among the ripening fields, and finally up in the forest, in the clearing which she knew had always been his favorite spot.

But she did not find him. It seemed almost as if he were eluding her, even today, the day of his return to the front. As she started out again, it occurred to her that she had spent the best part of her short span of years in search of Heinrich. Slowly, listlessly, not really hoping any longer, she pedaled on.

Her bicycle was a handsome machine, obviously brand-new. The frame was blue and white like the June sky overhead, the hubs and spokes gleamed in the sunlight, and the reflector in the back sparkled like a giant ruby.

Her father had brought the bicycle back with him recently from Holland; Barbara's brothers and her mother received one apiece just like hers, each in a different color, gay and bright and shining. In the conquered countries gifts like these were dirt cheap—for Germans; the power of the Reichswehr and the power of the reichsmark swept along side by side. Everything, of course, was purchased in orderly fashion—none of it was booty. "Looters will be shot on the spot," her father had once declared. And his word was law. For Obersturmbannführer Erwin Bretschneider was ordained, by virtue of his position, to be a powerful reflection of the Führer's infallibility.

So Barbara and her mother, their consciences clear and untroubled, went about as living symbols of the might of German geopolitics: in homespun spring coats from Austria, in gay blouses from Serbia, in shoes from Bohemia, in stockings from Lyon, and, in winter, in fur caps from Poland. Their handbags were decorated with runic patterns from Norway. For Obersturmbannführer Bretschneider had official business in all these countries. He never spent more than a few days at home, and then orders would already be in his pocket to take a plane to Oslo, Sofia, Paris, or Brussels.

Barbara had circled the little town on her bicycle and arrived at the station. It was not at all impossible that Heinrich was already on his train, without having bothered to say good-by to her.

The waiting room and the platform swarmed with soldiers. There was something in the air again. Barbara had heard people say that with the Balkans and Greece already conquered, according to schedule, it was now Russia's turn. England, as everybody knew, was tottering, completely stunned and stupe-

fied by the blows of the Luftwaffe. Obviously, this was the moment to turn east. People, it was true, did not dance in the streets, or shout, "On to Moscow! To Moscow!" They just said, "This time it's Moscow," much as a peasant would speak of a section of new land for his day's plowing. As soon as Russia was taken care of, England would be put out of its misery, and then the Reich would proceed across the sea to finish its fore-ordained task of world conquest. It would be silly—in fact, childish—to worry about things like that ahead of time.

She looked among the waiting soldiers, but did not find Heinrich. Then, as she pushed her bicycle out of the station, she suddenly came face to face with her father.

Herr Bretschneider was sitting in an open Mercedes, his adjutant beside him. He wore his black uniform, the silver skull-and-bones glittering on his visored cap.

"I'm glad you're here," her Father said. He took off his pince-nez, brought it in front of his small, round mouth, and breathed on each spotlessly clear surface. Then he carefully rubbed the glasses against the fine black cloth of his sleeve.

"Go home and tell your mother and grandmother that I didn't have time to say good-by. I'm taking the twelve-o'clock plane on official business."

"I can't go home now," said Barbara. "I have to go out to the villages."

In the Bretschneider household "going out to the villages" meant going the rounds of the neighboring peasants, foraging for butter, eggs, lard, or cheese. Less important families were liable to severe punishment for such black-market purchases.

"To the villages, then," Herr Bretschneider said, his glasses still in his hand. Perhaps he only took them off so that he would not see that flower-decked basket with its packages. He never really liked to see too much, particularly when it concerned his family. He could be conveniently blind upon occa-

sion. It particularly pleased him to be small of stature, and thus relieved of the necessity of looking taller men in the eye. As a criminologist, he held no brief for staring a suspect down. One could rely on a man's intuition, his sense of touch and smell, his memory, his reasoning, and his routine. Those were enough.

There was nothing military in Bretschneider's appearance. The Obersturmbannführer—the rank was equivalent to that of a lieutenant colonel—had a pale-gray, soft, flabby face, with the sensitive features of a romantic bureaucrat. He had a profound passion for his work, for a few domestic animals, for the beauty of the human body, and for the Party. He hated noises of all kinds—shooting, cursing, even a loud answer were enough to disturb him intensely. "Must we have that?" he would ask on such occasions, smoldering with fury. His hands were very small, white, and delicate—quite feminine, in fact. He liked to look at them when he was going through his papers, which contained accounts of incredible gruesomeness.

"You couldn't possibly go home, then?" he asked quietly. "Must you go out to the villages right now?"

"Yes, right now, right this minute!" Barbara shouted excitedly.

"You don't have to shout like that. I just wanted to let Mother and Grandmother know ..."

"They don't get upset any more when you go away. Are you flying to Russia?"

He smiled vaguely. He knew—and Barbara sensed that he knew—what it was she really wanted to find out. She was not in the least interested in where he was going.

"Of course they don't get upset any more," he agreed calmly. "It's only that this time I might be away longer than usual. So I'll just say good-bye to you, daughter. See that you always do your duty!"

He took off his pince-nez and breathed on it once more. For he happened to glance at the flower-decked basket again, and also at his daughter's almost-sixteen-year-old breasts bursting under the confinement of her embroidered Serbian blouse.

"Well-behave yourself! And make yourself useful. Try to think of other things besides eating. You look exceptionally well fed to me."

The adjutant beside him laughed dutifully, but the Obersturmbannführer's face remained grave.

He ceremoniously pulled on his fine Italian gloves.

"Remember—make yourself useful!" he repeated, and looked away from Barbara's gleaming white throat with distaste. Then he raised his arm negligently in the Party salute, and appeared to have completely forgotten her.

Barbara's face flushed. She glanced at the station clock, got on her bicycle, and started off in the direction from which she had come. She decided to try just once more.

At the edge of the forest stood a small chapel with a statue of the Holy Virgin before it. Barbara had never paid any attention to it before. Neither in school nor at home had it ever been hinted to her that there was anything more to such a figure than a piece of clay, some fading colors, and a bit of flaking silver-and-gold leaf.

Today she stopped in front of it. She took her flowers, which were really meant for Heinrich, and put them at the feet of the Madonna. It was shocking behavior for the daughter of the Obersturmbannführer. She did not even know why she did it—whether to plead for Heinrich's safe return from the front or simply to ask that she find him in the forest clearing.

She was an attractive child; pretty according to the new Germany's race-conscious standards of feminine beauty. She was blonde, with narrow cheekbones and light-blue eyes. Though not tall, she was well proportioned, her young body

sport-hardened and vigorous, with firm shoulders, arms, and breasts. She was perhaps a little strained by her duties and by the drilling she had to undergo as a member of the "Bund of German Girls" and also as the daughter of an important family. But she gave herself no airs and was fundamentally pleasant and friendly.

She was well liked in the little town. Which was nothing short of a miracle, because her family was quite thoroughly hated, envied, and feared—feared most of all. The townspeople tried to persuade each other that the Obersturmbannführer and his two sons were a source of pride and honor to the community so they themselves would not seem quite so pitiful as they really were.

Barbara was liked not because anyone detected a tendency toward revolt in her. That was, in fact, quite out of the question. From earliest childhood she had been exposed to nothing but the ideology of the new Germany. Her father had belonged to various patriotic organizations long before the Third Reich came into power—in fact, when he was still a student in the gymnasium. Then, while yet almost a boy, he had joined the National Socialists. So Barbara spoke and thought only the approved—and the permissible—words and thoughts, just as children in all countries say and think only the things they hear from their parents and their teachers. She had learned her lessons well: German Language, German History. German Geopolitics, German Race Theory. And it never occurred to her to think anything but that—this is how it is, this is what must be done, this is important, otherwise they would not teach it to me.

She knew that in no other country were things so perfect as in Germany, and that only after the Germans arrived could things be improved in the other lands of thesearth. She knew that the inhabitants of a number of neighboring countries had been ordained by fate to become Germany's slaves, and she had no objections. The important thing was that Heinrich and her-

self and the children that would someday be born to them should belong to the masters and not to the slaves.

When Fräulein Mittelmann, instructor in Race Theory, called her at least once a week "a perfect example of the Nordic-Germanic master race," he was as modestly pleased as a child who is praised for good behavior. She served as a race exhibit to the class. They took the dimensions of her face, and examined the structure of her body and her extremities. It was all pretty boring; and sometimes Barbara could not help yawning, or she would giggle when some of the girls, during these anthropological researches, engaged in a little secret tickling. But since it was her duty, she would stand obediently before her ungainly teacher, in her "eugenic clothes," which consisted of a pair of shorts and a sheer net blouse.

She found everything that went on about her perfectly natural. It never occurred to her, for instance, to object in the slightest when a year ago her class took action against Herr Ebbinghaus, the history teacher. During a discussion of the Treaty of Versailles, this Ebbinghaus had been guilty of incredible objectivity; he had had theseffrontery to point out that, when the Führer undertook to free Germany from the yoke of that shameful document, none of ist decrees were in force any longer. Such willful deception could not remain unpunished. The class had unanimously denounced Herr Ebbinghaus. He had subsequently disappeared from the school, and no one ever heard from him again.

Such thinzs happened every day. And they naturally did not stop short of the family. Barbara knew a half-dozen girls in her class who had reported their fathers or mothers or both because they had heard critical opinions expressed at the dinner table, or because their parents were guilty of secret trafficking with Jews or Socialists or other enemies.

The guilty parents were put in concentration camps. The families were ruined. But that could not be helped. Barbara

knew where the solemn duty of German youth lay. German youth was but an instrument in the hands of the Führer for the reconstruction of the future. German boys and girls were his tools. All other considerations were relegated to the background.

She herself was naturally above such inner conflicts, above them as few children had the good fortune to be. Her family, particularly her father, represented the political ideology of the Führer in its purest form.

Barbara had other things on her mind.

She pushed her bicycle past the chapel, up along the forest path toward the clearing, slowly, not really hoping any more. But then he saw him, lying in the shade.

He was sprawled out on his back in his brand-new uniform. His eyes were shut.

She leaned her bike against a tree, tiptoed up to him, and began to muss up his thick, black hair. He paid no attention.

"Dead?" she asked.

Heinrich nodded.

She listened to his heart, just over the Iron Cross on his breast."

It's still beating, though."

"Not much longer. It's coming."

"What's coming?"

"We're marching on Moscow. And we're singing: 'Give me then your pale white hand, hand, hand, For we're marching, for we're marching, westward now to Engelland.' There's a Russian waiting on the roof of the Kremlin—he raises his gun to his shoulder, and shoots me straight through the heart."

"And he hits me," she said. "Because I, Barbara Bretschneider, am in there."

"Where'd you get such ideas? You're not in there."



"Oh, I'm not? Well, then. who is? That lousy Germaine, perhaps, in the Rue Saint-Honoré?"

"Perhaps."

"Or that Fietje in Antwerp with her wooden shoes?"

"Possibly."

"Or that Marushka or Morazka, or whatever her name is, that you fished out of the Struma River?"

Heinrich grabbed her by the arms, hurting them.

"Nobody's in it—they're not, and you're not."

"Let me go!" she shouted angrily, trying to free herself from his grip.

"And there's nothing inside your heart, either," he went on, "or inside any other heart in Germany. This isn't a country for hearts. And when I kiss you like this, then I'm kissing you without my heart, just as I've kissed all those Germaines and Fietjes."

He pressed her to him and kissed her wildly.

"Not that it gives me any particular pleasure," he burst out. "What is there to such a baby mouth, with all of Festung Europe full of ripe women ready and eager to welcome German soldiers?"

Using all her might, she finally freed herself.

"Now you're being hateful—I can't stand you when you're being hateful!"

She knew and feared these outbreaks of somber cynicism in him, and her eyes filled with tears. She grabbed him by the shoulders, shaking him as though she wanted to bring him to his senses.

"Heinrich, this is our last day together! Why do you act this way?"

"Because I just can't stand you, that's all."

She suddenly became very quiet, straightened her dress, and sat down on the green moss.

"Yes, you say that as if it were a joke. But it's true. You really can't stand me. I've been running after you ever since I was eight years old. No—don't interrupt! I have to come out with it some time."

She looked at him gravely.

"You were always the best in everything in the Hitler Jugend. They all looked up to you. And if it hadn't been for your family you would have gone to the Führer School, perhaps even to the Braunschweiger Academy. I admit I ran after you, But when I tried to talk to you at night in the Jugendheim, you pushed me away."

"Of course. Why should the future Führer, Heinrich Keller, bother with an eight-year-old snit?"

"All right. Then why did you change all of a sudden? Why did you become so charming and sweet overnight?"

"Obviously," he said, "because in the meantime you had turned into a ripe young woman of nine."

"Because you wanted something from me! I've suspected it all along."

"Right," he said simply, looking at her. "I wanted something."

"I've suspected something else too, Heinrich. You aren't really a good German, the way you ought to be, and you aren't really a good soldier, and you weren't even a good Hitler Youth—deep inside, you weren't! You've been putting on an act, you've been putting on an act for our benefit—even today, in the middle of the war, you're putting on a comedy. Because your heart, Heinrich, certainly isn't 'empty.' It's just that the right things aren't in it. No Barbara, nor even a Fietje or a Germaine, has room in your heart—because there's a man in it."

"Naturally," he agreed with a scornful smile, raising his arm. "Heil our ..."

"You know very well whom I mean! And because that man was in a concentration camp at the time—you suddenly started to be nice to me."

"Ah?"

"Yes. Because you wanted my mother to put in a good word for him. You worked away at it like a mouse gnawing at a net until your lion was free again. Then as soon as you got what you wanted, that was the end of your feverish industry in the Hitler Jugend. And now, ever since the war started, you've been saying the strangest things ..."

"And I pay no attention to you again. Right you are, Barbara. The only thing worrying me is how to get away from you. Listen—I'll tell you a secret: the reason I did everything to persuade Chamberlain and Daladier to attack our beloved fatherland was so that I could be sent to Poland—as far away from you as possible. If you look at it that way, the whole history of the world becomes quite simple."

She laughed a little, and put her arms around his neck.

"Must we fight all the time?" she said tenderly.

"You're right. We're wasting time."

He took her in his arms for an endless kiss.

"Heinrich," she whispered as soon as she caught her breath, "you know that I don't care for anything in the whole wide world—all I really want is you. We'll be married as soon as you're back from Moscow. Then I'll be fit and we'll have children—racially perfect children."

"Stop talking nonsense!"

"Why is it nonsense?"

"Forget about it—all that business about marriage and your racially perfect children. If I ever do come back, then we can kiss each other again, Barbara. And one day perhaps even more."

But you couldn't marry the son of a man who spent six years in a concentration camp."

"What do I care about that!" she snapped angrily. "What difference does it make to me what your father committed!"

"I've already told you that my father 'committed' nothing."

"Heinrich—people don't spend six years in camp for nothing."

He sat up straight and looked at her gravely.

"Now, you listen to me! I don't want to hear you talk about my father as if he were a criminal. He was the greatest man in town when he was the rector of the old gymnasium. All the men your father's age used to sit at his feet, and whatever they knew they learned from him. And now—it's shameful the way he has to grub and scrape, peddling postage stamps. I send him all I can out of my pay, and I still don't know how he manages to keep from starving."

"Perhaps," said Barbara, "the seven dwarfs leave a little package in front of his door once in a while."

"So it was you," he said, looking away from her. His cheeks were burning. After a while he went on more quietly.

"Nobody knows how long this thing in theseast is going to last, or if we're ever going to get back. That's why I want to tell you what my father 'committed.' For a whole decade he watched the struggle between the National Socialists and the Leftists. Finally he couldn't stand it any longer, and at the next election he ran for office on a democratic platform. That was just before the New Order took over. You couldn't call him cautious, not my father! He made bitter, caustic speeches, attacking not only National Socialism in general, but also the Führer in person—the way Demosthenes attacked Philip—but you wouldn't understand about ancient Greeks like that."

"I certainly wouldn't, thank heaven. But I do understand this much—your father did 'commit' something. If he really was as

great a man as you say, then he must have known perfectly well that only the Führer could save Germany."

"Possibly," said Heinrich. "Perhaps he really understood the ancient Greeks and their politics better than he did the time he lived in. But the National Socialist certainly didn't make it any easier for him to understand. They murdered his best friend."

"Who was that?"

Heinrich did not reply at once. He hugged his knees, his eyes staring into the green of the forest.

"A relative of yours," he said finally.

"Of mine?"

"The Obersturmbannführer's father. Your grandfather Bretschneider."

"But he died on the battlefield."

"He did?"

"At Verdun. Grandmother told me herself."

"Your grandmother is a frightened old lady who is even more afraid of her own son than the rest of the people in this town are—and that's saying a lot. She tells you what your father orders her to say. No, Barbara, your grandfather died years after the war."

"But where could he have died? With one of the Free Corps? In Oberschlesien? In the Ruhr valley?"

"Right here! Not two miles away from here he was tried by the Feme, the secret court, and they beat him to death right then and there. It was a zanz murder, to put it plainly."

"But why?" Barbara asked, staring before her.

"Yes, why! Why is a man murdered by that unholy inquisition? Because he once belonged to the Party and because he quit." He looked at her evenly. "And it was my father who made him quit."

"Your father. That's great!"

"Great or not—both of them paid for it, those two intellectuals. Your grandfather was fished out of the lake near the Marheineke estate, his skull bashed in."

"I swam in it yesterday," she said with a shudder.

"And then, when the Party came to power eleven years later, they got even with my father, that vicious criminal. So now you know, my darling, why he is so deep in my heart."

They were quiet for a long time.

"Let's not talk about it again, ever." Barbara finally said, her voice hoarse and heavy.

"Very well. We're just spoiling our last day together. Who knows how long I'll be away this time."

She looked at him anxiously. "Are you sure it's the Reds this time?"

"Positive."

"Why should that take a long time, Heinrich? Poland took sixteen days, France six weeks, Yugoslavia three days, Greece not much longer. Let's say this time it'll take as long as the other put together—July, August, September—in October you'll be in Moscow."

"Stop crying. A German girl doesn't cry!" Frau Bretschneider kept reminding Barbara in the weeks that followed. But the harshness with which she spoke did not sound quite genuine. It had a mechanical, unconvincing ring.

"Stop crying, you fool! There's no crying in Germany," said her younger brother, Heinz-Dieter, with the derisive harshness befitting his position. As a recognized member of the Hitler Jugend, he stood far above his sister in the Party hierarchy. He was a gangling, harp-featured boy, whom nobody ever saw laughing. Since the beginning of the new offensive he was constantly sent on all sorts of secret missions which kept him out of town and away from home and school for days on end.

"Don't be such a baby," her grandmother would say to her gently. "Girls simply don't cry any more in Germany."

All of them were right, of course. No one in Germany had any reason to cry. Everything was going smoothly and according to schedule on the new front. After the border was crossed, the enemy showed immediate sign of disintegration and collapse; two weeks later he was calling on his last reserves, and soon the situation was so out of hand that the Soviet military leaders did not even know where their own front lines were. This state of affairs continued through the lovely, crisp days of September. By the tenth of October, the battle in the east was as good as finished; by the twelfth, the annihilation of the Red Army was an accomplished fact—so that by the fourteenth, fifteenth, and sixteenth of October things in the east could be relied on to take care of themselves.

It was strange, therefore, and rather annoying, that with so much land for Germans to conquer there was so little to eat. Ever since the beginning of the new campaign, food had suddenly become very scarce, and even an eminent family like the Bretschneiders had a hard time obtaining their necessities in the village black markets. This created a double problem for Barbara.

For the authorities had seen to it that Franz Keller, the former rector and present postage-stamp peddler, was always waited on last in the food stores. He would go away just as empty-handed as the few Jews and other such creatures who had, incredibly enough, managed to continue some sort of existence in the town. Herr Keller was so carefully watched that Barbara no longer dared to place her packages in front of his door herself; instead he sent them through an old town character named Stiemel. Stiemel had once been a Social Democrat, but now was a sort of superannuated errand boy for the Party.

Once a week, on her way to school, she would secretly meet the old man at the edge of town. They met where the main

street ran into the express highway connecting the small town with Nuremberg in one direction and with Leipzig in the other.

It was early in the morning, scarcely daylight. A November wind was whipping away at the torn decorations of the triumphal arch which had been somewhat prematurely erected on this spot at the time of the French collapse, when everyone expected England to come to its senses and make peace with the new Germany. But England did not make peace, and the soldiers did not return home to march through the triumphal arch. And now the November rain was pouring across its grandiose inscription, weeping red and brown and silver tears down its face.

Barbara waited in her long, warm coat and sturdy shoes, with the Polish fur cap on her head. Under her arm she held her brief case, with the parcel of food for the outcast inside it. Stiemel was late. Trucks full of workmen on their way to the country went past her. The men called out to her coarsely. When the old man finally came, she slipped the package to him and pressed some money in his hand.

"Listen," he whispered, as though someone might overhear her, even out here, "ask the rector if he heard anything from Heinrich. Tell him I didn't get a line since August. And be sure you're here again next Thursday!"

She came home from school every day, her hopes mingled with fears. Maybe the mailman had brought a letter from Heinrich. Or maybe one day he would bring back one of her own letters, with the envelope marked "Killed in Action." Letters like that were arriving often now.

She did not know that, before leaving, her father had had two conversations that had a direct bearing on her correspondence with Heinrich. One was with the postmaster and the other with the local chief of the censorship bureau. The Obersturmbannführer of the Gestapo expressed a wish which, under the circumstances, was an order. He asked that the letters be-



tween his daughter and the son of Franz Keller, the former convict, be held back, in the unlikely event that the eastern campaign might last beyond the month of August. The letters were to be delivered to his secretary, who would call for them from Headquarters from time to time.

The Bretschneider home was in a charming wooded section near the railroad embankment. It had once belonged to a Jewish manufacturer who made a hobby of collecting French impressionists. He was the only person in town who thought them beautiful. After his home, his factory, and all his worldly goods were confiscated, he was granted permission to take his decadent paintings abroad with him. It was later learned that the paintings were incredibly valuable, and the official who was—perhaps not unbribed—responsible for such regrettable laxity was subsequently given a thorough tongue lashing.

The Obersturmbannführer obtained the house from the state through a transaction which was more a token payment than an actual purchase. It had actually been confiscated from the art-loving manufacturer with this end in view. Where the Van Goghs and Pissaros had once hung, the walls were now bedecked with framed copies of *Mein Kampf* surrounded with antlers and buffalo horns. These had been bought in dozen lots, since the dreaded Gestapo chief had a deep antipathy to hunting.

He made other changes too. The gallery, which had been decorated in the Italian style, was redone in dark, heavy oak paneling. It was now his study, and its huge dimensions recalled Mussolini's famous audience chamber in the Palazzo Venezia. To anyone entering the room, the outlines of the great man were vague in the distance, and if the caller felt thoroughly intimidated, made an ass of himself, and, if possible, tripped once or twice in the deep, soft folds of the carpet as he made his way toward the desk, the Obersturmbannführer considered the arrangement successful.

Herr Bretschneider profoundly disliked daylight. He felt comfortable only when he could convince himself that it was really evening or night, preferably a dark midnight. He had a thick row of firs planted outside, along the entire length of the room, so that electric lights had to be on all the time. The Obersturmbannführer, his adjutant, and his secretary did all their work by artificial light, at three desks placed at right angles to each other.

At this time, during Bretschneider's official absence, all the drawers of these desks, as well as the built-in files around them, were carefully locked. A large safe was concealed behind the central panel of the long wall, and that, too, was always kept locked. The secretary would occasionally come down from Headquarters, and at such times he had access to all these secrets. The keys were on a chain which he buried in his innermost pocket—and probably even took to bed with him.

During the months her father was away, no one in the family ever entered the gloomy study except Barbara. She came because in front of the oaken panel which concealed the safe there stood a radio.

It was a powerful long- and short-wave set which could tune in any station in the world. Listening to foreign broadcasts was punishable by death in the Third Reich. This, of course, did not apply to a high officer of the Gestapo, such as Herr Bretschneider; in fact, one of his duties was to keep his ears to the ground. Barbara could tune in on London, Sydney, or New York with equal ease and clarity. Although she understood a little English, she was not in the least interested in the broadcasts emanating from the Anglo-Saxon world. What kept her, for hours on end, tense with anticipation and anxiety in front of the polished cabinet were the German-language broadcasts from Soviet Russia.

She both feared and hoped that one day he would hear Heinrich Keller's name over the radio. She did not really be-

lieve that it would happen, but it was not impossible, since one of the tricks of Russian propaganda was to pick individual cases for their broadcasts. "Inhabitants of the city of Gotha," they would say, "the infantry battalion which was once stationed in your city has been completely annihilated." Or they might say, "Bürgermeister Struve of the town of Bitterfeld, the last of your three sons has today given his life for your Führer." Once—she had not heard it herself, but she knew about it—her father and her elder brother were also mentioned, as two particularly vicious beasts who had been tried and condemned to death by Moscow. She would often wake up in the middle of the night, haunted by the fear of missing the crucial moment, and would slip, barefooted, into the study. Out in the night, she could hear the endless line of freight trains rolling toward the east. And at any moment a calm voice might say over the radio:

"Barbara Bretschneider, daughter of Obersturmbannführer Bretschneider, today we found your letters on the mangled corpse of your sweetheart, Heinrich Keller." Or: "Your gravely wounded fiancé, Heinrich Keller, has been deliriously calling your name for days." Or—oh, wondrous hope: "Your fiancé, Heinrich Keller, was one of the nine thousand captured by the Red Army this week. He sends you his love and assures you that he receives good treatment in Soviet captivity."

That was the way Barbara thought it would sound, though the chances were one in a million. But the radio never told her what had happened to him.

Actually he was shot down by a machine-gun bullet during the fighting in the Ukraine. The bullet passed right through him, two inches above his navel. But he lived. Because he had enough strength left to open the package of crystallized sulfa preparation and to sprinkle his wound with the miraculous healing powder. A little later, at the German field dressing station, they gave him a similar drug to drink in great quantities of water. Three days later his condition was so improved that he

was put on a comfortable hospital train and shipped off to Rumania.

But Barbara listened in vain. She did not know that right there beside her, inside the safe, were all the letters she had written to Heinrich, carefully bundled, tied and sealed, and marked in the secretary's handwriting, "Private-Highly Confidential." All of them were there, and so were his letters to her. There was no talk of kissing, of "running after" one another, of other women, in these letters of hers. They were desperate calls of love and longing, the gropings of one lost in loneliness, and made honest and sincere by the imminence of death. There they were, stifling behind the oak-covered steel wall, a foot away from her desperately straining ear.

Herr Bretschneider had never been away from home so long. Finally, toward the end of February, 1942, he returned home. He wore two new, very high decorations, had been promoted to "Standartenführer," and obtained a ten-day furlough on the basis of this advancement.

The "coldest Russian winter in centuries," as the German papers called it, had not bothered him too much. He usually performed his duties in well-heated rooms, and when, upon occasion, he had to be outdoors, he bundled himself in a warm fur coat. Nevertheless, a noticeable change had come over him. His small, soft hands, holding his knife and fork at the table, trembled slightly. Also his vocal cords appeared to be functioning under difficulty, so that his voice, though not exactly hoarse, sounded heavy and lifeless. The women of the household could not help noticing these symptoms. But Barbara was the only one to notice a more subtle change in her father. For she was an intelligent, observant child, in spite of the fact that everything in her upbringing was designed to prevent her from thinking.

From her father's sparing remarks about the war and politics, Barbara was unable to discern any real concern over the fact

that the Soviet armies had so completely upset the plans of the Führer and his General Staff, and that all of the Führer's basic designs were utterly destroyed.

And she heard quite right. Naturally her father was too intelligent not to recognize the dangers Germany faced. The entrance of the United States into the war, particularly, was not to be lightly dismissed. But like so many other men who had witnessed the dizzy rise of that man, Herr Bretschneider was unable to suppress an inner delight that, at long last, something had happened to stop that astronomical ascent. It was an illogical attitude to take, since his own interests were inextricably interwoven with the Führer's. Yet there it was.

Of course, none of this kept him from performing his official and patriotic duties with the greatest zeal. He had, during the past three years, in various European countries—most recently in the Ukraine—ordered the execution of more than fifty thousand people.

His personal sensitiveness was, however, not affected in the slightest, and he was looking forward with painfully mixed emotions to the forthcoming interview with his daughter. On the fourth day after his arrival he had ordered her to appear before him in his study.

Adjutant Schilling opened the door for Barbara and withdrew. She walked slowly, reluctantly, toward her barely visible father, her eyes not on him, but on the life-size photograph of the Führer. It hung in the middle of the wall over his head, flanked right and left by buffalo horns. She did not trip on the soft carpet and held herself well as she halted in front of his desk.

Herr Bretschneider did not begin to talk at once. He occasionally glanced down at his small hands, trembling slightly as they played with a broken bayonet tip. For although his nervous system abhorred any loud act of violence in his presence, or shooting, or even hunting, he took a keen and knowing in-

terest in weapons and in all sort of military booty. His desk was full of them.

"You know, of course," he finally began, his heavy voice weighted with sentimental overtones, "that our fatherland demands the sacrifice of a great many human lives in this war. Our loses must be replaced by our women, and by you young girls. Your country is counting on you. You understand that, my child, don't you?"

"I understand," said Barbara,

"You have reached the prescribed age, and you fulfill the requirements. The Führer, the Party, and the fatherland expect you now to become a mother."

"Very well, Father." said Barbara politely.

Herr Bretschneider put down the bayonet tip and picked up a round disk which looked like the face of an alarm clock. A Russian booby trap had been hidden behind that disk, and its explosion had taken a German life which would have to be replaced by Barbara.

"I expected no other answer from my daughter. You may discuss the details with your mother."

And he nodded, indicating that for him the interview was ended.

"I prefer to discuss these 'details' with you," said Barbara. "You see, to me these details are the only things that matter."

Herr Bretschneider screwed up his face, as though he were suffering from neuralgia.

"Very well, if you insist. In a few days, while I am still home, you're going to marry friend and fellow Party member, Paul Runze. You know him well. He is a Party member of the highest standing, in charge of carrot and sugar distribution for this region. He's a wealthy man. Yesterday he asked for your hand for the third time."

"Did he?" said Barbara. "I have to tell you, Father, that this doesn't interest me in the slightest. I am not going to marry the renowned Party member, Herr Runze. I am going to marry Heinrich Keller."

Once more Herr Bretschneider looked as if he had seen enough of his daughter. He took off his pince-nez, breathed on the lenses, wiped them clean, then put them down on his desk with a decisive gesture.

"That's just like you," he pronounced. "I return home after months of nerve-racking service, and my daughter's greeting is not, 'How are you, Father?' but: 'Have you heard anything of this—what's his name—Heinrich Keller?' I'm not likely to forget that soon."

"I said hello to you, Father, and I kissed you," Barbara said very softly. "Only then did I ask whether you happened to know where Heinrich was stationed."

"My child, as you know, there are many millions of German soldiers at the front. How many millions is a military secret. I couldn't possibly keep track of every private, or noncom, or whatever he is. And it so happens I don't even know this particular fellow. I do recall, however, that his father is a prisoner in a concentration camp."

"His father was in a camp," she corrected him.

"Right. I remember he was freed before his time at the instigation of my three ladies. Well, then, this Heinrich has obviously not written to you for some time. Which leads us to the probability that he has found himself another sweetheart, in a place like Odessa or Kiev, which are full of delightful girls—or perhaps he's been killed in action."

Barbara choked back a sob. Herr Bretschneider raised his head.

"I hope you aren't crying," he said quietly, sharply, and for the first time his voice had the tone with which he pronounced his death sentences, "A German girl doesn't cry."

Barbara quickly rubbed her index finger along the side of her nose.

"I am not crying, Father, I just have a cold. A German girl may have a cold. And furthermore, if a German girl has faithfully served her Führer and the Party at all times, and if she has been outstanding in the performance of her duties, then she certainly doesn't have to marry Herr Paul Runze."

"Oh, she doesn't!" said Herr Bretschneider, his face turning red with anger, something which seldom happened to him.

"No, she doesn't," said Barbara.

"That sort of thing is no longer tolerated. We young National Socialists do not permit ourselves to be peddled off by the older generation. The man I want is a good soldier. He received a promotion after every campaign, and he came back from battle with the Iron Cross, First Class. None of my letters have come back marked 'Killed in Action,' so I have reason to believe that he is well, and that when he returns he will give me racially perfect children, better ones than Herr Runze ever could, with his pig's face and his swollen lips. If you try to force me to marry him, I'll know what to do. I'll write to the State Youth Führer in Berlin and also to the Bureau of Health. Then we'll see what happens!"

She was waiting for his reply, braced for battle. But the battle did not materialize. The Standartenführer did not raise his voice to remind his daughter of the dictates of the fifth commandment. Nothing was so emphatically, so furiously, denied by the new state, nothing was so violently stamped out of the heart of German youth as filial devotion. The schools and Party organizations deliberately fashioned the youth of the nation into a mortal weapon against an older generation which had its roots in a different ideology, and which was therefore not to be



relied upon. "Honor thy father and thy mother"—to these ears of German boys and girls the words had a feeble-minded, idiotic, in fact, a treasonable quality. Today's commandment was: "Honor thy Führer and thy state, and sacrifice to them thy parents. Spy upon them, for they are suspect, watch them, threaten them. Report them—that is not only permitted; it is thy duty. Deliver them unto bondage, to the lash of the gaoler, or unto the hangman. Thou canst not, if it serves thy Party and thy state, commit an injustice to thy father and thy mother."

The grotesque irony of this situation was that the threatened father himself personified the Party and the state. Report him? Appeal against him to a machine wherein he was an important cog? In his time, Herr Bretschneider had obeyed to the letter the National Socialist commandment regarding his filial duties. There was in his past a very dark chapter—a very bright one from the point of view of the new morality—which really had started him on his career.

He did not answer his daughter. He seemed to have forgotten her presence. He had put on his pince-nez again, and he was soon engrossed in the tremendous facts contained in the documents before him.

His leave came to an end on the appointed day. Only his wife was on hand to see him off. Barbara was in school, and the younger son was off on one of those secret missions which were occupying more and more of his time.

The Mercedes stood in front of the house, and Adjutant Schilling was holding the door open. Herr Bretschneider came out of the house and stopped on top of the stairs.

"Oh, yes," he said casually, "and if Barbara doesn't want to, she naturally doesn't have to marry my good Friend, Runze. I don't believe in forcing my daughter into her own happiness."

He brushed his wife's cheek lightly in something resembling a kiss, pulled on his no-longer-new Italian gloves, marched stiffly down the stairs without looking back, and drove off.

A few weeks later Herr Bretschneider's secretary came down from Headquarters. He busied himself for two days in the study and, just before his departure, gave Barbara a note from his chief.

It opened with the salutation, "Dear daughter," and closed with the words "Your loving father," but the rest of it was written in the cold, dry tone in which he gave orders to his subordinates. Barbara, the note said, was to present herself on such and such a date at a designated office in Berlin, where she would be given further orders. She was to take along clothing and other necessities for a stay of three months' duration.

Neither her mother nor her grandmother had any idea what the whole thing was about. They assumed that because of her excellent schoolwork Barbara had probably been selected for some special course of study. And they thought no more about it. After all, children belonged more to the state than to their family. It was not enough to be resigned to this change; it was supposed to be welcomed with pride and joy.

As for Barbara herself, she had no objections. She was glad at a chance to get out of the dark and dreary house. Particularly to get away from the radio, for it had become an obsession. If there was any place where she could hear about Heinrich, it certainly was Berlin, the nerve center of war information.

She had a long talk with old Stiemel, her messenger, before she left, and he proved unexpectedly helpful and understanding. Then she packed cheerfully and left cheerfully.

Herr Bretschneider and his adjutant drove up before a hospital deep in the mountains of Transylvania. It was in the middle of a forest, high above the cascading waters of the Prahova River. The place was near the Castle Sinaia, which had been the summer residence of the King of Rumania before he made his escape.

Herr Bretschneider was announced. The head of the hospital, Dr. Gaukelmann, met him in the hall and led him into his study.

In civilian life the doctor had been chief of the surgical division of the State Hospital in Breslau. He was a large, heavy-set man with the vast face of an elephant, from which two tiny, gray eyes blinked wisely and distrustfully behind his tremendous nose.

From the very first moment Herr Bretschneider was certain that Dr. Gaukelmann was an idiot. Idiots were always wasting his time.

The doctor was carrying on at great length about the great advances in his science. "Basically," he declared, "these preparations are simply sulfa derivatives, with the addition of carbon, nitrogen, and oxygen in various proportions. By means of these we are able to save a great deal of valuable blood—German blood."

It sounded as if he meant this as a personal compliment to the [2052] Standartenführer, and Herr Bretschneider acknowledged it rather impatiently.

"So is the enemy, unfortunately," he interjected.

The doctor stared ahead of him blankly, like a puzzled elephant, "I beg your pardon?" he finally said.

"So is the enemy, unfortunately," Herr Bretschneider repeated, rather harshly.

He usually let people finish what they had to say. But this scientific cretin was getting on his nerve. And in order to annoy the doctor, he proceeded to address him by his civilian title—a vexation for any German in uniform.

"I mean, Herr Professor," he went on, "that these new healing devices of yours carry their own dangers with them. I can visualize a future when our National Socialist state will have to support a veritable horde of unfit man power. They will have to be fed, housed, and paid for—who knows how long. The case of this Heinrich Keller is typical."

"Really—typical of what?" Dr. Gaukelmann asked with irritating stupidity.

"Typical of this, that we are otherwise employing a great deal of thought and energy toward ensuring ourselves a racially perfect generation in the future. Unfit human material of all ages is relentlessly eliminated—a benefit both to the state and to the material. And yet when it comes to our poor, long-suffering soldiers who have magnificently fulfilled their duty on the field of battle—we deprive them of this benefit."

"But they don't suffer!" cried Dr. Gaukelmann with eagerness. "And since Herr Standartenführer evinces a special interest in the case of Lieutenant Keller—that particular patient doesn't suffer at all. He's now on the way to recovery. Fortunately he had the strength, immediately after receiving his wound, to apply the preparation himself. Later we naturally were still faced with the possibility of peritonitis, but I'm now definitely able to reassure you, Herr Standartenführer: our patient is completely out of danger."

Herr Bretschneider stared at the elephant face with disgust.

"My patient is the state! Do you understand, Herr Professor? And my patient would only then be out of danger if you had sufficient patriotic and scientific courage to give that poor fellow with his stomach wound something that would put him thoroughly to sleep—a hefty dose of pantopon, for example. Thereby my patient would be spared many years of suffering."

Dr. Gaukelmann stared blankly at the broad white surface of the table before him.

"May I be permitted to remark, Herr Standartenführer, that in a few months Lieutenant Keller will be fit for front-line duty and furthermore that he will also be fit to marry and bring healthy children into the world—for the Führer and for our country."

Herr Bretschneider gave up. He snapped the catch of his left glove shut with unusual vehemence, snapped it open again, and shut it once more. Then he turned to go, without another word. Dr. Gaukelmann whipped the door open for him and bowed obsequiously. Then he looked after the stiffly departing figure, and his face wore an expression of strange amusement. The doctor's fat, flabby stomach was secretly heaving, as though suppressing a laugh or a sob.

Adjutant Schilling was waiting outside in the Mercedes. He no longer looked like a man of twenty-eight, but like a man of fifty. He had dozed off over the secret reports lying on his knees. They drove off in the direction of Bucharest.

"Schilling," Herr Bretschneider was saying as the car sped along, "I tell you it's hopeless! Here we've been educating these people for ten years. And what's the result? Professor Dr. Gaukelmann from Breslau! Our young people may be insolent, but at least they understand what it's all about. The older generation is a pack of idiots. Here we went and chased the Jewish competition for these doctors out of the Reich. And what thanks do we get? They complain about having to work eighteen hours a day and that they're liable to fall asleep at the operating table." The Standartenführer looked as though every single bone in his body were aching. "My dear Schilling ..."

The adjutant pulled himself together. "Yes, Herr Standartenführer?" He was forcing himself to keep his eyes open.

"Schilling—in the course of my duties I have made certain psychological observations. I always know. I don't need to see. I can sense the sort of look on their faces when my back is turned. I tell you—the Führer in his darkest hours is right: it's no use trying to do anything with the Germans. Superiority of German blood! It was a terrific idea. And it did wonders for us. But now it's turned sour. Schilling—you're not listening to me! You're sleeping with your eyes open! And with my secret report to the Reichsführer of the S.S. on your lap! That's typical.

Henschke–driver!–are you asleep, too? No answer! Asleep at the wheel. They're all asleep, just like Gaukelmann ..."

Meanwhile, immediately after this visit, Heinrich Keller disappeared from the hospital, no one knew where. He was swallowed up by the seething mass of Balkan humanity. And Dr. Gaukelmann's days in the clear mountain air of the Rumanian forest were also numbered. A week later he was transferred to a hospital for contagious diseases in Poland. And there was little prospect of his ever going back unharmed to Breslau.

In the fall of 1942 Barbara returned home. When she was asked where she had been, she would only answer: "In the-seast." What had she learned? "A lot of things." How was the food? "Better than here."

Her mother did not question her much. She was very busy–her hands were full. Every day brought new cares to German families. And in addition to everything else, her husband's eminent position was constantly piling additional cluties on Frau Bretschneider's shoulders. There were already clear-sighted men in the Party who thought the day not far distant when German wives and girls would have to bear arms against the internal enemy, against those whose enthusiasm showed signs of waning.

Grandmother Bretschneider wa overjoyed at her granddaughter's return. In fact, she looked upon it as a deliverance, True, there never had been a really close relationship between them; such a thing was inconceivable between a child of the Third Reich and a relic from the pa t. But Barbara had always been more friendly to her than the other members of the family, and her grandmother was pitifully crateful for this friendship.

During the last few months the old lady had suffered a great deal at the hands of her grandson, Heinz-Dieter. The Hitler Youth found a constant source of entertainment in treating her a though she were a "suspicious character." He spied upon her

and searched her room in her presence, as though she were thin air. He examined her bed, her clothes, her linen, and left everything a shambles. He "confiscated under higher orders" her beautiful, ancient Lutheran Bible, her prize possession. Later he tossed it back to her with the remark that, as a special favor, she was permitted to keep the book until further notice.

One day at the dinner table he suddenly came out with the pronouncement that the old and senile should be looked upon as dangerous criminals who ought to be eliminated—after all, weren't they robbing the younger members of the state of food and clothing? There was no reason why death by gas in the "Hitler Chamber" should be reserved only for feeble-minded children, and not for the widows of certain men who, during their lifetime, were weak-minded enough to be in close friendship with inmates of concentration camps". This sort of thing was repeated with variations. Young Heinz-Dieter, with those sharp features that never smiled, was full of ideas.

But Barbara's home-coming turned out to be a disappointment for the old lady. Her granddaughter no longer paid any attention to her. She no longer paid attention to anything or anybody, for that matter. She just moped. She spent hours in front of the radio again—but not to listen to the Russians. This time she tuned in on dance music, preferably Viennese waltzes. Occasionally she would get up on her feet and go into a few hesitating dance steps on the soft carpet, as though she were trying to recall something half forgotten. But she would tire of it soon, and return to her place to listen lazily to the languorous melodies.

She scarcely opened her mouth. Like her brother Heinz-Dieter, she seemed to have forgotten how to laugh and smile.

"Barbara, don't you want to do something?" her mother would ask occasionally.

"No thank you. Others are doing quite enough."

"But our country asks all of us to do something."

"I've already done enough for our country."

Her mother was puzzled that no one paid any official attention to Barbara. No German girl these days, no matter how prominent her family was, could stay out of at least a half-dozen organizations. But not a soul paid any attention to Barbara. She no longer attended school, and her work at the "Bund of German Girls" seemed at an end. It was as if she were dead, as far as German officialdom was concerned.

Barbara had become perhaps even more lovely than before. Her shoulders, her arms, her breasts were fairly bursting with health. But in contrast to all this ripe roundness, her features were beginning to become sharp, and the cobalt blue of her eye seemed hard and lifeless. When he started out for a walk, her step would be lithe and supple for a while, then suddenly her grace would be gone, and she would just drag herself along. Somewhere out in the fields, or up in the forest, she would sink down on a rock or on a tree stump. She would break off a twig and beat the ground before her mechanically, until the dust rose from the earth and enveloped her.

Or she would walk on the streets, the bedraggled fur cap on her blonde head, her hand deep in the pocket of her neglected coat. She greeted no one and spoke to no one. When she met her former schoolmates she looked right past them. One Sunday noon in a quiet side street she bumped into old Stiemel, her former messenger. He stopped, took off his cap, and bowed his gray head deep before her as though he were a beggar asking for alms.

"What's the matter, Fräulein? Did you forget about our old rector?"

She did not answer. She walked around him and past him as though he had never seen him.

She came home late for dinner. Her father and her elder brother, Eberhard, had arrived unexpectedly and were at the dinner table.



No one stood up to greet her. And this time Barbara did not have any questions to ask her father. Herr Bretschneider reached his hand out to her negligently, and went on talking. Eberhard, in the green uniform of the Waffen S.S., stared at his sister with a dark, uneasy grin.

This Waffen S.S. was a newly created wartime unit of the Party, whose function at the front usually came only after a stronghold had been taken by the troops of the regular army. Then this elite guard would step into action, tear through the streets of the town with banner flying, gather those inhabitants who had been guilty of resistance, and hang them on the most prominent window ledges and balconies of the main street. Because of this the Waffen S.S. was better clothed and fed and higher paid than the fighting men of the army. Barbara's brother was a picture of well-being.

The Standartenführer, on the other hand, seemed to have definitely aged. His hands were fluttering away quite out of control. But he pretended to be in the best of mood and in great high spirits. Contrary to his custom, he spoke at length about the war and about politics; and, for the first time, he went into boastful stories and predictions of victories to come.

The summer offensive had been a "total victory." Total victory—Herr Bretschneider kept repeating these two magic words on which millions of Germans had been getting drunk for a decade. Their Führer and Commander in Chief had, during the summer and fall, chased the Russians deep into the Caucasus—and farther north to Stalingrad, which was as good as in German hands now. Aside from a slight setback in Africa, where the famous Field Marshal and desert fox had abandoned a piece of worthless land to the enemy for tactical reasons, the German position was excellent. Herr Bretschneider left no doubt that before next summer the Russians were really done for. And as for the Anglo-Saxons, a blind man could see that they had absolutely no intentions of engaging in serious conflict. They

were getting more and more used to the idea of the peace that Greater Germany was striving for. Never did the future look rosier.

Neither her father nor her brothers said a word to Barbara during dinner. Toward the end of the meal she stood up, went into the adjoining study, turned on the radio and tuned in on Vienna, which came through with one of its sweet waltzes.

When she came back, the men of the family were alone, drinking their beer and smoking their cigars. Herr Bretschneider was talking shop, his fingers in a didactic semicircle.

"As a rule," he was saying, accompanied by a lilting waltz, "I am not present at the executions. But if I happen to be, I can't help observing how much the male body gains in beauty through hanging. By that I don't mean the twist in the neck. That is not an aesthetic improvement. It looks like the result of a toothache, with the pain causing the head to twist. But from the shoulders down to the toes, the whole body takes on a slim sort of elegance, particularly around the hips, especially when the corpse is allowed to dangle for a few days. You must have noticed that, Eberhard."

Eberhard declared that he hadn't noticed it. But he felt that he should add something to this cultural discussion. In Rostov, he said, the Waffen S.S. had gone to considerable pains. "On one side of the street we hanged only men, and on the other side only women. They were all hanging at the same level—straight as an arrow. But a thing like that takes time."

Heinz-Dieter was listening with bright, shining eyes. None of them paid any attention to the fact that Barbara was sitting at the table again. Besides, their stories scarcely penetrated her consciousness.

The waltz was cut short in the middle of a chord. Herr Bretschneider raised his head.

"Go on in, Eberhard, and see what the announcer has to say."

Such interruption usually meant that important announcements were to be made. News of victories were always introduced by a fanfare. But this time there was no fanfare. Eberhard came right back.

"The Yanks seem to have landed in North Africa. Unpleasant situation for our Conqueror of Egypt."

He appeared to find the whole thing amusing. But Herr Bretschneider's hands were fluttering wildly. At that moment the telephone rang. Three telegrams arrived during the next hour. Herr Bretschneider and his green-uniformed son left home that very evening.

Two old men stood whispering on the stairway of a house on the outskirts of town. It was a January day in the year 1943. The faces of the two old men were as dull and dreary as everything around them—the dilapidated stairs, the damp, pea-soup-colored walls, the dust-caked window under the gable.

"And, Stiemel, were you able to transmit your message dearly and distinctly?"

"But I'm telling you, Herr Rector. I met her this morning for the second time, in the Naumburger Strasse. I took my cap off, and said, 'We've finally had word, Fräulein! He's alive and well.' "

"And she didn't react to that?"

"She just stared at me. I thought she didn't understand me, *that* was how she looked at me. Sort of dark and angry."

"And then she said *that*?"

"Yes."

"Let me hear it again, Stiemel, exactly as she said it!"

"She said: 'Really? But a lot of others are alive, too!' "

"And then she went away?"

"Turned around and walked off."

"Without another word?"

Stiemel shook his head. He stepped closer and whispered in the other's ear.

"Herr Rector, she's found another this summer. That's the way they all are now."

Someone was coming up the stairs. The rector slid through his half-open door. Stiemel pulled the visor of his cap over his eyes and ran downstairs.

"So, you're really alive."

"You don't seem to be happy about it."

"Were you wounded?"

"Yes."

"Where?"

"Through the stomach."

"Are you well again?"

"Fit for front-line duty."

"You've become an officer."

"I've been trained for desert fighting. Africa probably."

"That's fine. Congratulations."

They were sitting opposite one another in their old place, each on the angular stump of a freshly felled tree. Where the forest once stood was now a sea of stumps. The wood was needed in the factories, for heating, for building trenches.

The afternoon sky was faded and dull; there was no snow on the ground. It was a tepid winter, wretched and miserable—it got on people's nerves more than good, biting, frosty weather.

"So you're really alive," she said once again, poking away with a twig at the roots underfoot. "I thought it was a trick. I thought your clique was trying to trip me up with it."

"My clique?"

"That messenger. Your father. All those people."

"I know—you didn't do anything for Father any more."

She did not answer, just tared stubbornly ahead of her.

"I see. They've got you, then."

"Yes, I've had my education."

"That's why there weren't any letters?"

Barbara looked Heinrich in the face for the first time.

"There were plenty of letters. But you had your pretty Ukrainian Girls, of course. I hear they're very blonde, blonder than I am."

He looked at her gravely.

"You say there were plenty of letters. Did you really write me letters?"

"It's been so very long ago," she said vaguely.

Heinrich thought for a moment. Then he nodded his head as if he had just had a suspicion confirmed.

"Did *you* write to me?" she asked softly.

"Who, me? Not a line."

"You see," she said, "you 've always been like that. It's a pity I wasted so much time on you."

"Yes," said Heinrich. "It's a pity. It's a pity that such a high Gestapo official had it in for me. He wanted to stuff me with pantopon, that great man. He just didnt succeed, that's all."

"Who didn't?"

"Your father."

"You mean, my father wanted to have you killed?"

Heinrich nodded pleasantly.

"Well, perhaps Father was right. You're more dangerous than the others. You hide behind an officer's uniform, and underneath it you're really a traitor."

"Do you want to see me dead now, Barbara?" he asked.

She stood up. "I hope you'll be happy, Heinrich. But I don't want to have anything more to do with you."

"Sit down!" he said sharply, commandingly.

"If the lieutenant insists."

And she sat down.

"You're going to have a baby!"

Barbara's dull eyes were following the movements of a bullfinch as it pecked away at the dead leaves on the ground.

"Are you married?" Heinrich asked.

She shook her head.

"Will you tell me with whom you've fallen so desperately in love that you couldn't even wait until after the wedding?"

Barbara laughed. "You obviously know nothing about our methods of feminine education."

"No."

"People don't 'fall in love' any more. Personal feelings have nothing to do with the matter." Barbara had memorized the words just as she had memorized her dance steps. "Our duty is to have children to give our Führer, and to have them with anyone who has been selected as best fitted for the purpose."

"Best fitted. Of course I, with my stomach wound, couldn't possibly be that."

"No, you couldn't. You with your stomach wound, and your father, and your old messenger, and your whole secret infamy!"

Heinrich paid no attention to Barbara's words, and put his hands on her shoulders.

"Now you are going to tell me everything just as it happened. I have to know everything. It's important. They took you east—to Poland—to a stud Farm."

"You may call it a stud farm, if you want to be vulgar. But please take your hands off my shoulders—they disgust me."

He let his arms fall to his sides.

"Tell me," he said. "'Well—at first I had no idea what it was all about. We were very well treated. Not even Americans have the kind of food we got there. And dancing lessons, and riding lessons, and then they mixed something in the food that was supposed to make us wild. A lot of beautiful girls. And handsome boys, at least a hundred of them. Not only Germans, boys from all countries, picked for their Nordic appearance. But I still don't know what it was all about. The blond boys didn't mean anything to me. I don't need any blond, I thought, I'm blonde enough myself. When one came the first night, I fought him off. And the second one, too. Then for weeks on end they continued my education. One has no right to insist on any one individual, particularly not to one who's been rejected by the Party. Selecting the father of one's children is not a question of taste. That's the way it used to be in the dark days of the Weimar Republic. Finally, after a great deal of education, I understood. They sent another boy and I didn't fight that one. But I didn't get a child from him. Then there was another one, but I didn't get a child from that one either. So they sent me for an examination. The doctor was a nice fellow; he always had his little jokes. He made some minor adjustment, and then it worked. The girls usually stay and have their children right there. But Father gave them different orders, and as soon as they were certain, they sent me home."

"In what month are you?"

"The third."

"Come," said Heinrich, "let's get up. It doesn't do you any good to be sitting here."

Barbara stood up, listlessly, obediently. They walked toward the city, side by side, hardly speaking, like good friends or like an old married couple.

"I've received my education, too," said Heinrich.

Barbara was looking at the slate roofs of the houses on the outskirts of town, glimmering in the oppressive air.

"It wasn't like mine," she said tonelessly.

"No—but I've also learned in *my* education that it isn't a question of the individual!"

"Isn't it?"

"The individual must never act on his own initiative alone. If the individual goes into action too soon, he is lost."

"He is lost? To whom?"

"To the cause."

"What cause?"

Heinrich stopped.

"To the one that is growing stronger and stronger every day, in Berlin and Hamburg and Prague, in Amsterdam, in Paris, and in Belgrade, and in a hundred other cities. So. And now you can go and report me if you like. Then they'll shoot me tomorrow morning."

"My father was right all the time. Marrying a man like you is impossible."

Heinrich was paying no attention. He looked as though he were tasting something good.

"Yes, I think I will, anyway," he said slowly. "I think I'm going to shoot that mad dog today—myself!"

"And I think it'll be best if we part here, Heinrich. I have nothing to say to you. I don't want to see you any more."

"But I still have something to say to you."

"All right."

"I want to kiss you."

She turned her face away from him. "That shows how depraved you are. You want to kiss me in spite of everything."

"I know that. I'm always depraved and heartless when I want to kiss you."



She laughed for a second—as she used to laugh in the old days. For a single moment, no longer, she looked at him with the old enchantment in her light-blue eyes. Then it was night again.

"There's no sense to that any more. Kisses only disgust me, particularly yours, Good-by, Heinrich, I won't see you any more."

"I'm going to walk you home."

"Inside?" Barbara asked with irony. "You've never been there. Do you want to shoot him? He isn't even in town."

"I'll walk you home, anyway."

"You don't have to worry about shooting the mad dog, as you called him. Someone else took care of that for you."

Heinrich stared at her. "Is your father dead?" he asked.

"Wounded, I think."

"Wounded—how?"

"I don't know—I'm not interested. My mother received a telegram. And then she went away. He's lying hurt someplace. But I'm not interested."

They were at the garden of her house.

"I've learned to dance pretty well over there," she said. "I'll show you a few steps if you come inside."

"I'll come some other time."

"You won't. Good-by."

"Good-by."

The rest of the day, and the three that followed, passed quietly. She sat around the house, listened to her music, knitted a little, or leafed through a magazine. She went to bed early, and sank into profound sleep, as though she had been doing hard physical labor. Her room was on the second floor, far from her father's study.

On the fourth night, toward morning, she thought she heard people banging doors and moving furniture about. But she did not awaken completely and sank back into her deep sleep.

She came down late for breakfast. The dining-room table was not set. There was a note on it in the ungainly handwriting of the cook: "I'm gone," it said.

The door to the study stood open. She glanced inside and walked in lowly.

The imposing room was a shambles. The filing cabinets and the drawers of the three desks stood wide open. The oft carpet was strewn with papers, with newspaper clippings, with empty document folders. The place had been thoroughly, ruthlessly ransacked. A large envelope marked "Private-Highly Confidential" was lying on the floor in front of the radio. It was ripped open, the strings torn, its seals broken. And above it, the oak-covered door of the safe stood ajar.

Barbara never knew about the safe. She saw piles of letters strewn about inside. One of them was on the ledge. She took it in her hand and recognized her own handwriting. She let it drop, picked up another, and read:

Barbara beloved,

A soldier needs bread, soup, tobacco, warm quarters, but nothing half as much as letters from the one he loves. The men around me have little bread, wretched soup, scarcely any tobacco, and never any warm quarters, but they do get mail. Heinrich Keller is the only one who doesn't. He hasn't had any since last August, not even for Christmas, he hasn't had any for five long months ...

Her knees gave in. She sank down in front of the radio cabinet where she had spent days and nights vainly hoping, fear-

ing—while right there beside her, inside those steel walls, their love was being choked to death.

She sat like that for a long time, clutching the letter in her hand. She did not cry. This was beyond tears.

She heard two voices in the distance. They came from beyond the dining room. The voices did not immediately penetrate her consciousness. They were the voices of Heinrich and of Grandmother Bretschneider.

Barbara stood up, the letter still in her hand.

"But I'm telling you," she heard, "she isn't home. Go away, Herr Keller, I beg of you!"

"I know she's here," said Heinrich, coming into the dining room. Then he saw Barbara through the open door.

"Herr Keller," the old lady whispered behind him, "this is terrible! If someone should come!"

"Who should come, Grandmother?" said Barbara quietly.

"Heinz-Dieter! He'll report me."

"Heinz-Dieter is gone, and so is the cook." She pointed to the note lying on the table.

With that she turned from her grandmother as though everything had been settled. And she held the letter out to Heinrich.

He glanced at it briefly.

"Was this here in the house?"

"Right here, Heinrich. All of them. It would take a month to read them all. You know, Heinrich, you were right after all—he ought to be shot." She staggered a little. "I'd better sit down. I don't feel so well."

They sat down beside each other.

"In heaven's name!" the old lady whimpered. "This impossible!" But she sat down herself.

"And what in the world are you two talking about? Who must be shot?"

"I know," said Barbara, with a sickly smile, "we mustn't have thoughts like that. Your old Bible God is against it."

Heinrich put his hand over hers.

"It would only be in the family tradition, Frau Bretschneider. And Barbara would really have better reason to do it than your son had that time."

"I don't understand a word you say."

"You understand me very well! Your son informed on his father and brought him before the secret court. Your son murdered his own father."

"That isn't true!"

"It's true he didn't do it with his own hands. As far as I know, he let his friend and fellow Party member, Paul Runze, do that part of the job."

"Runze," Barbara repeated quietly. Heinrich glanced at her. But she said nothing more.

He was quiet a moment, and looked at Frau Bretschneider.

"There's nothing unusual in that today. Today it's the plain and simple duty of children to spy on their parents and grandparents, to set traps for them, to inform on them and ruin them. Children don't think anything of it any more. But in '24—before they came into power—things were still different. To deliver one's own father to the executioner in those days was still considered the peak of Party loyalty and Party discipline. Your son set an outstanding example with his action. I believe it was the start of his brilliant career. 'Honor thy father and thy mother that thy days may be long upon the earth ...' "

"He must be destroyed," said Barbara rigidly.

"There isn't much left to destroy any more."

"Have you seen him?"

"I've seen him. I had to go to the station. I'm leaving town tonight." He glanced at Barbara. "He's lying there in the station."

"Then he might be here any minute! Herr Keller—if he should see you here!"

Heinrich shook his head.

"He won't ever see anyone again."

And then he told them. He told them with some reservations, for, no matter how evil the man was, this was his mother.

Bretschneider, lying prone on a bench in the stationmaster's office, was scarcely more than a ball of gauze on top of a large roll of bandages. His wife was at his side, waiting for an ambulance to bring him home. But ambulances were very much in demand these days.

"Is he conscious, Herr Keller?"

"That depends," said Heinrich. "He is conscious. But his consciousness is not the same."

He told them no more about it. He could still hear that hysterical howling coming out of that bandaged ball—and the voice was not Bretschneider's. It was the Führer's voice, a precise, mechanical imitation—a wild jumble of phrases from his speeches. The people at the station jammed against the glass door, pushed and shoved and trampled on each other, and refused to go away.

They knew what had happened to him. The soldiers and officers who came on the same train had gone into great detail about it. Heinrich repeated what he had heard—with reservations.

The naked truth was that Herr Bretschneider had been so badly shot up that he was stone-blind and raving mad.

He was traveling with his adjutant, Schilling, on the road from Minsk to Mohilev, a considerable distance from the front. On a spot where the road turns sharply and runs down to the Drut River, his car was fired upon from both sides at once, with hand grenades and a machine gun.

The adjutant was killed instantly. Herr Bretschneider was shot through the nose and temple, and also wounded in the spine. The chauffeur, who was uninjured, drove on at a furious speed until he reached the next occupied village.

The Standartenführer's face was a bloody, eyeless lump of flesh. His body was completely inert and paralyzed. At the hospital there was no need to anesthetize him. His horribly changed voice started it raucous imitation as he was lying on the operating table. Fury and invective spouted like pollution out of the bloody hole that had once been his mouth.

The doctors and attendants dared not look at one another. Later they gave him pantopon, a great deal of pantopon—but, in consideration of his high rank, they did not quite give him enough to put an end to that stream of blasphemy. He kept at it whenever he was conscious.

Bretschneider's superior, Brigadeführer Tetzlaff, arrived from Vitebsk. He took one look at what was left of the man, listened to his ravings for a minute, and the matter was settled. The wounded man held too important a post to permit it to remain vacant even for a week. His successor, with Bretschneider's secretary, was to fly to Germany immediately. Not a single document of importance was to be left in the vicinity of this jabbering wreck.

Barbara nodded. "They certainly took care of that in a hurry. They were here last night." She nodded toward the open door.

There was a noise outside. Heavy step, the step of men carrying something, were heard from the corridor. And over this came the hoarse rattle—like the infuriated howl of a rabid dog—of the voice whose rantings had first lured a people into slavery and madness, and then forced the whole world into a bloody holocaust.

*"Volksgenossin und Volksgenossin—*we have been struggling for fourteen long years. The Jewish yoke has been broken. National Socialist Germany ..."

Now the slow tread of the stretcher-bearers sounded on the stairs going up to the bedrooms.

"*Volksgenossin und Volksgenossinnin*, I have ordered my fellow Party member, Göring, to create an aerial armada. The plutocrats, the Bolsheviki ..."

The men were now walking overhead. They set down their burden. Then two doors were heard to close.

The old lady put her arms on the table and dropped her head in her arms. A knot of gray hair came undone and hung beside her.

"Come outside, Barbara," said Heinrich, getting up. "I want to tell you something."

They left the house through a side door, crossed the garden, and walked through a wooden gate. It was not cold, and clouds hung low and gray.

The railroad tracks ran past the spot, and a narrow, neglected path led between the embankment and the garden fence. No one ever walked here. Heinrich put his arms around her, and she did not resist him. He stopped after a few steps.

"You must forget all that," he said. "It's all behind you now. It never really happened."

Barbara said nothing. Then: "Must you leave tonight?" she asked.

"Yes, I have orders to leave for Rome. Then probably Tunis. But you're coming with me."

She stared at him.

"Listen to me, Barbara! I'll make it short. The train leaves at eight-ten. It's a troop train, but I found out it's going to have one car for civilians. Be prompt! It's only stopping for four minutes."

He took some papers from the breast packet of his uniform.

"Here's your travel permit and your ticket, and here's your exit visa. All made out in your name—all in perfect order."

"How did you get these?"

"Oh," he said, "there's really nothing to it. Part of our 'education.' " He held two documents up against the light. "This one is yours, and this one is mine. See if you can tell the difference."

He arranged the papers carefully, and put three of them into her hand.

"Naturally, you're not to speak a word to me on the train! You don't know me at all. You'll best not leave your compartment at all. We'll meet at the station in Rome."

"But, Heinrich, what am I going to do in Rome?"

"You're not going to stay in Rome. There's a small suburb called Genzano that's supposed to be very nice. A lady named Ziegler runs a boardinghouse out there. A fervent National Socialist, this Frau Ziegler, almost as fervent as I am. While I'm in Rome I'll be able to drive out there on a motorcycle. There's a lovely garden and peace and quiet and sunshine. You'll stay there until the British or the Americans arrive, or until the war is over some other way. And," he said softly, "the baby will be born there."

Barbara stood with her arms limp at her sides, the three pieces of paper in her hand.

"Heinrich," she whispered, "do you really want me, after all that's happened?"

He took her gently in his arms.

"What sort of man would I be—if I blamed you for what these swine had done?"

He drew her to him and put his lips upon hers.

She cried out as if she had been mortally wounded and pushed him so hard that he staggered.



"I can't kiss any more, Heinrich, I can't! Everything disgusts me so—myself and this thing in my body. They've soiled and ruined my blood forever, I know it."

"Please don't," he said quietly. "It's going to be all right. You'll see! It'll pass. Everything will be all right once you're under that blue sky, at peace with the world. I'll wait, Barbara! Don't be afraid."

She nodded vaguely.

"I'm not afraid any more," she said.

"And now you better go in, or they'll miss you. Pack only bare necessities. And don't forget the time: ten minutes past eight. It's marked on the ticket. There's another train leaving just before ours, but it goes only as far as Munich. Be sure you get the right train!"

"Yes, Heinrich, I'll be sure."

It was a very long train. Heinrich was standing in front of the last coach, to which he had been assigned. He was straining for a glimpse of Barbara, though without much hope of seeing her. Three remote, dim lamps were all that illuminated the entire station, and the place was packed with soldiers getting on and off trains.

The train whistled, and it was already moving when Heinrich finally jumped on. He had to push his way through the crowded corridor.

The train was circling the town, which lay dark and quiet in the night. Suddenly it jerked to a lurching, sickening stop, throwing everyone violently forward. The cars rumbled and clattered wildly as they bumped against each other.

Heinrich's forehead was smacked hard against the window-pane.

"God damn it!" he thought furiously. "A lot of good this'll do her in her condition! I hope she was sitting already."

He looked out the window and recognized the place. They were just above the Bretschneider garden, right where he and Barbara were standing a few hours ago.

He walked to his compartment, found a vacant place, and made himself comfortable.

Up front, a few hundred feet away, some men were standing around the locomotive. The engineer and his stoker were gesticulating and shouting at one another. Two men were on their hands and knees, looking under the wheels with a flashlight. The engineer and the stoker kneeled down also, and suddenly they were quiet.

The horrible sight was removed. The engineer and the stoker returned to their places. Slowly the train to Rome started to move again. Its axles cried out in a piercing groan—there was no grease to soothe them.

## **The suitcase (1943)**

In: Klaus Mann (Herausgeber); Hermann Kesten (Herausgeber):  
Heart of Europe : an anthology of creative writing in Europe  
1920 – 1940. New York 1943, Seite 692-702.

He watched her disappearing down the platform, watched her energetic tread which was still young and elastic but no longer elegant—rather homely she looked. She turned round once more to wave to him, with a smile, then he saw her held up for a moment at the barrier before she was lost amongst the crowd on the other side.

He took his seat and before the train drew out of the station spread out his papers on the table before him. He had the carriage to himself. When he looked up from time to time from his work, his eye rested on a dreary Prussian landscape in the grey light of a November afternoon. A pale red glow fast fading behind a low line of hills told of approaching darkness. The train slowed down at a level crossing, and he noticed a shabby

little car waiting at the gates, as fantastic a bit of scrap iron as ever adorned an American comedy. This set him thinking of his own car at home. It really was time he sold it and treated himself to an up-to-date one. In any case, he told himself, he might have looked round the showrooms before now and tried out some of the latest models. But he remembered that his practical, perhaps rather too practical, wife did not consider that they were justified in buying a new car yet. He turned back to his papers.

When he reached his destination it was dark, and there were not enough porters to go round. He kept his brief-case under his arm whilst he watched his trunk and his small suitcase being piled on to an already overloaded trolley and pushed towards the barrier.

The hotel was a good distance from the station. It was theatre time, and all Berlin's millions of people seemed bent on pleasure. The traffic moved at a crawl, and it looked as though every available car had been pressed into service. Of all the women in furs and jewels whom he glimpsed through the windows of the dimly lighted saloon cars, there was not one but appeared beautiful and glamorous.

Once every two months he drove through these evening streets from the station to the hotel. Every detail of the drive was imprinted on his memory, and he knew in advance each time just what his reaction would be. He always had to ask himself, and to-day was no exception, whether it was right that he should spend his remaining years all those dark miles away in a provincial town, whilst life glowed here in such rich colours. A successful business man, at peace with the world, living in a sort of mental torpor, obediently following the path which was marked out for him—thus he saw himself, and he could not help feeling that at forty-five he should not have been content to settle down in a rut like that.

And so he reached the hotel. They knew him there and had his usual room ready for him—a large, quiet, double room. A heavy curtain could be drawn in front of the two beds, transforming it into a sitting-room, where he could work or receive his business friends if he so wished.

He signed the register, his luggage was brought up, and then he was alone. He would have to make an early start the next morning, so he decided to go to bed early. He opened the suitcase and drew back in amazement, for on the top lay a dark green silk garment which did not belong to him. He realized with annoyance that he had been given the wrong suitcase—one misses little articles of personal use when one is no longer so very young. Summing up the position quickly in his mind, he decided that it was not really serious. He had had some money in the lid of his case, but not more than he could afford to lose. All his papers were in his brief-case though as a matter of fact he admitted to himself that he would almost rather have lost his papers than his nail-brush and his slippers and his shaving tackle—and in any case it did not please him to think of all these personal possessions under the gaze of a stranger at this very moment, and of a woman at that, for this case belonged to a woman. A delicate, fastidious perfume emanated from the dark green silk.

He closed the case again, just for curiosity. It really was exactly like his own—the same shiny brown leather, the same size, even the same silver-plated locks. The porter couldn't be blamed. Anyway, he supposed they would be able to rectify the mistake at the station. He would send the case back there immediately, the lady would surely do the same, and all would be well. He had already put out his hand to ring for a porter, but he let it fall to his side again. There was another way. Perhaps he could find her name and address somewhere in the case—her card, or an envelope addressed to her. A faint trace of her per-

fume still hung in the air. He opened the case again, and at once the perfume was all around him.

He lifted out the dark green silk dressing gown which lay on top, taking care not to disturb its folds. He stood there with the flimsy thing resting across his outstretched arms, and the daintiest of travelling outfits lay exposed to his gaze.

Truly, he thought, women were of a more delicate breed than men and lived more delicately. He was ashamed to think of the contents of his own suitcase, which was probably being opened at this moment in another hotel room. She would be shocked, even perhaps a little disgusted. He could imagine her drawing back. There was nothing wrong with his things, of course, they were quite good, but mostly old and used and very ordinary and practical. On top, he hated the thought, lay his old black leather slippers, worn and shapeless and rubbed shiny inside, and next to them the shaving brush which he could not bring himself to throw away, in spite of its advanced state of baldness. And that wooden nail-brush which a moment ago had seemed more important than many a paper in his brief-case, that was on top too, and it too had seen better days. But the worst of all was his nightshirt, newly laundered, faultlessly ironed, but nevertheless a nightshirt, that inelegant but, alas! so comfortable symbol of a comfortable middle-class, about which he had for years been waging a friendly war with his launderer. "You know, sir," he could hear the man saying, "you're the last of my elegant customers to hold out against the pyjama!" Of course, the man was only flattering him—he wasn't really such an elegant customer, and as he stood there looking at her things, he was pained to think what her impression would be when she saw his nightshirt.

Her perfume filled the room. It was an expensive one, fresh, almost bitter—somehow it reminded him of the fragrance of her quick-breathing young mouth, and suggested a slim, athletic figure, strong, slender hands, a rounded, self-willed chin, light-

coloured rather scornful eyes, and pale gold unruly hair falling over a courageous brow. Very well imagined—but supposing the case belonged to some fat old lady, or to a shrivelled old maid with a hooked nose? Ah no! he was sure it didn't!

He seemed bewitched. His emotions were strangely excited, and a slight dizziness came over him. What he was about to do was not quite correct, indeed he felt rather like a criminal. He went over to the door and locked it, very much as he might have locked himself in with the strange lady. He wanted to examine all her possessions, one by one, without interruption.

Dark green seemed to be her favourite colour, which met with his immediate approval. It went very well with the dark tortoiseshell of her brushes and combs and powder-box and her oval hand-mirror. All these shimmering things and also all her crystal bottles were marked with a little golden monogram, an "M." Madge, Margaret, Mona—only English names seemed to describe her fresh, energetic youth. He found a novel bound in white, which she had probably read on the train. But there was no name, not a word to indicate who she might be.

Her little manicure case was in dark green. Her dainty slippers were of soft green leather, with swansdown round the edge. Taking them out, he was comforted to find that they were not quite new. They were a little worn on the inside where they had rubbed together as she walked, and the lining shone a little from contact with her bare feet.

Her nightdress, in a lighter shade of green silk, lay folded before him in the left-hand corner of the case. His launderer could have found no fault with that exquisite garment. The little creases in it told him that it had been worn. Then he came across a small box in dark green leather, which looked like a jewel case. The discovery impressed upon him the irregularity of what he was doing; his temples throbbed, but he enjoyed the guilty sensation.

He opened the little box, half fearing yet half hoping to disclose a collection of sparkling jewels. Was his honesty not being put to the test? He had no right to keep valuables for more than an hour without reporting them, yet he would hate the idea of giving up this precious find. He could picture it reposing forlornly on a shelf in the lost property office in unworthy company.

Great was his relief when he saw the contents of the box—modern necklaces and brooches made of metal and big, bold imitation stones such as are so much worn nowadays—a return to West African customs, he could hear himself saying—but that had been ridiculous of him, the fashion was an attractive one, gay and daring as it was, given the right type of woman; the charm and self-assurance of youth alone could justify this exotic masquerade. Whatever else he thought about these childish baubles, he was at least thankful that a man of his position need not feel like a thief for failing to report them.

It was very late before he could get to sleep, and then he slept badly. The next morning he sent the hotel porter out to buy a few essential toilet articles, and at nine o'clock he left his room, locking the door carefully behind him. His business friends could not help noticing how absent-minded he was at their conferences, and once when he took out his handkerchief his neighbour was surprised by a waft of perfume. It was a tiny lawn handkerchief which had been taken out of a little collapsible leather handkerchief case.

Going up in the hotel lift that evening, his heart thumped as though in anticipation of a mistress awaiting him upstairs. He unlocked the door, switched on the light, and stood amazed. The maid had already prepared the room for the night, but not for him alone. Anxious to please, she had unpacked the little suitcase, which now stood empty on a chair. The tortoiseshell brushes and the crystal bottles were arrayed on the dressing-table, the dressing gown was draped across an armchair, the

dividing curtain in front of the beds had been drawn back, and both beds were turned down ready for sleeping in. Beside the bed which had not been slept in, nearest the door, stood the dainty slippers, and on the pillow lay the sea-green gossamer nightdress. All these things seemed to be awaiting their mistress, and their mistress them.

The moment in which he had failed to return the suitcase to the station had been his first act of unfaithfulness. He often heard his business friends, cigar in mouth, recounting with innocent cynicism the easy adventures which they always had during their stay in Berlin, and they spoke of them as though they were something to which every man became entitled after several years of marriage. He had never had the least desire to do as they did. He would have been repelled by the idea of going straight home from one of those little adventures, getting out of the train in his own provincial town, and kissing his wife gaily on the mouth as though nothing had happened. Nothing did happen to his business friends which they needed to forget. Something would have happened to him. His reserve was well known, it was indeed enough to have made a less respected and less important man look ridiculous.

No man could have had a happier marriage than he. His wife had been beautiful, and indeed she still was, in her dignified, charming way, although she had given him three sons of whom he was very proud. She was a perfect housewife, but she never talked about her work in the house—indeed she always knew how to be quiet at the right moment, though taking an intelligent and helpful interest in his business affairs. She was broad-minded. She had a delightful sense of humour and she never behaved foolishly; she was sympathetic, but much too healthy to be sentimental; she was frank and open; susceptible to beauty, but never afraid to look the realities of life in the face. She was very popular and everybody who knew her thought her a fine woman; and so she was.



But the finest woman in the world is powerless to overcome the distaste which a man at the turn of life often feels for the existence he has led till then. And so it was that he could scarcely bear to look ahead along the gradual uphill road on which his feet were set and which stretched out before him without side-track or cross-road until it lost itself somewhere in the darkness beyond.

There had been some critical moments in his life during the past few years of which nobody knew but himself. One of them had been on his fortieth birthday, just as he had risen, glass in hand, to thank them all for their good wishes. He had nearly made a most unexpected speech. For the space of a second he had been on the point of severing all the threads which bound him to the life he had loved till then—but when he had spoken, he had said just those things which they had expected him to say, and nothing more. Another moment was still very fresh in his memory. It was less than a year ago. They were on a winter holiday in Cairo, going through the gaudy, dirty crowd of the native quarter, when they came to a crooked alleyway leading off from the main street, and in its deep shadow he saw draped figures moving like phantoms. Quite suddenly and unexpectedly he had become possessed of an urgent desire to snatch himself away from the arm of his travel-dressed wife, to leave her without a word of farewell and rush headlong into that alleyway which was no different from dozens of others, to find his way along it until he emerged at the other end, to let himself be carried away on the great anonymous flood of the East, which had its beginnings there, let himself drift into the heart of Africa, mingle with the swarming millions of Asia, be swept on still farther, anywhere, as long as he were taken right away for ever from his respectable existence and his successful marriage ...

How many of us know that relentless urge! It buds in all souls with imagination and a consciousness of death, and

perhaps most vigorously of all in men at the turn of life. It is rather a dissatisfaction with one's self than with one's surroundings, a longing to escape from the prison of one's own personality, a rebellion against being only one man from the cradle to the grave, when there are so many million ways of living! And since breed and blood are there and cannot be altered, the only escape lies in adventure, in the urge over strange lands and many-coloured seas, in the longing of the artist who finds his way in an ecstasy of suffering into the intimacies of another's face, in the flight of the world-weary into the dumb-cloistered stillness of La Trappe. This discontent, this sense of insufficiency it is which acts will-o'-the-wisp to every unfaithful deed, along all the cross-ways and side-paths of love.

The stranger, present only in her dainty and fragrant belongings, was a greater temptation to him than all the thousand women who offered themselves in the streets of the metropolis. He could not have spoken of this temptation to anybody. He realized how fantastic its sensual enchantment was in a man of his type—man of action, father of a family, keen and respected business man. He was ashamed, as he had not been ashamed since his boyhood, and the unusual emotion excited his senses and helped to ensnare him still more completely.

It occurred to him that the maid on his floor must be curious about the woman whose bed she prepared every night but whom she never saw. Meeting her on the corridor, he slipped a banknote into her hand, probably the biggest tip she had ever received. As she answered the pressure of his hand a sly, saucy smile spread over her face, the smile of an accomplice. He felt the blood rush to his face at this silent evidence of conspiracy, and even this last humiliation was sweet. He was always careful to keep his door locked and he carried the key about with him.

That evening he washed himself with the stranger's soap. It was his first physical approach to her, and it left him emotio-

nally exhausted. The soap was a piece she had already used, but the name of an English firm could still be distinguished on it. The lather seemed to him whiter and frothier than any he had ever known, and the fresh, almost bitter fragrance of that same youthful perfume filled his bathroom. Now it rose to his nostrils from his own body, it clung all about him; and as he lay in bed it was almost as though her own sweet body lay in a light embrace upon his own.

This was the most intimate contact he ever had with her. He awoke the next morning knowing that he had to make an important decision. A crisis had arisen overnight. Lying on his back in bed, his arms resting beneath his head, his thoughts were with his wife, who was waiting for him all those miles away. He felt sorry for her, but he did not see how he could alter anything now. He had already stayed away longer than usual, and now, quite suddenly and definitely, he knew that he would stay away for ever. Nothing short of a miracle would be able to make him go back. Perhaps he almost hoped for that miracle to happen, but he did not see how it possibly could.

He dressed absentmindedly and then sat at the dressing-table and considered the practical side of the situation. He wanted to do the right thing. He despised those people who grew mean and selfish on the eve of a separation. He would be able to leave his family independent and reasonably well off. It would be just as though he had died. Didn't men of forty-five die every day, hundreds of them? He had loyal colleagues who could run his business for him for many years to come. And before so very long his eldest boy, who showed promise, would be able to go into the business. But what about himself? Could he give up the work of a lifetime just like that? Didn't he care? Hadn't he been spending his time here in Berlin, bargaining and scheming and planning, all in the hope of securing some new advantage for his firm? He touched the long-familiar chord within him, but it no longer gave forth any sound.

All this time, without knowing it, he had been turning the little tortoiseshell mirror round and round in his hand—once he had caught sight of his own face in it, a lean, manly face with a generous mouth. Now, breaking off his train of thought, he noticed what he held in his hand, and at the same moment he realized to his astonishment that the pretty thing had lost its power. The same applied to all the other delightful feminine possessions in green and shimmering brown—they had ceased to exist for him, they had been no more than an excuse, an occasion. He had imagined that he wanted this unknown woman, and all the time it had been the great unknown for which he longed. He wanted his freedom back, wanted to be at liberty to make new decisions and to start all over again from the beginning.

He very rarely thought of his boyhood, but now there appeared before him one particular page of one of his school books, even to the blue pencil mark with which as a boy he had marked two particular lines of a particular poem, forgotten through thirty long years from that day to this, and now once more before his eyes:

And understand that Freedom means  
To choose the way you go ...

He had dealt with all his business, but he still did not leave. He chose to see nobody, preferring to live alone with his thoughts. With the exception of two hastily scribbled postcards, he sent no word home.

One entire afternoon he had spent walking at a brisk pace up and down the snow-covered Tiergarten, and he did not return to his hotel until the light was fading. He found the key in his door—he had not been locking it for the past few days. Pushing it open, he felt at once that someone was in the room, and he held his breath in suspense until he heard a woman weeping, not loudly, but there was no mistaking the sound. Switching on

the lights, he saw his wife at the dressing-table, her forehead pressed against its glass top, amongst the array of tortoiseshell brushes and crystal bottles, her shoulders shaking as she sobbed. His first glance had taken in the whole room. It was prepared for the night. The green silk dressing-gown lay over the armchair, the gossamer nightdress was on the open bed, and the slippers seemed to be awaiting the stranger's bare feet.

Neither of them moved or spoke. So she had come to fetch him home, as she had done once or twice before—without the slightest suspicion, of course, just to give him a pleasant surprise. She had simply asked for his room and let herself in. The shock must have been terrible for her. How long had she been cowering there? What had she endured? But the worst was that he could not explain, could not put it right. The truth was even worse than she believed. Her tears flowed for a phantom of her imagining; nothing had happened, and yet much more than she suspected. How was he to dismiss this terrible and grotesque scene from her mind without lying! And he must not lie. Facts had overtaken him, he must not hesitate, now was his opportunity, now at this very moment he must confirm her worst fears without trying to spare her feelings. Like a boy he would have to speak of the dark inner workings of his mind, of his unrest, of his lonely mental tortures and his longing to escape. To dismiss these realities of tortoiseshell and silk, he would have to confess that a great fear, a fear of life and of death, was forcing him at this age to take up his stick again and go forth. Yet was such a thing possible—to go forth and leave one's work, one's sons of whom one had hoped so much, the loyal, blameless wife of so many years? Possible or not, ridiculous or not, for him it had become a necessity, and only a miracle could hold him back.

And then she lifted her head, and he saw her face. A woman is not beautiful when she has been crying for hours, when horror and dismay have played havoc with her features. Her dark

hair was untidy, a loose strand of it fell over her inflamed eyes. She pushed it back and looked at him. Her lips moved silently, and then at last her voice came, low and hoarse.

"Here in your hotel ... she lives with you altogether. It's too awful ..."

Now, now would have been the moment to tell her everything, to finish it all in two final sentences; but he sought in vain, he could not find them. An unbearable pity had started to burn within him, and he said what any man would have said in his place:

"There has been no woman here."

She stood up and faced him across that room which spoke so eloquently of a love-night, and it seemed to him as though he could already hear her sarcastic laughter—but instead he saw the trouble ebbing from her face, saw something like the reflection of a smile shining through her tears.

"There hasn't?" he heard her ask. "Really?"

And he, incapable of answering otherwise:

"No. I swear it."

"Then I've been crying all for nothing!" he heard her glad voice. "Oh, thank God, thank God!" and she ran to him and took his hands in hers. He swayed a little. Something seemed to tear in his heart, painfully and unbearably sweet. It was the miracle.

She believed. All those tangible proofs under the glare of the electric light weighed as nothing against his word. The contents of the little suitcase, the possessions of the strange woman, she no longer saw them, for his words, which she believed, had robbed them of all meaning. She needed neither explanation nor proof.

The miracle of trust, the miracle of absolute unity—there it was, and the world had nothing greater to offer. And should he take up his stick and go forth again and wander over the face of

the earth and experience all its wonders, should strength be granted to him to enjoy them until his last far day, Life, after this, would have nothing more to offer him, for its greatest experience had already been his.

Translated by Barbara Hallewell

## **Ein Hollywood im 16. Jahrhundert (1944)**

In: Aufbau, 10. Jahrgang, Nummer 33, 18. August 1944, Seite 15, 17. – Veränderter Auszug aus: Bruno Frank: Cervantes. Ein Roman. Amsterdam : Querido Verlag, 1934, Zweites Buch, aus den Kapiteln „Theater“ und „Lügenbank“.

Wenn Bruno Frank in Hollywood gelegentlich aus seinen Werken vorliest, bringt er mit Vorliebe das Stück aus seiner Cervantes-Geschichte, das wir nachfolgend abdrucken. Es spielt im Spanien des 16. Jahrhunderts, handelt von Cervantes und Lope de Vega, von der unerfüllten Leidenschaft des Künstlers und der Befriedigung des Masse durch den Kunstgewerbler. Hier ist (unversehens und nebenbei) das brillianteste Bild des heutigen Hollywood gezeichnet worden.

\*

Es war eine Komödie angekündigt, deren Titel lautete: „Liebeslist ist nie verlegen“, und als Verfasser war in den handgeschriebenen Anschlagzetteln am Eingang Herr Lope Felix de Vega genannt und unterstrichen. Es sollte ein noch ganz junger Mensch, sein, dieser Lope, furchtbar begabt bis zum Wunderbaren, eines Tages hervorgetaucht aus dem Nichts als ein wahrer dramatischer Stern erster Grösse.

Sechs Schauspielertruppen, die Spanien durchzogen, spielten beinahe nur ihn. Zwanzig, dreissig Stücke im Jahr zu schreiben, war gar nichts für ihn.

In Valencia, Sevilla, Burgos beherrschte er das Repertoire. Theaterkönig, Wunder der Natur, Phoenix von Spanien hiess er

den Leuten. Die Direktoren schickten ihm von weither Boten ins Haus, mit Bestellungen, Mahnungen, Bargeld. Diese Boten belagerten seine Wohnung, sie warteten hinten im Gärtchen, bis sein Stück fertig war. Er stand erst am Beginn seiner Laufbahn und fing schon an, sprichwörtlich zu werden. „Wie von Lope“, hiess es von einer Sache, die besonders gut aussah, klang oder schmeckte. Auch Leute gebrauchten den Ausdruck, die gar nicht recht wussten, wer Lope und was ein Theater war.

Was heute in seinem Theaterstück vor sich ging, war ein wirbelndes, wirres Versteckspiel aller mit allen, darin in jedem Augenblick jeder die Existenzform tauschte, der Edelmann zum Arzt, zum Müller oder zum Stierkämpfer wurde, das Fräulein zum Zigeunerknaben oder zur Gärtnerin, die Gärtnerin zum Mohren oder Studenten, der Student zum Gespenst, das Gespenst zum buckligen Stummen, bis endlich, nach einer unversieglichen Springflut von Vers und Reim, von Romanzen Terzinen Quintillen, durch Dazwischenkunft von Feen, Göttern, Ministern und Drachen, vier frischverlobte Paare glückatmend dastanden und an der vorhanglosen Rampe ihre heiteren Schlussreime sangen.

Der einarmige Cervantes, unterm Arm sein dikes Manuskript, stand eingekeilt in eine dichte Masse von Männern, die schwatzend und lachend das längliche Viereck erfüllten. Ringsum an drei Wänden zogen sich erhöhte Stufensitze entlang. Alle Hinterfenster der Häuser waren Logen. Und Scherze, nicht von der feinsten Art, flogen zum ersten Stockwerk des einen Querhauses hinauf, wo sich, käfigartig vergittert, die Frauengalerie vorwölbte.

Dem Cervantes erschien das alles als ein recht geschickter und bunter, aber doch auch leerer und etwas alberner Zeitvertreib für die grossen Kinder im Parterre, die jede Ueberraschung und jedes Witzwort mit lärmenden Zurufen begrüsst. Dagegen setzten sofort die Pfiffe und Schmähungen ein, wenn eine der Larven da oben sich in längerer Versrede erging. Das



wollten sie nicht. Rasende Handlung und Verwandlung wollten sie, und die Zauberklappe im Boden sollte nicht stillstehen.

Aber sie hatten wohl Unrecht, die Lärmenden. Gerade in jenen kunstvollen Reden schien Cervantes der eigentliche Wert des Ganzen zu ruhen. Da klangen Strophen auf von einer beseeligenden Anmut und Harmonie, rührend, voller Weisheit, wehmütig-heiter, dass ihm klar wurde, dieser Herr Lope sei offenbar doch mehr als ein einfallsreicher Hanswurst.

Man hatte gute drei Stunden gestanden, als das Stück mit jenem Chorliedchen an der Rampe schloss. Die Sonne war schon hinunter. Es wurde kühl.

Cervantes mit seinem Manuskript hatte sich auf eine der erhöhten Bänke im Hintergrund zurückgezogen und sah zu, wie der dämmernde Spielhof sich leerte. Der Direktor Velazquez, war ihm gesagt worden, hatte irgendwo in dem hohen Häuserviereck auch seine Wohnung.

Aber ihn aufzuspüren, blieb Cervantes erspart. Kaum nämlich hatten die letzten Zuschauer den Spielhof verlassen, so zeigte sich auf der Bühne, hervorgetreten aus den Kulissen, eine Gruppe von drei Männern. Zwei von ihnen waren in bürgerlicher Kleidung, der dritte einer der Schauspieler und noch im Kostüm. Er setzte ein Windlicht auf den runden Tisch, der vom letzten Akt her noch dastand. Die beiden Anderen nahmen rechts und links Platz.

Die ganze Länge des Hofes lag zwischen ihnen und Cervantes. In der nun fast völligen Dunkelheit konnte man ihn schwerlich bemerken. Unbeweglich sass er, um kein Aufsehen zu machen.

Nicht der Schauspieler in Bürgermeistertracht mit der Kette zog ihn hauptsächlich an, auch nicht der Herr zu Linken, der augenscheinlich der Direktor selbst war. Er verwandte seine Augen nicht von Herrn Lope Felix de Vega.

Der habe, war ihm berichtet worden, im fünften Jahr seines Lebens Lateinisch gelesen und im zwölften Komödien verfasst. Nun, da er sah, dass diesem Erfolgreichen wirklich kaum der Bart spross, schien das nicht mehr so unglaublich. Quecksilbrig warf er sich droben auf seinem Stuhle umher, krächte mit einer hellen, metallischen Stimme und lachte ein Lachen, das noch nicht recht fertig war. Aus der Kulisse im Hintergrund war noch eine Frau zu den Dreien getreten, ein schönes, grosses, vollbusiges Frauenzimmer, nicht tugendhaft anzusehen, das schweigend zuhörte.

Es handelte sich um die Gestaltung des Spielplans in den kommenden Wochen. Das Bürschchen Don Lope – der Lauscher im Dunkel nahm es mit Beklemmung wahr – schien es für selbstverständlich zu halten, dass ungefähr dieses ganze Repertoire von ihm allein bestritten würde. ...

„Ihr braucht nur zu bestellen, Direktor, das wisst Ihr doch! Ihr gebt mir die Zahl der Rollen an und ein wenig den Charakter des Ganzen, ob ihr mehr Gefühl wünscht oder mehr Burleske, und in drei Tagen, wenn nötig in zweien, habt Ihr das Stück. Wobei sich das Honorar im Falle besonderer Dringlichkeit von 60 auf 80 Taler erhöht – denn meine Nächte gebe ich nicht gern umsonst her, für 250 Theater die habe ich bessere Verwendung.“

Und er schickte einen ziemlich frechen Blick an der vollen Figur der zuhörenden Dame empor.

Augenblicklich, fuhr er offenbar sinnlich inspiriert fort, habe er grosse Lust, ein paar Amazonenstücke zu schreiben – Dramen in denen speziell Donna Elena Velazquez Glanzrollen fände – es sei ja ein Jammer, wie wenig Freude sie in letzter Zeit am Auftreten zeige.

Da war der Direktor allerdings völlig der Meinung des Herrn Lope! Er sah nicht ein, worauf eigentlich seine Tochter wartete mit ihrer Ziererei. Vermutlich auf die Jahre, da sie ohne Maske zahnlose Kupplerinnen spielen würde.

Lope parierte galant. Bis dahin seien es immer noch vier oder fünf Jahrzehnte. Jedenfalls: sie habe nur zu befehlen, und augenblicklich präsentiere er ihr auf seinen Knien ein Schauspiel über die berühmte Dame Lucinda, die ihre beleidigte Ehre am König von Arkadien rächt – oder über die schöne Räuberin von Estremadura, die in den Bergen auf ihrem Schlosse haust und alle Männer, die dort ihres Pfades ziehen, erst betört und dann ermordet, bis auch ihr Herz das Schicksal ereilt.

Sehr beliebt, meinte der Direktor, seien neuerdings Stücke, in denen ein Ungläubiger, ein Maure oder ein Türke, die Hauptrolle spiele. Von solch einem Plan habe doch der Herr Verfasser jüngst etwas fallen lassen – oder irre er sich?

Der Herr Verfasser liess sich keinen Augenblick bitten. Gut, dass man ihn daran erinnerte! Etwas Wirksameres als das Verbrecherdrama vom Mohren Hamtet, das er fix und fertig in seinem Schädel trage, lasse sich allerdings schwerlich erdenken. Und er skizzierte – während dem Einarmigen dort hinten vollends der Mut entsank – eine Geschichte vom edlen Seeräuber Hamet, der in die Gefangenschaft der Christen gerät, aus wilder Sehnsucht nach seiner verlorenen Geliebten furchtbare Greuel verübt, dann entflieht, eingeholt wird, überwältigt, und schliesslich durch den Henker ein gottseliges Ende nimmt, nachdem er bereut und sich zum Kreuze bekehrt hat. Ein besonders ergreifender Zug, unterstrich der Autor, werde es dabei sein, wenn gerade jener Spanier ihm als Taufpate diene, dem er in seinem Liebeswahn die schöne Gattin erstochen habe.

Sehr fein, bemerkte der Direktor, verliebt, blutig und fromm, eine überaus glückliche Mischung! Das sei ein Stück, das auf alle Fälle geschrieben werden müsse, und zwar bald. Wenn nun zum Phantastischen noch ein realer Stoff trete, dann wäre für viele Wochen gesorgt – einer aus jüngster Vergangenheit etwa, patriotisch dazu, was ja immer Furore mache, ein Feldzug, ein Sieg ...

„Mich braucht Ihr nicht lang zu kitzeln, damit ich lache!“, antwortete Lope. „Was sagt Ihr zu einer Belagerung von Maastricht?“

„Ausgezeichnet!“ riefen seine drei Zuhörer alle zugleich. Die Belagerung von Maastricht war ein Ereignis vom Vorjahr.

„Ich werde da“, erklärte der Phönix, „einmal das ganze Heer auf die Bühne bringen – habt keine Angst, Direktor, Ihr mietet Euch fünfzehn Strassenlummel für ein paar Groschen und lasst es hinter der Szene tüchtig krachen, was auch billig ist – die ganze grossartige Aktion durch den Herzog von Parma wird aufgerollt, man hört die Soldaten durcheinander fluchen und schreien, spanisch, flämisch, französisch, der Herzog nimmt selber die Schanzschaufel in die Hand und greift in die Radspeichen, um die Kanonen vorwärts zu bringen, alles ist Pulverdampf, Eisengeklirr und Staub von den Hufen, und mittendrin – das muss sein, laufen zwei Frauenzimmer herum, eine aus Spanien und eine Flämin, und schleppen Munition, beide in Mannskleidern, beide verliebt, und während die Geschütze donnern, führen sie einen spitzigen, geistreichen Liebeskrieg gegeneinander, wobei die Spanierin – er sah wieder zu dem Busen der reizvollen Elena empor – zuletzt mit der Zunge obsiegt wie der Herzog mit seinen Kanonen.“

Hier wurde, zum ersten Male, der Schauspieler gesprächig. Er war ein grosser, bauchiger Mann mit ungemein gutmütigen Zügen und einer ziemlich vertrunkenen Bassstimme. Das leuchte ihm ein, diese Belagerung! Das werde nun wirklich einmal ein Drama nach seinem Herzen, hier sei auch mit der Rolle des todesmutigen Herzogs endlich die ideale Aufgabe für ihn gefunden ...

Alles lachte. Er entrüstete sich. „Lass gut sein, Gutierrez“, erklärte der Direktor, „Schauspieler sind verrückte Menschen, das weiss ich am besten. Aber *so* verrückt doch nicht? Was? Den schlanken, feinen, scharfen Herzog willst du spielen, den jeder Mensch in Madrid von Angesicht kennt! Die Leute im

Parterre reißen mir ja die Bühne in Fetzen. Was meinen Sie, Lope?“

„Ich will das keineswegs sagen,“ antwortete Lope geschmeidig. „Herr Gutierrez verfügt über ein so eindrucksvolles Talent, dass es physische Unterschiede vergessen macht. Aber *schade* wär’s, wenn er den Prinzen spielte!“

„Schade?“ fragte Gutierrez stirnrunzelnd, „wieso denn schade?“

„Weil das *jeder* kann. Ein Held, ein hübscher, siegreicher Prinz, das ist was für fade Puppen. Für Euch hätt’ ich da etwas anderes ...“ Und er entwarf mit farbiger Beredsamkeit eine Figur, die ihm ganz offenbar erst in diesem Augenblick einfiel: einen alten, knurrigen Kriegsoberst der Spanier, bauernschlauer Abgott des Lagers, voll von grobem Humor, den schliesslich seine Soldaten, als Fleisch von ihrem Fleisch, in seinen Gichtstiefeln im Triumph über das Schlachtfeld tragen ...

Gutierre schien überzeugt, er nickte zufrieden.

Es war kalt geworden. Dort oben trennte man sich.

Leute kamen und nahmen die Kulissen ab, sodass die nackte Hausmauer erschien, dann trugen sie Tisch, Stühle und Windlicht hinweg.

Cervantes, das Manuskript auf den Knien, blieb allein im dunkeln Theater zurück. Er sass noch eine Weile. Der Gedanke, diesem Direktor sein Stück vorzulegen, tauchte gar nicht mehr auf. Mit Herrn Lope de Vega om Konkurrenz zu treten, war aussichtslos.

## **Chamfort erzählt seinen Tod (1945)**

In: Die neue Rundschau, Sonderausgabe zu Thomas Manns 70. Geburtstag, 6. Juni 1945, Seite 121-127.

Ein Fragment

Dies ist der Anfang einer Autobiographie des französischen Schriftstellers Chamfort, die er nie geschrieben hat. Hundertfünfzig Jahre nach seinem Tod versuche ich, mit seiner Stimme zu reden.

Geboren unter dem 15. Ludwig und seltsam endend in der Revolution, war er ein Mann zweier Sphären, zweier Zeitalter. Mit seinen Nerven und Neigungen, seiner Bildung, seinem Geschmack gehörte er der versinkenden Welt an, mit seinen Einsichten, Absichten, Fernsichten der neuen Epoche, die unter Gewittern anbrach.

Ausgestattet mit dieser Doppelseele ist Chamfort recht sehr unser Schicksalsgefährte; und dem größten unter seinen „Zeitgenossen“, Thomas Mann, widme ich von Herzen diesen Beginn.

\*

Es ist nun beinahe sieben Wochen her, daß ich versucht habe, mein Leben zu beenden, ein Versuch, der mißglückt ist, sonst könnte ich ja nicht von ihm berichten, aber doch nicht völlig mißglückt.

Damals, Mitte November, erschien in meiner Dienstwohnung, Rue Neuve des Petits-Champs Nummer 18, derselben, in der ich jetzt schreibe, ein Kommissar der republikanischen Polizei mit seinen Leuten und wies den Befehl vor, mich, Sebastien-Roch Nicolas, genannt Chamfort, Schriftsteller und Direktor der Nationalbibliothek, ins Gefängnis zu führen.

Es war nicht meine erste Verhaftung. Aber dieser neuen gedachte ich nicht zu folgen. Unter dem Vorwand, meine Habseeligkeiten zu packen, begab ich mich in ein entferntes Kabinett und legte hier Hand an mich, durchaus entschlossen und sogar hartnäckig. Allein ich war ungeschickt. Ich wurde in hilflosem Zustande entdeckt, man rief Ärzte, die alles taten, um eine Existenz, die ich hatte loswerden wollen, kunstgerecht zu bewahren. Seitdem besuchen mich diese Gelehrten, die Doktoren Brasdin und Beaudouin, täglich, auch der hochangesehene

Chirurg Dr. Dessault beehrt mich, aus reinem Interesse an der Erhaltung eines bedeutenden Autors, wie er mich wissen läßt, und jedenfalls ohne einer Bezahlung zu gedenken. Diese Herren sind entzückt von den Fortschritten, die ihre Kunst bereits an mir erzielt hat, und ich hüte mich höflicherweise, ihnen ihre Illusion vorzeitig zu nehmen.

Aber ich weiß es besser als sie. Es ist mein letztes Jahr, das beginnt.

Denn ich schreibe in der Sylvesternacht, auf der Schwelle zum Jahre 1794. Aus meinem Arbeitszimmer im ersten Stockwerk blicke ich in die Rue Neuve des Petits-Champs hinaus. Der Tisch, an dem ich schreibe – in gezwungener und komplizierter Haltung, denn meine beschädigten Gliedmaßen schmerzen beinahe in jeder, steht zwischen den beiden Fenstern, von denen die blauen Ripsvorhänge zurückgezogen sind. Draußen hängt in der Höhe meines Gesichts, an einem Strick, der quer über die Straße gespannt ist, eine Öllaterne, die in der windigen Nacht, von leichten Schneeflocken umstöbert, fortwährend leise schwankt. Auf diese Weise erkenne ich ihr Licht nur als einen mondig milchigen Schimmer, was überhaupt kein Wunder ist, da ich nur noch ein Auge besitze.

Auf meinem Schreibtisch, einem hübschen, geschweiften Stück, das wie beinahe mein gesamtes Mobiliar zum Eigentum der Nationalbibliothek gehört und aus der frühen Zeit des vorletzten Königs stammen muß, brennen drei Kerzen. Aber sie genügen unter den Umständen kaum, das Blatt vor mir befriedigend zu erhellen. Ich bemerke soeben, daß ich diese letzte Zeile hier über die vorletzte geschrieben habe, sodaß ein schwer leserliches Gesudel entstanden ist, und ich besser beide kopiere. Ich habe schon einen ganz hübschen Vorgeschmack von der Dunkelheit, die mich, meinen zuversichtlichen Ärzten zum Trotz, in der Nähe erwartet.

Auch von der Stille, die nach so viel Gerede, Gelächter und Deklamation mich umgeben wird, gibt diese Neujahrsnacht

einen Vorgenuß. Wiewohl das Gehör zu jenen Funktionen meines Leibes zählt; die intakt geblieben sind, vernehme ich nichts. Unten auf der Straße im Flockenfall scheint sich kein Mensch zu bewegen. Und hinter meinem Rücken weiß ich die weiten, tiefen Räume der Bibliothek, wo im Dunkel die Hunderttausende von Bänden auf ihren Regalen gereiht stehen, Meile um Meile davon, das zu Milliarden Lettern schwarzgeronnene Herzblut derer, die ihre gierig wimmelnden, stolpernden Menschengenossen haben aufhorchen machen, zur Besinnung bringen und anleiten wollen.

Der Wurm wandelt dort bohrend von einem ledernen Einbanddeckel zum andern, der Buch-Skorpion, Chiridium Museorum, langsam wie der menschliche Fortschritt, und erliegt mitten auf seiner unwissenden Wanderung, im dritten Jahr des „Peloponnesischen Kriegs“ oder vorm Eintritt in das Paradies des Dante. Lärmt das Nagen und Raspeln dieser Würmer zusammen in Eins, es müßte kreischen wie das Geräusch einer Säge. Aber sie sind weit von einander entfernt, jeder bohrt ganz allein. So höre ich nichts.

Etwas anderes vermag ich zu hören, wenn ich meinen Atem anhalte: ein zartes Schnaufen, ein diskretes Schnarchen genau gesagt, aus jenem abgelegenen Kabinett, darin ich vor sieben Wochen meine hartnäckigen Versuche angestellt habe. Ich ahne es eigentlich mehr als daß ich es höre. Aber ich ahne es gern.

Der da so verhalten schnarcht, ist der Gendarm Louis Le Courcheux, ein mir von Gerichtswegen in die Wohnung gelegter Aufseher, den ich bis zum Betrag von drei Franken täglich selbst zu erhalten habe. Es könnte überflüssig erscheinen, daß man einem Mann, der kaum mehr sieht und dessen Glieder ihm vielfach den Dienst versagen, einen ständigen Aufpasser beigibt. Aber ich bin weit entfernt, mich in meinem Fall zu beklagen. Denn der Gendarm Le Courcheux ist mir, statt eines Bützels, vielmehr ein dienender Gefährte und Helfer geworden.



Er ist ein Mann um die Vierzig, appetitlich in seiner Person und stets delikats rasiert, der in seiner Kleidung so wenig Amtliches zeigt als ihm nur irgend erlaubt scheint. Sein Betragen ist still und sanft, von nie durchbrochener, sogar etwas umständlicher Höflichkeit, und er erinnert an nichts so sehr als an einen vertrauten Kammerdiener in einem verschwundenen Adelshause. Er steht jetzt im Dienst der Republik und profitiert zu seinem bescheidenen Teil von den veränderten Umständen. Aber ich muß es ihm öfters verweisen, daß er mich durchaus nicht „Bürger“, nach der herrschenden Vorschrift, sondern unter Anwendung der dritten Person „Monsieur“ und mit Vorliebe Monsieur de Chamfort nennt. Ich verweise ihm das, nicht weil ich durchaus „Bürger“ geheißen sein möchte, sondern weil mir das Adelsprädikat nicht zukommt, mir auch nie zugekommen ist, und weil meine Empfindlichkeit, sogar in solch untergeordneten Dingen, gegen jede Art von blauem Dunst und Mogelei mechanisch reagiert. Reine Sache der Nerven. Als ob es nicht vor der Türe zum Nichts dreifach gleichgültig wäre, ob jemand mit Vicomte, Marquis, Bürger oder Schweinehund angeredet wird.

Jedenfalls, ich könnte mir keinen angenehmeren Lebens- oder Ablebensgefährten wünschen, als Louis Le Courcheux. Ob er Befugnis dazu besitzt, weiß ich nicht; aber er hat sich erboten, mich auf Ausgängen durch Paris zu begleiten. Miete ich unten an der Ecke der Rue de Richelieu eine der altersmorschen Sänften, die da noch bereitstehen, so wandert er neben den tragenden Savoyarden her und macht sie auf Unebenheiten des Pflasters aufmerksam. Und so erscheine ich, tappend und brüchig, mitunter im Zirkel der Freunde, die mir geblieben sind, und verbringe eine belebte Abendstunde mit verständigen Männern, ein Vergnügen, das ich seit jeher geliebt habe, und eines der wenigen, die ich mit meinem bevorstehenden Eintritt in das endgültige Schweigen ungern aufgebe.

Mein Gendarm ist verheiratet. Auf einem unserer Gänge durch Paris gelangten wir, ob durch Zufall oder auch nicht, in die unmittelbare Nähe seiner Wohnung, Rue Jean de l'Eglise, und er bat mich um die Ehre, bei ihm einzutreten. Ich hatte den Eindruck, daß wir erwartet wurden. Seine Frau, eine hübsche, füllige Picardin, von dem halbspanischen Typus, der in jener Nordprovinz auffallenderweise angetroffen wird, hielt einen Imbiß bereit. Er wurde uns von seiner Nichte aufgetragen, einem reizenden, sechzehnjährigen Geschöpf von zugleich engelhaftem und aufgewecktem Wesen.

Diese Nichte, Denise geheißen, Bruderstochter meines Gendarmen und Waise, hatte ihre Erziehung bei den „Dames de La Congrégation“ im Faubourg Saint-Marcel genossen und war erst kürzlich, nach Aufhebung der Klöster, zu ihren Verwandten zurückgekehrt. Ihr Onkel veranlaßte sie, mir ihre Schulhefte vorzuweisen, was sie auch sogleich mit anmutig bemänteltem Stolze tat. Ich sah die klarste und rundeste Handschrift der Welt, Kennzeichen eines natürlichen Geschmacks und einer ebenmäßig entwickelten Intelligenz. Unter liebevollem Kopfnicken gegen das Mädchen hin bemerkte mein Gendarm, daß die Äbtissin oder Vorsteherin jener Erziehungsanstalt alle ihre Berichte und Memoranden an die geistlichen Oberen der jungen Denise in die Feder diktiert habe, gewiß nicht nur in Würdigung ihrer Kalligraphie, sondern auch im Vertrauen auf ihre Verschwiegenheit.

Dem allem lag eine Absicht zu Grunde. Le Courcheux mußte bemerkt haben, wie sehr schon beim Abfassen kurzer Briefe mich mein Körperzustand behinderte, und er bot mir seine schönschreibende Nichte als Amanuensis an, ausdrücklich ohne Entgelt. Aus der Manier, in der er dies tat, sprach ein so hoher Respekt vor der Literatur als Beruf, daß ich schmerzhaft, ja wie von Reue berührt wurde. Denn mir selbst war dieser Respekt in meiner Laufbahn völlig abhanden gekommen. Oder wenigstens glaubte ich das.

Ich dankte ihm höflich. Ich dachte durchaus nicht daran, den Versuchen meines fünfzigjährigen Daseins während meiner kurzen Zusatzfrist noch neue hinzuzufügen. Und am wenigsten kam es mir in den Sinn, über dies Dasein selbst, das ich als wertlos und fruchtlos ansah, als verschwendet, verzettelt, verwirrt und vertan, Aufzeichnungen zu hinterlassen. Ich hatte mich abgefunden damit, achselzuckend es mir bescheinigt, daß nicht ein Vers von mir, keine Seite, nicht einmal die zwei Silben meines Berufsnamens meinen verurteilten Leib überdauern würden. Mit dem Stolz des von sich selber Enttäuschten, der wenigstens dartun will, daß keine Illusion ihn betrügt, hatte ich es sogar immer abgelehnt, die Erzeugnisse meiner literarischen Tätigkeit vom Buchhandel vereinigen zu lassen. Dort hinten in den tiefen Räumen der französischen Nationalbibliothek gibt es auf keinem der meilenlangen Regale eine Gesamtausgabe der Werke Chamforts.

Aber in diesen Wochen, sehr bald schon nach jenem Abstecher in die Wohnung meines Gendarmen, bin ich wankend geworden. Jemand hat mich wankend gemacht. Jemand ist aufgetreten, ein Freund, hat in das vor mir liegende Dunkel hinausgedeutet und mir in der Ferne ein kleines Licht gewiesen. Nicht völlig werde meine Spur vergehen, versichert der Freund und wiederholt es, höherm Nachdruck zuliebe, noch auf Lateinisch. Einem ganz bestimmten Teil des von mir Erzeugten, den ich selber am geringsten geachtet, unpubliziert im Winkel abgelegt und da beinahe vergessen hatte, gerade dem spricht seine biedere Stimme „Unvergänglichkeit“ zu.

Er ist nicht der erste beste, dieser Freund. Er ist kein Schwärmer, kein Plauderer, und seinem Urteil wird Gewicht zuerkannt. Ist er aber auch nur ein wenig im Recht – und ganz erstaunt nahm ich wahr, wie willig die höhnische Resigniertheit meines Herzens seinem Spruch und Zuspruch sich öffnete – wenn ich wirklich „non omnis moriar“, wenn es in einer entfernteren Zukunft Menschen geben wird, die mit den Silben

meines Namens einen Begriff verbinden und seinem abgesehenen Träger einige Blitze der Erkenntnis und bitteren Erheiterung danken, so verlangt es diese Ungeborenen auch vielleicht, etwas über die brüchige Existenz zu erfahren, aus der diese kurzen Blitze einst gezuckt sind.

Drei oder vier Monate Frist würden zur Abrundung eines gedrängten Lebensberichts wohl genügen. Reißt aber der Faden vorzeitig ab, bricht ein Blutgefäß ein oder rührt sich die Bleikugel, die irgendwo in meinem Kopfe steckt, so bleibt eben von einer durchaus fragmentarischen Existenz ein Fragment mehr zurück und mag sich verlieren. Beispielmäßiges verlöre sich nicht damit: mein Dasein ist nicht von der Art gewesen, auf die man die Schuljugend mit erhobenem Finger hinweist.

Ich werde also morgen meinen Gendarmen bitten, seine schlanke Nichte herzubestellen. Ich werde diktierend im Zimmer umherhinken oder dort seitlich in dem kühlen, schwarzen Ledersessel darauf warten, was für Fische aus dem tiefen Teich meiner Vergangenheit aufschnellen, um Luft zu schnappen. Die junge Denise wird hier am Tische zwischen den Fenstern sitzen, ich werde auf ihren weißen, gebogenen Nacken schauen, auf das schimmernde Haar darüber, das die Farbe dunkleren Honigs hat, und ein Hauch unschuldiger Jugend wird zu mir herwehen. Es ist köstlich, mit einem unschuldigen weiblichen Wesen die Atemluft zu teilen. Für solche Freuden habe ich in den Jahren meines eigentlichen Lebens nicht den rechten Sinn gehabt. Es gibt Vorgänge darin, die sich wenig eignen, von einem zarten Geschöpf, das noch kürzlich bei den Dames de La Congrégation zu Hause war, vernommen und aufgezeichnet zu werden. Darum werde ich vor gewissen Strecken meiner Erzählung Denise bitten müssen, die Feder niederzulegen, und werde mich selber zur Niederschrift bequemen trotz Gliederweh und versagendem Auge.

Beides macht mir eben jetzt wieder zu schaffen. Ich muß an diesen wenigen Seiten eine ganze Weile gekritzelt haben. Der

Wind draußen und das Schneetreiben um die sechseckige Laterne haben aufgehört. Ich nehme an, daß wir schon eine Stunde weit in meinem letzten Lebensjahre sind.

Der Übertritt hat sich unmerklich vollzogen. Es gab kein Glockengeläute um Mitternacht, erstens weil jetzt ganz allgemein die Glocken wenig geläutet werden, und sodann weil nach unserer neuen Zeitrechnung diese Nacht überhaupt keine Wende bedeutet.

Ich werfe einen Blick auf den vergleichenden Kalender, der zur Bequemlichkeit Lernstutziger gedruckt worden ist, und stelle fest, daß wir den 11. Tag im Monat Nivôse schreiben, dem „Schneemonat“, dem ein „Reifmonat“ vorausging und ein „Regenmonat“ folgt. Wir befinden uns im zweiten Jahr dieser Ära, die mit der Einführung der Republik begonnen hat.

Solch eine Neuordnung zeugt von historischem Selbstgefühl und von Tatsachensinn. Aber ich persönlich fühle mich der Mühe überhoben, mich genauer mit ihr vertraut zu machen, ebenso wie mit den veränderten Gewichten und Maßen, die in der Tat viel praktischer sein sollen als die alten. Denn wie ich auf dieser wirbelnden Kugel nicht mehr viel zu messen und zu wägen habe, so kann es mir auch gleichgültig sein, von welchem Ereignis her dies letzte Jahr meines Daseins gezählt wird, ob vom legendären Erscheinen des sanften Helden, der für die Menschen am Kreuz geblutet, oder von dem sicherlich verbürgteren Ende des schwerfälligen Fürsten, der, ohne von der Sache viel zu begreifen, die Sünden seiner Vorgänger auf dem Blocke gebüßt hat.

Ich war Zeuge großer Veränderungen, ein von bitteren Leidenenschaften bewegter Zeuge, wiewohl nicht von Heldenstatur. Der heftigste Erdriß und Erdrutsch neuerer Geschichte verschlingt mich bei wachem Bewußtsein. Und so, zwischen Sterben und Tod, im offenen Grab sitzend gewissermaßen, erstatte ich meinen Bericht.

## **Anekdoten aus dem Nachlass (1946)**

In: Carl Seelig (Herausgeber): Sterne. Anekdotische Kurzgeschichten aus sechs Jahrhunderten. Zürich [1946], Seite 213-215.

### Die Dame

Heine und Balzac gingen in Paris miteinander spazieren. Eine Dame kam vorüber. „Sehen Sie diese Frau an“, rief Balzac, „wie sie sich hält, wie sie angezogen ist! Das kann man nicht lernen; das ist angeboren. Ich wette, sie ist eine Herzogin.“ – „Eine Herzogin?“, sagte Heine skeptisch. „Ich halte sie für eine Kokotte.“

Sie wetteten. Sie forschten nach. Sie hatten beide recht.

### Allzu große Verschwendung

Einer jungen, hübschen Dame fiel der Fächer zu Boden. Der alte, weißhaarige Bernard le Bovier de Fontenelle, der daneben stand, bückte sich mühsam mit steifen Knien und hob ihn auf. Sie nahm den Fächer und dankte kaum. „Aber, gnädige Frau“, lächelte der schlagfertige Schriftsteller, „sehen Sie mich doch an! Bei Gott, Sie verschwenden Ihre Kälte.“

### Er muß vergessen werden!

Kant führte ein liebeleeres, einsames Junggesellen-Dasein. Gern hatte er eigentlich nur seinen Diener Lampe; an dessen Erfahrung war er gewöhnt und an dessen Treue glaubte er. Aber nach vielen Jahren stellte sich heraus, daß dieser Lampe stahl; er wurde entlassen.

Nun gab es in Kants methodisch abgeteiltem Leben eine gewisse Stunde täglich am frühen Abend, da rückte er seinen Sessel ans offene Fenster, spannte ab und erlaubte sich etwas anderes zu sein als ein zermalmender logischer Hammer. Und täglich kehrten nun unweigerlich seine Gedanken zu Lampe zurück, zu seiner Sorgfalt und Pflege. Er sehnte sich nach die-

sem Dieb und schämte sich doch seiner Sehnsucht auf das bitterste. Deshalb schrieb er auf ein Stück weißen Karton die Worte: „Lampe muß vergessen werden!“ und stellte diesen Karton allabendlich vor sich hin auf die Fensterbank.

Man fand ihn noch in seinem Nachlaß.

### Unerlaubte Geschenke

Ein Soldat aus der Armee Friedrich des Großen hatte von einem wundertätigen Muttergottesbild einen Edelstein gestohlen. Seine Tat wurde entdeckt. Er behauptete freilich, die Muttergottes habe ein Wunder getan; sie habe ihm, in Ansehung seiner bitteren Armut, den Edelstein geschenkt. Aber das Kriegsgericht glaubte ihm nicht. Es verurteilte ihn zum Tode, und der König sollte das Urteil bestätigen. Dem lag an einem Soldaten mehr als an einem Heiligenbild, und er richtete an den nächsten Bischof die Frage, ob denn nach den Lehren der katholischen Kirche ein solches Wunder möglich sei?

Der Bischof mußte antworten, möglich sei es. Friedrich kassierte das Urteil und schrieb an den Rand: „Der Soldat wird freigesprochen, weil nach den Lehren seiner Kirche die Muttergottes so etwas wirklich tun kann. Ich verbiete ihm aber bei Todesstrafe, je wieder Geschenke von dieser Dame anzunehmen.“

### Der alte Papagei

Bei einem Eingeborenenstamm am Rio Negro sah Alexander von Humboldt einen alten Papagei, der außerordentlich fließend und wohlartikuliert sprach. Humboldt konnte die Worte aber dennoch nicht verstehen und bat einen Häuptling um die Übersetzung.

„Diesen Papagei kann auch ich nicht verstehen“, sagte der Häuptling. „Niemand von uns kann es, denn er spricht nicht unsere Sprache.“ – „Er ist also von weither zu euch gekommen?“ – „Nein! Aber er ist ungeheuer alt und spricht die Spra-

che des Stammes, der vor uns in diesen Tälern gewohnt hat. Dieser Stamm ist ausgestorben.“

„Die den Vogel verstanden haben, sind tot“, sagte Humboldt und sah seine Begleiter an, „die mit ihm leben, verstehen ihn nicht, und er selber ...“



## **Alphabetisches Register der Titel**

- Ah, le misérable! (1914) 167  
Anekdoten aus dem Nachlass 782  
Bigram (1921) 371  
Blutsprüfung (1935) 629  
Braucht man mehr zu wissen? (1924) 411  
Chamfort erzählt seinen Tod (1945) 773  
Das Böse (1911) 51  
Das Goldbergwerk (1916) 225  
Das Haar (1921) 325  
Der Antiquar (1937) 633  
Der Bräutigam (1920) 276  
Der Engländer (1927) 433  
Der Glücksfall (1911) 28  
Der Goldene (1921) 286  
Der Himmel der Enttäuschten (1916) 196  
Der Kaiser (1921) 400  
Der Magier (1929) 546  
Der Marschall (1916) 240  
Der Papagei (1911) 93  
Der Schatten (1916) 209  
Der Stolz des Privatdozenten Kaiser (1908) 7  
Die Melodie (1911) 59  
Die Monduhr (1933) 586  
Die Mutter einer ganzen Stadt (1911) 87  
Die Stadt Algier (1934) 622  
Die Tat (1921) 357  
Die Unbekannte (1921) 341  
Ein Abenteuer in Venedig (1911) 103  
Ein Hollywood im 16. Jahrhundert (1944) 767  
Ein Konzert (1927) 442  
Faschistenfest (1942) 697  
Frau Ethel Redgrave (1914) 175

Gespräch auf der Altane (1922) 402  
Herr Komerell und der Papagei (1909) 13  
Hochbahnfahrt (1924) 423  
Honour thy Father and thy Mother (1943) 705  
Koptisch muß sein (1923) 412  
Kuxe ... Kuxe ... (1914) 167  
La Buena Sombra (1916) 231  
Leidenschaften (1916) 252  
Mary Queen of Scots (1924) 422  
Nacht in Cannes (1928) 451  
P. Q., der Kritiker (1914) 172  
Pantomime (1911) 14  
Politische Novelle (1928) 462  
Schwager Kronos (1916) 263  
Sechzehntausend Francs (1940) 642  
Stadt im alten Galizien (1943) 701  
The suitcase (1943) 754  
Vier Schlaefer (1942) 693